

IWANS KRIEG

CATHERINE
MERRIDALE

DIE ROTE ARMEE
1939-1945

S. FISCHER



**VON
STALIN** brutal missbraucht und danach fallen gelassen,
später als Ikonen des »Großen Vaterländischen
Krieges« ausgebeutet: Erstmals werden die persönliche Geschichte
und das meist grauenvolle Schicksal einzelner Soldaten der
Roten Armee aus der Perspektive der Beteiligten vor dem
Hintergrund des Zweiten Weltkrieges eindrücklich dargestellt.

»EINZIGARTIG UND
VON UNSCHÄTZBAREM WERT,
GESCHRIEBEN MIT
EINER BEEINDRUCKENDEN
LEIDENSCHAFT.«

Anne Applebaum, Autorin von »Der Gulag«



EIN BUCH VON S. FISCHER
WWW.FISCHERVERLAGE.DE

Die Geschichte des Zweiten Weltkrieges in Russland ist bisher als Geschichte der Sowjet-Diktatur und ihrer Generäle erzählt worden. Über das Leben des »gewöhnlichen« russischen Soldaten, der selbst von den eigenen Leuten »Iwan« genannt wurde, ist wenig bekannt. Man weiß so gut wie nichts über die brutale Wirklichkeit seines alltäglichen Lebens, über seine Träume und sein Sterben.

Die englische Historikerin Catherine Merridale hat Pionierarbeit geleistet: Sie stellt die einfachen russischen Infanteristen in den Mittelpunkt ihrer Forschung. Millionen von ihnen starben, wurden in Selbstmordkommandos in den sicheren Tod getrieben oder sie erfroren hinter Stacheldrahtzäunen von Kriegsgefangenenlagern.

Merridale hat Briefe, Tagebücher und militärische Berichte studiert, hat in den Archiven von Stalins Geheimpolizei geforscht und außerdem mit Hunderten von Überlebenden gesprochen. Daher kann sie hinter die stalinistische Propaganda schauen, die Helden schmiedete und doch die Soldaten mit mangelhafter Ausrüstung gegen deutsche Panzer schickte. Man versteht nun, wie ihr Mut und Patriotismus, ihre Furcht und auch die Rachegefühle zustande kamen, mit denen sie Hitlers Armeen in blutigen und verlustreichen Kämpfen besiegten.

»Glänzend geschrieben, eine ergreifende Erzählung über das Leiden und Sterben im Zweiten Weltkrieg. Merridale hat ein Meisterwerk über ein besonders in Deutschland kaum beachtetes Kapitel des Zweiten Weltkrieges verfasst.« PROF. DR. JÖRG BABEROWSKI, HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN



CATHERINE MERRIDALE arbeitete für ihre Dissertation über »Die Basis der Kommunistischen Partei in Moskau während Stalins Aufstieg in den 20er und 30er Jahren« an der Universität Moskau. Promotion 1987 in Cambridge, anschließend Dozentin am King's College/Cambridge. Ab 1993 war Catherine Merridale Professorin für Geschichte an der Universität Bristol, seit 2004 lehrt sie an der Queen Mary University/London. Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. »Moscow Politics« und »Steinerne Nächte. Leiden und Sterben in Russland«.

Umschlaggestaltung:
Hißmann, Heilmann, Hamburg / Imke Schuppenhauer

Umschlagabbildung: Picture-Alliance/akg-images

Für meinen Vater
Philip Merridale

Inhalt

Karte: Der Krieg an der Ostfront 8
Einführung: Wahre Kriegsgeschichten 11

1. Die Früchte der Revolution 35
2. Chaotische Verhältnisse 63
3. Vorboten der Katastrophe 99
4. Abgründe des Kriegs 135
5. Schritt für Schritt 174
6. Ein verwüstetes Land 211
7. Verwerfungen 252
8. Wechselbäder 290
9. Schändungen 328
10. Der kalte Frieden 367
11. Die Kultur des Gedenkens 404

Danksagung 422

Chronologie 425

Zu den Quellen 428

Anmerkungen 430

Auswahlbibliographie 464

Namenregister 471



archangel

Der Krieg an der Ostfront: 1939 – 1945

0 Meilen 500
0 Kilometer 800



Einführung: Wahre Kriegsgeschichten

Im Zentrum von Kursk gibt es im Juli keinen Schatten. Dies muss einigen Aufwand gekostet haben, denn die Stadt liegt auf einem der fruchtbarsten Böden Russlands, der sich süd- und westwärts bis in die Ukraine erstreckenden Schwarzerde. Hier und da aufragende Pappeln zeugen von Wasser, entlang der Zufahrtsstrassen blühen Lichtnelken und purpurrote Wicken schulterhoch. Das Land trägt auch Gemüse, Gurken zum Beispiel, die man in Essig und Dill einlegt, oder Kohl, Kartoffeln und Kürbisse. Den Sommer über leert sich die Stadt freitags nachmittags schnell. Alles fährt hinaus aufs Land, in die beliebten Holzhütten oder Datschen, und Frauen mit Giesskannen verteilen sich über die Felder. Montags schwappt die Welle um, der Rückstrom in die Stadt beginnt. Dort bieten auf den zentral gelegenen Strassen Händler fette Steinpilze, Hausmacherpasteten, Eier, Gurken und Pfirsiche feil. Hinter einer kleinen, im 19. Jahrhundert zum Gedenken an den russischen Sieg über Napoleon Bonaparte erbauten Kirche kauern Kinder neben einer Herde klappriger brauner Ziegen im Gras.

Die Ortsmitte selbst weiss nichts von solcher Vielfalt. Hundert Jahre zuvor gab es dort Häuser mit Innenhöfen voller Weinlaub, heute sieht man hier nur noch Asphalt. Bei meinem Besuch verging mir in der Hitze jede Lust, den Platz mit Schritten auszumessen, doch er ist riesig und mindestens zwei, drei Fussballfelder gross. Seine Dimensionen stehen in keinem Verhältnis zu den umliegenden Gebäuden, von den Anwohnern zu schweigen. Vor dem Hotel sammeln sich Taxen, verbeulte sowjetische Modelle, ausgestattet mit Ikonen, Rosenkränzen und Kunstfellschonbezügen. Alle dreissig Minuten rattert ein alter Bus, unter der eigenen Last ächzend, zum mehrere Kilometer entfernten Bahnhof.

Wer kann, meidet jedoch den öden, unwirtlichen Platz. Bäume gib es nur zum Park hin, allerdings nicht gerade üppige Schattenspendler, sondern blaugraue Kiefern, streng symmetrisch angeordnet, stachelig und starr wie aus Kunststoff. Als kommunistische Pflanzungen müssen sie, wie in allen russischen Städten, gleichsam strammstehen. Von der Leninstatue oder vom Kriegerdenkmal aus wirkt das besonders eindrucksvoll. In Moskau steht eine schnurgerade Reihe davon unter den blutroten Mauern der Lubjanka.

Besagter Ortskern – der «Rote Platz» – erhielt seine heutige Gestalt kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Kursk war im Herbst 1941 der vorrückenden Wehrmacht in die Hände gefallen, und die während der Besatzung nicht zerstörten Gebäude trugen dann im Februar 1943 bei den Kämpfen um die Wiedereinnahme schwere Schäden davon. Viele Häuser wurden im Lauf eines harten Winters von Anwohnern abgerissen, wenn ihnen Heizöl und Brennholz ausgingen. Das alte Kursk, einst Provinzzentrum, in dem 1939 noch etwa hundertzwanzigtausend Menschen lebten, wurde fast vollständig zerstört, und den Planern lag beim Wiederaufbau nichts daran, seinen historischen Charme zu bewahren. Der neue Rote Platz sollte nach ihrem Willen nicht der Entspannung für die wenigen verbliebenen Menschen dienen, sondern Paraden einer Armee, die fortan immer den Grossteil der Bevölkerung stellte. Jene mehr als eine Million sowjetische Männer und Frauen, die im Sommer 1943 in den hügeligen Feldern der Provinz Kursk eine Serie schwerer Gefechte austrugen, entschieden damit nicht nur das Schicksal Russlands oder der Sowjetunion, sondern den Ausgang des Kriegs in Europa. Nach dessen Ende durfte sich der Stadtkern in eine Arena für Zeremonien ähnlich kolossaler Ausdehnung verwandeln.



Welchen Massstab man auch anlegt, dieser Krieg sprengte die Grenzen der menschlichen Vorstellungskraft. Schon die Statistiken wirken erdrückend. Als er im Juni 1941 ausbrach, bereiteten sich etwa sechs Millionen Soldaten, deutsche und sowjetische, auf den Kampf an einer Front vor, die sich über nahezu zweitausend Kilometer durch Marsch- und Waldland, Dünenstrände und Steppen wand.¹ Die Sowjets hielten im fernen Osten bereits weitere zwei Millionen Mann unter Waffen, die dann binnen weniger Wochen zum Ein-

satz kamen. Als sich der Konflikt im Lauf der nächsten beiden Jahre zuspitzte, zogen beide Seiten zusätzliche Truppen zusammen, um sie in verlustreichen Bodengefechten einzusetzen. 1943 war es nichts Ungewöhnliches, wenn an der Ostfront insgesamt mehr als elf Millionen Männer und Frauen gleichzeitig kämpften.²

Entsprechend gigantisch stellten sich die Opferzahlen dar. Im Dezember 1941, sechs Monate nach dem Überfall, hatte die Rote Armee bereits vier- einhalb Millionen Mann verloren.³ In Massen führte man Gefangene ab. Dabei besaßen die Deutschen nicht einmal genügend Wachen, geschweige denn Stacheldraht, um die in den ersten fünf Kriegsmonaten gefangen genommenen zweieinhalb Millionen Rotarmisten unter Verschluss zu halten.⁴ Allein die Verteidigung Kiwos kostete die sowjetische Seite innerhalb weniger Wochen beinahe siebenhunderttausend Mann an Gefallenen oder Vermissten.⁵ Fast die gesamte Vorkriegsarmee war Ende 1941 tot oder interniert. Und das Ganze wiederholte sich, als man eine weitere Generation in Uniform steckte, um sie töten, gefangen nehmen oder verstümmeln zu lassen. Insgesamt wurde die Rote Armee im Verlauf des Kriegs mindestens zweimal völlig vernichtet und erneuert. Offiziere – mit einer Verlustrate von fünfunddreissig Prozent, rund dem Vierzehnfachen der zaristischen Armee im Ersten Weltkrieg – musste man fast ebenso schnell rekrutieren wie einfache Soldaten.⁶

Aufgeben kam nie in Betracht. Obwohl britische und amerikanische Bomber die Deutschen weiter aus der Luft angriffen, war den Soldaten der Roten Armee von 1941 an schmerzlich bewusst, dass es an ihnen als der letzten grossen Streitkraft hängen würde, die Hitler'schen Armeen niederzukämpfen. Sie warteten sehnsüchtig auf die Nachricht, dass die Alliierten in Frankreich eine zweite Front eröffneten, kämpften jedoch weiter, in dem Wissen, keine andere Wahl zu haben. Dies war kein blosser Handels- oder Gebietskonflikt. Sein Leitprinzip war die Ideologie, sein Ziel, eine Lebensweise auszulöschen. Zu unterliegen hätte das Ende der Sowjetunion bedeutet und den Genozid an Slawen und Juden. Das zähe Durchhalten forderte einen schrecklichen Preis: Die Sowjets kostete der Krieg mehr als siebenundzwanzig Millionen Menschenleben, die Mehrzahl davon Zivilisten, unglückliche Opfer von Deportationen, Hunger, Krankheiten oder direkter Gewalt. Doch von dieser grausigen Gesamtzahl entfielen allein auf die Rote Armee mehr als

acht Millionen Gefallene.⁷ Das sind weit mehr als die militärischen Toten aller Parteien des Ersten Weltkriegs und steht im auffallenden Kontrast zu den Verlusten der britischen und der amerikanischen Streitkräfte von 1939 bis 1945, die nicht über eine Viertelmillion hinausgingen. Die Rote Armee war, wie ein Rekrut es ausdrückte, ein «Fleischwolf». Ein anderer formulierte es so: «Man holte, schulte, tötete uns.»⁸ Malaparte verglich sie abschätzig mit «Massenprodukten»⁹, doch die Regimenter marschierten weiter, obwohl schon ein Drittel des sowjetischen Gebiets in feindlicher Hand lag. Bis 1945 hatte die Sowjetunion seit 1939 mehr als dreissig Millionen Menschen für die Rote Armee mobilisiert.¹⁰

Das Epos dieses Kriegs ist schon viele Male nacherzählt worden, doch die Geschichten jener dreissig Millionen Rotarmisten bleiben noch zu erkunden. Wir wissen eine ganze Menge über britische und amerikanische Soldaten; sie dienten als Fallstudien für einen Grossteil der Theorien über Kampf, Ausbildung, Trauma und Überleben im Krieg.¹¹ Wenn es aber um den Krieg der Extreme an der sowjetischen Front geht, so stehen dabei perverserweise fast immer die Soldaten von Hitlers Wehrmacht im Vordergrund.¹² Seit dem Sieg der Roten Armee sind sechzig Jahre verstrichen, und sogar der Staat, für den die sowjetischen Soldaten kämpften, ist untergegangen; Iwan aber, der russische Schütze, das Pendant zum britischen Tommy und dem deutschen Fritz, bleibt uns ein Geheimnis. Uns, die wir von ihrem Sieg profitierten, erscheinen die Millionen sowjetischer Rekruten als eine anonyme Masse. Wir wissen zum Beispiel nicht, woher sie kamen, geschweige denn, woran sie glaubten oder aus welchen Gründen sie kämpften. Wir wissen auch nicht, wie das Erlebnis dieses Kriegs sie veränderte, wie seine unmenschliche Gewalt ihre Auffassung von Leben und Tod prägte. Wir wissen nicht, wie Soldaten miteinander sprachen, welche Lehren, Witze oder Lebensweisheiten sie austauschten. Und wir haben keine Vorstellung davon, zu welchen Gedanken sie innerlich Zuflucht nahmen, von welchen Inseln sie träumten, wen und wie sie liebten.

Das war keine alltägliche Generation. Bis 1941 hatte die 1918 gegründete Sowjetunion bereits ein beispielloses Mass an Gewalt erlitten. Nach den sieben Krisenjahren ab 1914 folgte der Bürgerkrieg (1918-1921) mit weiteren grauenhaften Kämpfen. Dieser brachte einen verzweifelten Mangel an allem, an Brennstoff, Brot oder Decken, und Seuchen, gefolgt von jener neuen Geissel, die Lenin als «Klassenkrieg» bezeichnete. Die daran anschliessende



*Abschied eines Soldaten von Frau und Kindern,
Don-Front 1941*

Hungersnot war zwar ebenfalls in jeder Hinsicht schrecklich, doch als 1932/33 weit über sieben Millionen Menschen verhungerten, erschien das Elend von 1921, so ein Zeitzeuge, dagegen «wie ein Kinderspiel»¹³. Auch hatte der Kraftakt des ersten Fünfjahresplanes für Wirtschaftswachstum die Sowjetgesellschaft gespalten, zumal das Regime die Bauern in Kollektive trieb, politische Gegner vernichtete und einige Bürger zur Sklavenarbeit

zwang. Jene Männer und Frauen, die 1941 kämpfen sollten, waren die Überlebenden einer Ära des Aufbruchs, der in kaum mehr als zwei Jahrzehnten weit über fünfzehn Millionen Menschenleben forderte.¹⁴



«Das war ein besonderer Menschenschlag», sagen alte Soldaten. Solche Äusserungen habe ich in Russland Dutzende Male gehört. Dahinter verbarg sich die Ansicht, dass die Martern eine aussergewöhnliche Generation geschaffen hatten. Viele Historiker unterstützen diese Deutung oder respektieren zumindest den Nachweis von stoischer Geduld und Selbstaufopferung einer ganzen Nation. «Rein materielle Erklärungen des sowjetischen Sieges sind nie recht überzeugend», schreibt Richard Overy in seiner massgeblichen Studie über Russlands Krieg. «Man kann eine solche Geschichte nicht schreiben, ohne in irgendeiner Form die ‚Seele‘ oder das ‚Gemüt‘ des russischen Volkes mit einzubeziehen: Sie spielen eine viel zu grosse Rolle, als dass man sie als blosser Sentimentalität abtun könnte...»¹⁵ «Patriotismus», herrschten Veteranen mich an, «werden Sie unter unseren jungen Leuten von heute nicht mehr finden.» Falls das zuträfe, müsste man umso gründlicher über die Motive von Soldaten nachsinnen, deren Existenz gerade jener Staat ruiniert hatte, für den sie dann kämpfen sollten; aber auch darüber, was Eltern oder ältere Kameraden, die schon andere Kriege und Regierungen überlebt und dabei viele sterben gesehen hatten, potenziellen Frontkämpfern an Einsichten mit auf den Weg gaben. Die Biographien der Soldaten bilden ein Geflecht von Paradoxien, und das sechzigjährige Gedenken hat die Verwirrung nur noch gesteigert.

Selbstverständlich gibt es eine langjährige offizielle Version des Ganzen: den Heldenmythos der UdSSR. Man findet ihn in jedes sowjetische Kriegerdenkmal eingemeisselt, und zahlreiche Kriegslieder besingen ihn. Eine seiner klassischen Ausdrucksformen war ein umfangreiches Gedicht, das Versespos des fiktiven Soldaten Wasili Tjorkin, mit dem sein Autor, Alexander Twardowski, 1944 den Stalin-Preis gewann. In dieser Version, wie auch in den Liedern und Gemälden jener Zeit, stand der Soldat als ein idealer Jedermann da.¹⁶ Er war einfach, gesund, stark und tapfer, weitsichtig, selbstlos und frei von Todesfurcht. Fast nie versank er in der dunklen Seite des Kriegs, sondern er blickte fest in die Zukunft und sah eine strahlende Utopie, für die

er gerne sein Leben opfern wollte. Wenn er sich überhaupt Gefühlen hingab – und als Mensch musste er ja welche haben –, so den rührselig sentimental. In seiner Poesie reimte er bevorzugt, rühmte weisse Birken, russische Mädchen und die Gewissheiten schlichter Liebe. Wäre er gestorben wie Millionen, jedoch ohne Fluchen, Rauchen, Exkrememente und Gestank, so hätten seine Liebsten und Kameraden um ihn getrauert. Bei alledem aber durfte nicht das leiseste Anzeichen von Panik, Versagen oder Zweifel die Sache verdüstern, geschweige denn der Verdacht aufkommen, dass ein solcher Soldat Städte ausplündern könnte, die seine Armee zu befreien kam.

Twardowskis Gedicht war bei Soldaten sehr beliebt. Ihnen gefielen die schlichten Rhythmen und der ruhige Ton, das biedere Russisch und der Patriotismus. Sie schienen die harmlosen Kriegsdarstellungen zu geniessen, zumal sie auch selber dazu beitrugen. Jahrzehntelang, bis weit in die neunziger Jahre hinein, sprachen und schrieben die Veteranen auf ihre eigene Weise. Sie wussten, wie sie ihren Krieg haben wollten – oder besser, wie sie ihre Erinnerung absichern und den geteilten Schrecken entschärfen konnten –, und stützten ihre zivile Existenz darauf, sich an die vereinbarte Lesart zu halten. Ihre Lieblingsautoren waren Kriegsschriftsteller, doch kein sowjetisches Buch über den Krieg erwähnte jemals Dinge wie Panik, Selbstverstümmelung, Feigheit oder Vergewaltigung. Eine amtliche Zensur, die Werke von Schriftstellern wie Wasili Grossman verbot, weil sie die Furcht von Soldaten schilderten, ging Hand in Hand damit, dass die Überlebenden ihre Vergangenheit bezähmen mussten.¹⁷ Das kollektive Gedächtnis diente der Besänftigung und gerade nicht dem Erinnern: Die Kriegsgeneration behandelte ihre eigene Jugend wie die ehemaliger Pfadfinder, die von gemeinsamen Zeltausflügen schwärmen. An Feiertagen erhoben die Veteranen ihre Gläser, tranken auf alte Freunde und sangen dann gemeinsam ihre Lieblingskriegslieder, wobei sich die Melodien des Schmerzes und der Katastrophe in etwas Pathetisches verwandelten.



Ich habe dieses Buch mit dem Ziel geschrieben, über die Mythen hinauszugehen und nach dem zu forschen, was der Chronist eines anderen Konfliktes als «wahre Kriegsgeschichten» bezeichnete.¹⁸ Diese Idee kam mir, als ich

ein analoges Werk, eine Studie über Tod und Verwaisung, abschloss, das sich hauptsächlich mit den Opfern Stalins befasst. Ich hatte in diesem Kontext mit Veteranen gesprochen und wollte nun mehr über das Schweigen herausfinden, das sich hinter ihren Erzählungen verbarg. Ausserdem wollte ich die Doppelbödigkeit ihrer Selbstachtung als Soldaten erkunden, denn obgleich Veteranen der Roten Armee immer als Sieger erscheinen und sich selbst auch derart wahrnehmen, litten die meisten von ihnen schwer unter einem der grausamsten Regimes der Moderne. Sie herrschten im Feld über Geschütze, aber kamen aus einem Alltag, in dem man im Schatten von Willkür und demütigender Gewaltherrschaft lebte. Nach Ableistung des Kriegsdienstes würden sie in diesen zurückkehren müssen. Auch wenn der Staat ihre Leistungen im Dienst würdigte, so erkannte er freilich fast nichts von dem an, wofür sie kämpften – zum Beispiel eine offene Gesellschaft ohne ständige Furcht –, und ironischerweise impfte er ihnen so grossen Stolz ein, dass sie ihre Ohnmacht kaum noch wahrnehmen konnten.

Dieses Projekt folgte zwar naturwüchsig aus meinen früheren Arbeiten, da es aber den Krieg betraf, konnte ich erst kürzlich damit beginnen. Der Zusammenbruch des Einparteiensystems und des Sowjetkommunismus lockerte den Zugriff offizieller Lesarten auf das Innenleben der Menschen und liess eine grössere Bandbreite von Erinnerungen an die Oberfläche treten. Heute kann man daher Dinge denken – und sagen –, die im Bann der Sowjetmacht tabu waren. Auch die Forschungsbedingungen verbessern sich stetig. Ehemals unter Verschluss gehaltene – also dem Kollektivgedächtnis entzogene – Dokumente werden jetzt massenhaft freigegeben. Ohne die Einsicht in Feldpostbriefe, in Berichte der Militär- und Geheimpolizei und in armeeinterne Gutachten zur Kampfmoral hätte dieses Buch nicht entstehen können. Zum Glück haben sich einige Soldaten über das Verbot hinweggesetzt, an der Front Tagebuch zu führen, so dass ich Dutzende von aufbewahrten Texten heranziehen konnte, zum Teil sogar im Original. Ausserdem verwertete ich Augenzeugenberichte. Da sich das Kriegsgeschehen fast bis zum Schluss ganz auf sowjetischem Boden abspielte, erfasste es viele Dörfer und Bauernhöfe, in denen Zivilisten verzweifelt um ihr Überleben kämpften. Ich besuchte Schlachtfelder, zum Beispiel bei Kursk, Sewastopol, Kertsch, Kiew, Istra, Wjasma und Smolensk, und fragte Einheimische nach ihren Erinnerungen, was in der alten Sowjetunion völlig undenkbar gewesen wäre.

Veränderungen gab es allerdings auch bei etwas noch Heiklerem und Be-
deutsamerem als der Reisefreiheit und den Archivgesetzen, denn in sowjeti-
schen Zeiten hatten sich rechtschaffene Gelehrte gar nicht ernsthaft mit dem
Krieg befasst. So betrachteten meine Bekannten an der Universität Moskau
das Thema in den achtziger Jahren mit einem Gemisch aus Langeweile –
wegen der ewigen Litaneien – und Entsetzen vor allem darüber, wie man
echte Erinnerungen an Kampf und Tod in einen patriotischen Mythos umge-
modelt hatte. Der Krieg schien einem verkommenen, ideologisch bankrotten
Staat zu gehören. Wie die klobigen Gebrauchtmöbel in unseren engen Stu-
dentenbuden war er für etwas Historisches noch zu jung, gleichzeitig aber zu
sperrig, um ihn einfach übergehen zu können. Doch Generationen wechseln,
und die heute in Russland aufwachsende Jugend hat keine Sowjetmacht er-
lebt. Frei von Erinnerungen an die öden Staatsparaden mit erzwungener Ehr-
furcht vor den nationalistischen Kriegsmythen kann sie unbefangene rele-
vante Fragen stellen. Ein wiederbelebtes Interesse am Krieg, weitgehend ge-
säubert von den Frömmeleien des letzten halben Jahrhunderts, regt zu neuen
Forschungen, Gesprächen und Schriften an.¹⁹ In einigen Fällen haben die
Veteranen selbst, vom Starrsinn der Sowjetkultur entbunden, neu über ihren
Krieg nachzulesen und nachzudenken begonnen. In den Regalen mancher
meiner Gesprächspartner sah ich kürzlich erschienene Geschichts- und Me-
moirenwerke sowie Nachdrucke einst streng geheimer Befehle.²⁰

Als ich 2001 mit der Arbeit an diesem Buch begann, hielt ich nebenher
auch einige Stunden Geschichtsunterricht in russischen Klassen. Auf meine
Frage, welches historische Thema sie am liebsten wiederbelebt und neu er-
forscht sähen, plädierten alle Schüler ohne zu zögern für den Zweiten Welt-
krieg. «Die Alten», sagte ein Mädchen, «waren wirklich etwas Besonderes.
Hätte ich doch nur meiner Grossmutter besser zugehört, als sie noch lebte!»
Andere brachten mich in Kontakt mit Verwandten, manchmal ihren Urgros-
seltern, und die Schüler trugen auch teilweise selbst einige der Geschichten
zusammen. Aus dieser Kooperation gingen manche der hier zugrunde geleg-
ten Zeitzeugnisse hervor. Das Engagement wieder anderer Schüler liess sie
an einem Aufsatzwettbewerb teilnehmen, den der Moskauer Menschen-
rechtsverein Memorial seit mehreren Jahren veranstaltet. Viele der preisge-
krönten Beiträge basierten auf Interviews, andere auf privaten Briefbestän-

den. Als Konglomerat bilden sie eine Art inoffizielles Archiv von Kriegserlebnissen.²¹

Alles in allem haben etwa zweihundert Veteranen etwas zu diesem Buch beigesteuert. Mit den meisten sprach ich persönlich, entweder allein oder gemeinsam mit einem Mitarbeiter, der sie ausfindig gemacht hatte und nun zu einer entspannten Situation beitrug.²² Manchmal war uns bewusst, dass ich als militärisch unbeleckte Fremde, noch dazu Frau, bei den alten Herren eine gewisse Beklemmung oder Zurückhaltung hervorrief. Um das auszu-schalten, bat ich einen Kollegen, einen russischen Kriegsveteranen und ver-sierten Interviewer, einige der Gespräche in eigener Regie zu führen. Also redete Alexei den Sommer über in seinem heimischen Kaluga mit alten Sol-daten, die er grösstenteils von Kindheit an kannte. Einige der Tabus, die zwi-schen uns und der Kriegsgeneration liegen, hielten sich trotzdem, zum Bei-spiel die mit Sexualität und Tod verbundenen Fragen. Ausserdem stellten wir – und zwar wir alle – fest, dass sich ein mitten im Krieg eigens für Sol-daten konstruiertes und im Lauf der Jahre verhärtetes Selbstbild auf der Ba-sis patriotischer Mythen im hohen Alter kaum mehr überwinden liess. Gleichwohl gingen aus manchen der Interviews Freundschaftsbeziehungen mit jahrelang fortgeführten Dialogen hervor. Probleme, die keine schriftli-che Archivquelle lösen kann, klärten respektive erübrigten sich bei Tee mit Wodka oder georgischem Wein. Doch auch wenn die Veteranen lebhaft über Liebe, Essen, Reisen, das Land und das Wetter sprachen, und auch wenn sie sich glücklich an damals neu gewonnene Freunde erinnerten, die wenigsten von ihnen konnten wieder in den Abgrund der Gefechte selbst eintauchen.

Diese Abwehr kennzeichnet nicht nur sowjetische Soldaten. John Stein-beck, der kurz nach dem Krieg Russland besuchte, hatte ebenfalls Ge-fechtserfahrung, doch gerade ihm war – wie fast allen Soldaten bei diesem grausigen Thema – vollends bewusst, dass sich gewisse Erlebnisse, zumal so schreckliche, der Mitteilung entziehen. Steinbeck erklärte, dass Soldaten, körperlich und emotional ausgelaugt, dazu neigen, sich in den Schlaf zu flüchten: «Wenn du aufwachst und an das Geschehene zurückdenkst», fuhr er fort, «erscheint es schon fast wie ein Traum. Du versuchst dich auf Ein-zelheiten zu besinnen und schaffst es nicht mehr. In deiner Erinnerung ver-fließen die Konturen. Einen Tag später entgleiten noch mehr Tatsachen, bis fast nichts mehr übrig ist.

[...] Kein normaler Mensch kann anhaltende Gefechte ertragen, und wenn Betroffene anschliessend zurückhaltend erscheinen, erinnern sie sich vielleicht gar nicht mehr so genau daran.»²³ Fast alle Briefe sowjetischer Soldaten und heutige Zeugnisse von Überlebenden unterstreichen das. Vielleicht ist Amnesie bei manchen Formen der Gewalt ein Segen. Ich habe alle verfügbaren Quellen benutzt, von Zeugenaussagen bis zu Gedichten, Polizeiberichten und zerfurchtem Waldboden, um das Universum des Kriegs zu rekonstruieren. Ich habe auch Wehrmachtsangaben miteinbezogen, denn manchmal sieht der Feind mehr als seine Kombattanten auf der Gegenseite. Doch am Ende birgt beredtes Schweigen oft mehr Wahrheit als ausführliche Protokolle.

Verbissenes Schweigen dagegen wirkt eher entmutigend. In Russland herrschen nach wie vor (mehr übrigens als in den meisten anderen ehemaligen Sowjetrepubliken) starke Widerstände gegen jede Neuinterpretation des Kriegs. Das Gedenken ist eine Art Industrie, und viele ihrer Nutzniesser, die regelmässig grosse Paraden und ernste Gedenkfeiern vorbereiten, beargwöhnen genaue Untersuchungen der Fakten und Einzelheiten.²⁴ Auch die Regierung teilt das Interesse, den Krieg als Erfolgsstory zu bewahren, denn ihr Sieg über den Faschismus ist und bleibt die herausragendste Leistung des Sowjetkommunismus. Entsprechend halbherzig fördert sie die Erforschung des Konflikts. Zwar macht man sich Sorgen über Reparationsforderungen und über die Möglichkeit europäischer Rückgabeansprüche bei Beutekunst, aber darin liegt nicht der eigentliche Kern des Problems. Dieser besteht vielmehr darin, dass offizielles Gedenken den Überlebenden Trost spendet und die Moral der Nation hebt. Ausserdem stärkt es den Glauben an die Streitkräfte, obwohl doch alles auf deren Vernachlässigung bei einer sich zuspitzenden Finanzkrise hindeutet. Im Übrigen kann Geheimhaltung zur Gewohnheit werden. So hütet das Verteidigungsministerium nach wie vor seine befestigte Archivstadt Podolsk bei Moskau. Der Hauptgrund hierfür liegt wahrscheinlich in der Furcht davor, systematische Beweise für amtliche Brutalität, für Feigheit oder gar für organisierte Meutereien offen zu legen. Allerdings braucht man gar keine speziellen Gründe. Einem Staatsapparat, dessen Macht auf Abschottung beruht, dient Geheimhaltung an sich schon als Selbstzweck.

Die übrigen Archive bleiben zwar wahre Fundgruben, aber auch heute liegt noch vieles unter Verschluss, mancherorts durch primitive Formen von

Zensur: Teils hat man verbotene Seiten einfach nur mit braunen Couverts überklebt, teils ganze Aktenordner weggesperrt. Dies geschah meist nach ziemlich willkürlichen Regeln. In einem Archiv durfte man alle Daten über Desertion bis auf die Namen der (längst verstorbenen) Täter notieren, in einem anderen galten Statistiken über Trunkenheit als geheim, in einem dritten dokumentierten Quellen ausführlich ein Trinkgelage mit anschliessender Fahnenflucht eines ganzen Regiments, samt Namen und allem Drum und Dran; während ich ein Exzerpt davon machte, kochte mir das Personal vergnügt Tee und reichte Gebäck dazu. Das Verteidigungsministerium soll zwar alle Kriegsunterlagen fest im Auge behalten, oft aber geraten seine Regeln in Konflikt mit der grosszügigen Handhabung in bestimmten Archiven. Im Übrigen hat selbst das Ministerium keinen direkten Einfluss auf die Kulturpolitik der ehemaligen Sowjetrepubliken, die Moskau heute nicht mehr unterstehen.

Auf den Spuren des Rotarmisten Iwan musste ich mich also auf Reisen ganz unterschiedlicher Art begeben, und dabei blieben manche aussichtsreichen Wege versperrt. Ausserdem erforderte das Projekt eine gewisse Einfühlung. Um nach dem wahren Iwan forschen zu können, musste ich sicherstellen, kein blosses Hirngespinnst zu verfolgen. Ein junger Rekrut für Stalins Armee stammte gewöhnlich aus einer mir so fremden Welt, dass ich genau dort anfangen musste: bei der Landschaft, der Sprache, der Familie und Erziehung, bei seinen Ängsten und Hoffnungen. Wenn ein Staat wie der stalinistische anstrebt, den Menschen von Grund auf umzumodeln, so hinterlässt das bei der Jugend tiefe Spuren, prägt oder färbt zumindest ihre gesamte Innenwelt. Die Rote Armee zählte viele Millionen Freiwillige und Rekruten, von gewöhnlichen Soldaten bis zu Berufsoffizieren, und spiegelte insofern die Schicksale einer verlorenen Welt wider, die Stärken und Schwächen der Herkunftsgesellschaft. Neben Berichten und Statistiken muss man also gleichsam auch die konkurrierenden «Grundschablonen» des Kriegs berücksichtigen, das heisst jene Muster, die erst zutage traten, als sich der Rauch wieder verzog, nicht zu vergessen die Zeitzeugnisse aus Chroniken, Briefen und Memoiren oder die persönlichen Ansichten von Verwitweten, Verwaisten und Überlebenden. Ein befreundeter Moskauer Archivar kicherte ob meiner verzagten Miene und nahm das ehrgeizige Anliegen von der spassi-

gen Seite. «Du hast doch schon *Leben und Tod* geschrieben, oder so ähnlich», scherzte er. «Und jetzt schreibst du eben noch *Krieg und Frieden*.»



Während die Russen ihren Iwan-Mythos schufen, machten sich die Nazis in ihrem Rassenwahn ein eigenes Bild von den uniformierten Slawen. Goebbels bezeichnete sie als «rote Horden», halbasiatische Wilde, die Europas Lebensart bedrohten. Der Geheimdienst ging notgedrungen nüchterner mit dem Problem um. NS-Militärbeobachter erhoben Befunde, indem sie Gefechte analysierten, eigene Soldaten befragten und Gefangene aushorchten.²⁵ Doch obwohl praktisch gesonnene Spione den Todesmut russischer Panzerbesatzungen bewunderten und sich nur mit der mangelhaften Ausbildung der Infanterie trösteten, fielen auch sie auf Biologismen zurück. «Die beiden grossen Völker [in der Roten Armee Russen und Ukrainer] sind eng verwandt sowohl nach ihren blutmässigen *slavischen Grundlagen* als auch aufgrund der vielfachen Gleichheit der *späteren Mischungen*, als deren Produkt wir sie heute kennen», urteilte ein deutscher Offizier. «In ihnen ist auch ein kleiner, germanischer Bluteinschlag aus der gotischen Zeit und aus dem Mittelalter festzustellen. Von besonderer Tragweite erscheint mir aber der mongolische Bluteinschlag, der sich während der 300jährigen Tartarenherrschaft [*sic*] vollzog.»²⁶

Diese verschrobene Feststellungen könnten völlig überholt erscheinen, hätten sie nicht später noch einen besonderen Adressatenkreis erreicht. Lange nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, im März 1947, griffen amerikanische Geheimdienstbeamte einen Teil dieser rassistischen Urteile auf. Inzwischen waren die Sowjets keine Alliierten der Demokratien mehr, und der Konflikt verhärtete sich zum Kalten Krieg. Politiker der Vereinigten Staaten wollten mehr über die rivalisierende Supermacht herausfinden, zumal sich auch ihre Soldaten nach den Stärken und Schwächen des Feindes erkundigten. Daher verfasste die US-Armeeführung zu Ausbildungszwecken ihre Broschüre «Russische Kampfmethoden im Zweiten Weltkrieg» mit einem Abschnitt über «Besonderheiten des russischen Soldaten».

«Diese Halbasiaten», so beginnt der Text, «zeigen seltsame, widersprüchliche Eigenschaften.» Kriegsgefangene Nazi-offiziere hatten offenbar ganze

Arbeit geleistet. «Der Russe ist», lesen wir dort weiter, «Stimmungen unterworfen, die dem westlichen Menschen unverständlich bleiben, er handelt instinktiv. Als Soldat ist der Russe primitiv und anspruchslos, er ist von Natur aus tapfer, in der Gruppe aber mürrisch.» Gleichzeitig verleihe «sein gefühlsmässiger Herdentrieb dem Russen Stärke und Mut». Diese «Primitiven» scheuten keine Härte. So konnte man die Zähigkeit der Roten Armee in Stalingrad als Nebenwirkung ihrer Kultur und der asiatischen Gene erklären. «Es ist kaum übertrieben zu sagen, dass äussere Umstände wie das Wetter oder das Gelände dem russischen Soldaten nichts anhaben können ... und er ist ausgesprochen genügsam.» Letzten Endes könne man sich nie darauf verlassen, dass sich die Rote Armee an Spielregeln halte. «Die Deutschen berichteten», heisst es abschliessend, «dass einzelne russische Soldaten und kleine Einheiten sie stets zu täuschen und zu betrügen versuchten. [...] Unvorsichtige Vorstösse hätten ihre Männer oft mit dem Leben bezahlt.»²⁷

Solche Kommentare aus der Zeit des Kalten Kriegs, rassistische Vorurteile etc., flossen dann ab Mitte der fünfziger Jahre in das Bild ein, das sich Angelsachsen von Rotarmisten machten. Grundsätzlich neigen die meisten Kombattanten dazu, ihre Feinde zu entmenschlichen, da die völlige Fremdartigkeit und Anonymität das Töten erleichtert. Ausserdem hatte sich Russland immer schon als äusserst schwierig erwiesen, auch in der kurzen Vier Jahresfrist der westlichen Allianz mit Stalin. Denn die Rotarmisten waren nicht nur tapfer, nach Ansicht eines britischen Zeitzeugen sogar «wahrscheinlich das weltweit beste Material für eine schlagkräftige Armee», ihre «erstaunliche Kraft und Zähigkeit und die Bereitschaft, Entbehrungen aller Art geduldig zu ertragen», konnten sogar Verbündete beunruhigen.²⁸

Ungeachtet der rassistischen Klischees trifft es zu, dass sowjetische Soldaten unter einer der ehrgeizigsten Diktaturen überhaupt dienten. Die meisten waren genau in diesem Sinne geschult und damit tiefer von der Ideologie ihres Regimes durchdrungen als Wehrmachtsoldaten, da die Sowjetpropaganda bei Hitlers Machtantritt schon seit fast fünfzehn Jahren wirkte. Auch waren die Sowjetbürger kaum Fremdeinflüssen ausgesetzt; nur sehr wenige (abgesehen vielleicht von den Veteranen des Ersten Weltkriegs) hatten das Ausland kennen gelernt. Ihre gemeinsame Sprache mochte als ein Filter die-

nen, um die Welt in der Farbe des Marxismus-Leninismus darzustellen, doch im Übrigen ist die Annahme, dass Rotarmisten eine primitive Rotte und alle vom gleichen Schlag waren, schlicht unsinnig.

In der Roten Armee bildeten Russen während des gesamten Kriegs die Mehrheit, gefolgt von Ukrainern, doch dienten darin auch diverse andere ethnische Gruppen, von Armeniern bis zu Jakuten, ebenso wie viele andere Völker, die es vorzogen, sich selbst «sowjetisch» zu nennen und dabei die traditionellen Kategorien vermieden.²⁹ Zu den Wehrpflichtigen gehörten Facharbeiter, junge Leute, die ihre Vertrautheit mit Industriemaschinen mühelos auf Panzer übertragen konnten. Wenngleich man sie als Rekruten bevorzugte, nahm die Truppe auch Dorfjungen, die überwiegend vor der Einberufung noch nie elektrisches Licht, geschweige denn Motoren gesehen hatten. Rekruten aus Wüsten- und Steppenregionen standen bald staunend vor grossen Flüssen und mussten erst schwimmen lernen: Viele von ihnen ertranken, als der Befehl kam, durch das Marschland der Krim zu waten oder den eisigen Dnjepr im Ansturm zu durchqueren.

Ausserdem bestanden zwischen den Soldaten erhebliche Altersunterschiede. Die meisten der Wehrpflichtigen gehörten den Jahrgängen 1919 bis 1925 an, doch daneben gab es auch viele noch im Zarenreich herangewachsene Veteranen des Ersten Weltkriegs, deren Mentalität und Erwartungshaltung sich naturgemäss grundlegend von jener der geradewegs von sowjetischen Schulbänken gekommenen jungen Burschen unterschieden. Manche davon blickten auf ganz andere Zustände zurück. Während die zaristische Armee streng hierarchisch und mit eiserner Disziplin geführt wurde, hatte man in den zwanziger Jahren kurz mit «klassenlosen» Strukturen experimentiert, um eine von Bombast, Formalität und goldenen Tressen befreite Volksarmee aufzubauen.³⁰ Wer sich an dieses Abenteuer erinnerte, misstraute dem Drill, war argwöhnisch und neigte dazu, seine unerfahrenen jungen Offiziere zu verdammen (oder gar zu erschiessen). Die Armee entsprach also keiner Schablone oder Norm. Der Wehrpflichtige David Samoilow kam nach einigen Monaten des Dienstes mit ehemaligen Bauern, Kleinganoven, Karrieristen, Halbstarcken und Schriftstellerkollegen zu dem Urteil, dass «sich kein Volk als fertiges Füllsel für die Wurstfabrik der Geschichte eignet. [...] Ein und dieselbe Sprache, Kultur und Herkunft bringt scheinbar viele gemeinsa-

me Merkmale hervor – den so genannten Nationalcharakter –, in Wirklichkeit jedoch entsteht eine kunterbunte Vielfalt von Charakteren.»³¹

Wenn die sowjetische Kultur keinen Einheitsmenschen schaffen konnte, so doch vielleicht der Krieg selbst. Vor dem Hintergrund des industrialisierten Gemetzels, in dem Rauch, Gestank und ohrenbetäubender Lärm alle Differenziertheit oder Sensibilität auslöschen, kann man sich schwerlich Individualität vorstellen. Hier wäre eher von Brutalisierung oder – mit Omer Bartov – Barbarisierung zu sprechen.³² Und doch hatten die Soldaten wie alle anderen ihre Sehnsüchte, Träume und Wünsche, von Beförderung über Aufnahme in die Kommunistische Partei, etwas Urlaub bis zu neuen Stiefeln oder einer deutschen Armbanduhr. Sie schrieben weiterhin nach Hause, stellten Beobachtungen über das Wetter, die Landschaft oder die Aufzucht und Mast örtlicher Schweinerassen an, schlossen Freundschaften, erzählten einander Geschichten aus der Heimat, drehten sich Zigaretten, stahlen Wodka, erwarben immer neue Fertigkeiten. Die Front war kein blosses Spektakel von lebendigen Toten. Paradoxerweise eröffnete der Krieg den Überlebenden ganz neue Welten mit Szenarien, die sie zu Hause in der Provinz niemals kennengelernt hätten. Bei der Wehrmacht lief es genau umgekehrt ab: Der Einmarsch führte sie in ein Land, das ehemaligen Arbeitern aus Bayern oder Sachsen rückständig, primitiv, verstaubt, kalt und schmutzig erschien. Während anfangs einige der motorisierten deutschen Abteilungen von Paris aus an die Front fuhren, kamen viele der tapfersten Rotarmisten vom Lande, und ihre Reise hatte mit einem fünftägigen Fussmarsch in die nächste Kleinstadt begonnen. Einige jener Schützen, die Berlin ausplünderten und aus Meissener Tassen alten Cognac tranken, hatten bis zu ihrem Kriegseinsatz noch nie eine Eisenbahn bestiegen.

Vergleiche mit anderen Streitkräften heben nicht nur die spezifische Kultur der Roten Armee hervor, sondern fördern auch Themen zutage, die sowjetische Quellen als solche nicht immer beleuchten. Kein in der stalinistischen Epoche geborener Autor wagte auch nur, die Frage zu stellen, was sowjetische Soldaten zum Kämpfen veranlasste. Militärexperten der USA jedoch beschäftigte in den fünfziger Jahren nicht nur die Frage des Nationalcharakters, sondern auch der Kampfmotivation. Sie entwickelten eine Theorie der persönlichen Loyalität, der zufolge Männer im Gefecht ihr Bestes geben, sofern «Kumpel» oder «Primärgruppen» ihnen – anders als Ideolo-

gien oder Religionen – wirklich Liebe abnötigen.³³ Dies gebar schliesslich eine neue Strategie der Ausbildung und Nutzung von Reserven und setzte sich bei Sozialpsychologen wie Politikern als herrschende Lehre durch, doch die Rote Armee passt nicht ohne Weiteres in das Muster. Gewiss übten Baillone, sobald neue Reserven hinzukamen, gemeinsam hinter den Linien, zumindest war es so geplant. Wenn jedoch der durchschnittliche Fronteinsatz eines Infanteristen bis zum Tod oder zur schweren Verwundung bei hohen Verlusten nur drei Wochen betrug, blieben Gruppen selten lange genug beisammen.

Allerdings erlitt auch die Wehrmacht hohe Verluste, und es heisst, im deutschen Lager hätten Fanatismus und Furcht die Funktion der Primärgruppe ersetzt.³⁴ Zwar spielte Letztere auch in der Roten Armee ihre Rolle, anfangs aber noch mehr auf die deutschen Geschütze als auf die eigenen Offiziere bezogen, was den Kampfeswillen eher lähmte.³⁵ Das Ideologische nahm in der sowjetischen Truppe bekanntlich ebenfalls breiten Raum ein, denn man hatte den Leuten eingeschärft, sich nicht bloss als Bürger in Uniform, sondern als die selbstbewusste Vorhut der Revolution zu sehen, die Speerspitze des gerechten Kampfes. Wie nachhaltig solche Parolen sie motivieren konnten und inwieweit sie mit älteren Überzeugungen kollidierten, darunter die Religion und die Traditionen des Nationalismus, bleibt eine offene Frage. Die kommunistische Rhetorik mag einen gewissen Eifer geweckt haben, sie erreichte jedoch nicht alle. Ebenso wenig galt die Gottgleichheit Stalins als Gemeingut. In den dreissiger Jahren war sein Name überall, wo man hinschaute, in Pamphleten und Zeitungen oder auf Plakaten, stets in Grossbuchstaben erschienen. Im Krieg dann schien sein Gesicht allgegenwärtig, und der Herrschernamen stand auf Bannern, die man zwischen Birken spannte, um die Treffpunkte der Soldaten unter freiem Himmel damit zu weihen. Etwas ganz anderes wäre es jedoch, aus diesen Inszenierungen eine starke Loyalität abzulesen, schon gar nicht unter den Frontsoldaten. «Um es ehrlich zu sagen», schrieb der Dichter Juri Beiasch später, «– das letzte, worüber wir in den Gräben nachdachten, war Stalin.»³⁶

Wo es nicht gelungen war, die Männer mittels der Ideologie zu überzeugen und zu beruhigen, festigte in gewissem Umfang die Ausbildung ihr Selbstvertrauen. 1941 stand die Rote Armee der professionellsten Streitmacht gegenüber, die der Kontinent je gesehen hatte, und bis 1945 war diese

bezwungen, nicht zuletzt dank des Umdenkens in der Schulung, in der Strategie, in der Entwicklung und Nutzung von Techniken und im Verhältnis zur Politik. Die Neuerungen, einer der Schlüssel zum sowjetischen Triumph, griffen in das Leben jedes einzelnen Soldaten ein, so dass viele darüber sprachen und schrieben. Einige empfanden das Ganze als ärgerlich, insbesondere wenn die angewandten Methoden aufgrund der sowjetischen Begeisterung für amerikanische Führungsstile an Fließbandverfahren erinnerten. Doch das Schicksal wendete sich, Stalingrad hielt, und die Fortschritte der nächsten beiden Jahre zeugten davon, dass sich die Ausbildungskonzepte der Roten Armee zunehmend bewährten. Wie sehr diese Konzepte den deutschen Modellen ähnelten und wie viel die beiden Seiten voneinander lernten, ist aber eine ganz andere Frage als die, welche Rolle die Parteirhetorik und die kommunistische Überzeugung auf diesem hoch technisierten Gebiet spielen konnte.

Zu einem weiteren Problem schliesslich schweigen fast alle sowjetischen Quellen. Traumata blieben in der Roten Armee praktisch unsichtbar. Selbst der hohe Tribut, den der Krieg dem Familienleben der Soldaten auferlegte, kam kaum je zur Sprache³⁷, während der Schock über bestürzende Fronterlebnisse ein regelrechtes Tabu war. Man kann sich kaum grauenhaftere Schlachten vorstellen als die von Stalingrad, Kertsch oder Prochorowka, kaum entsetzlichere Szenen als die der Massenmorde von Babi Jar, Majdanek oder Auschwitz. Trotzdem steht in den offiziellen Berichten nichts über Traumata, Gefechtsstress oder Depressionen. Wenn die damaligen ärztlichen Bulletins kaum je psychische Erkrankungen von Soldaten erwähnen, so ziehen diese sich in Gestalt von Herzinfällen, Bluthochdruck oder Magenbeschwerden durch die Krankenakten der Nachkriegszeit. Allerdings geht es weniger darum, ob Rotarmisten faktisch unter Stress litten, als vielmehr um ihren Umgang mit der Wahrnehmung.

Eng damit im Zusammenhang steht das langfristige Problem ihrer Anpassung an den Frieden. In den vier Kriegsjahren hatten wehrpflichtige Rotarmisten sich zu Profis entwickelt, zu geübten Kämpfern und Eroberern. Diese Fähigkeiten waren jedoch bis zum Tod Stalins kaum mehr gefragt. Daher konnte die Heimkehr ebenso verwirrend sein wie die längst vergessenen ersten Wochen in Uniform. In vielen Fällen hielt diese Konfusion noch jahrelang an. Meist ging das Wiedereinleben mit familiären Problemen,

Armut, Depressionen, Alkoholismus oder Gewaltkriminalität einher. Vielleicht sollte man den Erfolg der Veteranen letzten Endes daran messen, ob es ihnen im Alter gelang, eine gewisse Normalität herzustellen – gemeinsam mit den Angehörigen bei Tee und Plätzchen zu sitzen, Bilder der Enkel herumschicken und vor der Datscha Tomaten anzubauen. Der wenig spektakuläre, aber dafür umso beständigere Sieg machte diese Generation einzigartig. Er ist ein Aspekt ihres besonderen Wesens, den die Schüler, die mit ihren Anregungen zu diesem Buch beitrugen, zwar spürten, aber nicht konkret benennen konnten.



An einem Freitag, Mitte Juli, war ich abends mit meiner Assistentin Mascha Belowa zum Tee eingeladen. Wir recherchierten im Stadtarchiv Kursk über das Chaos, das die Provinz erfasste, als 1943 die Front näher rückte. Die Dokumente ergaben ein widersprüchliches Bild. Obwohl die Rote Armee jetzt im Befreiungsfeldzug vormarschierte, schienen keineswegs alle über das Eintreffen der Soldaten erfreut, zumal diese Speisekammern durchwühlten und Pferde für ihre Geschützwagen verlangten. Hinzu kam die Gefahr auf den Strassen, nicht nur durch Granaten, sondern auch durch Plünderer, Räuber und zahllose Blindgänger. Nach neunstündiger Lektüre solcher Protokolle erschien einem der Krieg ganz hautnah und der ruhige Nachmittag wie ein Traum, sodass die Rückkehr ins Jetzt eine ganze Weile dauerte. Doch dem tristen Roten Platz entronnen, fiel es nicht mehr schwer, sich erleichtert zu fühlen. Das Haus unserer Gastgeberin lag im Schatten von Platanen, und alle Fenster standen offen – teils mit aufgehängter Wäsche davor, teils mit Plastikkübeln für Tomaten oder Ringelblumen. Ein Mann im Trainingsanzug reparierte sein Auto. Ein anderer schaute ihm dabei zu und spuckte derweil im hohen Bogen Sonnenblumenkernschalen rings um seine Füße. Die Hausherrin erwartete uns auf der Treppe.

An der Tür legten wir die Schuhe ab und liessen uns dann ins Wohnzimmer führen.

Walerija Michailowna wurde 1932 bei Kursk geboren. Als Dörflerin und Bauerntochter spricht sie mit kehligem Akzent und verschluckt in ihrem Ge-

misch aus Russisch und Ukrainisch viele Konsonanten. «Es war schrecklich», wiederholt sie, «ganz furchtbar. Gott bewahre! Ihr lieben, guten Mädchen, was kann ich euch denn über den entsetzlichen Krieg erzählen?» Sie sitzt uns auf einem Schemel gegenüber, beim Erzählen unablässig hin und her schaukelnd. «Sie kamen, ich weiss nicht mehr, wann. Da waren Panzer, die kamen näher, und dann Flugzeuge, deutsche und unsere eigenen. Der ganze Himmel war schwarz. Gott bewahre! Die Panzer fingen Feuer, sie brannten. Und Bomben flogen. Es tobten Gefechte. Ich war erst neun. Die Leute weinten, alle weinten, auch Mutter weinte. Meine lieben Mädchen.» Sie schaukelt, sie lächelt. Dann wird ihr Gesicht wieder ernst. «Überall lagen Leichen herum. Es waren so schlimme, so schreckliche Verhältnisse. Wir sahen viele Kriegsgefangene. Auch unseren Vater nahmen sie gefangen. Mutter war noch jung und hübsch, es war grauenhaft. Sie können sich das gar nicht vorstellen. Und kalt war es, eiskalt. Sie brachten verwundete Soldaten in unsere Scheune, und schwerverwundete flehten: ‚Lasst mich sterben, lasst mich sterben!‘ Alles in unserer Scheune. Und dann, liebe Mädchen, nahmen sie den Toten ihre Kleidung ab, Hemden, Jacken, nahmen die Sachen und zogen sie selbst an. Ohne sie zu waschen oder so. Gott bewahre!»

Reich ist Walerija Michailowna nicht. Sie hat jedoch immerhin eine mit Strom und Gas versorgte Wohnung und einen Schwarzweissfernseher, der wahrscheinlich fast immer läuft; sie hat auch Arbeit, und muss also nicht einsam in einer Waldhütte leben. Wenn sie zu sprechen beginnt, hört man die jahrhundertealten Sequenzen des Bauerndorfes. Sie erzählt im Blankvers, nur unterbrochen durch den ständigen Refrain: Meine lieben, guten Mädchen, Gott bewahre! Gewiss haben schon die Mütter der Soldaten, die gegen Napoleon antreten mussten, in diesem Tonfall gesprochen und ihre Geschichten mit vielen Wiederholungen ausgesponnen. Wie eh und je beklagte die Fabel das Schicksal, benannte das Gute und das Böse, bot Einzelheiten, um den Wahrheitsgehalt zu erhärten. Die österreichischen Soldaten seien gute, nette Kerle gewesen, am schlimmsten von allen seien die Finnen gewesen; vor denen hätte sich sogar der Fritz gefürchtet. «Die Deutschen hassten die Kälte, liebe Güte, hassten den Winter wie die Pest, fürchteten ihn sogar. Wenn es warm war, gingen sie gerne Eier suchen, sie liebten Eier und Milch in Massen. Doch die Deutschen, die bombardierten uns, brannten un-

sere Häuser nieder. Zwei Jahre lang mussten wir sie ertragen. Es war ganz schrecklich.»

Walerij a Michailownas Miene wirkt zunehmend besorgt. Sie möchte, dass wir verstehen, und sie will uns auf keinen Fall enttäuschen. Obwohl sie all dies schon häufig erzählt hatte, bemühte sie sich nach Kräften, es lebhaft darzustellen. Kaum zu beurteilen, wie viel von dem, was sie sagt, auf eigenen Erinnerungen und wie viel auf örtlicher Redeweise beruht, doch irgendwann stockt der Redefluss, alle im Lauf der Jahre gehörten Geschichten fallen von ihr ab, und sie steht wieder in der Kate ihrer Mutter an der Tür. Ich hatte gefragt, wie es war, als die Rote Armee ihr Dorf befreite. «Wir wohnten nicht weit von einer Brücke entfernt, und diese sprengte die Wehrmacht auf dem Rückzug von Woronesch. Die Deutschen nahmen alle unsere Vorräte mit, sogar unsere Töpfe.» Sie hält inne. «Wir hatten noch nicht mit unseren Leuten gerechnet, als es plötzlich an der Tür klopfte. Mutter meinte, es wäre ein Feind, doch es war einer von uns.» Walerija Michailowna fängt leise zu schluchzen an, lächelt aber dabei, verschränkt die Arme und schüttelt den Kopf, sich für ihre Tränen entschuldigend. «Dann hob er mich hoch, dieser Unsrige. Er war gekommen, hatte angeklopft, mich hochgehoben und gesagt: ‚Da sind wir.‘»

«Ich muss immer weinen, wenn ich daran zurückdenke», erklärte sie später beim Tee. «Es war die Rote Armee. Kaum zu glauben!» Bestimmt hatte sie auch schon 1943 als kleines Mädchen vor Freude geweint. «Selbstverständlich konnten sie nicht bleiben», fuhr sie fort. Die Befreier mussten weiterziehen, und so blieb als Erinnerungsfetzen nur ein vor der Tür stehender Soldat der eigenen Seite. Auch wenn sechzig Jahre staatlicher Propaganda die grösseren Konturen des Kriegs verwischt haben, lässt sich die Freude der elfjährigen Walja kaum retuschieren. Selbst aus dem Mitschnitt des Berichts höre ich fast noch die schweren Stiefelschritte und die tiefen, auf Russisch tröstenden Stimmen heraus. Jene Männer, die Walerija mir so lebhaft vor Augen geführt hat, erschienen in ihrer Darstellung nicht als gewöhnliche Bauern, sondern als Helden eines russischen Epos.

«Damit können wir nicht viel anfangen», sagte Mascha auf dem Heimweg. «Sie war zwar sehr nett, hat aber in Wirklichkeit nichts gesehen.» Verglichen mit diversen anderen Interviews traf das gewiss zu. Gerade am Morgen jenes Tages hatten uns örtliche Veteranen eine Stunde lang von ihren Er-

innerungen berichtet. Darunter waren einige, die theoretisch den Soldaten an Walerij as Tür hätten kennen können. Andere beschrieben den Tag ihrer Einberufung, Vorkommnisse in der Ausbildung, die ersten Gefechte und das Gefühl dabei, deutsche Soldaten zu töten. Zuvor hatte uns in Prochorowka, dem Schauplatz der heftigsten Panzerschlacht des gesamten Kriegs, ein Veteran seine Panik geschildert, als die Kornfelder rings um ihn her Feuer fing und den Horizont in ein einziges Flammenmeer verwandelten. Walerija Michailowna war jünger als die meisten Kriegsteilnehmer. Sie hatte selbst nicht dienen müssen und betrachtete die Dinge mit den Augen einer Frau.

Als ich später über das Interview nachdachte, ging mir seine wahre Bedeutung auf: Es lieferte den nötigen Sinnkontext für die Aussagen der Soldaten, denn diese kamen überwiegend aus Walerijas Welt. Knapp drei Viertel der im Zweiten Weltkrieg von der Roten Armee aufgebotenen Infanteristen stammten von Bauern ab, mit einem entsprechend engen Horizont und fest auf Gott und die Scholle gegründeten geistigen Werten. Ihre Lebensläufe mochten sich an der Gleichförmigkeit von Erntezyklen ausrichten, die immer wieder in Winter, Tod und Elend endeten und im Wesentlichen nicht in ihrer Macht lagen. Dann zog die Armee sie ein, und ihre Weitsicht veränderte sich grundlegend.

Trotz der vielen Gefallenen und Verwundeten eröffnete der Krieg auch gewisse Perspektiven. Es mag zynisch klingen, bleibt aber wahr, dass gesund überlebende sowjetische Infanteristen von einem eindeutigen Fortschritt sprechen konnten. Sie lernten Ausländer kennen: Deutsche, Italiener, Polen, Rumänen, Ungarn, Finnen, vielleicht sogar Amerikaner. Sie kämpften an der Seite von Sowjetbürgern, die nicht ihr Russisch sprachen und zum Teil – im Fall der Muslime – vor dem Gefecht nicht Stalin, sondern Allah beschworen. Sie sahen und bedienten neuartige Geräte, lernten schießen, Autofahren, schwere Geschütze und Panzer reparieren, konnten sich im Schwarzhandel und in der Überlebenskunst üben. Als Besatzer der bourgeoisen Welt assen sie Filets von edlem Porzellan, betrankten sich bis zur Bewusstlosigkeit mit schwerem Tokaier und machten sich Frauen gefügig. Wenn daraus am Ende ein neues Selbstwertgefühl erwuchs, spürten sie doch gerade beim Einzug in Dörfer wie das Walerijas, die sehr an ihre alte Heimat erinnerten, das Ausmass ihrer Veränderung und den langen Weg, den sie seit ihrer Aushebung zurückgelegt hatten.

Auch die Daheimgebliebenen hatten viel durchgemacht. Die deutsche Besatzung war weitaus schlimmer, als sie sich in Walerijas Erinnerungen darstellte. Sogar in den Dörfern hängten die Invasoren Kommunisten und Juden, vergewaltigten Frauen und deportierten alle auffindbaren Männer zur Zwangsarbeit ins Reich. Und auch die Rote Armee kam nicht nur als Befreierin, sondern wirkte ihrerseits als eine Geißel, als sie Anwohner aus Frontgebieten zwangsweise evakuierte, kostbare Lebensmittel und Güter requirierte, Ernten und Stallungen vernichtete. Überlebende konnten ein Lied davon singen, und gewisse Archivquellen beschreiben den Kampf gegen die Zivilbevölkerung, die Verbrechen und den angestauten Zorn. Walerijas Gefühle beim Anblick des hünenhaften Russen vor der Tür waren auch im Nachhinein kein Produkt der Propaganda, sondern Ausdruck einer Hoffnung, ein Akt des Glaubens, der Loyalität, die Russen gegenüber ihresgleichen empfanden – einer Dankbarkeit, die noch heute viele Veteranen rührt.

Walerija Michailowna ist nie herumgekommen. Der Krieg schnitt in ihre Schulausbildung ein, die sie dann nicht wieder aufnehmen konnte, und sie



Einheimische im Gespräch mit Rotarmisten, September 1943

blieb der Provinz ihres Geburtsortes treu. Das Sowjetsystem ihres Erwachsenendaseins hielt heikle Informationen tunlichst zurück, und als Greisin findet sie jetzt keinen Zugang mehr zu den Illustrierten, die inzwischen massenhaft in den Kiosken und Buchhandlungen Russlands ausliegen. Ausländer erwecken als etwas fast Exotisches bei ihr eine ähnliche Neugier wie bei den neuen Rekruten von 1943. «Erzählen Sie ein bisschen über England», bat sie. Ich überlegte kurz, ob sie damit vielleicht Tony Blair und den Irakkrieg meinte, wie viele der Veteranen. «Haben Sie ein Meer?», wollte sie wissen, und ich erklärte, dass England zu einer Inselgruppe gehört, also mitten im Meer liegt. «Aber sagen Sie bitte», fuhr sie fort, mich über ihrer Teetasse warmherzig anlächelnd: «Gibt es in England genügend zu essen? Bekommen Sie alles Nötige?» Sie wollte mir Brot und Gurken einpacken, wie es dortzulande vor jeder Reise üblich ist.

1. Die Früchte der Revolution

Bei Kriegsgefahr versuchen die Betroffenen stets, sich das Bevorstehende auszumalen. Solche Szenarien entsprechen selten der Realität. Es geht dabei auch nicht um Prognosen. Vielmehr dient die Vorstellung, bald wieder daheim zu sein oder den Feind mit chirurgischer Präzision zu erledigen, ebenso wie das Versprechen, bis Weihnachten sei alles überstanden, zur Stärkung des Selbstvertrauens, des Optimismus zu Zeiten, in denen Schwermut durchaus natürlicher erschiene. Als 1938 alles auf einen grossen Krieg hinzudeuten begann, griffen die Bürger von Stalins Reich ebenso wie die ganz Europas begierig tröstliche Gedanken auf, um ihre Ängste zu beschwichtigen. Die sowjetische Vorschau auf den Konflikt sollte schliesslich grosse Massen von Kriegsfreiwilligen überzeugen, obwohl es sich um bewusste Täuschungen einer Führungsclique handelte, die ihrerseits aus ideologischen Gründen einen internationalen Konfrontationskurs steuerte. Kinofilme eigneten sich besonders gut, um den epischen Kampf zwischen Fortschritt und Rückständigkeit in mitreissender Schwarzweissmalerei inszenieren zu lassen, wobei aufrüttelnde Musik die Stimmung noch anheizte. So eingestimmt, schlugen die Sowjetbürger ihre Tageszeitung auf und lasen in martialischen Kolumnen, dass sich ihr Land auf den Krieg vorbereite. Während die allgemein zugänglichen Nachrichten unheilvoll genug klangen, träufelten Filme den Bürgern ein, dass die Vorhut des Volkes, die Rote Armee, ohne jeden Zweifel siegen werde.

Der seinerzeit erfolgreichste Kolossalschinken war Sergei Eisensteins *Alexander Newski*, eine antifaschistische Parabel auf Russlands Sieg über deutsche Invasoren. Während die Handlung im 13. Jahrhundert spielte, als slawische Fürsten und Deutschordensritter einander bekriegten, stellte Ei-

sensteins 1938 uraufgeführtes Historiendrama direkte Bezüge zur Politik der dreissiger Jahre her, sogar mit Hakenkreuzen auf Schilden und Standarten. Damit konnte die Botschaft einem Publikum, das alle Nuancen der staatlich gesteuerten Propaganda kannte, nicht entgehen. Doch trotz all seiner peinlichen Moralpredigten ging der Streifen (mit Musik von Sergei Prokofiew) als ein Klassiker des Sowjetkinos in die Geschichte ein. Weniger gelungene Produktionen zu ähnlichen Themen bestanden zwar nicht vor dem Urteil der Zeit, aber damals liess sich das Publikum auch von ihnen überwältigen. Zumindest oberflächlich gesehen spielte *Alexander Newski* jedoch in der fernen Vergangenheit. Kinogängern, die lieber nach vorn sahen, prophezeite ein ebenfalls 1938 uraufgeführter Film, Efim Dsigans *Wenn morgen Krieg wäre*, den Sieg Russlands nach einem feindlichen Überfall – nicht zufällig genau dem, der das Volk nachts nicht mehr ruhig schlafen liess.

Efim Dsigan wollte mit seinem stundenlangen Film Zuversicht verbreiten. Für die gewünschte Wirkung sorgte ein Verschnitt aus fiktiven Kämpfen mit kurzen Wochenschauberichten, wodurch er eine sich entfaltende Phantasie des mühelosen Sieges mit Dokumentarmaterial durchsetzte. Die ebenso entschlossene wie stoische und zugleich hoffnungsvolle Botschaft verstärkte der orchestrale Refrain zur Titelmelodie des beliebten Liedtexters Wasili Lebedew-Kumatsch.¹ *Wenn morgen Krieg wäre* kam beim Publikum so gut an, dass es auch nach Kriegsausbruch weiter in die Kinos strömte. Bis zum Winter 1941 hatte die Wehrmacht ein Drittel der Sowjetunion überrannt, die auf der Leinwand verherrlichten Flugzeuge waren zerstört, die Panzer ausgebrannt und die tapferen Soldaten in Gefangenenlagern zusammengepfercht. Man konnte also kaum mehr davon träumen, dass dieser Krieg bald gewonnen sein würde. Doch in jenem Winter gehörten dem Publikum, das sich jetzt in alten Klassenzimmern und verwaisten Hütten drängte, auch Evakuierte aus der Ukraine und aus Smolensk an, deren Häuser längst in deutscher Hand lagen. Wenn sie sich zusammenkauerten und am Atem der anderen wärmten, brauchten sie einige Geduld, da der Dynamo im Handbetrieb lief. Gleichviel, etwas schien sie zu fesseln.² Der Film handelte nicht vom Krieg, sondern vom Glauben. Dieser Glaube und die ihn tragenden Bilder prägten jene Generationen, auf deren Schultern später die Hauptlast von Russlands

Krieg ruhen sollte. In den vor ihnen liegenden entsetzlichen Jahren summten viele die Filmmusik, um sich Mut zu machen. Wenn sie durch staubige Steppen marschierten oder im Schein des Lagerfeuers zur Gitarre griffen, stimmten Soldaten oft die Melodie Lebedew-Kumatschs an.

Die ersten Szenen des Films spielen auf einem Rummelplatz. Es könnte der gerade eröffnete Gorki-Park sein, der den Moskauern zur Erbauung und Erholung dienen sollte. In der Ferne sieht man die Türme des Kreml, die alle von elektrisch beleuchteten Sternen gekrönt sind. Es ist Nacht, und in der Stadt herrscht eine ausgelassene Stimmung, mit Riesenrädern, Feuerwerken und jungen Leuten, die Eiskreme schleckend umherbummeln. Das sozialistische Paradies präsentiert sich als ein Ort wohlverdienten Müsigganges mit glücklichen Paaren und bunten Naschereien, und die ganze Atmosphäre atmet etwas Unschuldiges, ohne Kriminalität, Sexualität und Sünde aller Art. In diesem Land kümmern sich Stalin und seine Getreuen um alles, so dass die Kinder der Revolution ihre Freiheit unbeschwert genießen können. Doch ist die Freiheit akut bedroht. Es folgt ein Schwenk an die Westgrenze, vor der faschistische Horden ameisengleich ihre Panzer besteigen. Mit ihnen zu sympathisieren verbietet sich: Sie sind keine charmanten Schurken, sondern absurde Hanswürste. Ihre Offiziere tragen üppige Schnurrbärte, wirken aufgeblasen und stolzieren im säbelbeinigen Stehschritt einher, während die Infanteristen kriechen und die Flieger buckeln. Sie sprechen durchweg Deutsch, jedoch nicht wie stiefelknallende Nazis, sondern eher wie Preussenkarikaturen aus Kinderbüchern. Selbst die Hakenkreuze auf ihren Helmen und Kragen wirken leicht überspannt. Das ist also nicht realistisch, sondern blosses Brimborium.

Die Invasion findet nachts statt. Sie könnte beängstigend sein, und kurz befällt uns Sorge um die stramme junge Frau, die nur einen Steinwurf von der Front entfernt eine Suppe zubereitet, doch die Grenzwatchen halten den Aggressor in Schach. Unsere Hausfrau begibt sich zu den Linien, legt die Schürze ab, nimmt ihren Platz in der Reihe geübter Schützen ein und beweist damit, dass Patrioten überall ihren Mann stehen können. Leider bildet das nur den Auftakt zu einer Reihe von heimtückischen Angriffen, zunächst einmal aus der Luft. Nazidoppeldecker fliegen bedrohlich heran, doch auch diesmal gelingt es, die Gefahr abzuwenden. Sowjetische Flugzeuge, ein Geschwader nagelneuer Maschinen, heben ab, und an dieser Stelle sollte dem

Publikum aufgehen, welche Asse da an den Steuerknüppeln sitzen: zum Beispiel Babuschkin, der Held einer wenige Jahre zuvor in der Arktis durchgeführten Rettungsmission, daneben die Fliegerstars Wodopjanow und Gromow (deren Namen gross eingeblendet werden für jene, die ihre Gesichter nicht sofort erkennen). Die dreissiger Jahre waren das Zeitalter der Helden, und unter ihnen bildeten Piloten die Elite schlechthin. In einer Szene, die sich drei Jahre später, als die deutsche Luftwaffe im Juni/Juli 1941 ihre verheerenden Angriffe flog, auf bitter ironische Weise umkehrte, reiten die Asse tollkühne Attacken auf einen Stützpunkt der Faschisten, zerstören ihre Flotte am Boden und kehren dann ohne einen einzigen Verlust nach Hause zurück.

Schliesslich schlägt die Stunde der Roten Armee selbst. Aus allen Teilen des Landes strömen die Freiwilligen heran. Am Rekrutierungspunkt steht ein alter Mann mit grauem Bart in der Schlange. Schon im Bürgerkrieg hatte er gegen den Weissen-General Denikin gekämpft und will jetzt erneut den Feind zermalmen. Er streckt seine geballte Faust gen Himmel, um allen zu versichern, dass er genauso entschlossen ist «wie beim letzten Mal», und ähnlich wie einst die Weissen gelten jetzt die Faschisten als die geschworenen Feinde jedes rechtschaffenen Bürgers. Doch nicht alle Bürger sind kampftauglich, und wir erfahren nun, dass es den Frontdienst als ein Vorrecht anzusehen gilt. Das Schicksal der zu alten und der zu jungen Leute besteht also darin, zu arbeiten und abzuwarten. Auch einige Frauen müssen daheim bleiben, andere indes, die ebenso gut ausgebildet und kriegerisch sind wie Männer, reihen sich in Uniform ein, fest entschlossen und bereit, grosse Taten zu vollbringen. Doch der Appell ergeht nicht nur an die Russen. Verteidigungskommissar Kliment Woroschilow erscheint in Paradeuniform und ruft die Völker des Ostens, besonders die Usbeken, zu den Waffen, worauf sich zähe Burschen in Schaffellmützen unverzüglich melden. Woroschilows Rede leitet offenkundig die Wende ein: Bald sollen sowjetische Truppen zum Angriff blasen und die Faschisten aus ihren Schützengraben vertreiben, um den Krieg auf feindlichem Boden auszutragen und dort zu gewinnen.

Im Übrigen passiert nichts Beängstigendes. Sooft sowjetische Truppen auf den Feind treffen, rennen die Faschisten am Ende um ihr Leben. Nicht alle Abläufe sind hoch technisiert, und in der Tat findet das grösste Gefecht des Films mit Kavallerie und Bajonetten statt, aber ohne echtes Blutvergies-

sen, mit nur einem Verwundeten. Das Opfer gehört einer Panzerbesatzung an. Es hat sich noch in der ersten Welle zusammen mit seinem Bruder freiwillig gemeldet und direkt im Anschluss daran in Abenteuer gestürzt. Die beiden verbringen – begleitet von einer jungen hübschen Sanitäterin – einige glückliche Stunden damit, in ihrem Panzer herumzुकutschieren, einem erstaunlich geräumigen Modell, dessen Führerkabine an einen Wohnwagen erinnert. Es könnte der Beginn einer Urlaubsreise sein, sogar noch, als das Gefährt plötzlich liegen bleibt. Unser Held, fesch und adrett wie ein junger Cliff Richard, ist jedenfalls unerschrocken, greift sich sein Werkzeug und steigt durch die Luke aus. Dann ertönen Hammerschläge und andere Reparaturgeräusche. Ohne den Schauspieler zu sehen, hören wir ihn die Titelmelodie pfeifen, während er den Schaden behebt. Doch dann verstummt die Musik jäh durch einen Kugelhagel. Im Inneren versteinert die Miene des Bruders zur Trauermaske. Geigen untermalen elegisch eine sekundenlange Pause, und uns stockt in Erwartung des Schrecklichen der Atem. Doch Kinder Stalins sind gegen schweres Unheil gefeit. Der Bursche ist nur an der Hand verletzt. Sobald er wieder eingestiegen ist und die Sanitäterin ihn verbunden hat, fehlt ihm fast nichts mehr. Alle drei stimmen wieder ihr Lied an, und schon rauschen sie ab, um den Krieg zu gewinnen.

Die Handlung endet in Berlin. Sowjetische Luftgeschwader nähern sich, eine Welle nach der anderen in Formationen wie Schwärme von Wildgänsen. Sie werfen allerdings keine Bomben ab, sondern Flugblätter mit Aufrufen an die Bevölkerung, die Waffen niederzulegen und sich der sozialistischen Revolution des Weltproletariats anzuschliessen. Ihre Botschaft kommt gerade rechtzeitig, denn es findet bereits eine Grossversammlung statt. Die Arbeiter dieses anderen Landes planen den Auszug aus der Sklaverei des Kapitalismus. Immer neue Parolen füllen die Leinwand. Der Krieg, heisst es, wird zur Vernichtung des Ausbeutertums führen und nicht auf sowjetischem Boden stattfinden. Fanfaren und weitere Banner verstärken die zuversichtlichen Botschaften. Die Zuschauer lächeln: Sie sind gerettet. Während die Musik ausklingt, erinnert noch eine Parole daran, dass der Preis des Friedens darin besteht, allzeit kriegsbereit zu sein – sprich: als fideler Pilot oder reizvolle Sanitäterin im luxuriösen Panzer nach Berlin zu fahren respektive Menschen niederzustrecken, ohne einen Tropfen Blut zu vergiessen.

Der Traum vom mühelosen, schnellen Sieg hätte vielleicht nicht so verheerend wirken können, wäre er auf die Kinoleinwände beschränkt geblieben, doch 1938 ergriff die Phantasie ganz massiv Besitz vom strategischen Denken. «Der endgültige Sieg mit geringem Aufwand» war kein blosser Propagandaspruch, sondern das offizielle Ziel der Roten Armee. Dsigans Film mag dazu beigetragen haben, die Bürger auf Krieg einzustimmen, doch unglücklicherweise bildete er auch das Szenario für eine Generation von Militärstrategen. Als Stalin 1937 seine führenden Generäle austauschte und dabei statt militärische rein politische Kriterien anwandte, schlug Moskau in der äusseren Sicherheit einen neuen Kurs ein. Wenn der Akzent zuvor auf Verteidigungsstrategien lag, so sollte sich die Ausbildung der Roten Armee jetzt mehr an der Offensive ausrichten. Also fuhr man die Pläne und Übungen für anhaltende Abwehrschlachten zurück, ebenso die frühen Vorbereitungen für interne Partisaneneinsätze.³ Die Absicht, den Feind vor sich her zu treiben und im eigenem Lande zu schlagen, war nicht bloss ein romantischer Traum, sondern bildete ab Ende der dreissiger Jahre das Kernstück der stalinistischen Militärplanung.

Dies ähnelte der Selbsttäuschung eines ganzen Volkes. Während Hitlers Generäle gezielt die stärkste Berufsarmee des Kontinents aufbauten, schienen sich Stalins Berater irgendwelchen Illusionen hinzugeben. Zwar gab es Gegenstimmen – sogar mächtige –, aber bis 1938 waren die Regimekritiker im Gulag verschwunden oder bereits verscharrt. Wenn, so tönnten die Propagandisten, die Bolschewiken den Bürgerkrieg hatten gewinnen, den Dnjepr eindämmen, Gott verbannen und zum Nordpol fliegen können, so müsste es ihnen doch auch gelingen, die Faschisten zu stoppen. Schliesslich stand die Geschichte, als unaufhaltsam zum Wohle der ganzen Menschheit wirkende Kraft, auf ihrer Seite.

Fast groteske Illusionen prägten auch viele andere Filme der Zeit, darunter das Machwerk *Die Panzertruppe*. Karasew, der Held dieses Streifens, soll einen Aufklärungsvorstoss hinter die feindlichen Linien anführen, beschliesst dann jedoch, über den Befehl hinauszugehen. Er verstrickt den bösen Feind in Gefechte, schießt einige seiner Maschinen kampfunfähig und fährt anschliessend auf Berlin zu. Dort angekommen, schlägt er sich bis zum Reichstag durch und nimmt Hitler gefangen. «Gut gemacht, Karasew», loben ihn seine Kameraden bei der Heimkehr. «Du hast uns die Arbeit abgenommen!»⁴

1938 trat man allerdings aus dem Dunkel der Kinosäle in die Realitäten der russischen Nacht hinaus, fand auf dem Heimweg keine Spur von fröhlichen Massen und hell erleuchteten Parks wie im Film, sondern nur trostlose Baustellen und schlammige Wege inmitten von armseligen Bauernkaten und verwaisten Strassen, deren Lichter sich bald im Trüben verloren. Viele lebten so beengt, dass sich zwei Familien mit drei Generationen ein Zimmer teilen mussten. Studenten schliefen oft in kasernenartigen Wohnheimen in Reihen neben Dutzenden von Kommilitonen. Weder hatte die Revolution sie reich, noch ihren Staat zu der grossen Industrienation gemacht, als die er sich rühmte, trotz aller erstaunlichen Neuerungen und einer phänomenalen Produktion. Im Unterschied zu den anderen, die um das nackte Überleben kämpften, glaubten sie jedoch, zu den Auserwählten zu gehören. Sie mochten hungern, schlecht beschuht sein und beengt in Elendsvierteln leben: Aber sie wirkten daran mit, die Welt zu verändern. Also mussten sie gewinnen, und das entsprach ohnehin der öffentlichen Selbstdarstellung der Sowjetunion.



Der Sowjetstaat war aus dem Krieg geboren, und sein Volk kannte die Fratze der Gewalt. Begonnen hatte es mit dem Ersten Weltkrieg, in dem mehr Russen fielen als Soldaten anderer europäischer Staaten.⁵ Die drohende Niederlage, verbunden mit dem allgemeinen Elend, löste die Krawalle vom Februar 1917 aus und liess den Volksaufstand folgen, der den Zaren stürzte und dem neuen Regime an die Macht verhalf. Doch bedurfte es einer weiteren Erhebung, des bolschewistischen Staatsstreiches unter Lenin, um die erschöpften zaristischen Truppen in die Heimat zurückzuführen. Das Abkommen von Brest- Litowsk, dank dessen der neue Regent die einstigen Verbündeten Grossbritannien und Frankreich zugunsten eines Waffenstillstandes mit Deutschland fallen liess, brachte Anfang 1918 für mehrere Wochen Frieden. Jene Soldaten, die nicht mehr hatten desertieren können, frohlockten schon über das Ende ihres Kampfeinsatzes. Aber es folgte der Bürgerkrieg, der sich durch die zukünftige Sowjetunion frass wie ein alles verzehrendes Feuer. Er rief die Soldaten wieder zu den Waffen und rekrutierte Unbeteiligte aller Altersgruppen. Seine Gewalt, noch unerbittlicher als die eines konventionellen

Konfliktes, bildete nur einen Teilaspekt der damit einhergehenden Grausamkeiten. In den zerstörten Städten und Dörfern grassierten auch Seuchen – besonders Typhus –, während die Ernten ausblieben und ganze Landstriche verhungerten. Um 1921, als die Kämpfe in den meisten Gebieten des neu aufkommenden Staates endeten, wussten die meisten Bürger sehr genau, was Krieg wirklich bedeutet.

Frieden, die grösste Verheissung des jungen Regimes, war bereits 1917 als stärkstes Motiv der bolschewistischen Propaganda hervorgetreten. Nichts wünschten sich die Sowjets in den folgenden Jahren sehnlicher. Doch während die Herrschenden von Versöhnung sprachen und erklärten, langfristig nichts anderes als Eintracht und Brüderlichkeit anzustreben, brachte ihre Politik sie auf Kollisionskurs mit der Gegenmacht: Der Marxismus-Leninismus erfordere einen andauernden Krieg mit dem Kapitalismus. Auch wenn das Kräfteressen gewiss mit dem Triumph des Kommunismus enden würde, glaubte niemand, dass dies ohne Blutvergiessen geschehen konnte. Als der ultimative Endsieg des Kommunismus immer näher rückte, erklärten die Ideologen, der Klassenfeind werde seine Macht und den angehäuften Reichtum bis zuletzt mit Zähnen und Klauen verteidigen. Bis zum Eintritt ins Stadium der Glückseligkeit im Überfluss stehe also noch ein bewaffneter Konflikt bevor. Auch intern gebe es noch Reste der schädlichen Elemente – bourgeoises Eigentum und imperialistische Unterdrückung – zu überwinden, die der Staat, das selbst ernannte Werkzeug des Volkswillens, beseitigen müsse. Daher tobte im nächsten Jahrzehnt der Klassenkrieg als brandneue Variante der Gewalt. Bis 1938 hatte er fast fünfzehn Millionen Menschenleben gefordert und ein Vielfaches dessen an Heimatlosen, Gebrochenen, Verwitweten oder Verwaisten hervorgebracht.

Die Aussicht einer goldenen Zukunft und die Befürchtung, Feinde könnten sich verschwören, um sie zu unterbinden, dienten als Zuckerbrot und Peitsche der stalinistischen Diktatur. Nicht nur die Opposition gegen gewisse Akzente der Politik hielt an, auch zynische Drückebergerei und Kriminalität. Doch dieser Staat wollte ja nicht bloss eine triste Tyrannei sein, sondern das Zusammenleben von Grund auf verbessern. In gewissem Masse hingen die Reaktionen darauf vom Alter ab. Die Revolution wirkte wie eine Wasserscheide, und jeder, der noch irgendwie an der Welt von gestern hing,

fühlte sich vermutlich durch Umwälzungen im Heute bedroht. In den Augen der älteren Menschen warfen Furcht und Elend einen grässlichen Schatten auf das Heraufziehen des Kommunismus, während Erinnerungen an Krieg und Terror wachsame Vorsicht verstärkten. Die Jungen jedoch – jene Generation, die von 1941 an die Mehrzahl der Soldaten stellen sollte – wuchsen auf und erlernten die leuchtende Sprache der Hoffnung. So blieben Brüche weitestgehend verborgen. Vor dem Krieg hatte man das Sowjetvolk jahrelang dazu angehalten, sich am Arbeitsplatz als Kollektiv zu verstehen. Jeden November und Mai, wenn man die Errungenschaften der Revolutionen feierte, kamen Millionen von Werktätigen zusammen, um singend zu marschieren. Das auf zahllosen Plakaten und Bannern abgedruckte Bild Stalins blickte auf das Schauspiel der Einheit hinab. Doch in Wahrheit war das Volk, das den Kern der Roten Armee bilden und im bevorstehenden Krieg kämpfen sollte, in allem, von den Alters- und Klassenstrukturen bis zum ethnischen und politischen Hintergrund, gespalten. Was es zusammenhielt und zu einer von anderen abgegrenzten Nation formte, war seine fast völlige Isolation von der Aussenwelt.

In diesem geschlossenen Universum bildete die Umwandlung der Landwirtschaft das für die meisten Bürger strittigste Thema, denn nach wie vor stammten etwa vier Fünftel von ihnen aus Dörfern. Zwar packten die Bauernsöhne seit Generationen ihre Sachen, um in den Städten arbeiten zu gehen, aber oft liessen sie Frau und Kinder zurück. Fast alle träumten davon, eines Tages wieder zurückzukehren, und sei es nur zum Sterben. Das Landleben – ob in Russland oder der Ukraine, im Kaukasus oder in der Steppe – diente als Heimatvision, in der alle Erdverbundenen schwelgten. Seine Traditionen, so stellten sich Folkloristen vor, reichten bis zum Beginn der Zeiten zurück. Das stimmte zwar nicht (zum Beispiel Russland hatte sich besonders im 19. Jahrhundert dramatisch verändert), war aber eine tröstliche Phantasie, zumal für jene, die jetzt auf Baustellen oder in Stahlhütten arbeiteten. Den Bauern selbst ging es hauptsächlich um ihr Land, ihr Vieh und die nächste Ernte. Im Lauf des Jahres 1929 hatten sie einen radikalen Umbau der gesamten ländlichen Wirtschaft und Lebensweise über sich ergehen lassen müssen.

Die Sowjetregierung hatte befunden, dass der Agrarsektor krankte. Also wollte man die bäuerliche Hofkultur, deren Wurzeln noch tiefer reichen als

die der Religion, auf Vordermann bringen, um sie besser zu verwalten und streng zu überwachen. Im Winter 1929/30 schwärmten Polizei und Freiwillige über das Land aus, um, wiederum von oben, eine zweite Revolution zu verhängen in der Absicht, die Einzelhöfe aufzulösen, Kollektivwirtschaften zu schaffen und in diesen ein System der mechanisierten Lohnarbeit durchzusetzen. Um der Sache den nötigen revolutionären Biss zu geben, propagierte man das Ganze als neuen Klassenkrieg. Man erklärte die reicheren Bauern, die so genannten Kulaken, eine weitgehend zu diesem Zweck erfundene Sozialkategorie, zum Klassenfeind und damit zum Sündenbock für das bevorstehende Elend. Diese Kulaken sollten nun alles verlieren: ihr Vieh und Gerät, ihre Häuser, ihre Bürgerrechte und oft auch ihr Leben. Im Frühjahr 1930 herrschte auf dem Land fast ein offener Krieg, und in den folgenden Jahren mussten viele der ehemaligen Knechte in die Städte flüchten, da sie sich von den anstelle der Löhne unregelmässig zugeteilten Getreiderationen nicht mehr ernähren konnten. Millionen weitere verhungerten, und bis 1939 war die Landbevölkerung von sechsundzwanzig auf neun Millionen Haushalte geschrumpft.⁶ Ungefähr zehn Millionen der so vertriebenen Männer und Frauen lebten nicht mehr.

Keine andere Politik Stalins löste mehr Qualen aus und keine mehr Widerstand. Sie sorgte ständig für Arger, wenngleich die Hauptleidtragenden meistens unsichtbar blieben. Die Opfer der Hungersnot starben im Stillen, wohingegen man die ausgebooteten Kulaken zwang, weitgehend von der Bildfläche zu verschwinden, nicht zuletzt von der Europas. Was Moskau betraf, so nahm man ihr Siechtum und Sterben in den dünn besiedelten Ortschaften des fernen Nordens und Ostens kaum mehr zur Kenntnis, zählten sie ja nicht einmal zu den erwünschten Kandidaten für den Wehrdienst. Anfangs galten sogar ihre Kinder als verdächtig, so dass noch die Nachfahren in zweiter Generation ihren Dienst häufig als Sklavenarbeiter in Sondertrupps aufnahmen, die Fabriken bauten und Steine schlugen, anstatt an der Front zu kämpfen.⁷ Doch selbst unter den vermeintlich loyalen Bauern, der bärbeissigen, wortkargen Mehrheit, lehnten Millionen die Kollektive und alle damit verbundenen Missstände ab. Viele hungerten, waren überarbeitet und orientierungslos. Als der Staat immer mehr Getreide konfiszierte, um es an das Ausland zu verkaufen, trieben die Familien auseinander wie Spreu im Winde. Viele mussten auf der Suche nach Nahrung und Arbeit unstet umher-

ziehen. Als man diese Söhne der Scholle einzog, gaben sie unsichere Kantonnisten ab. Bestenfalls hassten und fürchteten sie das Willkürregime – schlimmstenfalls jedoch warteten sie auf ihre Chance, die alte Ordnung wieder herzustellen.

Die neuen Kolchosen behaupteten sich. Sie überstanden den Sturm, weil so viele leidenschaftlich und mit fanatischer Gewaltbereitschaft an das Modell glaubten. Beim Kollektivierungsfeldzug schienen simple Worte die Aktivisten Stalins für die vor ihren Augen ablaufenden Szenen blind gemacht zu haben, und eine bleierne Sprache hielt die Schmerzen der Opfer von ihnen fern. «Und ich dachte nicht darüber nach», beichtete Lew Kopelew, damals Aktivist, später Offizier in Stalins Roter Armee, «warum Menschlichkeit abstrakt sei, historische Notwendigkeit oder Klassenbewusstsein aber konkret waren.»⁸ Die «historische Notwendigkeit» rief nach bewaffneten Banden und Massenfestnahmen. Die Aufgabe der Durchführung überliess man Truppen der Geheimpolizei, darunter brutale Schläger und eiskalte Profikiller, deren Karriere weit bis ins zaristische Russland zurückreichte. Jedoch ihre Vorhut bildeten regelrechte Enthusiasten: «Und in dem furchtbaren Frühling 1933, als ich die Verhungerten, die Frauen und Kinder sah – aufgedunsen, blau, kaum noch atmend, schon mit verlöschenden, tödlich gleichgültigen Augen; die Leichen, Dutzende von Leichen in Bauernpelzen, in zerrissenen Jacken, schiefgetretenen Filzstiefeln und Bastschuhen. Die Toten lagen in den Katen auf den Öfen, auf den Fussböden, im Schneematsch ... Ich sah es und verlor darüber nicht den Verstand, brachte mich nicht um, verfluchte nicht diejenigen, die Schuld hatten am Verbrechen ... ich sagte mich nicht los.»⁹ Derart hatte das Neue seinen Anspruch gegenüber dem Alten geltend gemacht.

Wie die roten Truppen in Dsigans Film sollte auch die Streitmacht von Stalins Regime siegen. Zunächst einmal blieben die Bauern, so zahlreich sie waren, im Abseits – eine durch räumliche Distanz, Dialekte und ihre elende Lage zersplitterte Gruppe. Entscheidungen fielen in Moskau und nicht in irgendwelchen abgeschiedenen Dörfern. In einer Demokratie hätten enteignete Bauern eine mächtige Fraktion bilden und durch ihre Proteste andere dazu aufrütteln können, sich der Sache anzuschliessen (doch vielleicht hätte eine Demokratie die Bauern gar nicht erst in Kollektive getrieben). Die Sowjetmacht bot kein Ventil für Proteste: Wer nicht religiös war, konnte nur vor

sich hin grollen oder das neue Regime annehmen und auf eine bessere Zukunft hoffen. Zwar bot die Orthodoxie vielen eine echte Alternative, doch sogar die Kirchen waren machtlos gegenüber der allgegenwärtigen Propaganda dieses Staates. Dies umso mehr, als die Kollektivierung mit einem Angriff auf organisierte Gottesdienste einherging. Man schloss Kirchen, wandelte sie in Scheunen und Schweineställe um, sperrte Priester ein und verbannte die Gläubigen. Nachdem man die Religion derart zerschmettert hatte, konnte sich kein Kredo mehr der kommunistischen Weltanschauung widersetzen, auch keine Gruppierung sich länger am Leben erhalten, ohne unter dem Druck des Staates zusammenzubrechen. Dabei verschärfte das Gefühl der Verlassenheit noch das Leiden. Dazu ein Überlebender: «Keine Tragödie trifft dich wirklich tief und hart, solange du sie mit Freunden teilen kannst.»¹⁰

Doch allein durch Repression hätte der Staat nicht triumphieren können, auch nicht dank des Fanatismus einer Elite junger Aktivisten. Das Sowjetregime sah sich auch massiv durch eine Vielzahl gewöhnlicher Bürger unterstützt, deren Hauptmotiv sich nicht in verzagter Furcht oder vager Hoffnung erschöpfte. «Alles wird besser», trichterten ihnen riesige Plakate ein, «besser und schöner.» Das traf für Millionen auf fast schamhafte Weise Stück für Stück zu. Während Europa und Amerika unter der grossen Depression litten, herrschte in der Sowjetunion rasches Wirtschaftswachstum mit Vollbeschäftigung. Dorfjungen, die in Städten nach Arbeit suchten, fanden schnell etwas. Mochte die ältere Generation mit Anpassungsschwierigkeiten kämpfen, den Jüngeren jedenfalls eröffneten sich zusehends glänzende Perspektiven, und als Werktätige der Sowjetunion konnten sie sich auch im patriotischen Stolz wiegen: Diese verfügte schon 1938 über die grösste Maschinenbauindustrie Europas, wie Luftschiffe, Dämme und Polareisbrecher augenfällig bewiesen, und ausserdem förderte sie jährlich enorme Kohlemengen – allein 1940 hundertsechundsechzig Millionen Tonnen. «Auf allen Gebieten», frohlockte die *Prawda* am Silvestertag des letzten Friedensjahres, «waren unsere Erfolge erstaunlich.»¹¹ Alle ihre Leser wussten über die Panzer und Flugzeuge Bescheid. 1941 gebot die Sowjetunion über mehr Panzer als der gesamte Rest der Welt.¹² Doch auch im alltäglichen Leben konnten die Bürger auf viele Verbesserungen hinweisen. Schliesslich waren die Verhältnisse schon seit geraumer Zeit so schlecht gewesen, dass fast alles wie Fortschritt aussah.

Darin lag ein Paradox. Der Staat forderte Altruismus, schrieb aber seinen Bürgern vor, ihre privaten Ansprüche hintanzustellen. Dies allerdings begründete er wiederum mit dem verheissenen materiellen Wohlstand, einem Segen, den man sogar in den zensierten Zeitungen nicht allein in öffentlichen Gütern, sondern in Armbanduhren und Fahrrädern mass. Folglich lernte eine bereits durch Leiden und Gewalt verhärtete Bevölkerung, obwohl die Presse das gewöhnlich nicht erwähnte, auf Schritt und Tritt nach Gelegenheiten zu fahnden. Schon vor dem Krieg hatten Sowjetbürger in puncto Handel sehr findig sein können. Sie horteten und betrieben jene Netzwerke, die Schwarzmärkte florieren liessen.¹³ So dachten die meisten im Lande der Brüderlichkeit vor allem an sich. Unterdessen kreiste die öffentliche Rhetorik stets um das auch ganz materiell ausgemalte kollektive Glück. Armbanduhren, jenes Symbol der Modernität, das die meisten Begierden zu wecken schien, blieben für fast alle ein Traum; doch eines Tages hiess es, dass neue Fabriken, die fortwährend weiter entstanden, genügend davon produzieren sollten. Lew Kopelew drückte seine Sicht der Dinge ähnlich konkret aus: «Die Weltrevolution war absolut notwendig, damit endlich das Recht siegte», und wenn sie gelang, «sollte es dann keinerlei Grenzen und nirgendwo mehr Kapitalisten und Faschisten geben, und Moskau, Charkow und Kiew müssten ebenso riesige, wohlgebaute Städte wie Berlin, Hamburg und New York werden, bei uns müssten Wolkenkratzer entstehen, Strassen voller Autos und Fahrräder, alle Arbeiter und Bauern müssten sauber und gut gekleidet sein, mit Hüten, mit Uhren...»¹⁴

Vorab bot der Staat seinen Bürgern kleine Entschädigungen, die mehr verheissen sollten. Die Alternativen der Planer konnten von haariger Ironie zeugen. In diesem Land waren 1933 bei der grossen Hungersnot Kinder dahingesiecht, und viele sowjetische Dörfer versanken in den folgenden Jahren noch tiefer in Armut. Selbst in den Städten herrschte Mangel an Fleisch und Butter, während die Brotrationierung bis 1935 anhielt. Die Qualität der Massenware blieb immer zweifelhaft, und ständig kursierten Gerüchte über Staub oder Sand im Mehl, über Knorpel anstelle von Fleisch. Doch der für die Lebensmittelversorgung zuständige Minister Anastas Mikojan hatte Pläne, das Leben all derer zu verbessern, die sich einen Rubel mehr leisten konnten. Ihm schwebte vor, dem Volk unwiderstehliche Appetithappen zu

bieten, also konzentrierte er die ganze Macht der Planwirtschaft auf die Herstellung von Würstchen und Eiskreme. Die Sowjets hatten aus den USA und Deutschland neue Methoden der Massenproduktion importiert, die es erlaubten, einen Grundbedarf an Schnellgerichten mit gewaltigen Mengen zu decken. Mochte es auch weder frische Gemüse noch genügend Milch geben, so gab es doch Eiskreme für jedermann. Man rief die neue Industrie als eine Vorboten besserer Zeiten aus. Ausserdem galt: Je stärker veredelt die Nahrung, desto grösser ihr Anreiz für eine Generation, die auf eine Veränderung der Welt hoffte. Wie sollte das sowjetische Volk nicht glücklich sein, wenn es nicht nur das einfache, sondern auch Kirsch-, Schokoladen- und Himbeereis essen konnte?¹⁵

Die Kleinstadtkinder der Vorkriegsjahre erinnerten sich nur an glückliche Zeiten. «Wir litten nie Hunger, und es gab auch keine Verbrechen.» Das ist eine rosige Sicht, die wohl mehr über Pressezensur und die Verklärungen eines späten Nachhinein besagt als über die Realitäten. In den dreissiger Jahren grassierten Raub und Diebstahl, und an viele Artikel kam man nur über persönliche Beziehungen heran.¹⁶ Ein Schriftsteller berichtete, wie er eine ganze Nacht lang vor einem Moskauer Geschäft anstehen musste, als seine Mutter einen Anzug für ihn kaufen wollte. «Anschliessend», fügte er hinzu, «mussten wir im Laden selbst weitere fünf Stunden warten, sodass wir erst um ein Uhr mittags wieder draussen waren.» Für das gute Stück habe man einen vollen Monatslohn bezahlt.¹⁷ Heute indes erinnern sich die Leute vor allem daran, dass es überhaupt Kleidung gab, denn nicht lange davor hatte man gar nichts kaufen können, und wenig später sollte es wiederum so kommen. Zudem hatte 1938 kaum ein Sowjetbürger den eigenen Lebensstandard mit dem des Auslandes vergleichen können. Die Herrschenden betonten unablässig, dass ihre Gesellschaft die bessere und gerechtere sei, in der bei richtiger Anstrengung bald Überfluss herrschen werde. Soweit man wisse – und die meisten glaubten tatsächlich daran – seien die Warteschlangen in den kapitalistischen Staaten noch länger und dürften die Proletarier dort nicht einmal Anzüge tragen.

Da der Sowjetstaat neben allem Übrigen auch Beschäftigung bot, kann es kaum überraschen, dass gerade jene ihn frenetisch unterstützten, die in diesem wahren Eldorado steile Karrieren machten. Am schnellsten gelangten zumindest Menschen aus kleinen Verhältnissen über den Militärdienst zum Wohlstand. Sogar Bauern («Kulaken» ausgenommen) konnten es auf diese

Weise zu etwas bringen. Als Erste nutzten die zaristischen Wehrpflichtigen, die nun der Roten Armee ihre Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg zur Verfügung stellten, die neuen Chancen des Dienstes. Fast alle hohen Offiziere Stalins im Zweiten Weltkrieg stammten aus dörflichen Verhältnissen. Iwan Konew, einer der späteren Helden von Berlin, war 1897 im Norden der Provinz Dwina geboren. Normalerweise hätte er sein Leben im örtlichen Sägewerk gefristet – wäre er nicht dem Kriegsaufbruch des Zaren gefolgt. Ähnlich verhielt es sich beim jungen Semen Timoschenko, der in der Provinz Odessa Äcker pflügte, bis er einen Posten als Maschinengewehrschütze antrat, um 1940 Verteidigungskommissar Woroschilow abzulösen. Iwan Wasilewitsch Boldin, der zu Beginn der Invasion Hitlers eine herausragende Rolle spielte, stammte aus dem Wolgagebiet und hatte kurz vor dem Ersten Weltkrieg als Dorfbäcker gewirkt. Sogar der Grösste von allen, Marschall Georgi Schukow, der die Lorbeeren für Berlin beanspruchte, kam aus einem Dorf. Er war allerdings schon als Jugendlicher nach Moskau gegangen, um das Schusterhandwerk zu erlernen.¹⁸ Jeder dieser Männer hatte sich seine berufliche Karriere im Bürgerkrieg aufgebaut. Aufgrund ihrer politischen Überzeugungen kämpften sie aufseiten der Roten, und die Armee dankte es ihnen durch Beförderung, Belobigung und traumhafte Gehälter.

Ihre Leistungen ebneten später anderen Aufsteigern den Weg. Viele Berufssoldaten konnten Karriere machen, obwohl ein Sturmwind durch ihre ländlichen Geburtsorte gefegt war. Daher erscheint die Lebensgeschichte Kirill Kirillowitschs wie eine Fabel auf jene Zeitläufe. Ich lausche ihr in seiner Moskauer Wohnung, einer angesehenen Adresse nur einen Steinwurf vom Siegespark und vom Borodinoprospekt entfernt. Er beginnt mit dem Ausbruch des Kriegs selbst. Die Nachricht habe ihn in Tallinn erreicht, in der Hauptstadt der gerade neu errungenen Sowjetrepublik Estland. Den ganzen Sommer lang seien Nacht für Nacht deutsche Bomber (Kirill bezeichnet sie als «Messer»¹⁹) über die Hafenstadt gedroht. Die Flakschützen aus Kirills Einheit hätten zunächst befehlsgemäss nicht gefeuert, jedoch am frühen Morgen des 22. Juni 1941 neue Anweisungen erhalten. «Man teilte uns mit, dass ab sofort ein regelrechter Kriegszustand herrschte», erinnerte sich Kirill. «Wir fürchteten uns nicht; ich vermute, das lag am Alter. Heute möchte ich das nicht mehr mitmachen müssen, aber ich kann wirklich sagen, dass es

keinerlei Furcht gab. Vielleicht waren wir auch einfach so geschult.» In den nächsten Wochen habe Konfusion, Schlaflosigkeit und Demoralisierung geherrscht. «Wir mussten uns vorbereiten», betonte Kirill, «auf die Kapitulation – äh nein, ich meine die Aufgabe Tallinns.» Zur seegestützten Evakuierung sowjetischer Soldaten aus der estnischen Hauptstadt bemerkte Alexander Werth später: «Es war eine Art Dünkirchen, doch gab es keine Absicherung in der Luft ...»²⁰ Kirill zufolge habe dennoch niemand daran gezweifelt, dass die eigene Seite siegen würde. Auch in diesem Sinne habe man sie geschult.

Bei Kriegsausbruch war Kirill im Rekordtempo mit erst einundzwanzig Jahren bereits zum Leutnant aufgestiegen. «Ich wollte unabhängig sein», erläuterte er. «Das Militär bot eine Karriere. Ich besuchte eine spezielle Artillerieschule.» Dort gab es den normalen Unterricht, doch abends und an Wochenenden fanden zusätzliche Sonderkurse statt, bei denen man auch Übungen durchführte. «Die meisten Jungen nahmen daran teil», erklärte Kirill mit Rückblick auf den militaristischen Geist der dreissiger Jahre. «Wir allerdings machten mehr, hauptsächlich Ausbildung an der Waffe.» Aussergewöhnlich intensiv lernten sie auch Deutsch, wie in gezielter Vorbereitung auf den Krieg, den jedermann erwartete. «Wir wussten, dass er kommen würde», bekräftigte Kirill. Alle Zeitungen und Wandplakate warnten die Bürger vor den Faschisten, ebenso die Rundfunksendungen zur Weltlage. «Man zeigte uns einschlägige Filme. Ich erinnere mich noch an einen mit dem Titel *Professor Mamlok*, der ausmalte, was das Volk unter dem Faschismus würde erleiden müssen. Er schilderte genau, wie Hitler vorgehen würde, falls er die Macht über unser Land gewänne. Wir wussten», fügte Kirill hinzu, «auch über die Lage der Juden in Deutschland Bescheid.»²¹

Kirill war intelligent, hatte allerdings auch Glück. Man schickte ihn nicht nur an eine höhere Schule mit zusätzlicher Waffenausbildung, er lernte dort auch Funktionärskinder kennen wie Timur Frunse, den Sohn des verstorbenen Kriegskommissars, Sergo Mikojan, den Filius des Eiskremekönigs, und sogar Wasili Stalin – die alle in Begleitung von Leibwächtern eintrafen und nach Schulschluss elegante schwarze Limousinen bestiegen. Nun könnte man annehmen, dass auch Kirill aus gutem Haus stammte, aber seine Biographie ist komplizierter, qualvoller und in vieler Hinsicht typischer für seine Generation, da sie nicht in einer wohlhabenden oder abgesicherten Fa-

milie begann. Er stammte weder aus Moskau noch aus Russland, noch sprach er fließend Russisch, und war mittellos in der sowjetischen Hauptstadt eingetroffen. Bei diesen Vorgaben kann man sich mühelos vorstellen, warum Soldaten seines Schlages dem Regime Stalins so dankbar waren – und im Krieg absolut loyal blieben.

Kirills früheste Erinnerungen drehen sich um das Landleben im Umfeld seines weissrussischen Geburtsortes Dubrowno, wo er 1919 zur Welt kam: bei Sonnenuntergang am Dnjepr getränkte Pferde, endlose Flachs- und Rübenfelder, gelblicher Sommerstaub, grauer Herbstmatsch. Die ganze Gemeinde sei sehr arm gewesen. Sonntags seien Mädchen barfuss in die Stadt gelaufen, ihr kostbares Paar Schuhe in der Hand tragend, um die Sohlen zu schonen. Seine Familie habe als jüdische kein Land erwerben dürfen, seine Mutter stattdessen in der örtlichen Fabrik – der einzigen Arbeitgeberin weit und breit ausser den Höfen – als Weberin gearbeitet. Der Vater sei kurz vor seiner Geburt an Typhus gestorben. Ein Halbbruder aus dessen erster Ehe habe Kirill nach Moskau geschickt, ohne freilich damit zu rechnen, dass er nächtelang büffeln würde, um Bestnoten zu erzielen. Schliesslich habe ein Lehrer ihn entdeckt und für die besagte Eliteschule vorgeschlagen. Die ganze Familie lehnte diesen Plan ab. Er selbst beharrte jedoch auf einer Ausbildung, die Dubrowno ihm nicht bieten konnte. Kinder, die dort blieben, lernten kaum Lesen und Rechnen, bevor sie ihren Eltern in die Fabrik folgen mussten.

Als Kirill seine Mutter zu sich holen wollte, habe sie ihn immer wieder getröstet und sich mit Packen der Sachen für den Umzug herausgeredet. In Wahrheit sei sie jedoch nur aus Trägheit und Angst vor dem Unbekannten allein zurückgeblieben. «Sie konnte kaum lesen», betonte er. «So war es dort nun einmal: Fast alle Analphabeten. Nach Kriegsausbruch hat sie mir geschrieben, aber ich konnte den Brief kaum entziffern – solche Mühe bereitete ihr das. Sie wolle abreisen, zu uns nach Moskau kommen, hat es aber nie getan. Sie lebte noch im Dorf, als die Deutschen kamen. Ich wusste damals zwar, was das bedeuten würde, wartete jedoch bis zum Kriegsende, bevor ich hinfuhr, um mich zu vergewissern.» 1941 habe man die Juden Dubrownos wie Vieh zusammengetrieben. Vor Ort bat Kirill später seine einstigen Nachbarn, ihm das Vorgefallene zu schildern, aber niemand wollte sich mehr daran erinnern. Man sagte ihm nur, die Leichen, wahrscheinlich

auch die seiner Mutter, lägen in irgendeinem nicht gekennzeichneten Graben.

Kirill habe also Grund, der Sowjetunion zu danken, die ihn rettete, ausbildete und förderte, in gewisser Weise sogar den Mord an seiner Mutter rächte. Er sehne sich nach den sowjetischen Verhältnissen zurück, allerdings nicht mit Dubrowno und der Armut, sondern denke vor allem an die ihn prägende Disziplin, den Lohn für harte Arbeit und den festen Glauben an den Sieg. Er kenne die grausamen Seiten des Regimes, habe sie als Kind zur Genüge erlebt. Dubrowno lag nicht weit von der ukrainischen Grenze entfernt, und ab 1929 waren die Hungerflüchtlinge von dort bei ihnen aufgetaucht. Sie wussten einiges über die Kollektivierung zu erzählen, über das Abschlachten des Viehs, die Plünderungen, die Furcht. Wenig später hatte auch die eigene Familie zu hungern, doch die auf einem kleinen Landstück angebauten Kartoffeln bewahrten sie vor dem Schlimmsten. Nichts konnte den Glauben des jungen Mannes an den Sozialismus erschüttern, und seine Kriegserlebnisse festigten ihn sogar noch. Nach wie vor meint er, dass die Kollektivierung unter dem Strich mehr genützt als geschadet habe. Zwar seien die Pferde abgemagert, und Menschen hätten eine Zeit lang hungern müssen, aber dies alles sei nur eine Vorstufe gewesen. Wenig später bekamen die Bauern Traktoren, mit denen sie jeweils die Arbeit von einem Dutzend Mann verrichten konnten, schliesslich auch Wasser und Strom. Später im Krieg habe Kirill in Tallinn gesehen, was die Nazierrschaft anrichtete. Er wisse genau, und nicht nur von diesem Besuch, welches System seine Welt zerstört und welches es Stein für Stein wieder aufgebaut habe.



«Die Erziehung ist durch fast eine Generation ausschliesslich durch die Grundsätze und Ziele des Bolschewismus unter Ausschaltung jedes anderen Einflusses geleitet. Diese Erziehung hat überraschende Ergebnisse erzielt», erklärte ein deutscher Offizier 1950 in einem Gutachten für die US-Army. «In jedem russischen Schulzimmer fand ich eine grosse Wandkarte von Europa und Asien, auf der das Russische Reich in grellem Rot bemalt, alles andere ohne Farben gehalten war. Auf ihr kam in sinnfälliger Deutlichkeit

die verschwindende Kleinheit der Halbinsel Europa im Verhältnis zu dem gewaltigen russischen Reich zum Ausdruck.» Ausserhalb der Schulen habe er von jüngeren Leuten kaum zweifelnde Stimmen gehört. Nur «bei der älteren Generation auf dem Lande, heute etwa von 50 Jahren aufwärts, habe ich fallweise Skeptizismus gefunden». Er habe «mit vielen jungen Soldaten, Bauern, Arbeitern und auch Frauen gesprochen: Sie alle waren einheitlich in ihrem Denken ausgerichtet und von der Richtigkeit dessen, was ihnen gelehrt wurde, überzeugt.» Zwanzig Jahre Schule und Propaganda schienen Früchte zu tragen. Zur Verblüffung dieses Rassisten (der die Russen charakterisierte durch «grösste Geduld und grösste Leidensfähigkeit, eine gewisse Passivität und Ergebenheit dem Leben und dem Schicksal gegenüber, wenig Initiative und bei vielen einen leicht weckbaren Zug zu Grausamkeit und Härte») förderte das Regime auch höhere Ideale: «Die bolschewistische Erziehung strebt auch die Erweckung von *Begeisterung*, *Initiative* und *Tatkraft* an, die vornehmsten Grundlagen grosser Leistungen nicht nur in den Arbeiten des Friedens, sondern besonders auch des Krieges.»²²

Der Offizier beschrieb die Auswirkungen einer zwei Jahrzehnte alten Bildungspolitik mit dem Ziel, der Jugend neue Bewusstseinsformen einzuprägen. Zwar bestanden nach wie vor weithin Härten, ganz zu schweigen vom Hass auf die Kollektivwirtschaften und den brutalen Arbeitsbedingungen in Fabriken und auf Baustellen, aber die entscheidenden Generationen der Soldaten, die später in Stalingrad und Kursk kämpfen sollten, waren im Sowjetsystem geboren und kannten nichts anderes. Auch wenn sich manche Ältere vielleicht nie mit den neuen Verhältnissen anfreunden würden und sogar schon Jüngere Witze oder zynische Bemerkungen machten, beherrschte die kommunistische Ideologie inzwischen mangels Alternativen fast unangefochten die Sprache und das Denken. Sogar die in der Regel widerspenstigen Bauern konnten – zumindest in der Öffentlichkeit – keine andere politische Ausrichtung entwickeln. Die Indoktrination begann im Kindergarten. Als künftige Sowjetbürger erhielten sie ihre erste revolutionäre Lektion, sobald sie den Namen Stalins in kyrillischen Lettern buchstabieren sollten. Wo einst ihre Grosseltern im Chor Auszüge aus den Psalmen gesungen hatten, stimmten diese Kinder Siegeshymnen über die Errungenschaften von Wissenschaft und Technik sowie der kommunistischen Moral an. Gleichzeitig lernten sie, dem Regime, das sich um ihre Erziehung kümmerte, für die Existenz der

Grundschulen – 1941 bereits 191'500 für vierundzwanzig Millionen Kinder – dankbar zu sein.²³ Wenn sie fleissig arbeiteten, mochten die Besten von ihnen zu den achthunderttausend Abiturienten gehören, die sich jährlich in den achthundertsiebzehn Kollegs und Universitäten des Landes einschrieben, oder gar einen Studienplatz an einer der Militärademien der Roten Armee ergatterten.²⁴

Alle Kinder wussten, dass Vaterlandsliebe die Bereitschaft einschloss, in den Krieg zu ziehen. Während die Väter schufteten, um Ernten einzufahren oder monotonen Schichtdienst leisteten, um zur Erfüllung des Plansolls beizutragen, erfuhren ihre Zöglinge, dass der Militärdienst ein Abenteuer und ein grosses Privileg sei. Mit ihm nahm man das Banner der Revolution auf und führte den Kampf fort, für den ihre Idole ihr Leben gelassen hatten. Ein echter Nazi konnte die sowjetischen Lehrer beneiden. Zum einen herrschte der Kommunismus schon um einiges länger als der Nationalsozialismus, so dass bei Kriegsbeginn bereits mehrere Jahrgänge unter seinem Einfluss herangewachsen waren, zum anderen gab es auf der anderen Seite keine Niederlage zu erklären und keinen Dolchstoss zu rächen, wie Deutschland ihn angeblich 1918 erlitten hatte. Die Sowjets konnten nur über Erfolge sprechen. Beide Regimes jedoch rühmten den Militär- und den Staatsdienst als eine Ehre, zu der sie nur die Eliten heranziehen würden, und stellten den Heldentod als süss und himmlisch dar. Derlei Parolen motivierten zumindest gewisse Gruppen von Jugendlichen, sich freiwillig zu melden, wobei das, was später auf dem Schlachtfeld geschah, auf einem ganz anderen Blatt stand.

Sowjetische Schüler besannen sich auf den Bürgerkrieg (im Unterschied zu den schändlichen Niederlagen, die das zaristische Regime erlitten hatte) und feierten die Kommunistische Partei als grosse Anregerin und Führerin. Diese ihrerseits liess sich mit dem militärischen Kampf identifizieren, stellte die Rote Armee als ein Werkzeug des Fortschritts dar und bezog auf diese Weise den Krieg in ihre Ideologie ein. Folglich sollte jedes Kind die Bilanz der Roten Armee herbeten können, insbesondere das Modell für alle künftigen Kriege, den historischen Erfolg der Roten Truppen gegen die geschlossene Phalanx von Weissen. Während andere europäische Kinder über die Somme-Schlacht, Verdun und Ypern lasen, erfuhren sowjetische Schüler

von der Don-Front und dem Kampf um Petrograd. Wenn sie «Rote und Weisse» spielten, so stets mit der Unterstellung, dass künftige Konflikte wieder so ausgehen würden und insbesondere, dass Kampfmoral und ideologische Leidenschaft den Schlüssel zum Sieg bildeten. «Man merkte eben, dass unsere Lehrer an der Revolution und am Bürgerkrieg teilgenommen hatten», schrieb ein künftiger Kombattant der Roten Armee. Sein Physiklehrer habe stets in Uniform unterrichtet, mitsamt grünem Kasack und Gamaschen.²⁵ So bereitete er sich förmlich darauf vor, notfalls erneut zu den Waffen zu greifen wie 1918, als die Revolution zu scheitern drohte. Seine Schüler sollten immer daran denken, dass sie in einem belagerten, umkämpften Staat lebten. Viele glaubten ergeben, dass ihr Lebensglück davon abhing, am bewaffneten Kampf teilzunehmen und ihm reinen Herzens Opfer darzubringen.

Dergestalt verinnerlichten Schulkinder (zumindest in der Provinz) Ideologie und Patriotismus als Begriffspaar, verknüpften Feldzüge und Sportvereine mit Lenin- und Stalinporträts. Wenn sie sich freiwillig zum Schneeräumen meldeten, zogen sie die Kraft dafür zumindest teilweise aus ihrem festen Fortschrittsglauben. Die Partei lenkte den überbordenden Altruismus der Jugend in kommunistisches Pflichtgefühl um: Sowjetische Teenager studierten, wanderten und übten im Rahmen der grösseren Kampagne, sich zu läutern und zu ertüchtigen, um die bessere Welt aufzubauen. «Es war sowohl möglich als auch notwendig, alles zu verändern», erinnerte sich die Moskauerin Raisa Orlowa, «Strassen, Häuser, Städte, die ganze Gesellschaftsordnung und die menschliche Seele.» Sie glaubte fest an ein neues Leben in der Zukunft – das «eigentlich» erst beginnen würde, wenn sie «in einem schönen, strahlend weissen Haus wohnte. Ich würde jeden Morgen Gymnastik machen, den Idealzustand verwirklichen und alle meine heroischen Leistungen planen.»²⁶

Heranwachsenden boten sich viele Gelegenheiten, das angepeilte Heldentum auszuprobieren. Der Staat drängte darauf, sie mit Waffenkunde, Drill und Kartenmaterial bekannt zu machen. Immerhin bildete die Freiwilligenorganisation Osoawjachim, die man grob als Gesellschaft für Luft- und Chemiewaffenverteidigung übersetzen könnte, 1938 schon seit gut einem Jahrzehnt Rekruten aus. Jahr für Jahr kamen drei Millionen neue Mitglieder hinzu. Ernsthaft und aufrichtig in dem, was jetzt als die sowjetische Tradition galt, bot sie Kurse von Scharfschiessen über Kartenlesen bis zur ersten Hilfe

an.²⁷ Ihre Enthusiasten verbrachten ganze Wochen in Sommerlagern, nahmen an Gewaltmärschen teil, hoben fleissig Schützengraben aus und übten in verteilten Rollen, Brüche zu schienen. Osoawiachim-Mitglieder gingen auch mit gutem Beispiel voran, wenn der Fiskus Geld brauchte. Sie malten Kampagnen-Banner, um für den Kauf neuer Flugzeuge zu sammeln, und standen manchmal an Zahltagen, mit roten Armbändern angetan, vor den Werkstoren, um die Arbeiter anzuzapfen.

Alle Jugendlichen schwärmten vom Fliegen, dem Traum von Fortschritt und Modernität, der eine ganze Generation begeisterte. Anfang der dreissiger Jahre galt eine Zeit lang das lenkbare Luftschiff als der Flugkörper schlechthin, und man leierte Spendenaktionen an, um einen nach dem ebenso molligen und rundlichen Verteidigungskommissar Woroschilow zu benennenden Zeppelin zu finanzieren. Am Revolutionsfeiertag des Novembers 1932 schwebten Luftschiffe über den Roten Platz, und als Teil der Landesverteidigung waren weitere geplant. Doch Ende der dreissiger Jahre lockten Flugzeuge, wenn auch nur Doppeldecker aus Holz, und vor allem Fallschirme, viele Jugendliche in Militärvereine. Fallschirmspringen kam ganz gross in Mode. In städtischen Parks entstanden eigens Türme für Übungssprünge, und bis 1936 gab es schon mehr als fünfhundert davon mit einem Rückhalt von hundertfünfzehn Springerschulen. Allein in jenem Jahr fanden fast zwei Millionen Sprünge statt. Das amtliche Satiremagazin *Krokodil* schlug sogar vor, Kirchtürme für den neuen Sport zu nutzen.²⁸ Ende 1940 betrieben bereits mehr als eine Million Sowjetbürger das Fallschirmspringen. Ironischerweise erwiesen sich die Fallschirmjäger schliesslich, als es ernst wurde, für die Kriegsanstrengungen als eher überflüssig.²⁹

Der Ansturm auf die Ausbildungslager diente, zumindest was die versammelten Jugendlichen anging, freilich nicht nur der Landesverteidigung. Soziales Engagement galt als Ausdruck der Staatstreue. Wer weiterkommen wollte, musste mitmachen und Eifer beweisen. Die Elite der Klubs bildete der Bund der Jungen Kommunisten Komsomol, und wer eine gute Karriere anstrebte oder auch nur studieren wollte, trat dort ein. Doch die meisten waren ohnehin schon drin, sei es nur aus geselligen Gründen. «Mir selbst ist erst viel später aufgegangen», berichtete ein ehemaliger Offizier namens

Lew Lwowitsch Ljachow, «dass es für das Vorankommen sogar unabdingbar war.» Vor dem Krieg habe er wie viele seiner Generation Geologie studiert, ein sehr beliebtes Fach, da Abenteuerreisen grosse Faszination ausübten. Komsomol und Osoawiachim galten also nicht zuletzt als Vereinigungen zur Gemeinschaft unter freiem Himmel. In dieser Zeit aufzuwachsen hiess, bei Wanderungen, Sommerlagern und Aufmärschen mit roten Fahnen das Erregende des Kollektivs zu geniessen. Zugleich ging es um Ertüchtigung, nicht nur körperlicher Art.

Dabei sein galt als Glaubensbeweis, ideologische Schulung als etwas so Alltägliches, dass sich niemand darüber wunderte, sogar in geselliger Runde, darunter Osoawiachim-Lager, Vorträge zu hören. Die Zeit der philosophischen Analysen und freien Debatten war vorbei. Stattdessen mussten Jugendliche, die darauf brannten, einmal Skier oder Fallschirme auszuprobieren, erst langatmige Appelle über sich ergehen lassen wie diesen: «Festigen wir die Auslandskontakte der sowjetischen Arbeiterklasse mit dem Proletariat der kapitalistischen Welt!»³⁰ Die hohlen Phrasen klangen im Original genauso abstrus wie in der Übersetzung, doch war man ja damit aufgewachsen. Das Russische hatte im Zuge der Sowjetisierung die geschliffene Eleganz des späten Zarenreiches eingebüsst, und jetzt erschienen die vielsilbigen, latinisierten Slogans des neuen Regimes so üblich wie Bauernbrot mit Knoblauch. Wahrhaft groteske Akronyme – Partkom für Parteikomitee, Komsomol für Jungkommunistenverband oder Kolchos für Kollektivgüter – waren 1938 gang und gäbe. Jede Reform erhielt einen Namen mit etlichen Wortungetümen. Die Jugend kannte es nicht anders.

Hinter einem weiteren Kürzel verbarg sich jene Instanz, die jeden Spott darüber ahnden sollte. 1917 übernahm Felix Dserschinski im Auftrag Lenins die Organisation der inneren Sicherheit im neuen Staat. Er errichtete eine Geheimpolizei mit furchterregender Machtkompetenz und gab ihr den Namen «Ausserordentliche Kommission» (Tschreswytschainaja Kommissija, im Russischen abgekürzt «Tscheka»). Bis 1938 erfuhr sie mehrere Namensänderungen, die jedoch nichts an ihrer Vorliebe für Mord, Folter und Inhaftierung ohne Gerichtsverfahren änderten. Im Krieg hiess sie Volkskommissariat für Inneres (NKWD), mit der Hauptaufgabe, den Staatswillen durchzusetzen, unter anderem gegen Parteimitglieder, Armeeoffiziere, Intellektuelle und sogar loyale Ingenieure. Die Tscheka fungierte gleichzeitig als Po-

izei, Geheimdienst und Haftaufsicht, lieferte Zwangsarbeiter an, fällte und vollstreckte Urteile, um die Opfer dann selbst zu bestatten, hatte aber auch einen paramilitärischen Zweig, der die Soldaten überwachte und eigene Kampfeinheiten ausbildete. In den letzten Jahren des Friedens wirkte sie hauptsächlich als Geheimdienst und hätte durch summarische Festnahmen und Staatsterror fast das Regime zerstört, das sie angeblich schützte. Unter Komsomolzen und Fallschirmspringern wusste man darüber Bescheid, da viele Zugriffe und sogar Hinrichtungen in aller Öffentlichkeit erfolgten. Proteste dagegen waren jedoch ebenso unmöglich wie offene Diskussionen über das Thema. So gab es weder ein Ventil für Widerspruch noch hätte Kritik ein Forum gefunden. «Das verdammte sogar Regimegegner zur Komplizenschaft», sagte eine ehemalige Bolschewikin später, «denn sie kamen mit ihrem Protest einfach nicht durch, selbst wenn sie ihr Leben aufs Spiel setzten.»³¹

Schon im Bürgerkrieg hatten Razzien und Massenexekutionen zum Alltag gehört, danach war der Polizeiterror deutlich zurückgegangen. Im Dezember 1934 erschoss jedoch ein gedungener Mörder den beliebten Vorsitzenden des Leningrader Parteikomitees, Sergei Kirow, direkt vor seinem Büro. Dies bildete den Vorwand für die erneute Schreckensherrschaft. Am Anfang standen Repressalien und die berühmten Schauprozesse, in denen das Gericht führende Weggefährten Lenins anprangerte und zum Tod verurteilte, gefolgt von verdeckten Operationen, bei denen massenhaft Menschen hinter Gittern endeten oder spurlos verschwanden. Auf den Friedhöfen der Stadtzentren stapelten sich Leichen mit Schusswunden. Diese so genannten Säuberungen, denen Zehntausende Unschuldiger zum Opfer fielen, erfassten alle Bereiche des öffentlichen Lebens. Auch die Streitkräfte blieben nicht davon verschont, obwohl der Krieg unzweifelhaft bevorstand. Im Juni 1937 traf es den stellvertretenden Verteidigungsminister (und ehemaligen Generalstabschef) Michail Nikolaewitsch Tuchatschewski. In einem aufgebauschten Fall sahen sich einige seiner ranghöchsten Adjutanten, sogar Bürgerkriegshelden, mit belastet. Das Gericht verurteilte sie alle wegen Verschwörung und Hochverrat zum Tod. Eigentlich glaubte niemand ernsthaft an diese Vorwürfe, doch keiner wagte es, Zweifel offen zu äussern. Zwei Jahre später nahm die Kursker Polizei einen städtischen Beamten fest, auf dessen Schreibtisch bei einer Anhörung alte Zeitungen mit Fotos von Tuchatschewski lagen.³²

Während zufriedene Werktätige genüsslich Kirscheisleckten, ertrank die Revolution im Blut. Wer als Volksfeind galt – Kulaken, Trotzlisten, Spione oder Parasiten –, blieb für alle Zeiten aus der Gemeinschaft der wahren Gläubigen verbannt und litt entsetzliche Qualen, auch wenn er mit dem Leben davonkam. Ende der dreissiger Jahre darben schon mehr als 1,67 Millionen Menschen im Gulag, dem Haft- und Zwangsarbeitslagersystem des NKWD.³³ Die auf freiem Fuss lebenden Adepten des Stalinismus fühlten sich dagegen durch inbrünstige Untertänigkeit und Ehrfurcht aneinander gekettet. Lauthals, wie um die Schreie der Opfer oder das Echo der tausendfachen Schüsse zu übertönen, sangen sie die Revolutionshymnen, suchten indes auch nach Wegen, sich das Unsagbare zu erklären. «Aber ich glaubte, in den Prozessen 1936-1938 Stalins weitblickende politische Taktik zu erkennen», schrieb Kopelew, «glaubte, dass er ‚im Endergebnis‘ recht gehabt hatte, ein für allemal jede Art von Opposition auf so fürchterliche Weise zu diskreditieren. Wir lebten ja in einer Festung, mussten dicht zusammenstehen, durften kein Schwanken und keine Zweifel zulassen.»³⁴

In einer Art Bewusstseinsspaltung mochten die Menschen je eigene Vorbehalte und Zweifel haben; in der Öffentlichkeit aber zeigten sie sich unterwürfig, sowjetisch und beseligt darüber, die gleiche Luft atmen zu dürfen wie der Genosse Stalin. Diese infantile Haltung besang sogar ein Gassenhauer: «Wenn die Sonne Stalin im Kreml beschien, dünkt sie uns besonders schön ... So viele Sterne auch am Himmel stehen, heller erstrahlen Stalins Ideen.»³⁵ Ironie, das Gemeingut der angloamerikanischen Kultur zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, konnte in der stalinistischen Öffentlichkeit nie Fuss fassen.³⁶ Schenja Rudnewa, die 1944 als Fliegerstar starb, hatte kurz vor dem Krieg in ihrem Tagebuch festgehalten: «Bald ist Verfassungstag, und wenig später finden die Wahlen zum Obersten Sowjet statt! Wie sollte ich mein Vaterland nicht lieben, das mir so viel Glück beschert?»³⁷

Doch Menschen wie Rudnewa konnten mit ihren Skrupeln und inneren Konflikten nur überleben, indem sie sich fügten und ansonsten ihren je eigenen Weg zu der ersehnten Geborgenheit und Kreativität suchten. Es war weitaus einfacher, so urteilten sogar die Zweifler, dem Kollektiv zu folgen und an seinen Träumen teilzuhaben, als allein zu bleiben, in ständiger Isolation und Todesfurcht. Ein Stalingrad-Veteran berichtete von seinem inneren Ringen. Iija Natanowitsch hatte 1943 als Infanterist in Stalins Armee uner-

schrocken gekämpft und so lange durchgehalten, bis man ihn mit schweren Verwundungen als tot liegen liess. Dass er auf der eisigen Steppe überleben konnte, erscheint unvorstellbar, zumal mit Schmerzen von Arm- und Schulterverletzungen, die später nie richtig ausheilten. Doch die sowjetische Identität, der Optimismus des Bekenntnisses zu Stalin, habe ihm die nötige Kraft gegeben. Allerdings wäre Ilja nur wenige Monate vor jenem Geschehen fast den Säuberungen zum Opfer gefallen. Das Problem lag in seiner Herkunft, doch auch sein luzider Verstand und sein Humor müssen ihm Schwierigkeiten bereitet haben – Autokraten mögen in der Regel keine scharfsinnigen, zum Spott neigenden Menschen.

Ilja Natanowitsch stammte aus der heute weissrussischen Provinz Witebsk, wo er im Sommer 1920 zur Welt kam. Sein Vater war Bolschewik, doch seine Tanten mütterlicherseits brachten die Farbe und Abwechslung ins Haus, die seine Kindheit prägten. Sie schneiten oft unangemeldet aus Moskau oder Warschau kommend herein, immer munter plaudernd, lachend, angeregt disputierend. Später am Abend setzte sich oft jemand ans Klavier und man sang russische Weisen, jüdische Lieder, aber auch Revolutionshymnen. «Ich wusste von klein auf, dass ich in einer besonderen Familie aufwuchs», betonte er, «in der interessante Dinge gerade auch im Zusammenhang mit der Revolution passierten.»

Iljas Tanten hatten lange im Untergrund gearbeitet und gehörten bei Lenins Staatsstreich 1917 schon zu den alten Hasen. Eine lernte in einer geheimen Zelle in Baku, dem Erdölzentrum am Kaspischen Meer, den jungen Mann kennen, der später unter seinem Kampfnamen Stalin zum Staatschef aufstieg. Bei Ilja blieb eine häufig wiederholte Anekdote über dessen Grausamkeit haften: Gegen 1904 hätten Genossen an einem Nachmittag im April einen Flussspaziergang gemacht, als sie auf einer Insel ein noch ganz unsicher auf den Beinen stehendes, irgendwie dort gestrandetes Kälbchen sahen, dessen Blöken man über das Rauschen des Wassers hinweg hörte. «Koba», der Georgier, zog sofort sein Hemd aus, stürzte sich in die von der Eisschmelze reissenden Fluten und schwamm hinüber, erreichte das Tier, baute sich neben ihm auf, wartete, bis alle zusahen und brach ihm dann die Haxen.

Dieser Tyrann, so Ilja, habe sein halbes Leben überschattet, angefangen beim Schicksal seines Vaters, der als Bolschewik unter Stalin zunächst gut vorangekommen sei und in den dreissiger Jahren bis in hohe Regierungsm-

ter aufstieg; verbunden mit seinem Umzug nach Moskau, wo er eine jüngere, nicht durch schwatzhafte Schwestern belastete Frau heiratete. Doch 1937 fiel er in Ungnade und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Zwar geriet die ihm entfremdete alte Familie nicht mit in den Mahlstrom, trug aber vom Kontakt mit dem Volksfeind einen Makel davon. Auch sein jüdischer Hintergrund machte Ilja zu schaffen. Zunächst riet ihm ein Lehrer im eigenen Interesse davon ab, sich am angesehensten Fremdspracheninstitut der Hauptstadt zu bewerben, sodass Ilja mit einem anspruchslosen Kolleg Vorlieb nahm und aus Furcht vor unangenehmen Nachforschungen sogar den Komsomol mied. Nach Kriegsausbruch kam sein Antrag, an der Front dienen zu dürfen, nicht durch. Stattdessen schickte man ihn auf eine Baustelle im Ural, wo er eine Fabrik zu errichten half. Erst beim drohenden Zusammenbruch der Roten Armee durfte der junge Mann zur Infanterie wechseln, konnte sich jedoch trotz des Einsatzes in Stalingrad nie von der vermeintlichen Schande seines Vaters reinwaschen. Nach dem Krieg nahm er einen Posten in der Provinzstadt Smolensk an. Von dort war es ein weiter Weg bis zur nächsten anständigen Buchhandlung – in das geliebte Moskau brauchte er mit der Bahn acht Stunden –, aber als unauffällige graue Maus fühlte er sich relativ sicher.

Ilja Natanowitsch müsste eigentlich mit Abscheu an Stalin zurückdenken, an heftige Debatten mit seinen naseweisen Tanten. Doch vor allem erinnert er sich an eine fast religiöse Verehrung. «Bei seinen Radioansprachen flüsteren wir in Pausen oft: ‚Hört, Stalin nimmt einen Schluck.‘» Das Bild mochte aus Konstantin Simonows bekanntem Roman *Die Lebenden und die Toten* stammen, in dem Bürger bei Stalins grosser Kriegsansprache vom Juli 1941 jedes Mal, wenn er trank, den Atem anhielten. Die Erinnerungen der Veteranen sind oft von Buch- oder Filmszenen überlagert, zumal der Krieg schon so lange her ist. Ilja jedoch wusste noch etwas anderes: «Es war, als hörte man die Stimme Gottes», beteuerte er, «und im Traum erschien er mir wie ein Ubervater. Selbstverständlich nicht wie der leibliche, von dem ich auch heute noch träume. Als die Säuberungen begannen, kamen mir Zweifel ... Ich glaubte nicht an die Schuld meines Vaters oder all der verfolgten Bekannten. Doch Stalin verkörperte die Zukunft, davon waren wir fest überzeugt.»

«Unsere Generation hat als die erste wahrhaft im Geiste der Revolution geprägte die tragische Entwicklung von 1937/38 miterlebt», unterstrich ein anderer Veteran, «ohne selbst Schuld auf sich zu laden.» Zur Zeit der ersten Schauprozesse hatte er noch die Schulbank gedrückt und in Wandzeitungen von den Säuberungen gelesen, sich aber trotz aller Bedenken den Glauben an die utopische Sache bewahrt. Absolut felsenfest glaubte er an den Sieg, einen fast mühelosen Triumph, wie ihn die Kriegsfilme von 1938 so emphatisch beschrieben. Gerade diese Illusion veranlasste Millionen von Jugendliche sich freiwillig zu melden, sobald sie vom Überfall der Wehrmacht hörten. Ihre Begeisterung konnte sie anstacheln, sie bot aber keinen Schutz vor deutschen Granaten. Diese Generation verschlang der Krieg. Das Schützenregiment des oben zitierten Veteranen hatte mit hundertachtundzwanzig Mann begonnen. Nach dem ersten Gefecht lebten davon noch achtunddreissig, zehn Tage später fünf.³⁸ Trotz aller Verheissungen hatte der Staat sie im Stich gelassen. «Man hat sie auf grosse Taten vorbereitet», bemerkte die Historikerin Elena Senjavskaja, «aber nicht auf die Armee.»³⁹

2. Chaotische Verhältnisse

Der erste Härte-test für Stalins Rote Armee kam Ende 1939, als am 30. November sowjetische Truppen in Finnland einmarschierten. Der Feldzug geriet zum Desaster. Binnen eines Monats verlor die Armee nahezu achtzehntausend Mann, fast die Hälfte des gesamten Aufgebots, die fielen, in Gefangenschaft endeten oder als vermisst galten. Bei dem entsetzlichen Gemetzel und der damit einhergehenden Panik und Konfusion lässt sich selbst heute kaum mehr genau ermitteln, wie viele Soldaten in dem kurzen anschließenden Krieg ihr Leben verloren. Man warf die Männer blindlings den finnischen Kanonen vor. Panzer wurden mit ihren Besatzungen in Brand geschossen, ganze Infanterieregimenter eingekesselt und Bataillone, die Speerspitzen der Roten Armee, von ihrer Verstärkung und von jedem Nachschub abgeschnitten, sodass führerlose Soldaten angesichts des Hungers und der Kälte zu plündern begannen. Bald schon kursierten Gerüchte über Gräueltaten. Männer berichteten über Leichen mit abgeschnittenen Penissen oder Händen, andere hatten verstümmelte Gesichter ohne Zunge und Augen gesehen. Nach Kriegsende stellte sich heraus, dass viele dieser Geschichten aus dem Entsetzen geboren waren, das unerfahrene Wehrpflichtige empfanden, als sie in Wellen der Hilflosigkeit über ihre eigenen, nicht bestatteten Toten hinwegmarschierten: vorbei an hartgefrorenen, spröden, von Hunden ange-fressenen oder zerrissenen Leichen.¹ Insgesamt verlor die Rote Armee – allein an Toten – mehr als 126'000 Mann.² Fast dreihunderttausend weitere musste sie wegen Verwundungen, Verbrennungen, Krankheiten und Erfrierungen evakuieren.³ Auf finnischer Seite gab es 48'243 Tote und 43'000 Verwundete.⁴

Doch letztlich sprachen die nackten Zahlen – Truppenstärke und schwere Waffen – für die Sowjets. Sie verlegten frische Einheiten an die Karelien-Front, und dort sprengte ein neuer Vorstoss, wie mit dem Sturmbock vorge-tragen, die finnischen Linien. Die Wälder nördlich der mittelalterlichen Stadt Viipuri, heute Vyborg, erstarrten zu einem Ödland aus verkohltem Metall und totem Holz. Ende März kapitulierten die Finnen. *Prawda-Leser* erfuhren, dass damit die gerechte Sache gesiegt und der Krieg eine weitere Be-drohung der proletarischen Freiheit abgewendet habe. Doch auch sie dürften die Gerüchte vernommen haben, die heimkehrende Soldaten verbreiteten, und ausserhalb Russlands betrachtete niemand den Ausgang als einen Sieg Moskaus. In jenem Frühjahr weideten sich Militärplaner in Hitlers Deutsch-land an protzigen Berichten über die Schwäche der sowjetischen Armee⁵, und ein amerikanischer Korrespondent in Stockholm kam zu dem Befund: «Der Finnlandfeldzug hat mehr über die Rote Armee ans Licht gebracht als die vergangenen zwanzig Jahre.»⁶

Damit meinte er vor allem Ausbildungsmethoden, Taktik und Ausrüs-tung. Ein militärisch geschulter guter Spion hätte aus den Ereignissen jener vier Monate gefolgert, dass die Rote Armee in fast jeder Hinsicht versagt hatte. Aufklärungseinheiten hatten die Reihe befestigter Bunker übersehen, die den Vormarsch der Infanterie blockierten. Sogar die Finnen selbst waren überrascht über das daraus folgende Blutbad und die Leichtigkeit, mit der einige wenige Schützen ganze Regimenter niedermähen oder in die Flucht schlagen konnten. Ihnen half es auch, dass die Sowjets für den arktischen Kampf schlecht ausgerüstet waren. Obwohl sie doch selbst strenge Winter kannten, waren die Rotarmisten nicht auf Gefechte im Tiefschnee vorberei-tet. Viele verloren die Nerven, als finnische Gebirgsjäger auf Skiern wie Ge-spenster aus dem Nebel hervorschossen. Auch überraschte es sie, überhaupt auf zähen Widerstand zu stossen. Später, als die ersten sowjetischen Panzer durchbrachen, registrierten die Finnen befriedigt den Erfolg ihrer selbst ge-machten Panzerabwehrwaffen: Leergut – gewöhnlich vom staatlichen «Alko»-Monopol –, das sie mit Kerosin füllten und in die sie handelsübliche Dochte hineinsteckten. Damit übernahmen sie einen Prototyp, den Francos Truppen in Spanien entwickelt hatten, doch erst die Finnen gaben den neuen Brandsätzen ihren Namen: Zu Ehren des sowjetischen Aussenministers, den

man in jenen Jahren fast allabendlich im finnischen Rundfunk hörte, bezeichneten sie die Flaschen als «Molotow-Cocktails». «Ich hätte nie gedacht», sagte ein finnischer Veteran, «dass Panzer so lange brennen würden.»⁷

Jeder Aussenstehende hätte bemerkt, dass die eigene Ausrüstung der Sowjets – die Panzer, Granaten, Kanonen und Funkgeräte, um deren Ausstoss die sozialistische Planwirtschaft im vergangenen Jahrzehnt ein so grosses Tamtam gemacht hatte – kaum gefechtstauglich war. Schlimmer noch, den oft frisch von der Schulbank kommenden jungen Offizieren fehlte das Vorstellungsvermögen und, mangels dessen, auch die Übung, ihren Einsatz zu koordinieren. Darüber hinaus fehlte es ihnen an Nachschub und Ersatzteilen. Ganze Regimenter standen den Finnen ohne Nahrung, Munition und Stiefel gegenüber. Im Januar berichteten finnische Soldaten, Gefangene gemacht zu haben, die sich nur über Wasser hielten, indem sie Fleisch von den Karkassen erfrorener Pferde rissen oder sich den Mund mit Schnee füllten. Den Verwundeten, die man auf ihre Seite zurücktrug, erging es oft nicht besser. Zwar waren die Krankenhäuser im nahe gelegenen Leningrad gut ausgestattet und mit hingebungsvollem Personal besetzt, aber viele junge Männer starben an Wunden, Erfrierungen und Krankheiten, während sie auf den Abtransport dorthin warteten.⁸ Die Kampfmoral der Roten Volksarmee war ganz erbärmlich. «Jetzt ist alles verloren», klagte ein Infanterist aus einem ukrainischen Bataillon in jenem Dezember. «Wir gehen dem sicheren Tod entgegen. Sie werden uns alle umbringen. Wenn die Zeitungen schreiben würden, dass man für jeden Finnen zehn Russkis [Moskalei] braucht, so hätten sie recht. Die schlagen uns tot wie die Fliegen.»⁹

Die Frage der Moral faszinierte nicht nur ausländische Spione. Aussenstehenden war die Rote Armee schlicht ein Rätsel. Jedermann wusste, wie russische Soldaten zu sein hatten. Tolstoi hatte nach seinen Beobachtungen im Krimkrieg eine Art Stereotyp geschaffen, und in seinem Meisterwerk *Krieg und Frieden* wimmelte es von tapferen, unerschütterlichen Bauernsöhnen mit Herzen so tief wie die russische Steppe. Diese Soldaten – Männer, die in den strengsten Wintermonaten weiter kämpften – hatten einst das Rückgrat der gegen Napoleon siegreichen Armee gebildet, sodass ihr Ansehen im Ausland nach 1812 nahezu unverändert blieb. «Sie dürften das weltweit beste Material abgeben, um eine Armee daraus zu formen», urteilte der britische Generalleutnant Martel, nachdem er in den dreissiger Jahren als geladener

Gast ein sowjetisches Manöver beobachtet hatte. «Ihr Mut auf dem Schlachtfeld steht ausser Frage, aber das herausragendste Merkmal ist ihre erstaunliche Stärke und Zähigkeit.»¹⁰

Martel und eine Reihe deutscher Beobachter des gleichen Schlages hatten zwar das Privileg, den Sowjets bei Übungen zuschauen zu dürfen, sie verbrachten allerdings keine Zeit unter den einfachen Soldaten. Es war eine Sache, ihnen beim Drill zuzusehen oder bei rituellen Paraden auf dem Roten Platz, eine ganz andere aber, sich einen Eindruck von den alltäglichen Abläufen des Kasernenlebens zu verschaffen. Wenn ausländische Experten etwas hörten, so von Offizieren, auch noch handverlesenen, da Kontakte mit Ausländern in Stalins Reich nicht zwanglos zustande kamen. Die Einstellungen und Ansichten der Truppe, sowohl der Wehrpflichtigen als auch der sturen Karrieresoldaten, blieben unergründlich, so intensiv die einzelnen Beobachter auch nachforschen mochten. Wie alle Aussenstehenden feststellten, boten keine veröffentlichten Quellen irgendwelche Hinweise auf die Gemütsverfassung der Soldaten. Auch die Vorkriegsbegeisterung der Massen liess keinerlei Rückschlüsse zu, obgleich jeden Mai Zehntausende von Zivilisten auf die Strasse gingen, um lilafarbene Fliederzweige zu schwenken. Zwei Jahrzehnte nach Lenins Revolution gab die Innenwelt der Roten Armee viele Rätsel auf.

Der Sowjetstaat trieb um seine Streitkräfte eine solche Heimlichtuerei, dass sogar über deren soziale Zusammensetzung und die Altersstruktur nichts nach aussen drang. Wenn Fremde auf eigene Faust etwas darüber herausfinden wollten, stiessen sie rasch an Grenzen, zumal sie sich im Russland der dreissiger Jahre kaum unauffällig bewegen konnten. Spione, die sich unter die Menge zu mischen versuchten, stellten fest, dass sie die neue Nahrung nicht vertrugen, von den sowjetischen Eigenarten ganz abgesehen. «Versuchen Sie mal, ohne Übung ein Glas fünfzigprozentigen Wodka zu kippen», stöhnte ein Agent, «oder eine Zigarette mit Pappfilter zu rauchen.»¹¹ Von dem Wodka bekam er einen Hustenanfall, und als er versuchte, diesen mit heissem Tee zu bekämpfen, verbrannte er sich die Finger an dem billigen dünnen Glas, in dem man ihn serviert hatte. «Jeder Fehler», bemerkte der ursprünglich aus Russland stammende, doch später in deutschen Diensten tätige Geheimdienststoffizier, «konnte einen Agenten das Leben kosten.»¹²

Deshalb griff die Wehrmachtsführung auf Informationen aus Finnland zurück. Sowjetische Kriegsgefangene erschienen als eine zuverlässige Quelle von Daten über den tatsächlichen Armeealltag. Doch auch in diesem Fall konnten die Berichte trügerisch sein. Völlig erschöpfte Gefangene, so stellten deutsche Vernehmungsexperten ab 1941 immer wieder fest, sagten fast alles, nur um ihre Haut zu retten. Das Erlittene umnebelte sie. Im Übrigen liess der Krieg gegen Finnland keine sicheren Prognosen darüber zu, wie die Rote Armee auf eine grosse Invasion reagieren würde. Auch wurde jene Rote Armee von 1939, die im finnischen Schnee gekämpft hatte, 1941 mit Millionen neuer Wehrpflichtiger und Freiwilliger aufgefüllt, also mit patriotischen Jugendlichen, die darauf brannten, grosse Taten zu vollbringen. Die Finnland-Veteranen gehörten zu jenen Zehntausenden, die binnen weniger Wochen der Offensive Hitlers zum Opfer fielen, sei es durch Tod, Verwundung oder Gefangenschaft. Die Männer der alten Roten Armee überlebten also nicht bis Stalingrad. Dennoch kann die Geschichte dieses frühen Desasters zeigen, warum der Zusammenbruch so schnell kam. Gleichzeitig macht sie deutlich, wie weit und wie rasant sich diese Armee entwickeln würde, wenn eine schwere Krise wie eine Invasion das Vaterland, die Familien der Männer und alles, was sie an ihrer Heimat liebten, zu erschüttern, ja sogar zu vernichten drohte.

Die besten Angaben zur Kampfmoral stammen aus einer armeerinternen Quelle und nicht von Aussenstehenden. In jedem Regiment gab es Netzwerke politischer Offiziere, die zugleich als Agitatoren und Ausbilder, aber auch als Parteispione fungierten, sodass bei allen grösseren Treffen jemand mithörte. Selbstverständlich suchten Polizeiagenten nach Unruheherden. Schliesslich gehörte die Armee zu den Einrichtungen, in denen viele ehemalige Bauern zusammenkamen. Ihre Unzufriedenheit konnte ins Gewicht fallen, wenn sich Koalitionen zu bilden drohten. Die Agenten standen daher unter einem gewissen Druck, Beweise für jenen Widerspruchsgeist vorzulegen oder gar vorzutäuschen, den ihre Oberen zu finden erwarteten. Doch eine schlechte Moral unter den Männern fiel auch auf die politischen Offiziere selbst zurück, da sie offenbar nicht überzeugend genug führten, und schon deshalb muss man auch ihre Berichte mit Vorsicht geniessen. In der Regel beginnen diese Dokumente mit seitenweise enthusiastischem Unsinn.

Könnte man diesen Autoren glauben, so wären die Männer noch nie in ihrem Leben makelloser, glücklicher und enthaltsamer gewesen: Mit der Ausbildung ging es zügig voran, und niemand hatte Läuse. In Wahrheit lagen Welten zwischen Osoawiachim oder Fallschirmspringervereinen und den Kasernen des Jahres 1939 für einfache Soldaten.

Eine Gemeinsamkeit der militärischen und der zivilen Welt bildete die Propaganda. Nirgends entging man den allgegenwärtigen Vorträgen und Parolen. Jeder Soldat musste lernen, dass es ein Privileg war, in der «Roten Arbeiter- und Bauernarmee» zu dienen, ein langes Wort, das die Regierung nach seinen russischen Initialen RKKa abkürzte.¹³ Schon den Rekruten trichterte man ein, dass sie die Bannerträger der Zukunft, die Erben einer heroischen Vergangenheit seien. Was man ihr auch auftragen mochte, diese Armee marschierte im Zeichen der vom Blut ihrer Märtyrer rot gefärbten Fahne.¹⁴ Am besten kamen diese Parolen in den Offiziersschulen an, denn dort konnte man eine Karriere in der Armee mit echtem revolutionärem Stolz anpeilen. Einige der Schulen – darunter die Kirills – zogen gezielt eine professionelle Elite heran, und ein Teil ihrer Kadetten konnte Stalin für die Befreiung aus der Armut, für die neu erworbenen Fähigkeiten und für das Geschenk der Hoffnung danken. Die Sowjetunion war kein Land mehr, das Offiziere nur noch aus kleinen gesellschaftlichen Eliten rekrutierte. Was den familiären Hintergrund anging, bestanden kaum noch Unterschiede zwischen dem Gros der Elitekandidaten und dem Grundstock der Mannschaften. Alles andere fächerte sich auf, vom Bildungsniveau und den Zukunftsaussichten bis hin zu den politischen Vorstellungen. So kann man die Stimmung in der Truppe, besonders beim Pulk der Wehrpflichtigen, in den letzten Vorkriegsjahren als bitter und resignativ bezeichnen.

Doch der Groll blieb gedämpft, verkümmerte unter der Last von Erschöpfung, Gewohnheit und Furcht vor Spitzeln. Allerdings hatten Soldaten ohnehin nicht viel auszuplaudern. In den Dörfern war die Erinnerung an den Krieg noch relativ frisch. Einige der Männer hatten selbst gehungert, als der Staat die Ernten beschlagnahmte, andere erhielten nach wie vor Post von Angehörigen, die über Engpässe und Furcht berichteten. Über die Kollektivierung brauchte man nicht zu reden, da sie den Männern so übermächtig

erschien wie die Schwäche in ihren Gliedmassen. Bei Vorträgen warf kein Thema mehr Fragen auf als das Schicksal der sowjetischen Bauernhöfe. Die Armee rekrutierte Bauern, was angesichts der blossen Zahlen unumgänglich war. Bis zu dem Sommerabend, als deutsche Truppen ihre Grenze überquerten, blieb die UdSSR ein Land, in dem die meisten Menschen aus Dörfern stammten. Solche Rekruten hatten einst echte Soldaten abgegeben, und Bauernsöhne gehörten zu den grossen Stars von Stalins Offizierselite. Nach 1929 jedoch galt es als selbstverständlich, dass die besten Soldaten aus städtischen Familien kommen mussten.¹⁵

Selbst den Arbeitersöhnen wurde, wenn sie erst einmal in Uniform steckten, sehr schnell das Vermächtnis der Kollektivierung bewusst. Die Rote Armee wurde zwar nie eingesetzt, um Bauern in die verhassten Kolchosen zu treiben. Soldaten mussten aber bei den Ernten helfen, um Menschen und Tiere zu ersetzen, die in Massengräbern verschwunden waren. So gehörte die Landarbeit bald zum Alltag der sowjetischen Soldaten: Kartoffeln ausgraben, Schweine hüten und im Regen Geräte reparieren. Politische Offiziere, die solche Truppen betreuten, fanden 1939 nicht viel Erfreuliches zu berichten. «Es heisst, die Kolchosbauern lebten gut», soll ein Soldat gemurrt haben, «doch in Wahrheit haben sie gar nichts.» Ein anderer Wehrpflichtiger erklärte einem Kameraden gegenüber: «Ich werde die Sowjetmacht nicht verteidigen. Wenn es so weit kommt, desertiere ich. Mein Vater war so dumm, im Bürgerkrieg zu sterben, aber ich bin kein Narr. Die Kommunistische Partei und der Sowjetstaat haben mich ausgeraubt.»¹⁶ Ein anderer Rekrut erklärte seinen Kameraden, nachdem er einen Brief von zu Hause gelesen hatte, er könne sich nicht entscheiden: «Ich müsste studieren, mache mir aber ständig Sorgen um meine Familie.» «Meine Familie hungert», klagte ein anderer. «Alles andere interessiert mich nicht.»¹⁷



Da die Altersgrenze 1939 bei neunzehn Jahren lag, war die jüngste Gruppe der im September eingezogenen neuen Rekruten am Ende des Bürgerkriegs zur Welt gekommen. Zum Militär zu gehen gehörte in russischen Dörfern traditionell ebenso zum Leben, wie seine Frau zu schlagen oder Ostereier zu bemalen. Die Armee hatte sich schon immer Männer geholt. «Der Zar be-

fielt's, Gott erlaubt's», hatten Wehrpflichtige im Ersten Weltkrieg gemurmelt. In jener Zeit galt der Wehrdienst ähnlich wie Hungersnot, Warzen und Kinderlosigkeit als eine Strafe für Sünden.¹⁸ Eine Generation später hatte sich zwar das Verfahren geändert, aber nicht der allgemeine Fatalismus. Sowjetische Rekruten sollten einige Tests absolvieren: In der Armee brauchte man Männer, die lesen konnten, bekam sie allerdings nicht immer. Noch Ende der zwanziger Jahre ermittelten Psychologen, dass der Wortschatz des einfachen Infanteristen im Durchschnitt bei einem Wert zwischen fünfhundert und zweitausend lag.¹⁹ Auch hatten einige davon nicht einmal gewusst, wer Stalin war – eine für die politische Verwaltung der Armee so erschreckende Feststellung, dass man sie unterdrücken musste.²⁰ Man stockte also schnell die politische Bildung auf: Bis 1939 fielen immer weniger Rekruten durch die Lesetests, und alle kannten sie den Namen ihres Staatsoberhauptes. Die Fähigsten übernahm das NKWD²¹, sodass für die Armee nur die zweite Garnitur übrigblieb.

Die Rekrutierung war ein beschwerliches Verfahren, das sich gewöhnlich über zwei bis drei Monate hinzog, durchgeführt vom Militär sowjet des jeweiligen Wehrkreises. Dieser durfte untaugliche Kandidaten ablehnen und Befreiungsanträge prüfen. Ausserdem zog er die polizeilichen Führungszeugnisse heran, da man amtsbekannten Volksfeinden keine Waffen anvertrauen wollte. Jene Burschen, die am Ende vor ihn traten, waren militärisch nicht mehr ganz unbeleckt. Sie alle hatten eine Grundschule besucht, und die meisten wussten, dass sich ihr Land auf den Krieg vorbereiten musste. Einige der neuen Rekruten hatten sogar schon bei irgendeinem Sommerlager ein Gewehr oder eine Gasmaske inspiziert und gewiss jede Menge Vorträge über die Rote Arbeiter- und Bauernarmee gehört. Dienst bei dieser Truppe mochte erscheinen wie der Weg zur Männlichkeit, ein Abenteuer, und so gab es immer Jugendliche, die stolz auf ihre Einberufung schienen. Nicht wenige, besonders in den Städten, meldeten sich freiwillig, doch für den Rest spielten sich zu Hause die bekannten Szenen ab. Nach wie vor lockte die Ferne und weinten die Mütter. Die Männer packten das Wenige, was sie tragen konnten – etwas Unterwäsche, Zucker und Tabak –, in einen Kanvasbeutel oder einen Pappkarton und begaben sich, meist zu Fuss, zur Sammelstelle.



Soldaten vorder Banja, September 1941

«Unsere militärische Ausbildung begann mit einem Dampfbad, der Desinfektion unserer Kleidung, einem radikalen Haarschnitt bis auf die Glatze und einem politischen Vortrag», berichtete ein Rekrut aus jener Zeit.²² Viele im Publikum hörten den Vortrag wie durch den Nebel eines Katers, denn die jungen Leute waren nach der Ankunft bei ihren Einheiten sehr häufig betrunken – eine Tradition, die gleich vielen anderen noch aus der zaristischen Ära stammte.²³ Das Trinken begann schon vor dem Abschied von zu Hause und dauerte dann noch mehrere Tage an.

Die Behörden mögen dem sogar Vorschub geleistet haben, da der Wodka die Ängste der Männer schneller vertrieb als Ansprachen und Gruppendrill. Zwar mochten sich die Rekruten, wie es hiess, auf der Bahnfahrt bis zur Bewusstlosigkeit besaufen, aber in diesem Zustand liessen sie sich widerstandslos in jede Art von Hölle befördern.²⁴

So standen die Wehrpflichtigen später mit trüben Augen etwas desorientiert und ungeordnet an, um ihre Ausrüstung in Empfang zu nehmen. Was sie auch in Zivil gewesen waren – ob Söhne aus Dörfern, Fabrik- oder Bergbaustädten –, sie mussten jetzt ihre alten Sachen ablegen und dafür öde olivgrüne Uniformen anziehen, die Kleidung ihrer neuen Identität, grobe Wollhosen und -jacken, dazu einen Gürtel, Mantel und Stiefel. Diese Sachen sollten sie von nun an täglich tragen und pflegen. Unterwäsche – Unterhemd und Unterhose – erhielten sie jedoch auf Zeit und erfuhren, dass sie regelmässig, wenn auch nicht gerade häufig, gewaschen würde und man bei der Abgabe einen frischen Satz erhielt. Allerdings bekam man am Ende nicht immer die gleiche oder vollständige Garnitur zurück. Das war eine kleine Demütigung: Es war wieder etwas, diesmal die Intimsphäre betreffend, worauf sie keinen Einfluss hatten.

Die Rekruten erhielten keine Socken, es sei denn, sie brachten sich eigene mit: Diese Armee marschierte in Fusslappen – genannt Portjanki – die man wie Bandagen um den Spann und die Knöchel wickelte. Angeblich schützten sie vor Blasen, worüber ein Veteran nur müde lächeln konnte. «Wahrscheinlich hätten sich Socken angenehmer getragen», sagte er. Doch das war nur heimliches Gerede, kein Widerspruch. Schliesslich waren die Portjanki mit ihrer Einheitsgrösse billiger und universeller einsetzbar. Man brauchte eine Weile, um das Wickeln zu erlernen, und der Vorgang verursachte beim Weckappell ewig Verzögerungen und Chaos, aber trotzdem mussten Männer und Frauen die Stoffbänder als «Passepartouts» den ganzen Krieg über tragen. «Nur mit ihrer Hilfe passten die Stiefel, die sie uns zuteilten», erinnerte sich eine Veteranin, «und ja, wir waren ja auch froh, die Stiefel zu haben.»

Nur die Offiziere erhielten Handwaffen, gewöhnlich Nagan-Revolver, ein Modell aus dem späten 19. Jahrhundert. Ausserdem gehörte es zu den exklusiven Privilegien der Offiziere, eine Armeearmbanduhr beanspruchen zu können. Die einfachen Soldaten bekamen zwar Tasche und Halfter, hatten aber meist nichts zum Hineinstecken. Ihre Ansammlung von nutzlosem, weil



*Ein älterer Feldwebel zeigt einem jungen Rekruten,
wie man Fusslappen wickelt*

leerem Gepäck bestand aus einer Feldtasche, einem Kleidersack und einem Keksbeutel, ausserdem hatten sie einen Mantelgurt, einen wollenen Flaschenwärmer, einen Beutel für die mitgebrachten persönlichen Dinge, einen Gewehrriemen, Patronenschachteln und sogar einen Patronengürtel.²⁵ Die Waffen selbst und sogar die Munition waren derart kostbar, dass die meisten Männer sie nicht vor dem ersten Gefecht einsetzten. Eine Armeemarke bewies, dass sie brandneu waren. Zusätzlich bekam man einen kleinen Kessel. Dinge von persönlichem Nutzen genossen die höchste Wertschätzung. «Ihre schweren Waffen warfen Frontsoldaten manchmal beim panikartigen Rückzug weg», schrieb der Veteran Gabriel Temkin, «ihre Löffel jedoch niemals.»²⁶ Die Männer leckten sie nach jeder Mahlzeit sauber und steckten sie sich dann in die Stiefelschäfte.

Die neuen Rekruten fingen bald an, nach ihren Betten zu suchen. Auch hier hatte die ab 1938 einrückende Generation wie in vieler anderer Hinsicht kein Glück. Die Armee expandierte rapide. Den etwa 885'000 Offizieren

und Soldaten von 1934 standen Ende 1939, als man in Vorbereitung auf den Krieg die Reservisten einberief, bereits rund 1,3 Millionen gegenüber.²⁷ Zu den vielen dadurch verursachten Problemen gehörte auch der Raummangel. Den Armeevorschriften zufolge standen jedem Mann 14,6 Kubikmeter zu, von denen 4,6 Quadratmeter – man denke an eine Körpergrösse von eins-achtzig – auf die Grundfläche entfallen sollten.²⁸ Doch das war Schönfärberei. Sogar Offiziere konnten nicht mit angemessenen Quartieren rechnen. «Kolchosbauern stehen besser da als unsere Offizierskorps», schrieb ein kommunistischer Beamter im Wehrkreis Leningrad im Januar 1939. Die Neuankömmlinge bezeichneten ihre Lebensbedingungen als «Folter»²⁹. «Ich sollte mich besser umbringen als weiter in diesem Loch zu leben», bemerkte ein Offiziersanwärter. Nach seiner Beschwerde endete ein Kadett, der das «einem Offizier zustehende Quartier gefordert hatte», für drei Tage in der Arrestzelle. Bei neuen Soldaten aller Dienstgrade stiegen im ersten Jahr die Tuberkulosequoten an, ebenso die der Mageninfektionen. In einem Fall mussten innerhalb der ersten zehn Tage 157 Kadetten aus ein und derselben Kaserne das Lazarett aufsuchen.³⁰

Einfache Soldaten pferchte man auch in kleinere als die vorgeschriebenen Räumlichkeiten.³¹ Ja, nur wer Glück hatte, fand ein Quartier und ein Dach über dem Kopf. Der Mobilisierungsplan von 1939 war derart ehrgeizig, dass viele bei der Ankunft an ihren Stützpunkten überhaupt keine Kasernen antrafen. In diesem Fall konnten sie sich entweder selbst in der Stadt eine Unterkunft suchen oder auf dem nackten Erdboden schlafen. So oder so lagen sie meist auf nichts anderem als Stroh. Die Armee stellte Decken bereit, aber Matratzen blieben immer rar, und es gab nie genug Pritschen für die anschwellende Zahl der Rekruten. Im Stroh dagegen, das eine gewisse Wärme bot, tummelten sich gewöhnlich Läuse.³²

Ein Rundgang durch das Lager heilte den jungen Mann gewiss nicht von seinem Kater und Heimweh. Gemeinschaftseinrichtungen jeder Art vernachlässigte die Sowjetunion notorisch. Das Streben nach materiellen Gütern hatte einen blühenden Schwarzmarkt aufkommen lassen. Für alles, was sich stehlen, einsparen oder verdünnen liess, standen immer Vermittler mit den richtigen Kontakten bereit. Unterdessen hatten die Engpässe und Verwaltungsprobleme der Zentralwirtschaft erschreckende Früchte getragen. Ein KP-Inspekteur, der im Mai 1939 den Wehrkreis Kiew besuchte, fand

dort Küchen voller Unrat vor, in denen die Fleischvorräte in der Hitze schon stanken und die Kantinen der Soldaten weder Dächer noch solide Fussböden hatten. Auf dem Weg quer durch den Hof in die Waschsäle stellte er fest, dass «die Latrinen nicht geleert werden und die überprüften Toiletten keine Klodeckel haben. Die Pissoirs sind kaputt [...] sodass die Einheit faktisch keine Latrine hat.»³³

Das war, wie andere Berichte zeigten, nichts Ungewöhnliches. «Der Müll wird nicht abgeholt, der Schmutz nicht beseitigt», hiess es in einem weiteren. «Die Pissoirs sind kaputt, und in der Offiziersmesse läuft kein Wasser.»³⁴ Überall vernachlässigte man die Hygiene. Das für die Soldaten der Provinz Kursk zuständige Schlachthaus hatte weder fliessendes Wasser noch Seife, noch Fleischerhaken und nicht einmal eine spezielle Quarantäne für kranke Tiere. Die Belegschaft besass weder eine Fachausbildung noch hatte man sie auf Infektionskrankheiten hin untersucht. Die total verdreckte Toilette lag nur wenige Meter vom Fleischlager entfernt und hatte, wie damals üblich, keine Türen. «Selbst das Fleisch ist schmutzig», bemerkte der Inspekteur.³⁵

Die Ernährung bereitete überall Sorgen. Das gilt zwar durchweg für Armeen, wenn zwischen Budgetierung und hungrigen Männern ein vorprogrammierter Widerspruch besteht, aber die Rote Armee war ein Fall für sich. Wie kalt es draussen auch sein mochte, in der Kasernenküche war es fettig und neblig ölig. Das Mittagessen – eine Suppe mit ominösen Fleischbrocken, zu der es Schwarzbrot, Zucker und Tee geben sollte – dampfte in riesigen Metalltöpfen auf den Holzkohleöfen. «Zu Hause», klagte ein Wehrpflichtiger, «habe ich immer genügend zu essen bekommen, aber in der Armee bin ich abgemagert, ja sogar gelblich angelaufen.» Ein anderer berichtete: «Es ist ein grässlicher Frass. Mittags bekommen wir immer scheussliche Kohlsuppe, doch am schlimmsten ist das Brot: schwarz wie Erde und zwischen den Zähnen knirschend.» So gab es allein im Januar 1939 mindestens fünf Fälle, in denen Gruppen von Soldaten die Nahrungsaufnahme verweigerten und angesichts einer weiteren ungeniessbaren Mahlzeit in den Hungerstreik traten. In den ersten drei Wochen des Monats berichteten Armeearzte über sieben schwere Fälle von Lebensmittelvergiftung, die schlimmsten durch verdorbenen Fisch, woraufhin sich dreihundertfünfzig Mann im Lazarett behandeln lassen mussten.³⁶ Im Wehrkreis Kiew fanden sich tote Mäuse in der

Suppe, Sand im Mehl und Glassplitter im Tee, während man es andernorts mit lebenden Würmern zu tun hatte.³⁷ Im März bekamen zweihundertsechs- undfünfzig Mann heftigen Durchfall, nachdem man ihnen Tee aus lauwar- mem Brackwasser ausgeschenkt hatte.³⁸ Ein junger Wehrpflichtiger aus der Kaukasusrepublik Georgien, die auch für ihre gute Küche bekannt war, de- sertierte nach einigen Wochen in der Ukraine und hinterliess eine Nachricht speziell über die Ernährung in der Roten Armee: «Ich gehe zurück in die Berge», schrieb er, «um das gute georgische Essen zu geniessen und unseren Wein zu trinken.»

Eine andere Lösung war, auf dem Land der Armee selbst etwas anzu- bauen. Hier konnten sich ehemalige Bauern wirklich hervortun. In seinem Bericht über die Armee der Vorkriegszeit schreibt Roger Reese: «Ein Regi- ment hielt schon im Spätsommer 1932 mehr als zweihundert Schweine, sechzig Kühe, gut hundert Hasen und vierzig Bienenstöcke.»³⁹ Daran hatte sich bis 1939 nichts geändert. Die Soldaten gruben Kartoffeln aus und schnitten Getreide, sie molken Kühe und schlachteten Schweine.⁴⁰ Die oft, zumal bei Kälte, schwere und schmutzige Arbeit konnte manchmal als Straf- massnahme fungieren. Jedenfalls hielt die landwirtschaftliche Arbeit die Männer von ihrer militärischen Ausbildung ab und damit vom eigentlichen Zweck des Armeedienstes. Doch jeder wollte erst einmal seinen leeren Ma- gen füllen, und erfolgreiche Regimentsfarmen besserten die Ernährung ent- scheidend auf. Ausserdem hoben sie auch die Moral. Es war eine Zeit, in der fast alle – nicht nur Soldaten, sondern auch Kolchosbauern und sogar einige der Arbeitergenossenschaften – Hunger litten. Während man in grell gestri- chenen neuen Kiosken den Massen Eiskreme verkaufte, mussten die meisten Leute nach wie vor um das Überleben kämpfen und für Grundprodukte wie Butter und Fleisch Schlange stehen. Für Soldaten gab es feste Zuteilungen, wenn auch von schlechter Qualität. Das klingt ziemlich düster, aber selbst Reese befindet, dass «Offiziere und Soldaten in den dreissiger Jahren trotz ihrer miserablen Unterkünfte in der Regel noch einen etwas höheren Lebens- standard hatten als der Rest der Bevölkerung».⁴¹

Entscheidend war, dass die Soldaten nicht wie viele ihrer Eltern auf Nah- rungssuche gehen, also kilometerweit laufen oder ihre Eheringe versetzen mussten. Sie konnten damit rechnen, dass man sie mit dem Lebensnotwen- digen versorgte. Ausserdem hatten sie Zugang zu einem geschlossenen

Netzwerk von Militärgeschäften, dem SWK. Zu einer Zeit, als Güter in jeder Preislage auf dem freien Markt knapp waren, konnten Rotarmisten, sofern ihre örtliche Filiale einigermaßen gut geführt war, verschiedene «Luxusartikel» von Streichhölzern über Tabak und Bindfaden bis zu Rasierklingen, Zahnbürsten und Schreibfedern bekommen. Das hing jedoch, wie alles andere in der Sowjetunion, vom jeweiligen Ort ab. Manche Geschäfte waren schlecht sortiert oder ihre Inhaber korrupt, manche waren kaum besser als Scheunen. Und alle klagten über die Engpässe. Nie gab es genug Tabak, und die Butter schien stets binnen weniger Stunden auszugehen.

Auch Seife war knapp, und viele Soldaten erwähnen, dass sie nie Zahnbürsten und Zahnpasta bekamen. Schliesslich gab es fliessendes Wasser nur ausnahmsweise. Um sich wirklich zu säubern, mussten die Soldaten das Dampfbad besuchen, die berühmte russische Banja. Das Ritual diente jedoch nicht allein der Annehmlichkeit. Alle zehn Tage ein heisses Bad (mit Kleiderwechsel) war das Mindeste, um die Typhus übertragenden Läuse zu bekämpfen. Doch Banjas befanden sich gewöhnlich nur in Städten, manchmal einen halbstündigen Fussmarsch entfernt. Ein Mann erinnerte sich, nur alle vierzehn Tage gebadet zu haben, andere sogar nur monatlich.⁴² Als 1941 der Krieg ausbrach, klagten neue Rekruten über den juckenden, stinkenden und brennenden Schmutz. Doch die alten Hasen hatten sich inzwischen daran gewöhnt: In Friedenszeiten kreiste das Leben der Rotarmisten meist darum, sich auf Missstände einzustellen. Welche Sicht ein junger Rekrut auch vom Leben in der Sowjetunion haben mochte – und einige hingen oft völlig abwegigen Knabenträumen von Chancengleichheit und sozialer Gerechtigkeit nach –, die Armee stützte ihn zurecht und rieb ihn auf.

Ein weiteres Ärgernis stellte die Kriminalität dar. Die Vorrats- und Proviantlager der Armee zogen stets örtliche Schieber an. In den Militärküchen war Diebstahl, trotz der erbärmlichen Qualität der Verpflegung, an der Tagesordnung. Oft standen Köche unter Verdacht, Fleisch- und Fettbeilagen für die Suppen verkauft zu haben. Die Küchen waren aber nur das letzte Glied in der Kette, die sich bis zu den Lagern und Transportzügen erstreckte. Kleindiebstähle – ein typischer Fall betraf fünfzig Meter Stoff für Fusslappen – kamen tagtäglich vor.⁴³ Wo sich, etwa durch Truppenbewegungen, eine Chance bot, der Polizei zu entgehen, konnte man sich im viel grösseren Stil

seinen Lebensunterhalt verdienen. «Kontrollen in der Einheit haben gezeigt, dass die Lagerarbeiter dem Diebstahl Vorschub leisten, wenn sie nicht sogar selbst direkt dabei mitwirken», hiess es 1941 in einem Bericht. In einem Bezirk waren «583 Mäntel, 509 Paar Stiefel und 1513 Gürtel verschwunden».

Zum weiteren Diebesgut gehörte auch Nahrung.⁴⁴

Die Armee war also gewiss ein Übungsfeld, aber einiges von dem, was sie lehrte, stand in keinem anständigen Diensthandbuch. Wenn die Männer Kartoffeln ausgruben oder in Trupps auf dem Kasernendach standen, mochten sie sich fragen, wann denn die offizielle Arbeit begann. In Wahrheit blieb ihnen kaum Zeit für das eigentliche Soldatendasein, auch deshalb, weil die ideologische Schulung nicht zu kurz kommen durfte. An jedem Arbeitstag besuchten die Männer mindestens einen Politkurs, etwa einen Vortrag über Stalins Kapitalismusanalyse oder ein Frage-Antwort-Spiel über die moralischen Qualitäten des idealen Offiziers. Ideologie galt nicht bloss als Beiwerk des Armeeealltags oder als aufbauender Religionsersatz, sondern in diesen letzten Vorkriegsjahren bereitete der Sowjetstaat seine Soldaten auf die neue Rolle als Propagandabotschafter vor. Als die Vorhut des Volkes, das sie mit dem Schwert verteidigen sollten, mussten sie stellvertretend für die ganze Gesellschaft das richtige Denken verkörpern. Dabei unterstellte man, dass viele Wehrpflichtige ins zivile Leben zurückkehren und dort als Vorbilder fungieren würden. Für diese Rolle musste man sie jedoch von Grund auf umerziehen. Um ein anständiger Soldat beziehungsweise, auf die Minderheit bezogen, ein guter Kommunist sein zu können, musste der Betreffende nüchtern, nachdenklich, tugendhaft und ideologisch sattelfest erscheinen.

Die Partei baute innerhalb der Armeeführung ein eigenes Imperium auf, um die Männer zu indoktrinieren. Ihre Interessen nahm die Politische Verwaltung der Roten Armee (PURKKA) wahr. Zur Führungsspitze dieser nicht militärischen Organisation gehörte Lew Mechlis, eine vor allem wegen seiner zahllosen verdeckten Festnahmeaktionen bemerkenswert finstere Figur. In der Roten Armee übte er bald einen unheilvollen Einfluss aus. Seine nach 1942 erfolgte Entlassung markierte einen Wendepunkt im Selbstverständnis des Generalstabes. Doch 1939 laborierte die Armee noch an der Last politischer Einflüsse herum. Bei den Soldaten kümmerten sich politi-

sche Kommissare, die auf Regiments- und Bataillonsebene, sowie politische Offiziere (genannt «Politruks»), die in den Kompanien und Teileinheiten arbeiteten, um die ideologische Hygiene. Eine zweite Kontrollebene bestand aus Jungkommunisten, den Komsomolzen, deren Agenten in der Truppe das Kürzel «Komsorgs» trugen.

In der Regel fungierte jeder einzelne Politruk zugleich als Propagandist, Kaplan, Psychiater, Schulungsleiter und Spitzel. «Der Politruk», so hiess es in den Armeestatuten, «ist die zentrale Person für alle Bildungsarbeit unter den Soldaten.»⁴⁵ Sie unterrichteten eine wahrhaft grosse Bandbreite von Themen. Politruks nahmen an den Kursen im Scheibenschiessen, Exerzieren und Gewehrzerlegen teil. Sie notierten die jeweiligen Ergebnisse, stellten fest, wie viele der Männer in den einzelnen Gebieten «ausgezeichnet» abschnitten und erfanden Begründungen für die zahlreichen schlechteren Ergebnisse. Sie schrieben Monatsberichte über die Disziplin und Moral ihrer Einheiten sowie über «aussergewöhnliche Vorfälle», darunter Fahnenflucht, Trunkenheit, Ungehorsam und unerlaubte Entfernung von der Truppe. Sie organisierten auch die Parteifeierlichkeiten, vor allem den Jahrestag der Oktoberrevolution (der jetzt, nach einer Kalenderreform, auf den 7. November fiel), den Tag der Roten Armee (23. Februar) und den Tag der Arbeit am 1. Mai. Wehrpflichtige freuten sich auf diese Feiertage. Schliesslich war der Vortrag des Politruk, den sie dann über sich ergehen lassen mussten, nur das Vorspiel zu ein wenig Freizeit mit schweren Saufgelagen.

Ein Politruk, der wirklich die Propagandatrommel rührte, musste auf Widerstand stossen. Es ist jedoch eindrucksvoll, dass einige – strenge, ehrgeizige oder schlicht untertänige Männer – alles daransetzten, die Soldaten im Sinne der Vorschriften zu beeinflussen. Sie organisierten ein Sperrfeuer von Diskussionen, Versammlungen und Plakatierungen, lasen den Soldaten in der Freizeit auch Kommentare vor, gewöhnlich aus Blättern wie dem armee-eigenen *Roten Stern*. Einige unterhielten kleine Bibliotheken, und fast alle betrieben Propagandastellen, in denen man unter aufgehängten Bannern Plakate entwarf. Politische Offiziere aller Einheiten lehrten auch die Grundregeln des Lesens und Schreibens, gingen Beschwerden nach und beantworteten die Alltagsfragen der Männer. Doch ihre Arbeit war nie einfach. Wie alle anderen Offiziere hatten die Politruks mit Engpässen zu kämpfen. «Wir ha-



Ein politischer Offizier liest der Truppe vor, 1944

ben keinen einzigen Band der Werke Lenins da», teilte einer 1939 seinem Kommissar mit. Schlimmer noch, für Finnland bestimmte Einheiten stellten fest, dass sie nicht einmal Stalinporträts besaßen. «Dringend abschicken», lautete ein Telegramm.⁴⁶ Einige dieser Politruks und ihre jüngeren Genossen, die Komsorgs, glaubten fest an ihren Auftrag und brachten echte Opfer dafür. Vielleicht haben einige Soldaten das schon 1939 geschätzt, und wenn nicht, so doch spätestens im Durcheinander des Zweiten Weltkriegs. Die meisten allerdings sahen nur die sauberen Stiefel, die weichen Hände und die unbenutzten Patronengürtel der Politruks und witterten Heuchelei.

Die Politruks waren auch deshalb verhasst, weil sie die Gesamtverantwortung für die Disziplin trugen. Oft gingen von ihnen Denunziationen aus, und gewöhnlich sorgten ihre Berichte dafür, dass die Sondereinheit der Militärpolizei in ein Kasino oder eine Kaserne eindrang. Diese Funktion stand im direkten Konflikt mit einer anderen Aufgabe der Politruks, nämlich ein Kli-

ma des wechselseitigen Vertrauens zu schaffen. «Revolutionäre Disziplin ist die Zucht des Volkes und als solche fest mit revolutionärem Bewusstsein verbunden...», hiess es in ihren Statuten. «Sie basiert nicht auf blinder Unterordnung, sondern auf einem klaren Verständnis für ... die Ziele und Zwecke der Roten Arbeiter- und Bauernarmee.»⁴⁷ Einige mochten feststellen, dass solche gemeinsamen Werte Netzwerke der politischen Solidarität schufen, aber die Kultur der Doppelmoral, der heimlichen Denunziationen und scheinheiligen Forderungen trug kaum zu dem Wir-Gefühl bei, das eine Armee braucht. Soldaten und Offiziere, die sich im Fall eines Angriffs absolut auf ihre Kameraden verlassen können mussten – deren Leben von Wachen, Schützen und vor allem von ihren Nebenleuten abhing –, stellten bald fest, dass Versiertheit im Marxismus-Leninismus keine Gewähr für Standhaftigkeit unter Feuer bot. Doch während der folgenden drei Jahre palaverten die Politruks weiter. Kommunisten seien zuverlässig, so lautete ihr Argument. Die geteilte Ideologie stelle sicher, dass der Soldat neben einem unter Beschuss die eigene Flanke decke. Bekannte Volksfeinde sortiere man aus. Die Partei werde sich um alles kümmern.

Selbst in Friedenszeiten trieb das System auf einem Morast der Frömmelei. Zu den Politruks gehörten – wie bei Parteigenossen allerorten üblich – zahlreiche schlechte Vorbilder, darunter kleine Tyrannen, die über den Wodka und die Mädchen verfügten. «Wir müssen den jungen Politruk Semenow einem Militärtribunal übergeben», lautet ein Telegramm von 1940. «Er ist moralisch verdorben, trinkt unaufhörlich und bringt den Offiziersstand in Verruf.» Eine Woche zuvor hatte man ihn völlig hilflos mit einer Prostituierten auf dem Boden eines Müllbehälters gefunden.⁴⁸ Die meisten jedoch kamen ungeschoren davon. Die Männer mussten also von selbst ihren Unmut äussern. «Wenn ich im Gefecht sterben sollte», sagte ein Infanterist seinem kommunistischen Nebenmann, «ramme ich dir erst noch meine Knarre ins Maul.» «Der Erste, den ich erschiessen werde», drohte ein anderer Wehrpflichtiger, als er seine Sachen für Finnland packte, «ist Politruk Saizew.» Zwei junge Deserteure, deren Einheit ebenfalls in den Norden abkommandiert war, sperrte man nach der Rückführung zur Basis ein. «Sobald wir an die Front kommen», sagte einer von ihnen, «bringe ich den stellvertretenden Politruk um.»⁴⁹ Vielleicht um der Partei eins auszuwischen, schmier-

ten Soldaten Hakenkreuze an die Kasernenwände. Dass viele der meist überdurchschnittlich gebildeten Politruks Juden waren, mag dabei ebenfalls eine Rolle gespielt haben. In Berichten von Anfang 1939 hiess es, dass einige Politruks bei den Männern «antisemitische Parolen und hitlerfreundliche Flugblätter» gefunden hatten.⁵⁰

Derlei Spannungen und Ressentiments sowie die Art der Gefechtsausbildung trugen erheblich dazu bei, dass die Rote Armee ungenügend auf den Krieg vorbereitet war. Da die Ideologie übergrossen Raum einnahm, musste man für den normalen Drill zusätzliche Schichten einplanen. 1939 verschlang der «Unterricht» täglich zehn Stunden, ab März 1940, nach dem finnischen Desaster, sogar zwölf. «Ich habe keine Zeit, mich auf den ganzen Kram vorzubereiten», murrte ein Rekrut, «ja, nicht einmal zum Waschen.»⁵¹ Tatsächlich lernten die meisten Rekruten nur das Allernotwendigste: zu marschieren, sich auf Befehl hinzuwerfen oder aufzuspringen und bis zur Erschöpfung zu graben, ausserdem sich nach dem Aufstehen binnen Minuten anzukleiden und, mit der ersten selbstgedrehten Zigarette zwischen den Lippen, die langen Fusslappen umzuwickeln. Der Drill mochte sinnlos erscheinen, war aber zumindest der erste Schritt zum echten Soldatendasein, zu reflexartigem Gehorsam und körperlicher Fitness. Hätte man genügend Zeit gehabt – von klaren Befehlsstrukturen zu schweigen –, um darauf aufzubauen, so wäre es den Männern vielleicht besser ergangen. Politische Eingriffe jedoch unterhöhlten fortwährend ihr Vertrauen, und aus Zeitmangel lernten sie einfach zu wenig.

Jede Infanterie muss Schiessen üben. Im Russischen heisst der Infanterist Schütze. Seine Waffe war, in dieser Phase, ein magazingestütztes Bolzengewehr mit Bajonett, das zwar bereits vom Ende des 19. Jahrhunderts stammte, aber zuverlässig und den Männern vertraut war. Leider nur gab es, obwohl die Fabriken in Tula und Ischewsk ab 1937 ihre Produktion aufstockten, nicht genügend Gewehre für alle Rekruten, und überall fehlte es an Ersatzteilen.⁵² Jene Leute, die 1939 den Finnen gegenüberstanden, hatten oft wochenlang mit Holzattrappen geübt, was für den Drill ausreichen mochte, um die Handhabung im Liegen oder in einem Graben kniend zu lernen. Diese Übungen waren aber hoffnungslos unzureichend, wenn es darum ging, zu zielen oder ein Gefühl für das Gewicht und den Schwerpunkt der Waffe zu erlangen. Ähnlich verhielt es sich bei den Panzern: Hier dienten manchmal

Pappkameraden zum Üben. Und obwohl sowjetische Werke eine Maschinepistole von Weltformat entwickelt hatten, Wasili Degtjarews PPD, bedurfte es des Finnlandfeldzuges, um Stalin von ihrem Wert im Gefecht zu überzeugen. Doch Misstrauen verhinderte ihren Einsatz auf breiter Basis. Bis Ende 1939 blieb die elegante neue Waffe der Militärpolizei vorbehalten und der gesamte Armeebestand in Lagern verschlossen.⁵³

So überrascht es nicht, dass Berichte aus Militärlagern ein düsteres Bild der Ausbildung und ihrer Erfolge zeichneten. Zahlreiche Rekruten, sowohl Offiziere als auch einfache Soldaten, fielen regelmässig bei den vorgeschriebenen Schiessprüfungen durch.⁵⁴ Auch Unfälle kamen erschreckend häufig vor. Selbst bei Tagesübungen traten manche Soldaten schon betrunken an und schossen wild um sich. Schliesslich gab es keinen Grund, immer in Bestform zu sein, denn bei dieser Armee liess man Männer, die zur Parade antraten, oft lange herumsitzen und warten.⁵⁵ Da so auch der letzte Rest von Vertrauen in ihre Offiziere dahinschwand, lernten es kluge Soldaten bald, ihre Zeit besser zu nutzen. «Mir können Sie nichts beibringen», äusserte ein ukrainischer Wehrpflichtiger. «Ich habe auf dem Wachposten geschlafen, und ich werde auch weiter schlafen.»⁵⁶ Im März 1939 schickte eine Gruppe unternehmungslustiger Männer allmorgendlich eine Abordnung zu Pferde zur Arbeit ins örtliche Holzwerk. Dann teilten sie sich den Lohn, legten allerdings taktvollerweise ein Süssmehl für die politischen Offiziere beiseite.⁵⁷

Die neuen Rekruten von 1938 und 1939 konnten noch von älteren Jahrgängen lernen. 1939 zog man die Reserven in Vorbereitung auf die Feldzüge in Polen, auf dem Baltikum und in Finnland ein. Diese reiferen Männer von zum Teil Ende dreissig oder Anfang vierzig reisten häufig schon wutentbrannt an. Sie hatten ihre Arbeitsplätze und Familien verlassen müssen, um in eine Armee zurückzukehren, an die sie nicht einmal mehr denken wollten. Ihr Groll köchelte meist direkt unter der Oberfläche. «Der Armeedienst ist schlimmer als Zwangsarbeit an der Bahnlinie Baikal-Amur», schimpfte einer vor seinen Kameraden. Manche dachten an die demokratische Zeit der Roten Armee in den frühen zwanziger Jahren zurück, als man durch Rauchschwaden von billigem Tabak mit den Offizieren sprach und Befehle nur als Signale für allgemeine Debatten nahm. Die Erinnerung schmerzte wie ein ge-

brochenes Versprechen. «In der Roten Armee herrscht weniger Disziplin als früher unter dem Zarenregime», klagten die Veteranen. Die Jungen hörten das alles und lernten daraus. «Hier kommen wir erst wieder raus, wenn wir tot sind.»⁵⁸



Potenzielle Offiziere, die künftige Elite der Roten Armee, konnten auf bessere Bedingungen hoffen. Eine handverlesene Gruppe begann ihre Ausbildung schon in der Schulzeit, andere fingen als einfache Soldaten an und arbeiteten sich hoch, indem sie ihre Vorgesetzten durch feste politische Überzeugungen und praktische Fertigkeiten beeindruckten. Als die Armee in den dreissiger Jahren wuchs, stieg auch die Nachfrage nach neuen Kadetten. «Keine Berufung zählt mehr als die der Roten Arbeiter- und Bauernarmee», lautete der kommunistische Slogan, «und kein Beruf ist ehrenvoller als der eines Kommandeurs in dieser Armee.»⁵⁹ Doch erst ab 1934 verdienten Zugführer der Infanterie mehr als Fabrikarbeiter.⁶⁰ Nur die Elite konnte mit den Insignien der Macht und des Wohlstandes rechnen, die führende Manager und Politiker des Zivillebens genossen. Doch Enthusiasten schreckte schlechte Bezahlung nicht ab, denn die Armee bot ja das Flair von Abenteuer, Reisen und guter Kameradschaft. Es spielte keine Rolle, ob Kadetten aus armen Bauernkaten oder aus Grossstadtwohnungen kamen. Wenn Offizierskandidaten Sprachen, Mathematik, Gefechtstaktik und Geschichte büffelten, legten sie damit den Grundstein für eine solide Karriere.

Das hofften sie zumindest bis kurz vor 1939. Die Engpässe und das physische Elend, unter denen ihre Männer litten, gingen auch Nachwuchsoffizieren nahe. Es war in einer Truppe, der Mäntel, Stiefel und Gewehre fehlten, schon schwer genug, Abläufe zu regeln. Doch über solche Irritationen sahen gute Kommunisten hinweg, sofern sie nicht daran arbeiteten, die Lage ihrer Männer zu erleichtern. Viel schlimmer jedoch wirkte sich ab 1937 die ständige Furcht vor politischen Fehlern aus. Stalins Säuberungen unter der politischen und militärischen Elite, die in jenem Frühjahr begannen und in den folgenden Monaten anhielten, zersetzten die Offizierskultur. Immerhin gehörte zu den Opfern auch Tuchatschewski, der Generalstabschef persön-

lich.⁶¹ Ihm und seinen Kollegen warf man unter anderem Hochverrat vor, worauf unausweichlich die Todesstrafe stand. Wenn die politische Repression zuvor nur Zivilisten getroffen hatte, so liess der Schauprozess jetzt die Militärführung erschauern.

Die Festnahme Tuchatschewskis bildete den Auftakt zu einem Staatsterror, der die Armee – und zugleich den gesamten Verteidigungssektor – neuen Formen der politischen Kontrolle unterwerfen sollte. Dieser Umbruch führte auch zu einer Veränderung der Strategie, denn Tuchatschewskis Sturz verunglimpfte auch seine Pläne für eine Tiefenverteidigung, sodass sich der Generalstab 1941 auf einen Offensivkrieg vorbereiten musste. Seinerzeit erschien jedoch die Frage der Strategie für einen hypothetischen Konflikt nebensächlich, verglichen mit der Furcht, die wie ein Wirbelwind durch das Offizierskorps brauste. In den drei Jahren von 1937 bis 1939 verloren gut fünfunddreissigtausend Armeeeoffiziere ihre Posten, und bis 1940 hatten die Säuberungen bei Truppe und Marine 48773 Personen erfasst. In den letzten drei Friedensjahren mussten neunzig Prozent der Wehrkreisbefehlshaber ihre Posten für Untergebene räumen, ein Personalkarussell, das gerade am Vorabend des Kriegs Rekrutierung, Ausbildung, Versorgung und die Koordination der Truppenbewegungen in Aufruhr brachte.⁶² Auch die Moral lag in Scherben, als Berufssoldaten um die Rettung ihrer Karriere kämpften.

Doch nicht alle entlassenen Offiziere wurden inhaftiert oder gar erschossen. Sogar jene, die das NKWD festnahm – etwa ein Drittel der Betroffenen –, konnten manchmal ihren Dienst wieder antreten. Reese hat errechnet, dass selbst im schlimmsten Jahr nicht mehr als 7,7 Prozent der Führungsoffiziere aus politischen Gründen ausgemustert wurden.⁶³ Auch waren bis 1940 elftausend Mann auf Armeeposten zurückgekehrt. Aber jedenfalls erschwerten die Säuberungen allen Offizieren ihre Arbeit. Zunächst einmal lag auf der Hand, dass niemand mehr seines Postens – oder Lebens – sicher sein konnte. Sogar mehrere Helden des Grossen Vaterländischen Kriegs, darunter Konstantin Rokossowski, der Sieger von Königsberg und Kursk, hatten längere Zeit in Gefängniszellen und Haftlagern verbracht. Ab 1937 bestand kein Zweifel mehr daran, dass jeder Aspekt der Armeeorganisation, auch rein militärische Fragen wie Ausbildung und Geräteinsatz, zum Gegenstand parteiinterner Debatten werden konnte. Am Vorabend der deutschen Invasion

kauten Parteivertreter jeden einzelnen Schritt der Offiziere durch. Unterdessen war die ganze Führungskultur unterhöhlt. Statt stolz zu sein auf seine Verantwortung, sah sich ein Offizier gut beraten, im Hintergrund zu bleiben und den schwarzen Peter anderen zuzuschieben. Kadetten lernten fast nichts darüber, wie man seine Leute unter Gefechtsbedingungen motiviert. Darum sollten sich die Parteikader kümmern, die schon erwähnten Politruks.

Es war ein klassisches Rezept für Stress. Junge Offiziere, denen schon die Parteilehren über Verantwortung und heiliges Vertrauen durch den Kopf gingen, bekamen Aufgaben, auf die sie gar nicht vorbereitet waren, und wie zum Hohn schikanierten die Kommissare sie auch noch unaufhörlich. Diesen Rekruten erschienen die Fallgruben der Bürokratie fast genauso erschreckend wie die Drohung mit Besuchen der Geheimpolizei. 1939, einige Zeit nach den schlimmsten Jahren der Säuberung beim Militär, erreichte die Suizidrate unter Kadetten und Nachwuchsoffizieren skandalöse Ausmasse. Aus ihren Abschiedsbriefen filterte man «Furcht vor Verantwortung» als einen der häufigsten Gründe heraus. Bei denen, die zur Verzweiflung neigten, mochten schlechte Ernährung und miserable Lebensbedingungen den letzten Rest von Moral zerstören. Ein junger Leutnant hatte, als seine Nerven versagten, schon monatelang in einer Erdhöhle hausen müssen. Als Komsomolze – Jungkommunist – durfte er das politische System nicht verurteilen, sondern schrieb zum Abschied: «Ich kann so nicht weiterleben ... Ich liebe mein Land und würde es niemals verraten. Ich glaube an eine bessere Zukunft, in der eine strahlende Sonne über der ganzen Welt scheinen wird. Doch hier gibt es Feinde, die nur darauf warten, jede Massnahme eines ehrlichen Befehlshabers zu torpedieren. Ich habe beschlossen, mir das Leben zu nehmen, obwohl ich erst einundzwanzig bin.»⁶⁴

Die politische Einmischung und insbesondere die Säuberungen machten es schwieriger, neue Offiziere anzuwerben, auszubilden und bei der Stange zu halten. Bis 1940 hatte der Mangel an versierten Spezialisten aller Art krisenartige Dimensionen erreicht. Als die Armee wuchs und im Sommer 1941 eine Gesamtstärke von mehr als fünf Millionen Mann erreichte, suchte man händeringend nach Offizieren. Nach eigenen Schätzungen fehlten dem Offizierskorps am Vorabend der deutschen Invasion mindestens sechsd-

dreissigtausend Mitglieder, und als die Kriegsmobilisierungen begannen, stieg das Defizit auf fünfundfünfzigtausend.⁶⁵ In die Praxis übersetzt bedeutete dies, dass Männer und Frauen unter Führung von jungen Menschen ohne jede Gefechtserfahrung kämpfen sollten. Doch schon in den dreissiger Jahren, bevor die Armee in den Kampf ziehen musste, holte man Kadetten aus den Militärakademien, noch bevor sie ihre Ausbildung abgeschlossen hatten. So ordnete Verteidigungskommissar Woroschilow 1938 an, zehntausend von ihnen vorzeitig in Dienst zu nehmen.⁶⁶ Aber die Beziehungen dieser jungen Leute zu ihren Altvorderen – Vätern und Lehrern – hatten sie ja nicht führen, sondern folgen gelehrt, und wenn sie es dann mit einem Regiment von Dreissigjährigen zu tun hatten, schlug ihnen oft statt Ehrfurcht nur blanke Verachtung entgegen.

Die Untergebenen erkannten Unfähigkeit sehr schnell. Während die Kultur der Säuberungen und Denunziationen dem Ansehen der Offiziere schweren Schaden zufügte, wirkte sich ihre eigene Inkompetenz verheerend aus. In der sowjetischen Armee sollten Kameradschaft und Offenheit herrschen. Bellenden Unteroffizieren wurde keine so zentrale Rolle zugewiesen wie in der britischen und der amerikanischen Armee. Stattdessen beauftragte man Nachwuchsoffiziere, die von politischen Vertretern gefördert oder blockiert wurden, mit dem Drill und der Ausbildung. Die Resultate waren vorhersehbar: «Wenn sie mich an die Front schicken», sagte ein junger Rekrut im Vorfeld der Mobilisierung für Finnland, «schlage ich mich in die Büsche. Statt zu kämpfen werde ich Leute wie unseren Einheitskommandeur Gordienko erschiessen.»⁶⁷ Zu den häufigsten Disziplinverstössen in der Armee vor 1941 gehörten Grobheiten und Ungehorsam gegenüber Nachwuchsoffizieren.⁶⁸

Alles, was ein Offizier tun mochte, stand im Bann der Politik. Die Politruks und Kommissare beschatteten Berufsoffiziere und beharrten darauf, dass ihre eigenen Anliegen – zum Beispiel Klassenbewusstsein und Einimpfung kommunistischer Werte – über militärischen Belangen rangierten. Widerstand oder auch nur Unhöflichkeit mochte einen Offizier um seine Stellung bringen. Es war ein absurdes Theater, das 1939 sogar Mechlis verurteilte.⁶⁹ Im Jahr darauf – nach dem finnischen Desaster – traten neue Vorschriften in Kraft, um eine rein militärische Autorität durchzusetzen und Offiziere zum Bleiben zu ermuntern. Eine der ausdrücklich ins Auge gefassten

Reformen betraf den Zustand ihrer Quartiere. Zum Status, so das Argument, gehöre die Betonung von Privilegien. «Dem Kompaniechef», führten die Reformer ins Feld, «gebührt das grösste Pferd.»⁷⁰ Dies war ein Schritt – einer von vielen –, der jungen Offizieren helfen sollte, ihren Beruf auszuüben. Doch niemand schlug die radikalste Veränderung vor: Ganz von vorne anzufangen, ohne das engmaschige Netz der politischen Einflüsse. So oft das Problem der Doppelautorität aufkam, sollte ein Kompromiss die Lösung bringen, eine Akzentverschiebung, die den Einfluss der Partei unangetastet liess.

Nichts strapazierte die Erfindungsgabe eines Politruks mehr als der Versuch, die Nachrichten zu erklären. Angesichts der sowjetischen Aussenpolitik in den letzten Friedensmonaten konnte man fast Mitleid mit ihnen bekommen. Die meisten Soldaten waren keine Intellektuellen, und viele konnten nicht einmal selbst die Zeitung lesen. Doch sogar einem betrunkenen halben Analfabeten musste 1939 ein sonderbarer Wandel in der Politik auffallen. Am 23. August unterschrieb der sowjetische Aussenminister Wjatscheslaw Molotow einen Nichtangriffspakt mit Nazideutschland. Ein ganzes Jahrzehnt lang hatte man die Rotarmisten gezwungen, sich endlose Vorträge über die Gefahr des Faschismus anzuhören, und jetzt hiess es plötzlich, die Deutschen seien neuerdings ihre Verbündeten. Im Dezember 1939 erreichte Stalin zum sechzigsten Geburtstag auch ein Glückwunschtelegramm von Adolf Hitler, mit besten Wünschen «für eine glückliche Zukunft der Völker der befreundeten Sowjetunion» inklusive.⁷¹

Weder Zivilisten noch Soldaten wussten, was sie davon halten sollten. In dem Bemühen, es zu erklären, griffen Politfunktionäre auf die revolutionäre Rhetorik vom historischen Fortschritt zurück. Man konnte sich ja immer auf die Solidarität des internationalen Proletariats berufen, und die Arbeiterklasse Deutschlands nahm in den sowjetischen Phantasien besonderen Raum ein, nicht zuletzt, weil man ihren Fleiss so sehr bewunderte. Doch die Idee eines Abkommens mit Hitler konnte nur als Schock wirken. Kadetten einer Akademie hielten die Sache sogar für Schwindel.⁷² Als jemand einen Politruk fragte, ob der nächste Krieg ein imperialistischer sein würde, kapitulierte dieser einfach. «Es hat keinen Sinn», antwortete er, «die imperialisti-

schen Kriege zu zählen ... Nach dem Krieg wird ein Parteitag zusammentreten und uns mitteilen, was für ein Krieg das war.»⁷³ Derart auf sich gestellt, ersannen die Soldaten immer neue Witze über den Umstand, dass sich der Name des Aussenministers Ribbentrop auf das russische Wort für «Arsch» reimte.⁷⁴

Die Rote Armee musste auch an ungewöhnlichen Einsätzen teilnehmen. Eine Geheimklausel im deutsch-sowjetischen Vertrag vom August 1939 sah die Aufteilung Polens, später auch die der baltischen Staaten Lettland, Litauen und Estland vor. Die Tinte darunter war noch kaum trocken, als das Reich bereits vom Westen her in Polen einfiel, und gut zwei Wochen später, am 17. September, drangen erste sowjetische Verbände in den Ostteil des Landes vor. Zwar hatte Hitlers Überfall Grossbritannien und Frankreich veranlasst, dem Reich am 3. September den Krieg zu erklären, aber das Schicksal Polens war besiegelt. Am 28. September nahm die Wehrmacht Warschau ein, und bis zu diesem Zeitpunkt hatten die beiden Armeen den Rest des Landes von den entgegengesetzten Richtungen her überrannt. Die Rote Armee bezog an ihrer neuen Grenze Aufstellung und bot dem Verbündeten ein längeres Zwischenspiel nicht sehr freundlicher Kooperation. Ihre Soldaten fungierten als Besatzungsmacht, führten sich jedoch als Befreier auf, obwohl ihnen täglich der Hass der Bevölkerung entgegenschlug, bei der sie stationiert waren. Eine ähnliche Erfahrung machten sie im folgenden Juni, als die Sowjets ihren Vormarsch nordwärts auf das Baltikum fortsetzten und Stalins Westimperium erneut mehrere Millionen Bürger gegen ihren Willen einverleibten.

Grundsätzlich ging es Stalin 1939 vor allem darum, eine neue Grenze zu festigen, bevor die Wehrmacht abermals die Landkarte verändern konnte, und dazu trugen die Rotarmisten gegenüber den gleichermassen skeptischen Deutschen eine fingierte Kameradschaft zur Schau. Man tauschte Gefangene aus, und im Hinterland gingen Soldaten von Haus zu Haus, um nach Waffenverstecken zu suchen. Man hob «Ablenkungsbanden» polnischer Nationalisten aus, die Überreste der polnischen Armee, ebenso alle aufsässigen oder geachteten Mitglieder örtlicher Gemeinden.⁷⁵ Zehntausende polnischer Soldaten, darunter wenige Wochen zuvor einberufene Reservisten, internierte man in Gefangenenlagern und brachte auf Stalins Weisung mehr als

zwanzigtausend von ihnen zwischen März und Mai 1940 um. Die Exekution von viertausend polnischen Offizieren im Wald von Katyn, westlich von Smolensk, führte die Geheimpolizei aus, ebenso die parallelen Erschiessungen bei Charkow und Twer. Sie galten als geheim, doch Anwohner hörten Nacht für Nacht stundenlange Gewehrsalven. Während man sie jedoch über die Einzelheiten im Unklaren liess, wussten reguläre Soldaten, dass der Staat, den sie vertraten und dessen Politik sie tagtäglich durchsetzten, den Brudervölkern keine Erlösung bot.

Stalins Militärberater hatten die wahrscheinlichsten Problemfälle im Voraus erwogen. Den für Polen und das Baltikum eingeteilten Truppen hielt man Sondervorträge des Inhalts, dass ihre Bemühungen dem Volk der neuen Gebiete Sicherheit und Glück bringen würden. Doch man liess sie auch nicht im Zweifel darüber, dass die besagte Grenze zugleich der Sicherheit ihrer eigenen Heimat dienen sollte. In die baltischen Staaten Lettland, Litauen und Estland schickte man nur handverlesene, «politisch zuverlässige Soldaten ... ausgestattet mit dem Optimum an Nahrung, Waffen und Munition».⁷⁶ «Ich bin stolz darauf», erklärte einer dieser Helden, «dass man mir die Ehre erweist, mich an die vorderste Front der Verteidigung unseres Vaterlandes zu stellen.» Unterdessen ersannen die Propagandisten Geschichten mit glücklichem Ausgang, an denen sich Leser erbauen konnten. «Die Werkstätigen der Westukraine und Weissrusslands haben die Rote Armee mit grosser Freude und Liebe empfangen», hiess es in einem Bericht an die Truppe. «Der Vormarsch von Einheiten der Roten Armee gestaltet sich wie ein Volksfest. In der Regel kommen die Einwohner der Städte und Dörfer heraus, um sie gemeinsam und in ihrem feinsten Staat zu begrüessen. Sie werfen den einziehenden Soldaten Blumen in den Weg. ... Danke, liebe Genossen!», sollen sie gerufen haben. «Danke, Stalin. Wir haben auf euch gewartet, und jetzt seid ihr da.»⁷⁷

Die Befreiung war indes nicht nur Scharade. Einige, besonders die Juden der Region, hatten allen Grund, das Sowjetregime einer Nazierrschaft vorzuziehen. Doch sogar sie sollten bald feststellen, dass die Rote Armee nicht ihrem Anspruch gemäss nur das selbstlose Schwert der Revolution war. Den Soldaten aus der Sowjetunion erschienen diese europäischen Städte und Dörfer wie ein Selbstbedienungsladen. Plötzlich war das Leben wieder angenehm, auch wenn es sich nur wenige leisten konnten, mit den Einheimischen ein Bier zu trinken oder eine lange Jazznacht zu verbringen. «Sie sit-

zen stundenlang Zigaretten rauchend vor ihrem Bier», schrieb ein neidischer Offizier nach Hause.⁷⁸ Um Gesetzesbrüchen vorzubeugen, hatte die Armee den Besatzungssoldaten einen kleinen Vorschuss ausgezahlt, doch gab es einfach zu vieles, wofür man Geld brauchte. Wenn die Einheimischen ihre Güter nicht für ein paar Kopeken hergaben, begannen die Soldaten, ihnen zu drohen. Auf der Jagd nach Beute plünderten sie sogar simple Hütten aus. Gefragt waren Uhren und Schreibfedern, doch kurzfristig kamen sogar Türgriffe aus Holz gross in Mode.⁷⁹ Einige Veteranen erinnern sich bis heute daran, wie Männer aus der Besatzungstruppe für das Baltikum ihren Frauen daheim Kleidung und Geld schickten; ihnen kamen die Grenzgebiete vor wie eine Schatztruhe. Als man einen Infanteristen festnahm, weil er in einer lettischen Buchhandlung eine Sammlung antisowjetischer Witze gekauft hatte, soll er bemerkt haben, die Kapitalisten verstünden etwas vom Leben.⁸⁰

Trotzdem traten die regulären Rotarmisten als Besatzungsmacht relativ barmherzig auf. Doch den neuen Provinzen stand Übleres bevor. Um sie der übrigen Sowjetunion anzugleichen, sollte das NKWD dort sämtliche privaten Bauernhöfe kollektivieren. Alle, die dagegen aufbegehren, galten automatisch als «Kulaken». Man nahm sie fest und deportierte sie auf Güterzüge ostwärts. Gleichzeitig trafen, im allgemeinen Aufruhr einer sozialen Umwälzung und des bevorstehenden Kriegs, Militärräte ein, um Männer zu rekrutieren. Die Armee hatte inzwischen einen unstillbaren Bedarf an Leuten, und die hinzugekommene Bevölkerung – vor allem die der Grenzgebiete – musste wie der Rest ihre Quoten erfüllen. Einige Politiker hofften auch, dass der Militärdienst die Kapitalistensöhne in aufrechte Sowjetbürger verwandeln würde. So oder so, die Rekrutierung war eine dringliche Angelegenheit und erforderte schnelles, entschlossenes Vorgehen. Dabei bedachte man jedoch viel zu spät, dass neue Soldaten die Kultur und Moral der bestehenden Truppe zersetzen konnten.

Ab 1940 stiessen Tausende von Neunzehnjährigen aus den ehemals polnischen Gebieten der Ukraine und Weissrusslands zu Einheiten in den Wehrkreisen Kiew, Leningrad und Briansk. Eingedenk ihres möglichen Einflusses teilte man sie in kleine Grüppchen zu etwa fünfzehn Mann pro Kompanie auf.⁸¹ Ein Problem lag im sprachlichen Bereich, da viele nur Ukrainisch oder Polnisch lesen und schreiben konnten.

Allerdings waren sie nicht nur aus diesem Grund schwer zu unterrichten. Im Unterschied zu den unter der Sowjetmacht aufgewachsenen Jungen brachten diese Erinnerungen an eine ganz andere Welt mit. Selbst jene, die den Sowjets ihre Beschützerrolle gegenüber Deutschland dankten – und nur wenige glaubten an den Bestand von Stalins Pakt –, hegten starke Zweifel an den jüngst erfolgten Kollektivierungen. Sie alle beschäftigten politische Fragen. Einige hatten die Massenfestnahmen angeblicher «Feinde» direkt im Anschluss an die Besetzung miterlebt – die NKWD-Truppen hielten sich immer in Frontnähe auf.⁸² Andere mussten in der Armee eines erklärermassen atheistischen Staates dienen, obwohl sie tief religiös waren.

Die Kommissare waren erschüttert. «Eine erhebliche Anzahl von ihnen sind gläubig», hiess es in einem Bericht. «Manche tragen Kreuze, die sie nicht einmal vor der Banja abzulegen bereit sind.»⁸³ Ein Offizier stellte fest, dass einige der Neuen «ihre Briefe nach Hause einleiten mit: Lang lebe Jesus Christus. Ein Soldat erhielt von seiner Mutter mit der Post eine Ikone, vor der er vor dem Einschlafen immer betet.»⁸⁴ Solche Jugendlichen stammten aus Dörfern, in denen die Gläubigen an Ostern in der Kirche Nachwachen hielten. Einige hatten Nachbarn, denen es ihr Glaube verbot, Waffen zu tragen.⁸⁵ Man dürfe nicht vergessen, mahnten die Vorgesetzten der Politruks, dass diese neuen Männer politisch noch unerprobt und möglicherweise sogar dem Sowjetregime feindlich gesonnen seien. Vielleicht hingen sie auch nationalistischen Träumen an. In der plumpen, auf unheimliche Weise Orwell'schen Sprache jener Zeit hielt ein Vermerk fest, dass neue Rekruten «häufig nicht nur ungesunde Anwandlungen an den Tag legen, sich über die strenge Disziplin und den harten Dienst bei der Roten Armee beschweren, sondern mancherorts sogar versuchen, separatistische Gruppen zu bilden».⁸⁶

Solche Männer mögen durchaus hinter den Schmierereien gesteckt haben, die seinerzeit an den Kasernenwänden aufzutauchen begannen. Humor gefährdete die Autorität der Politruks wahrscheinlich mehr als Religion. Graffiti aller Art – «unzensurierte Sprüche», wie ein Spitzel schrieb – nahmen immer keckere Formen an. Lenin- und Stalinbüsten – von unbekannter Fland mit glubschigen Froschaugen versehen – dienten ebenso als Zielscheiben wie politische Plakate. Manche Politruks gerieten in Versuchung aufzuge-

ben. «In dieser Einheit findet keine politische Arbeit statt», monierte ein Bericht, und wie sich herausstellte, rechneten die Männer schon gar nicht mehr damit. Wie es ein – diesmal russischer – Rekrut einer Fernmeldeeinheit im März 1939 zuspitzte: «Die Faschisten haben mir nichts getan, warum sollte ich sie bekämpfen? Aus meiner Sicht macht es nichts aus, ob wir ein faschistisches oder ein Sowjetregime haben. Es wäre besser zu sterben oder davonzulaufen, als für das Vaterland zu kämpfen.»⁸⁷



Diese Armee also trat an, um den Finnlandfeldzug zu führen. Sie war noch nicht der Monolith späterer sowjetischer Mythen, sondern etwas Vorläufiges, eine Ansammlung mit erst noch zu erwerbender Kampfbereitschaft. Zu den Männern, die im November 1939 vor ihren Politruks standen, um ihre Marschbefehle in Empfang zu nehmen, gehörten Väter wie Söhne. Erstere erinnerten sich noch an das Zarenreich und seinen letzten Krieg. Letztere hatten, mit nichts als Parteijargon im Kopf, kaum mehr als ihren Elan. Theoretisch wussten sie, wofür sie kämpfen mussten. Offiziell hiess es, die finnischen Faschisten bedrohten die Grenzen des sowjetischen Vaterlandes. Wie die Soldaten in den Propagandafilmen sollte die Rote Armee sie schnell zurückschlagen. Das wäre, so klang es zumindest, im Handumdrehen erledigt, und wer daran glaubte, mag gehofft haben, dass andere für ihn kämpfen würden. Wenn nämlich der Sieg von vornherein verbürgt wäre, müsste man ja nicht sein Leben dafür riskieren, und die Geschichte als solche würde sicherstellen, dass die Gerechtigkeit siegte. Unterdessen könnte man reisen und damit seine Pflicht tun oder andernfalls eine finnische Armbanduhr abstauben und kräftig einen heben. Doch was die Männer auch hoffen mochten, es wurde kälter. Die mitgebrachten Stiefel und Mäntel würden einem langen Krieg nicht standhalten.

«Im Allgemeinen ist die politisch-moralische Verfassung der Truppe gut», teilten die Politruks ihren Vorgesetzten mit. In Kriegszeiten hatten sie sich um die Moral zu kümmern, doch das bedeutete in der damaligen sowjetischen Armee etwas ganz anderes, als es die britische oder amerikanische Militärpsychologie nahegelegt hätte. Die Politruks gaben sich nicht mit dem Einzelnen ab. Es oblag dem Soldaten und nicht seinen Offizieren, sich als

dienstwürdig zu erweisen. Liess er Feigheit oder Zweifel erkennen, so verriet er das Vaterland und stand der Revolution im Wege. Seine individuellen Rechte und Interessen spielten keine Rolle. Nach diesem Modell musste ein Politruk den Männern lediglich vor Augen führen, dass sie für eine gerechte Sache kämpften. Soldaten, die ihre Aufgabe verstanden und wirklich daran glaubten, brauchten keine weitere Hilfestellung. Sie wussten, was ihre Gesellschaft – und die Zukunft der proletarischen Revolution – von ihnen verlangte.⁸⁸ In diesem System kam Egoismus nicht vor. Als Indikatoren für politisch-moralische Stabilität dienten nicht gute Stimmung oder das Wohlbefinden des Einzelnen, sondern die Zahl der Aufnahmeanträge zur KP, die allgemeine Bereitschaft, sich freiwillig für gefährliche Vorhaben zu melden, und die Unterordnung unter kollektive Normen.

Diese Vorstellungen waren den Männern, die in Finnland kämpfen sollten, keineswegs fremd. Sowjetische Soldaten hatten sich, als Kinder ihrer Zeit und ihrer Kultur, die Ideale der Partei weitgehend zu Eigen gemacht, auch wenn sie darüber spöttelten. Einige wünschten sich nichts inniger, als das Vaterland zu verteidigen. Ihre Helden waren die Flieger und Kundschafter der dreissiger Jahre, und sie träumten davon, ebenso geschickt und tapfer zu sein wie diese; andere sahen sich, nicht minder vom damaligen Enthusiasmus infiziert, als kommunistische Vorhut, vielleicht als die Erben jener Bürgerkriegskämpfer, von denen sie in der Schule gehört hatten. Solche Männer mochten darum «betteln», an der Front dienen zu dürfen. «Ich möchte für das Vaterland und für Stalin in den Kampf ziehen», schrieb ein Soldat, möglicherweise nach dem Diktat seines Politruk, und schloss wie viele einen förmlichen Aufnahmeantrag für die Partei ab: «Ich werde im Geiste der Partei als Bolschewik kämpfen.»⁸⁹

Es war wie gelebtes Kino. Zwanzig Jahre nach den ersten Feldzügen der Roten Armee hatten die Soldaten kaum eine andere Vorstellung von Gefechten als die der klischierten Bilder über Männlichkeit, Heroismus und Selbstaufopferung. Die echten Anforderungen des modernen Kriegs, wie taktisches Kalkül, Besonnenheit und Kenntnis der Waffentechnik, wären dieser Generation fast schäbig erschienen. So wurde zum Beispiel voller Stolz berichtet, dass «der stellvertretende politische Offizier vom 5. Bataillon des 147. Schützenkorps seine Männer in einen Angriff führte mit dem Ruf: ‚Für

das Vaterland und Stalin!’» Als einen der Ersten habe ihn eine finnische Kugel niedergestreckt.⁹⁰ Komsomolzen eines anderen Regiments hätten zu Ehren von Stalins Geburtstag am 21. Dezember eine Reihe sinnloser Attacken unternommen. Wieder andere gelobten, ihre Ausbildungskurse immer in allen Punkten abzuschliessen, als ob irgendein anderes Ziel erstrebenswert gewesen wäre.

Gute Kameradschaft, das heisst die Bildung dessen, was Militärsoziologen anderer Länder als «Primärgruppen» bezeichnet hatten, wäre ein besserer Ansatz gewesen, die Disziplin und die Koordination auszubauen.⁹¹ Ein stärkeres Loyalitätsgefühl zwischen den Männern hätte auch das Vertrauen gefestigt, doch im Gegenteil ermutigte man engere Beziehungen zwischen den Soldaten gar nicht. Die Spitzel sahen darin Keime der Abweichung und Verschwörung. Von den sechshundvierzig in Finnland aufgebotenen Schützendivisionen der Roten Armee hatten dreizehn im Winter 1939/40 noch kein volles Jahr bestanden.⁹² Die Übrigen füllte man meist – wie damals üblich – erst in den letzten Wochen vor dem Fronteinsatz mit Fremden auf.⁹³ Anstatt Vertrauen wachsen zu lassen, stärkten die Politruks den Parteigeist der Leute oder schlimmer noch eine künstliche «Freundlichkeit». In einem ihrer Berichte hiess es daher: «Die Soldaten, Kommandeure und Politarbeiter unseres Regiments zeigen Mut, Heroismus und eine gewisse Bereitschaft, einander im Gefecht freundlich zu unterstützen.»⁹⁴ Doch «Freundlichkeit» dieser Art konnte nicht den fehlenden Professionalismus geschweige denn wechselseitiges Vertrauen ersetzen. Diese Männer hatten eben nicht gemeinsam geübt. Als «freundlich» mochte man die Stimmung einer Artilleriedivision bezeichnen, die in der Nähe des finnischen Dorfes Makela ohne Befehl feuerte, «um die Infanterie bei Laune zu halten».⁹⁵ Doch als nächste Phase dieses Gefechts folgte eine Massenpanik mit heillosem Chaos.

Auch half der Parteigeist nicht weiter, wenn die Männer Angst bekamen. Die sowjetischen Soldaten in Finnland waren nicht auf den Zustand der Schlachtfelder vorbereitet, den sie mit ihren eigenen Waffen herbeiführten. Selbst ihre Offiziere hatten keine Vorstellung davon, welche Koordination man brauchte, um Infanterie, grosse Geschütze und Panzer einzusetzen.⁹⁶ Ohne ein grundlegendes Rollenverständnis fanden Soldaten die Gefechte nur verwirrend und erschreckend. Einige fürchteten sich vor dem eigenen Schat-

ten. Ein Infanterist der 7. Armee sorgte eines Morgens für grossen Trubel, als er so laut brüllte, dass sein ganzes Bataillon aus dem Häuschen geriet. Später erklärte er, sein eigenes Gesicht im Spiegel gesehen und es für einen finnischen Heckenschützen gehalten zu haben. Sein Gezeter alarmierte die nahebei stationierte Fernmeldeeinheit. Deren Männer fingen an, ohne Befehl wild zu schiessen und vergeudeteten dadurch wertvolle Munition. Nicht weit davon entfernt hatten auch Männer vom Eisenbahnwachkorps den Radau gehört und waren, ihrerseits schiessend, herbeigelaufen.⁹⁷ Erst viel zu spät, fast schon verzweifelt, versuchten politische Offiziere, den Männern einen gewissen Kampfgeist einzuflössen. Fortan sollte der Akzent auf der Geländeausbildung liegen. Ihre dazu abgefassten Vermerke klingen mehr als kläglich. «Im Gefecht selbst ist es zu spät, ja fast unmöglich, die parteipolitische Arbeit zu organisieren», erläuterte ein ranghoher Kommissar. Unter anderem sei es dann zu spät dafür, den Soldaten vorzuführen, wie man sich zu Boden wirft, wenn finnische Schützen das Feuer eröffnen.⁹⁸

«Man hatte uns verkündet, dass die Rote Armee die Weissen Finnen wie mit einem Blitzstrahl zerschmettern würde», klagten Männer zu Jahresbeginn, «aber ein Ende des Kriegs ist nicht in Sicht.» Sie standen vor der Mannerheimlinie, jenen finnischen Bunkern, die der sowjetischen Aufklärung entgangen waren. Wenn sie sich zuvor nur geängstigt hatten, so näherte sich ihre Stimmung jetzt schierer Verzweiflung. Die Parteiversion vom leichten Sieg hatte sich als ein Märchen erwiesen. «Überall sind diese Bunker, wir können nicht einmal unsere Verwundeten und Toten bergen. Die Infanterie kommt gegen solche Befestigungen nicht an.»⁹⁹ Also stellte man in aller Eile eine neue Broschüre zusammen, «Drei Wochen Kämpfe gegen die Weissen Finnen», gepaart mit einem eher praktischen Ratgeber: «Spezifische Probleme dieses Kriegs und wie wir unsere Leistung verbessern können».¹⁰⁰ Doch an der sowjetischen Grundtaktik änderte sich nichts. Die Truppen der Roten Armee sollten immer nur angreifen. Das kam den Finnen sehr entgegen, deren Maschinengewehrschützen sowjetische Soldaten fast im Schlaf niedermähten. Auch half es ihnen, dass einige sowjetische Offiziere den Einsatz von Tarnung für einen Ausdruck von Feigheit hielten.¹⁰¹

Die schlechten Bedingungen zehrten allen an den Nerven. Bereits in der ersten Kriegswoche verzeichnete die Infanterie Dutzende von Erfrierungsfällen, und Ende Dezember 1939 lag die registrierte Zahl – wohlgemerkt nur

der dauerhaft kampfuntauglichen Männer – bei 5725.¹⁰² Gleichzeitig meldeten Offiziere massive Defizite an Walenki (den traditionellen Fellstiefeln), Pelzmützen, Fusslappen und Winterjacken. Schlimmer noch, manchmal gab es tagelang weder warmes Essen noch Tee¹⁰³ – bei aussergewöhnlich niedrigen Temperaturen von deutlich unter dreissig Grad Celsius, zumal viele Soldaten gerade aus der viel milderen Ukraine gekommen waren. Die Kälte hätte man indes leicht vorhersehen können, da Karelien schon seit geraumer Zeit zum russischen Reich gehört hatte und man das Klima dort kannte.

In der Folge desertierten die Männer zu Hunderten. Manche liefen einfach davon, nutzten den Vorteil einer scheinbar allgegenwärtigen Konfusion, um sich an einem Feuer zu wärmen, dann die Vorräte zu stehlen oder einfach so zu verschwinden.¹⁰⁴ Ein Infanterist «kapitulierte» sogar im Namen zweier kompletter Bataillone gegenüber den Finnen.¹⁰⁵ Auf diese Weise machten sich nicht nur einzelne Soldaten, sondern ganze Regimenter aus dem Staub. Manchmal liessen sie auch ihre schwereren Waffen zurück, sodass dem Feind Feldgeschütze, Munition und Gewehre in die Hände fielen. Deserteure kamen deshalb unbemerkt davon, weil niemand wusste, wer für wen zuständig war. Gleichzeitig ermöglichte das an der Front herrschende Chaos den Leuten, nach Belieben Beute zu machen. Ein Mann stahl Fahrräder, um sie später bei sich zu Hause zu verkaufen. Andere deckten sich lieber mit dicker Winterkleidung ein. Ein Politruk namens Malkow liess sich mit zwei Ledermänteln, vier Anzügen, Schuhen und einem ganzen Koffer voll gestohlener Kinderkleidung erwischen.¹⁰⁶

Stalins Generäle wandten wie üblich rabiate Massnahmen an, um ihre verlotterte Armee auf Zack zu bringen. So ergingen in jenem Winter Befehle, alle Versprengten und Deserteure zu erschiessen. Ihren eigenen Zahlen zufolge waren bis Anfang Januar elf Deserteure aus der 8. Armee exekutiert worden¹⁰⁷, doch unterdessen legten andere selbst Hand an sich. Im neuen Jahr nahmen die Fälle von Samostrel, Selbstverstümmelung, erschreckend zu. Verzweifelte blieb kaum eine andere Wahl. Sagradotjadi – ebenfalls eine neue Wortschöpfung – standen hinter den Linien, um alle abzufangen, die zu fliehen versuchten. Im Unterschied zu den regulären Soldaten erhielten sie dafür Maschinengewehre. Offiziere mussten sich unterdessen Exekutionsskommandos des NKWD stellen, als im Januar 1940 mehrere Gerichte

sie in grosser Zahl wegen Feigheit und Versagen zum Tod verurteilten. Selbst im Oberkommando begann man sich zu fragen, ob man einen Krieg nicht besser organisieren könnte. «Vielleicht», deutete eines der Memoranden vorsichtig an, «ergeht zu oft die Höchststrafe.»¹⁰⁸

Ein Überlebender des Winterkriegs erinnerte sich, dass «dumpfe Apathie und Gleichgültigkeit gegenüber der drohenden Katastrophe» die Männer vorangetrieben hätten, wenn keine andere Alternative als der Tod blieb.¹⁰⁹ Also keine Rede mehr von schnellem Sieg und Parteigeist. In Moskau lasen die Reformer von der «negativen Wirkung» auf die Männer, als diese die gefrorenen Leichen von Soldaten früherer Angriffswellen fanden, die aus den flachen Gräbern längs der Eisstrassen nach Norden herausragten. Katastrophenmeldungen kursierten auch in den Kasernen, wo frische Soldaten auf ihre Einsatzbefehle warteten. «Ich gehe nicht mit nach Finnland», erklärte ein Wehrpflichtiger in Charkow seinem Politruk. «Zwei meiner Brüder sind schon da, und das reicht.»¹¹⁰ Entsetzt über die Kluft zwischen ihren Erwartungen und der Realität des Kriegs kamen Stalins Generäle dann in Moskau zusammen, um über ein Reformprogramm zu beraten. Viel Zeit zum Nachdenken blieb ihnen nicht. Während sie über ihren Plänen brüteten, bereiteten die Deutschen ihren Blitzangriff auf Frankreich vor, dessen verheerender Erfolg alle Hoffnungen auf Frieden an der Ostfront zunichte machte.

3. Vorboten der Katastrophe

Der Juni ist in ganz Nordeuropa ein besonderer Monat, in Russland und der Ukraine sogar ein magischer. Noch sind die bittere Kälte und Dunkelheit des Winters nicht ganz vergessen, der Schlamm und Regen des Frühjahrs kaum verziehen. Jetzt blühen die prächtigen Kastanien Kiews auf, ebenso Moskaus Flieder und Jaltas Judasbäume. Es ist die Zeit der Pfingstrose und der grünen Weide, im Norden die der weissen Nächte. 1941 fiel die Sommersonnenwende auf einen Samstag. In Sewastopol, dem Sitz der sowjetischen Schwarzmeerflotte, war es, wie der Marineoffizier Ewsew in sein Tagebuch eintrug, «ein wundervoller Krimabend». An jenem Samstag «waren alle Strassen und Boulevards der Stadt erleuchtet. Die weissen Häuser badeten im Licht, Clubs und Theater lockten Matrosen auf Landurlaub. In den Strassen und Parks der Stadt drängten sich ganz in Weiss gekleidete Seeleute und Einheimische. Wie immer wimmelte es auf dem berühmten Primorski- Boulevard von Spaziergängern. Dazu spielte Musik. Überall hörte man am Abend vor dem Feiertag Scherze und fröhliches Gelächter.»¹ Eine Woche zuvor hatte Aussenminister Wjatscheslaw Molotow Gerüchte, das Reich wolle den Pakt mit Moskau brechen und die Sowjetunion angreifen, als völlig grundlos abgetan.² Es muss eine geradezu überwältigende Versuchung bestanden haben, ihm zu glauben.

Als eine Lichtquelle über dem Doppelhafen der Stadt strahlte an jenem Abend der Leuchtturm von Ober-Inkerman, und mit seiner Hilfe fanden die deutschen Flieger mühelos den Weg zum Hafen.³ Sie näherten sich von Osten her und kamen nach einem grossen Bogen durch den sowjetischen Luftraum im Tiefflug aus der Steppe. Ihre Ziele kannten sie längst: die Seeflotte,

die Lager, die Flaks. Bald spiegelten sich im Schwarzen Meer von der Küste her neue Lichter: Leuchtspurgeschosse, Leuchtbomben, Scheinwerfer, das düstere Glühen von Bränden. «Sind das unsere Flieger?», fragte jemand Ewseew, als die Matrosen in Boote kletterten, um zu den Schiffen zurückzufahren. «Es muss wieder eine Übung sein.» Doch sein Nachbar hatte besser aufgepasst. «Unsere Flaks schießen scharf», sagte er, «und diese Bomben sehen nicht aus wie Attrappen.» «Wir haben also Krieg?», fragte ein Dritter. «Aber mit wem?»⁴

Hunderte von Kilometern nordwärts, an der neuen polnischen Grenze, kehrten Rotarmisten vom freien Sonntag zurück. Wer Ausgang hatte, war ins lebhaftere Lemberg oder nach Minsk gefahren, um etwas Anständiges zu essen und seine Sorgen zu ertränken. Generaloberst D.G. Pawlow, der Oberbefehlshaber des Sonderwehrkreises West, amüsierte sich im Offiziersclub der weissrussischen Hauptstadt, wo es vor vollem Haus eine Komödie gab: *Die Hochzeit von Malinowka*.⁵ Doch der gute Mann liess sich durch die Nachricht seines Abwehrchefs, Oberst Blochin, dass an der Grenze anscheinend deutsche Truppen aufmarschierten, nicht in seinem Genuss stören. In einigen Berichten, flüsterte Blochin, sei sogar von Beschuss die Rede. «Das kann nicht wahr sein», antwortete Pawlow, «deutete auf die Bühne und meinte, dass wir besser daran täten, uns wieder dem Schauspiel zuzuwenden.»⁶ Faktisch galt für die ganze Armee der Befehl, ruhig zu bleiben. Auch Kamenschtschikow, ein Offizier der Luftverteidigung West, war an jenem Abend im Theater, in Begleitung von Frau, Sohn und Vater. Sie stammten aus Stalingrad und machten in Minsk einen kurzen Sommerurlaub.⁷ Und auch er sah das Stück bis zum Schluss, um dann zum Essen und Schlafengehen ins Quartier zurückzukehren.

An jenem Abend gegen neun, als Pawlow noch dem Lustspiel folgte, stahl sich ein deutscher Pionier namens Alfred Liskow auf die sowjetische Seite hinüber. Er gehörte zu den wenigen deutschen Mitgliedern der Internationalen, die Kontakt mit dem Feind aufnahmen. Vor der Einberufung 1939 hatte Liskow in einer Möbelfabrik im bayerischen Kolberg gearbeitet und dort die Werke von Marx und Lenin kennen gelernt. An jenem Abend wollte er die Genossen warnen. Er berichtete seinen sowjetischen Kontakteuten, dass deutsche Artillerieeinheiten an der Grenze den Befehl hätten, in den nächsten Stunden Ziele auf der sowjetischen Seite unter Beschuss zu nehmen. Im

ersten Morgengrauen würden «Flösse, Boote und Pontons» über den Bug setzen, jenen morastigen Fluss, der das deutschbesetzte Polen vom sowjetischen Sektor im Osten trennte.⁸ Der Angriff auf die Sowjetunion sollte mit verheerender Gewalt erfolgen. Ähnliche Angaben machten auch Deserteure an anderen Stellen der Landgrenze, doch für die politische Führung in Moskau war das nichts Neues. Schon seit Wochen hatten der britische und der eigene Geheimdienst vor diesem Plan gewarnt, doch Stalin glaubte ihnen nicht, und daher unterblieben die nötigen Vorbereitungen der Grenztruppen. Was die Fahnenflüchtigen anging, so erschienen sie in jener Nacht obendrein wie Provokateure, und ein Berliner wurde unter diesem Vorwurf erschossen. Liskow selbst musste noch Rede und Antwort stehen, als schon erste Granaten die Dunkelheit zu zerreißen begannen.⁹

Kamenschtschikow wurde von seiner Frau geweckt. Vielleicht, sagte sie, liege es an ihrer Unerfahrenheit, aber sie habe nachts noch nie so viele Flugzeuge über einer Stadt gehört. Ihr Mann beruhigte sie, das seien Manöver. Jüngst hätten viele Übungen stattgefunden. Dennoch warf er sich einen Mantel über und ging hinaus, um nachzusehen. Er wusste sofort, dass dies Krieg war. Man merkte es an der Luft, die vibrierte, dröhnte und voll von saurem schwarzem Rauch hing. Die Haupteisenbahnlinie der Stadt lag unter einem Flammenstrang. Schon hatte sich der Horizont zu röten begonnen, aber eine im Westen schwelende Glut konnte nicht vom Sonnenaufgang zeugen. Ohne Befehle abzuwarten, eilte Kamenschtschikow zum Flugplatz und startete eine Maschine, um sich sofort den Invasoren entgegenzuwerfen. Nur deshalb wurde diese eine ausnahmsweise nicht, wie Hunderte andere, ordentlich in Reih und Glied stehend am Boden zerstört, sondern später über den Sümpfen von Bialystok abgeschossen.¹⁰ Bis zum Mittag des 22. Juni hatten die Sowjets etwa zwölfhundert Flugzeuge verloren, davon 528 allein in Kamenschtschikows Wehrkreis West, an denen die Deutschen ein Zielschießen veranstalten konnten wie auf dem Rummelplatz.¹¹

Anders als Kamenschtschikow war Generaloberst Pawlow gar nicht mehr ins Bett gekommen. Direkt nach dem Theaterstück hatte eine unangenehme Konferenz mit einigen Stabsoffizieren stattgefunden und dann, gegen ein Uhr nachts, hatte man ihn zu einem Telefongespräch ins Fronthauptquartier gerufen: Verteidigungskommissar Semen Konstantinowitsch Timoschenko

wollte sich von Moskau aus nach dem Zustand der Grenztruppen erkundigen.¹² «Na», fing er an, «wie ist es bei Ihnen – ruhig?» Pawlow antwortete, dass man an der Front ganz erhebliche Truppenbewegungen der Wehrmacht beobachte, die unter anderem Motorradregimenter und Sondereinheiten in Stellung bringe. «Nicht aufregen und nur keine Panik», beschwichtigte Timoschenko. «Trommeln Sie sicherheitshalber morgen früh den Stab zusammen, denn es könnte etwas Unangenehmes passieren. Aber lassen Sie sich auf gar keinen Fall aus der Reserve locken. Bei irgendwelchen Provokationen benachrichtigen Sie mich sofort.»¹³

Später erinnerte sich Pawlow daran, dass er die nächsten beiden Stunden mit seinen höheren Offizieren verbrachte. Einer nach dem anderen berichteten sie über ihre Truppen, das leidige Problem des Nachschubs und der mangelnden Kampfbereitschaft. Manche Einheiten hatten sich bei Übungen zerstreut, andere brauchten Treibstoff oder Munition, und alle waren durch unzureichende oder schlecht organisierte Transportmittel mehr oder weniger paralysiert. Die Eisenbahnen verkehrten weiter nach Friedensfahrplänen, und bei fast allen Frontregimentern fehlte es an Kraftfahrzeugen. Die Armee konnte nicht einmal Lastwagen requirieren, da es in Stalins Sowjetunion fast keine privaten Bestände gab. Mit derlei Fragen waren Pawlow und seine Männer noch gegen 3.30 Uhr beschäftigt, dem geplanten Zeitpunkt für den deutschen Sturmangriff. Zufällig rief da auch Timoschenko erneut an. «Er wollte wissen, was es Neues gebe», erinnerte sich Pawlow, «und ich sagte ihm, die Lage sei unverändert.»¹⁴ Doch zu dieser Zeit standen im Grenzland schon ein Dutzend Städte in Flammen.

In der Dunkelheit war die Luftwaffe schon tief in sowjetisches Gebiet vorgedrungen, um sich beim Morgenrauen westwärts zu wenden und eine Reihe strategisch wichtiger Städte zu bombardieren, darunter Bialystok, Kiew, Brest, Grodno, Rowno und Kowno, ausserdem die baltischen Häfen Tallinn und Riga. Der Bodenangriff, das Kernstück von Hitlers «Operation Barbarossa», begann genau in dem Moment, als sich der Himmel vom Osten her rötete. Am 22. Juni gegen 3.15 Uhr riefen die deutschen Grenzwachposten an der Bugbrücke bei Koden ihre sowjetischen Kollegen zu sich, um «etwas Wichtiges» zu besprechen, und als diese gehorsam antraten, mähten Vorposten eines Sturmtrupps sie mit Maschinengewehren nieder. Später trafen Pioniere an der Eisenbahnbrücke von Brest ein, entfernten die primitiven

Sprengsätze vom Mittelpfeiler und winkten ihre Leute hinüber.¹⁵ Gegen 5.30 Uhr Ortszeit, als in Moskau der deutsche Botschafter Graf von Schulenburg Aussenminister Molotow die Kriegserklärung des Reiches übergab, musste sich Pawlows Kommando des Angriffs von dreizehn Infanterie- und fünf Panzerdivisionen mit Artillerie- und Luftunterstützung erwehren.

Der Schock zog Falschmeldungen und Gerüchte nach sich. Laut einer Meldung stand Grodno unter derart heftigen Luftangriffen, dass sich Kusnezow, der Befehlshaber der 3. sowjetischen Armee, deutlich vor Tagesanbruch in einem Keller verbarrikadiert habe. Anderen Meldungen zufolge blieb noch einige Stunden lang alles ruhig oder habe man sogar, wie im Fall von Golubew 10. Armee, die deutschen Truppen erfolgreich zurückgeschlagen. Gegen 7 Uhr berichteten erste Offiziere, dass sie den Kontakt zu ihren Truppen verloren hätten und ganze Einheiten einfach verschwunden seien. Bei seiner Vernehmung erklärte Pawlow später: «Kusnezow eröffnete mir mit bebender Stimme, dass von der 56. Schützendivision nicht mehr übrig sei als ihre Nummer.»¹⁶ Die Männer mochten gefallen sein, in Gefangenschaft geraten oder, wie die der 85., einfach nach Süden geflohen. Die Funk- und Telefonverbindungen waren unterbrochen, Meldungen oder Befehle kamen nicht mehr durch. Also schickte man einen zuverlässigen Stellvertreter hin und liess ihn die Dinge regeln. An jenem Morgen habe Pawlow Generalleutnant Iwan Washewitsch Boldin dem Hauptquartier der 10. Armee in der Grenzstadt Bialystok zugeordnet, wohin er direkt von Minsk aus fliegen sollte.

Sollte er noch gezweifelt haben, so erfuhr Boldin die Wahrheit an jenem Nachmittag. Er kam gar nicht bis zur Grenze, sondern geriet mit seinem Leichtflugzeug unter deutschen Beschuss, und nach der Landung auf einer staubigen Piste bei Bialystok teilte ihm jemand mit, dass man in der Nähe Fallschirmjäger gesichtet habe. Wie er später berichtete, «wares unglaublich heiss, und über allem lag Brandgeruch». Als er den einzigen LKW bestieg, den die Armee dort hatte requirieren können, empfand er hauptsächlich Entsetzen und Hilflosigkeit. Sein Wagen kam wegen der dichten Reihen verstörter Flüchtlinge kaum voran. Die meisten waren zu Fuss unterwegs, wollten nur fort von dem Lärm und den sengenden Flammen, dann jedoch folgte eine kleine Autokolonne, angeführt von einem eleganten neuen SIS-101.

«Die breiten Blätter einer Schusterpalme ragten aus den Fenstern», bemerkte Boldin. «Es war der Wagen irgendeines hohen örtlichen Beamten. Drinnen sassen zwei Frauen und zwei Kinder.» Boldin schaute die Gruppe mit unverhohlenem Abscheu an und fragte schroff, ob sie nicht wichtigere Dinge zu transportieren hätten als ihre Pflanze. «Es wäre besser, Sie hätten ein paar alte Leute oder Kinder mitgenommen.» Doch als die Frauen betreten die Köpfe senkten und der Fahrer sich beschämt abwandte, überquerte ein Tief-flieger die Strasse, und drei Maschinengewehrsalven schlugen ein. Boldin gelang es noch rechtzeitig abzuspringen, aber sein Fahrer kam um, ebenso alle Insassen des SIS-101. «Nur die immergrünen Blätter der Schusterpalme ragten aus dem Fenster.»¹⁷

Erst abends fand Boldin den Kontakt zur 10. Armee. Genau wie die ver-ängstigten Flüchtlinge hatte sie sich gleichen Tags aus Bialystok zurückge-zogen. Ihr neues Hauptquartier lag in den Birkenwäldern östlich der Stadt und bestand aus zwei Zelten mit Tisch und Stühlen. Ein zutiefst erschütterter General Golubew teilte Boldin mit, dass alle seine Divisionen schreckliche Verluste erlitten hatten. Wie sich erwiesen habe, taugten seine leichten Pan-zer, die alten T-26, nichts – «sie sind gerade gut genug, auf Spatzen zu schiessen». Die Luftwaffe habe die Treibstofflager, Flugzeuge und Flaks der Armee aufs Korn genommen. Seine Männer hätten gekämpft «wie Helden, aber was können sie gegen Panzer oder Flugzeuge ausrichten?». Der Feind habe die 10. Armee faktisch ausgelöscht.¹⁸

Sobald ein Funkgerät einsatzbereit war, meldete man die Lage nach Minsk. An jenem Abend erfuhr Pawlow auch, dass die 3. Armee Grodno aufgegeben hatte. Berichte aus Brest legten nahe, dass auch diese Stadt nicht zu halten sein würde. Die Deutschen hatten genau gewusst, wo sie ihre Ar-tillerie- und Luftschläge ansetzen mussten, beginnend bei den Befehlszent-ralen der Armee, dann weiter gegen Bahnlinien und Fabriken.¹⁹ Pawlow re-agierte darauf mit einer Flut von Befehlen, die einer Propagandaschrift äh-nelten. Immerhin sei dies die Rote Armee, und sie werde nicht zurückwei-chen. Dementsprechend rief der General Männer, die er weder sehen noch erreichen konnte, zu einer beherzten Gegenoffensive auf, mit dem alten Ziel, die Deutschen wieder hinter die Grenze zurückzutreiben und auf dem eige-nen Boden zu schlagen.²⁰ Wochen später, als sein Leben auf dem Spiel stand, erklärte Pawlow beim Verhör, er habe seinerzeit, noch strategisch denkend,

darauf vertraut, Brest halten und den deutschen Angriff abwenden zu können. Boldin jedoch, der am 23. Juni mit Männern, die entweder tot oder heillos verstreut waren, eine Offensive starten sollte, sah in Pawlows Aussage nur einen Versuch, seine Haut zu retten. Er habe Befehle «rausgehauen», nur um Moskau zu beweisen, dass etwas passierte. Das Klima der Säuberung, der leeren Gesten, der Lügen und der Furcht herrschte noch ungebrochen.

Man muss Boldin zugute halten, dass er versuchte, die Reste der 10. Armee für den Angriff am 23. Juni zu sammeln. Doch binnen weniger Stunden gingen ihnen der Treibstoff und die Munition aus. Zwei Flieger, die sie mit der Bitte um Hilfe nach Minsk schickten, waren bald abgeschossen. Gleich Tausenden anderer sowjetischer Soldaten wurden sie auf der später als «Tasche von Bialystok» bekannten Landzunge durch deutsche Truppen eingekreist, umzingelt, von Verstärkung und Nachschub abgeschnitten. Boldin hatte noch Glück. Er wandte sich mit einem zerlumpten Gefolge uniformierter Flüchtlinge ostwärts nach Smolensk. Erst nach fast siebenwöchigem Rückzug mit sporadischen Kämpfen in den Wäldern fanden der General und 1654 seiner Männer wieder Anschluss an die Rote Armee.²¹ Unterdessen hatte man Pawlow festgenommen, verhört, der Feigheit bezichtigt und erschossen. Mit ihm starben acht weitere ranghohe Offiziere, die dem deutschen Angriff vom Juni allesamt ebenso hilflos ausgeliefert waren wie er. Wie das Staatliche Verteidigungskomitee am 16. Juli feststellte, hatten sich die Männer der «Unentschlossenheit, Panikmache, schändlichen Feigheit ... und panischen Flucht angesichts eines dreisten Feindes» schuldig gemacht.²² Das Versagen in diesem Krieg wurde ungeachtet der Ursache stets auf den moralischen Bankrott Einzelner zurückgeführt. Niemand erwähnte die katastrophale Planung, die unausgebildeten Truppen oder die miserable Stimmung. Ebenso wenig kam zur Sprache, dass Stalin anfangs gar nicht erst erlaubt hatte, diesen Krieg überhaupt zu führen.



Der Dichter und spätere Frontsoldat David Samoilow hat das Entsetzen beschrieben, das alle in diesen wenigen Tagen befiel. «Man hatte zwar mit Krieg gerechnet», schrieb er, «aber nicht *mit diesem.*» Als die Festungsstadt Brest in Flammen aufging und sich die für das benachbarte Kobrin zuständi-

ge Garnison in die Sümpfe von Pripjet absetzte, blieben den Bewohnern des mit der Bahn eine Tagesreise ostwärts gelegenen Moskau kaum mehr als Gerüchte. Erst kurz nach Mittag galt die Meldung offiziell. Damals sendete man wichtige Rundfunkdurchsagen auf den öffentlichen Plätzen, und bald wurde der Privatbesitz von Radiogeräten sogar ganz verboten.²³ Also hörten Menschen die Nachricht jenes Sonntags in der Menge, als sie, den Blechtrichtern der Lautsprecher zugewandt, in der Mittagssonne standen. «Um 4 Uhr morgens», verkündete die bebende Stimme ihres Aussenministers Molotow, «haben deutsche und rumänische Streitkräfte den Krieg in unser Land getragen, ohne dass der Sowjetunion irgendeine Begründung oder Kriegserklärung übermittelt wurde.» Es war ein Frevel, doch der Sprecher enthüllte nicht das ganze Ausmass des Desasters, sondern teilte den Massen nur mit: «Mehr als 200 Menschen sind getötet oder verwundet worden.» Zwar stellte sich erst viele Jahre später heraus, wie stark geschönt das war, aber im Wesentlichen lag die Botschaft klar auf der Hand: «Die Regierung fordert euch alle, Männer und Frauen, Bürger der Sowjetunion, auf, euch noch enger um die ruhmreiche Bolschewistische Partei, um die sowjetische Regierung und unseren grossen Führer, Genossen Stalin, zu scharen. Unsere Sache ist gerecht. Der Feind wird vernichtet werden. Der Sieg wird unserer sein!»²⁴

Alle Kriegsdarstellungen betonten, was für eine Welle des Patriotismus dieser Appell auslöste. Veteranen erinnern sich noch heute an ihre stolze Empörung. «Ich war erst fünfzehn», erklärte mir einer, «kannte nur mein sibirisches Dorf und hatte Moskau noch nie gesehen. Und doch kam irgendwoher dieser Patriotismus, und ich wusste sofort, dass ich mich freiwillig melden würde.»²⁵ In allen Städten des Landes traten die Mächtegerhelden vor, um zu kämpfen. Und wiederum erinnerten die Szenen an ein Filmepos. Auch der Krieg, den diese Freiwilligen sich ausmalten, war eine Illusion. Jedenfalls lesen sich die Aussagen der Männer wie ein Drehbuch aus den dreissiger Jahren. «Ich habe das Regime der Deutschen 1918 und 1919 in der Ukraine erlebt», verkündete ein knorriger Kolchosbauer aus der Provinz Kursk der Menge. «Bestimmt werden wir nicht für Gutsherrn und Adlige arbeiten. Wir jagen diesen blutrünstigen Hitler mit Sack und Pack fort. Ich erkläre mich für mobilisiert und bitte um meinen Fronteinsatz, um die deutschen Banditen zu vernichten.»²⁶ «Die Arbeiter bekunden einen tiefen Pa-

triotismus», hiess es in einem geheimpolizeilichen Bericht. «Es gibt bereits zahlreiche Aufnahmeanträge junger Leute aus Grossstädten und vom Lande für die Armee.»²⁷ Doch der Staat überliess nichts dem Zufall. Noch am selben Abend warb er zusätzliche Beamte für die Geheimpolizei an, um auf der Stelle mutmassliche Konterrevolutionäre zu fassen, darunter Hunderte von Ausländern.²⁸

Die strengen Sicherheitsmassnahmen waren gerechtfertigt, da Stalins Volk allen Grund hatte, sich zu ereifern und harte Fakten zu verlangen. In seiner Ansprache hatte Molotow nochmals hervorgehoben, «dass zwischen Deutschland und Russland ein Nichtangriffspakt bestand, der bis in die kleinsten Einzelheiten von uns in verantwortungsvoller Weise eingehalten wurde», worüber viele seit zwei Jahren den Kopf schüttelten.²⁹ Und nun kam die Nachricht von einem durch nichts provozierten Angriff. Da war es nur natürlich, wenn sich abgesehen vom Schock tiefe Skepsis regte. Bürgerkriegsveteranen dachten an die täglichen Berichte und öffentlichen Debatten jener Zeit und klagten über den Mangel an echten Nachrichten. Viele nahmen – zu Recht – an, dass die Lage viel ernster war als öffentlich eingestanden.³⁰ Gleichzeitig glaubten indes andere, vom Vorkriegsmythos geblendet, an die Gerüchte, dass sich die Wehrmacht auf dem Rückzug befände, Warschau schon gefallen sei, Ribbentrop sich erschossen habe und die Rote Armee kurz vor Berlin stehe.³¹ All diese Märchen rankten sich um das Schweigen eines Mannes: Stalin selbst wandte sich erst am 3. Juli an das Volk.

Nach wie vor fällt es schwer, die wahre Stimmung des Volkes in jener ersten Woche aus dem Geflecht der Propaganda herauszupräparieren. Selbst beim NKWD konnte niemand ermessen, wie stark der Patriotismus im Verhältnis zu Panik, Wut und Misstrauen ausgeprägt war. Auch konnte niemand voraussagen, wie sich die Massen verhalten würden. Die Befürchtung, dass es zu einem Ansturm auf die Lebensmittel- und Brennstoffvorräte käme, bestätigte sich. Also postierte man überall in der Hauptstadt Polizeiagenten, um Plünderungen vorzubeugen. Ein Agent erinnerte sich an eine dreitägige Wache vor einer Nudelfabrik im Bezirk Sokolniki, die in gewaltsamen Auseinandersetzungen mit Einheimischen endete. Unter ihnen war auch sein Vetter. «Ich sagte ihm, dass ich schiessen würde, wenn er nicht verschwände», berichtete der alte Polizist. «Ich erinnere mich noch des Ausdrucks in seinen

Augen. Es war nötig, und es war meine Aufgabe. Ich hätte ihn ohne zu zögern erschossen.»³² Das Land hätte im Bürgerkrieg versinken können, aber den meisten Berichten zufolge blieb es in der ersten Nacht relativ ruhig. Als sie sich beim Morgengrauen die Augen rieben, notierten Polizeispitzel zuerst die gute Nachricht. Vielleicht glaubten sie ja selbst daran.

Am 24. Juni legten in Moskau zwei Beamte der Staatssicherheit ihrem Chef, dem Leiter der Spionageabwehr V. S. Abakumow, ein Bulletin über die Grundstimmung in der Hauptstadt vor. Im Allgemeinen hätten die Werktätigen der Stadt bewundernswert reagiert und nicht nur Zusatzschichten angeboten, sondern sich auch freiwillig zur Ausbildung für den Zivilschutz gemeldet. «Wir werden alle Härten auf uns nehmen», habe ein Mann erklärt, «damit die Rote Armee des sowjetischen Volkes die Faschisten vernichtend schlagen kann.» Ein anderer forderte: «Wir müssen fest organisiert, unnachgiebig standhaft und streng diszipliniert sein.» «Unsere Empörung kennt keine Grenzen», beteuerte ein Drucker. «Hitler hat die heiligen Grenzen des weltweit ersten sozialistischen Staates verletzt ... Wir werden siegen, da keine Macht der Erde ein Volk bezwingen kann, das am patriotischen Krieg gewachsen ist.»³³ Ähnliche Reaktionen hörte man aus Provinzzentren, darunter Kursk. Am 22. Juni um Mitternacht hatte die dortige Kommunistische Partei eine Notsitzung angesetzt, und ausnahmsweise seien alle Mitglieder rechtzeitig eingetroffen. «Die grenzenlose Liebe zum Vaterland, zur Partei und zu Stalin, aber auch die tiefe Empörung des Volkes und sein Hass auf den bestialischen Faschismus, kamen in jeder einzelnen der Reden zum Ausdruck.»³⁴

Das war in jenem Juni für alle das Hauptthema. Auch wenn sich die patriotischen Erklärungen wie aus einem Drehbuch entnommen lesen, starke, echte Gefühle standen dahinter. Zwanzig Jahre des protzigen kommunistischen Jargons hatten die sowjetischen Patrioten mit einem massiven Arsenal an hölzernen Phrasen ausgestattet. Die jüngere Generation kannte gar keine andere Sprache. So war es im Moment des grössten Schocks nur natürlich, dass Menschen auf eingebaute Parolen zurückgriffen, nämlich auf die stalinistischen Klischees vom Dienst am Kollektiv. Die Krise der nächsten Monate stellte die Glaubwürdigkeit des offiziellen Kurses noch auf die Probe. Sie zeigte aber auch, wie viele Menschen bereit waren, für das Land und seine Zukunft ihr Leben zu riskieren. «Antisowjetisches Verhalten», schrieb

der Moskauer Genosse Schigalow nach seinem Besuch in der hauptstädtischen Fabrik Pariser Commune, «gibt es dort nicht.»³⁵

Hätte er allerdings die Parteizellen und Hochburgen der ethnisch russischen Arbeiterklasse einmal verlassen, so hätte seine Diagnose alarmierend wirken können. In Moskau interessierte sich die Geheimpolizei besonders für die Ansichten von Bürgern mit deutschen Namen. «Die Sowjetmacht ist nicht vom Volkswillen gewählt», befand ein Moskowiter namens Kjun, «und nun wird das Volk reden.» «Die Bauern sehen dem Krieg mit Freude entgegen», soll eine Frau namens Mauritz gesagt haben, «denn er wird sie von den Bolschewiken befreien und von den verhassten Kolchosen. Russland mag stark sein, aber kein Problem für Deutschland.»³⁶ Solche Äusserungen sammelte man zum Teil als Auftakt zu den Festnahmen jener Nacht. Sie waren überall gang und gäbe. Ausserhalb der Städte hörte man sie oft von älteren Leuten – besonders jenen, die nicht nur die Kolchosen, sondern auch die Gottlosigkeit hassten.³⁷ Dann gab es auch noch das Problem des Russenhasstes selbst. In allen Sowjetrepubliken gab es gute Kommunisten, auch Feinde des Faschismus und Patrioten, die eine Invasion nicht dulden konnten. Doch obwohl fast überall Freiwillige vortraten, um zu kämpfen, hielten sich auch einige stumm zurück und erwogen, welche Möglichkeiten die neue Entwicklung bringen mochte. Selbst in abgelegenen Gegenden wie Georgien, die nicht unmittelbar bedroht waren, spielte man mit dem Gedanken, dass sich die Krise Moskaus vielleicht für andere als grosse Chance erweisen könnte.³⁸

Unterdessen sorgten loyale Sowjetbürger für eine wahre Flut von Freiwilligen. Allein in der Provinz Kursk meldeten sich im ersten Kriegsmonat siebentausendzweihundert Personen für den Frontdienst.³⁹ In Moskau, dessen Rekrutierungszentren rund um die Uhr überfüllt waren, gingen in den ersten sechsuunddreissig Stunden mehr als dreitausendfünfhundert Anträge ein.⁴⁰ Die Menschen nahmen an Krisensitzungen in ihren Fabriken teil, hörten sich in Gruppen die patriotischen Aufrufe an und marschierten dann, wiederum in Gruppen wie Pfadfinder, zum nächsten Rekrutierungsbüro, um sich freiwillig zu melden. Doch nicht nur Männer erwiesen sich als eifrige Patrioten. Frauen, die in den Berichten stets Mädchen genannt werden, erschienen ebenfalls in Gruppen. Als potenzielle Soldaten machten sie einen seltsamen Eindruck. «Sie startten auf meinen Nagellack und mein Hütchen», erzählte

eine Veteranin. «Das werde an der Front kaum halten.» Solche Frauen nahm man manchmal für Trainingsprogramme auf, oft als Krankenschwestern, überredete jedoch die meisten, nur Blut zu spenden und ansonsten zu Hause zu bleiben.⁴¹ Das alles fand in einer Art Trance statt. Kaum einer der ersten Freiwilligen hatte eine klare Vorstellung davon, worauf er sich einliess.

Wer Bescheid wusste neigte oft zum Zynismus. Beobachter mit Militärerfahrung zweifelten daran, dass die allgemeine Leidenschaft an der Front irgendetwas bewirken könnte. «Unsere Führung scheint zu glauben, die Deutschen durch Agitation besiegen zu können», unterstellte ein Veteran aus zaristischen Zeiten. «Aber das wird nicht klappen, denn in der Roten Armee herrscht grosse Unzufriedenheit.»⁴² Reservisten griffen nicht immer begeistert wieder zu den Waffen. In jenem Juni gab es Berichte über Suizide junger Leute, denen Frontdienst drohte, und die Moskauer Polizei meldete mehrere Fälle von vorsätzlicher Selbstverstümmelung.⁴³ Auch verflog die patriotische Trance allmählich, als der erste Schock von Molotows Ankündigung nachliess. «Ich melde mich erst freiwillig, wenn sie alle einziehen», soll ein Komsomolze aus Kursk mit seinen Freunden beschlossen haben, als Gerüchten zufolge Kiew und Minsk unter Beschuss lagen. Das stimmte zwar, aber niemand sollte es glauben. Die offiziellen Dementis brachten Zyniker zur Verzweiflung. Regierungsbeamte konnten vor Angst wie gelähmt sein, während viele weitere, die schicksalsergeben die Ankunft der deutschen Truppen erwarteten, zu Hause blieben und Trost im Rausch suchten.⁴⁴

Auch bei den neuen Rekruten löste sich die Trance bald auf. Die Rote Armee hatte sich nicht über Nacht verändert, schon gar nicht in ihren Organisationsstrukturen. In den Notfallplänen der Vorkriegszeit waren drei Tage vorgesehen, um die Mobilisierung der Kandidaten für den sofortigen Frontdienst abzuwickeln. Doch in der allgemeinen Panik warf man die Richtlinien über Bord, und der Oberste Sowjet ordnete den Vollzug binnen vierundzwanzig Stunden an. Das daraus resultierende Chaos zog sich bis zum nächsten Frühjahr durch.⁴⁵ In den schon von der Luftwaffe kontrollierten Frontgebieten, die bis zu zweihundert Kilometer in sowjetisches Territorium hineinragten, bedeuteten die massenhaften Truppenbewegungen sogar eine akute Gefahr. «Eine normale Mobilisierung der restlichen Soldaten ... war unmög-

lieh», konstatierte ein Bericht der im Nordwesten stationierten 8. Armee, «da die meisten der Grenzdivisionen ihre entsprechenden Stützpunkte verloren hatten.»⁴⁶

Auch die Freiwilligen Moskaus trafen auf eine unvorbereitete Armee. Fotos von der Rekrutierung zeigen um den Schreibtisch eines Nachwuchsoffiziers gedrängte junge Männer und Frauen, die ihre Ausweise hochhalten und sich wie am Wühltisch vorzudrängeln versuchen. In der Propaganda sah es so aus, als könnten die Scharen es gar nicht erwarten, sich ins Gefecht zu stürzen, als wollten sie den nächstbesten Deutschen am Schlafittchen packen und achtkantig ausser Landes befördern. In Wahrheit jedoch musste man die unerfahrenen Freiwilligen – im Unterschied zu den Reservisten – erst einmal mustern, ausrüsten und einige Wochen lang ausbilden, bevor sie den ersten Faschisten zu sehen bekamen. Gewöhnlich erlebten sie diesen Tag nach den ersten Momenten der Glorie und Entschlossenheit als eher prosaisch. Der zuständige Offizier taxierte sie einmal kurz, um die hoffnungslosen Fälle von den tauglichen zu scheiden. Dann prüfte er schnell ihre Papiere, und abschliessend begann für die Erwählten ein langes Warten. In dieser Phase, so bezeugten die Veteranen, fand nicht einmal eine medizinische Untersuchung statt.

Auch gab es weder Kasernen noch Verpflegung, noch Transportmittel. Meist richtete man die Rekrutierungsstellen in örtlichen Schulen ein. Wenn die tauglichen Bewerber ausgewählt und ihre Papiere abgestempelt waren, gehörten sie zur Armee und hatten damit ihre Freiheit verloren. Allerdings fanden sie nirgendwo ein Dach über dem Kopf, und die Behörden hatten nicht einmal daran gedacht, ihnen für die Wartezeit etwas zum Essen oder Lesen zu beschaffen. In Moskau drängten sie sich in Klassenzimmern, füllten die Strassen und versammelten sich auf den Bahnsteigen der Station Weissrussland, so als hofften sie auf Züge an die Front. Als dann der Parteireferent auftauchte, hatten die meisten schon mehrere Tage dort verbracht. Da es keine Betten gab, schliefen sie auf dem Boden. Einige hatten Brot und Kekse mitgebracht, andere gar nichts zu essen, doch irgendwie waren sie alle mit Wodka versorgt.⁴⁷ Das gleiche Schicksal hatte Reservisten aus der Hauptstadt ereilt. Dort wimmelte es von Männern, die oft zu Hunderten zusammen sassen, warteten, plauderten, tranken und über ihre Lage nachdach-

ten. «Viele der Freiwilligen wirken betrunken», meldete die Polizei pikiert.⁴⁸ Auch wenn das ganz der Tradition entsprach: Dies war Krieg!

Näher an der Front warteten die neuen Rekruten nicht so lange. Sie tranken weniger Wodka und gaben sich daher keinen Illusionen hin. Mischa Wolkow arbeitete in der schnell wachsenden Metallindustrie Kiews. Als verheirateter Mann mit einem kleinen Kind hatte er sich jahrelang vor allem um seine anfällige Gesundheit gesorgt. Er laborierte an einem Herzleiden, das seine angespannten Nerven noch verschlimmerten. Seine Krankheit hatte jedoch Jahre zuvor nicht als schwer genug gegolten, um ihn vom Wehrdienst zu befreien, und in diesem Sommer zog man ihn gleich in der ersten Runde mit ein. Am 24. Juni mussten er und andere Nachwuchsoffiziere bei einer Einheit in Lemberg antreten. Wolkow war so versessen auf seine neue Aufgabe, dass er nicht einmal den letzten Abend mit seiner Frau und Tochter verbrachte. Doch die Erinnerung an den übereilten Aufbruch in Richtung Kaserne verfolgte ihn noch fünf Jahre lang.

Als Wolkow sich Sorgen darüber machte, in seiner ersten Nacht in Uniform in einem fremden Bett zu schlafen, brannte Lemberg. Das örtliche NKWD bereitete schon den eigenen Rückzug vor und brachte in jener Nacht die Insassen seiner überfüllten Gefängnisse um.⁴⁹ Von alledem wusste Wolkow nichts. Sein Problem war, überhaupt dorthin zu kommen. Zu seinen Papieren gehörte zwar ein Fahrschein, aber es gab weder eigene Wagen noch reservierte Plätze. Daher musste er wie alle anderen versuchen, auf dem ersten Zug unterzukommen, der so aussah, als könnte er die lange Strecke westwärts schaffen. Das passte wieder einmal zur stalinistischen Logik: Der Transport nach Lemberg war nicht geregelt, aber wer nicht rechtzeitig dort antrat, galt als Deserteur. Wie immer resultierte daraus ein heilloses Gedränge. Irgendwie schob sich Wolkow an einem Dutzend Wehrpflichtiger vorbei, erklomm die Eisensprossen, indem er sich an einem Mantelsaum festkrallte, stolperte dann jedoch, rutschte aus und stürzte schwer. Wie er seiner Frau schrieb, hätte er sich auf den Gleisen böse den Rücken verletzt, wäre er nicht auf einen anderen gestürzt, der bereits dort lag. «Es war mein erster Unfall», merkte er an. Es war ein passendes Vorspiel zu der Reise in dem überfüllten Zug. «Unterwegs», fuhr er fort, «kamen wir an Flüchtlingskolonnen aus Lemberg und anderen Städten der westlichen Ukraine vorbei.

Die Leute sagten, dass in Lemberg Strassenkämpfe tobten und das öffentliche Leben in der Stadt zum Erliegen gekommen sei.»

Wolkow und seine Bekannten gerieten bald unter Beschuss, «doch ich hatte erneut Glück und überlebte». Nach der Ankunft im völlig chaotischen Lemberg stellte er fest, dass seine Einheit geflohen war. Damit stand er abermals vor einem beunruhigenden Dilemma. Zwar gab es von seinem befehlshabenden Offizier keinerlei Lebenszeichen, aber wenn er sich nicht zum Dienst meldete, galt er wiederum als Deserteur. Er trieb sich noch drei Tage in Lemberg herum, doch kamen keine Befehle. Die Strassenkämpfe waren nie sehr weit entfernt, die Geschäfte leer und die Nächte makaber. Von den Einheimischen – die vielfach als Patrioten für eine unabhängige West-Ukraine eintraten – konnte man eher erwarten, dass sie einem sowjetischen Soldaten ins Gesicht spuckten, als ihm den Weg zu zeigen, geschweige denn ein Essen anzubieten. Zuletzt beschloss Wolkow, zusammen mit den anscheinend jetzt ihm unterstellten zwanzig Mann das Weite zu suchen. Es gab niemanden, der ihnen mit Rat oder Proviant hätte helfen können. Keiner der Männer hatte auch nur eine Karte gesehen, da solche Dokumente damals als streng geheim galten. Die Rekruten konnten also nur ostwärts aufbrechen, trotz des ständigen Granatbeschusses und Maschinengewehrfeuers. «Wir marschierten achtundvierzig Stunden lang ohne Pause», schrieb Wolkow seiner Frau, «hatten nichts zu essen und schrecklichen Durst, durchquerten Schluchten, Wälder und Schlammwüsten, fielen in Gruben. Zehn der Männer blieben dabei völlig entkräftet unterwegs zurück.» Nach weiteren hundertfünfzig Kilometern trafen die Reste der Gruppe in Tarnopol ein und schlossen sich dort endlich ihrer Haupteinheit an. «Ich kann nach wie vor nicht verstehen», bekannte er, «woher ich die Kraft und Ausdauer hatte, da ich mich vorher doch gar nicht abhärten konnte.»⁵⁰

Wolkow schrieb seinen Brief, nachdem er glücklich wieder mit der Roten Armee vereint war. Für ihn hatten jene Schreckenswochen noch ein gutes Ende genommen, auch wenn er um die extreme Unsicherheit der Situation wusste. Anfangs hätte er nicht einschätzen können, ob Lemberg die letzte Bastion der Deutschen war oder ob umgekehrt wirklich zutraf, was die Flugblätter der Nazis behaupteten, dass nämlich Moskau gefallen sei und Stalin tot. Sein Marsch durch die hügeligen Wälder der westlichen Ukraine war ein letzter Glaubensakt gewesen.

Als Jude mag er gewusst haben, was ihm bei den Deutschen blühte, und in Lemberg zu bleiben hätte sicher Gefangenschaft und Tod bedeutet. Andere Frontsoldaten, darunter viele Tausende ethnischer Ukrainer und Russen, ergaben sich lieber dem Feind, als ostwärts in die Wildnis abzutauchen. Wieder andere gingen einfach mit Sack und Pack nach Hause. In jenen ersten Tagen mussten sie oft einsamere Entscheidungen treffen als je zuvor in ihrem Leben.

Für viele kam die Wende am 3. Juli, als Stalin sich endlich an die Öffentlichkeit wandte. Er las den Text vom Blatt ab und machte häufig Pausen, um wie gequält zu trinken. Die Rede selbst, beginnend mit dem berühmten Passus, in dem er die Zuhörer als «Genossen, Bürger, Brüder und Schwestern, meine Freunde» ansprach, sollte als wohlkalkulierter Bruch mit der kommunistischen Förmlichkeit auch ein neues Verhältnis zum Volk herstellen. Wie jüngst eine Chronik der Zeit bestätigte, spielte dies für die Moral eine entscheidende Rolle: «Zwar räumte Stalin ein», schreibt O. W. Druschba, «dass sich das Land in extremer Gefahr befand, aber das war besser als die ungezähmte Furcht vor Führungslosigkeit und Verrat.»⁵¹

Einer der wenigen ausländischen Augenzeugen war Alexander Werth, der sich als Reporter für die *Sunday Times* in Moskau aufhielt. In seiner beachtlichen Geschichte des Kriegs, die er anhand seiner in Russland gefertigten Notizen schrieb, bezeichnete Werth den Auftritt Stalins als «eine ganz ungewöhnliche Leistung», denn: «Diese Rede an ein verstörtes, erschrockenes und fassungsloses Volk hatte einen enormen Effekt. Bis dahin hatten die Lobpreisungen Stalins etwas Gewolltes, Künstliches an sich gehabt; mit seinem Namen verbanden sich ja nicht nur die erstaunlichen Anstrengungen des Fünfjahresplans, sondern auch die Erinnerung an die barbarischen Methoden, die bei der Kollektivierung angewandt worden waren, und noch mehr an den Terror der grossen Säuberungen. Jetzt aber hatte das sowjetische Volk das Gefühl, einen Führer zu haben, zu dem es aufblicken konnte.»⁵²

Die Rede war in der Tat raffiniert, da Stalin zwar die bedrohliche Krise des Landes einräumte, aber kein Wort über die Panik an der Front verlor. Er spezifizierte auch nicht das Ausmass des deutschen Vormarsches, sondern betonte nur, dass der Feind «grausam und erbarmungslos ist ... bis an die Zähne bewaffnet und reichlich mit Panzern und Flugzeugen ausgestattet». Stalin gab auch mangelnde Vorbereitung zu.

«Die deutschen Armeen waren schon vollkommen mobilisiert, und die 170 deutschen Divisionen standen in voller Bereitschaft an der Grenze, während unsere erst mobilisiert und an die Grenze geworfen werden mussten. Es war auch von grosser Bedeutung, dass das faschistische Deutschland unerwartet und perfide den 1939 geschlossenen Nichtangriffspakt ... gebrochen hat.» Solche Brosamen scheinen einige im Publikum, das nach echten Nachrichten hungerte, schon befriedigt zu haben. «Der Anführer hat nicht einmal verschwiegen, dass sich unsere Truppen zurückziehen mussten», bemerkte ein Moskauer Fabrikarbeiter. «Er bemäntelt die vor seinem Volk liegenden Schwierigkeiten nicht. Nach dieser Rede werde ich noch härter arbeiten, denn sie hat mich zu grossen Taten angestachelt.» Der Aufruf, sich freiwillig für den Zivilschutz zu melden, und sein Drängen auf unermüdliche Anstrengungen in den Fabriken feuerte offenbar Tausende an, Mut zu fassen. Andere erklärten, innerlich gestärkt durch Stalins Versicherung, dass sich der Feind letzten Endes nicht durchsetzen könne, ihren sofortigen Aufbruch an die Front. «Wenn unser Führer den Erfolg als sicher bezeichnet, so heisst dies, dass wir siegen werden.»⁵³

Es gab viel mehr Berichte über eine gestärkte Moral und kollektive Entschlossenheit als über Uneinigkeit. Für Millionen markierte Stalins Rede tatsächlich den Beginn eines patriotischen Kampfes. Ohne ihre Hingabe und Überzeugung hätte der Krieg binnen eines Jahres verloren sein können. Andere jedoch liessen sich nicht durch Parolen und schöne Worte umgarnen, sodass die Rede nicht alle Zweifel ausräumte. Werth wusste vielleicht nichts davon – und hätte jedenfalls nicht darüber berichten dürfen –, aber in bestimmten Vierteln sogar der Hauptstadt löste Stalins Ansprache bitteres Gelächter aus. Man hatte gelernt, bei allem, was Funktionäre sagten, zwischen den Zeilen zu lesen. Jetzt schienen sich die schlimmsten Befürchtungen zu bewahrheiten. «All das Gerede über Mobilisierung des Volkes und Aufbau des Zivilschutzes zeigt doch nur, dass die Lage an der Front absolut hoffnungslos ist», schimpfte ein Moskauer Ingenieur. «Es liegt doch auf der Hand, dass die Deutschen bald Moskau einnehmen werden und die Sowjetmacht sich nicht halten kann.» «Jetzt ist es zu spät, über Freiwillige zu reden», raunte eine Sekretärin ihren Kollegen zu, «da die Deutschen ja praktisch schon in Moskau stehen.» «Irgendeine Art von Zusammenbruch ist unausweichlich», sagte ein Büroangestellter. «Alles, was wir seit zwanzig Jah-

ren aufgebaut haben, hat sich als Schimäre erwiesen. Stalins Rede hat den Zusammenbruch durch ihren verzweifelten Aufruf zugegeben.»⁵⁴

Noch weniger Eindruck machte die Rede des Staatschefs auf dem Lande, wo viele Menschen der Sowjetmacht nach wie vor misstrauten. In der Provinz Kursk zum Beispiel verübelten ihm Bauern den Befehl, Panzerfallen und Abwehrgräben auszuheben. «Erschiessen Sie mich ruhig, wenn Sie wollen», trotzte eine erboste Frau der örtlichen Polizei, «aber ich hebe keine Gräben aus. Gräben brauchen hier doch nur die Kommunisten und die Juden, und die sollen sie selbst schaufeln. Ihre Macht geht zu Ende, und wir rühren keinen Finger mehr für Sie.»⁵⁵ «Ein Krieg ist ausgebrochen, und viele werden sterben», sagte ein Dörfler bei einer Versammlung zu den Anwesenden. «Ich persönlich habe nichts gegen die Sowjetunion einzuwenden, hasse aber die Kommunisten.»⁵⁶ «Ihr Krieg geht mich nichts an», schimpfte ein anderer vor den Parteileuten. «Sollen doch die Kommunisten alleine kämpfen.»⁵⁷ Diese Opposition gegen die Sowjetmacht wurzelte teils in der Kollektivierung, teils in der politischen Unterdrückung. «Es ist gut, dass Hitler in die Sowjetunion einmarschiert ist», sagte eine Köchin, deren Mann im Gefängnis sass, in jenem Juli. «Jetzt werden sie die Häftlinge freilassen müssen.»⁵⁸ Solche Auffassungen kamen bei Angehörigen der nichtrussischen Gruppen auf unterschiedliche Weise zur Sprache.

Den Hauptprüfstein für Stalins Rede bildete indessen die Reaktion in der Roten Armee selbst. Viele noch unter der Sowjetmacht publizierte offizielle Darstellungen und Memoiren stimmen darin überein, dass sie als ein Hoffnungsschimmer galt. «Der Enthusiasmus, die Aufwallung patriotischer Gefühle, die dieser Appell auslöste, sind schwer zu beschreiben», erinnerte sich der Frontgeneral I. I. Fedjuninski. «Plötzlich fühlten wir uns viel stärker. Sofern es die Umstände erlaubten, wurden bei den Einheiten kurze Versammlungen abgehalten.»⁵⁹ Diese Treffen, manchmal die ersten, die Politruks einzuberufen gewagt hatten, boten schliesslich Gelegenheit, über die Schwere des Angriffs zu diskutieren. Statt der vielen Lügen und Ausflüchte erfuhren die Männer nun, welche Anstrengungen jeder Einzelne von ihnen würde unternehmen müssen, um die Invasoren wieder aus dem Land zu vertreiben. Aus dem bis dahin unwirklichen, an ein plötzlich vom Drehbuch abgeirrtes Drama erinnernden Krieg wurde damit Ernst, sowohl was die

Angst als auch was die Opfer anging. In seinem Kriegsroman *Die Lebenden und die Toten* erinnert Konstantin Simonow an die Reaktion der Männer: «Stalin nannte die Lage nicht tragisch», liess er einen verwundeten Soldaten kommentieren. «Doch das, wovon er sprach, bedeutete das Ende aller Illusionen. ... Diese Wahrheit war bitter. Aber da sie endlich ausgesprochen war, konnte man wieder fester auf der Erde stehen.» Das Wichtigste jedoch, was die Rede Stalins «in den Herzen der Verwundeten hinterlassen hatte», so Simonow, «war die gespannte Erwartung einer Wendung zum Besseren». ⁶⁰

In derlei Darstellungen aus sowjetischen Zeiten kommt zum Ausdruck, welches Entsetzen die Katastrophe auslöste. Zwar erfasste Stalin wie seinerzeit auch Churchill in Grossbritannien die emotionale Intensität der Situation und reagierte darauf, aber seine starken Worte vermochten nicht alle zu beeindruckern. Auch traf die von ihm verkündete «bittere Wahrheit» keineswegs voll zu. Gewiss kämpften Tausende von Soldaten «heldenhaft», doch Zehntausende galten als vermisst, waren in Gefangenschaft geraten, gingen einfach wieder nach Hause oder warteten in Depots auf den Transport zu irgendeinem Einsatzort. Auch konnte Stalins Ansprache jenen nicht helfen, die in den mückenverseuchten Sümpfen gestrandet waren, darunter ein Politrak namens Nikolai Moskwin.

Für Moskwin hatte der Krieg ähnlich wie für andere gute Bürger mit tröstlichen Hoffnungen und schönen Worten begonnen, die er im allgemeinen Trancezustand der Nation aufschrieb. «Ich glaube zutiefst an die Gerechtigkeit unserer Sache», trug er am 22. Juni in sein Tagebuch ein. «Ich liebe mein Vaterland, ich werde es bis zum letzten Blutstropfen verteidigen und will mit Freuden mein Leben für das Volk hingeben.» An jenem Abend verabschiedete er sich von seiner Familie, die sich dem Treck der Evakuierten anschloss, rechnete jedoch nicht mit einer längeren Trennung. Zwei Tage später war er bei seinem Regiment und bereitete sich auf die Verteidigung Weisrusslands vor. Bald sickerten beunruhigende Gerüchte über Verluste in Richtung Osten durch – achthundertfünfzig Flugzeuge und neunhundert Panzer –, doch dämmerte dem klugen Mann sofort, dass diese Schätzungen viel zu niedrig sein könnten. «Wer sagt im Krieg schon die Wahrheit?», sinnierte er. Moskwin begann abzuwägen. «Wir werden mit Sicherheit siegen», glaubte er nach wie vor, «aber mit gewaltigen Opfern.» Zehn Tage später, am

4. Juli, schwante ihm Schlimmes. «Unsere Lage ist sehr schlecht», schrieb er verzweifelt. «Wie kann es sein, dass wir nur den Kampf auf feindlichem Boden pflanzen, ohne auch nur im Geringsten an die Verteidigung zu denken? Irgendetwas war faul an der Doktrin unserer Streitkräfte.»⁶¹

Moskwin hatte sich vor allem um die Moral zu kümmern. Als bald erhielt er ein Transkript der Rede Stalins mit der Weisung, sie den Männern vorzulesen. Doch in dieser Phase blieb seinem Regiment kaum Zeit für Versammlungen. «Keine Zeit zum Schreiben», notierte der Politruk am 15. Juli. «Vielleicht sind wir noch nicht ganz verloren, aber die Lage ist extrem schwierig. ... Die Luftwaffe des Feindes zerstört absolut alles. Strassen sind übersät mit Leichen unserer Soldaten und Zivilisten. Städte und Dörfer brennen. Die Deutschen sind überall – vor uns, hinter uns und an den Flanken.» Einige neue Rekruten aus der Ukraine riefen die Männer zur Kapitulation auf, da die Lage wahrhaft hoffnungslos erschien. Am 23. Juli war das Regiment umzingelt. «Was soll ich den Jungs sagen?», fragte sich Moskwin. «Wir sind nur noch auf dem Rückzug. Wie kann ich ihre Herzen gewinnen? Wie? Sollte ich etwa sagen, dass der Genosse Stalin bei uns ist? Dass Napoleon Schiffbruch erlitt, dass Hitler und seine Generäle bei uns ihr Grab finden werden? ... Offenbar habe ich sie nicht überzeugen können», trug er tags darauf ein. Am Vorabend hatten sich nach seiner Anfeuerungsrede dreizehn der Männer in die Wälder abgesetzt.⁶²



Die Rote Armee brach in den ersten Kriegswochen zusammen. Das ist jedoch keine Kritik an ihren Soldaten, sondern eine Aussage über Bürokratismus, Zwangsherrschaft, Lügen, Furcht und Fehlorganisation. Die Probleme waren weder neu noch unbekannt. Das Transportwesen zum Beispiel, das fast alle Frontoffiziere als Grund dafür angaben, warum sich der Rückzug jenes Juni in eine wilde Flucht verwandelte, glich für die Grenzeinheiten einem Glücksspiel. «Wir wissen absolut nicht, wo und wann wir die nötigen Kraftfahrzeuge für neu mobilisierte Einheiten erhalten werden», hatte der Befehlshaber einer Infanteriedivision der 4. Armee am 12. März 1941 geschrieben. Im selben Monat befand ein weiterer Bericht, dass keine Einheit

mehr als vier Fünftel der erforderlichen Transportmittel besass, von Ersatzteilen, Benzin und Reifen zu schweigen.⁶³ Vier Monate später, als die stark dezimierten Armeen der Westgebiete Fahrzeuge brauchten, um neue Reserven an die Front zu bringen, fehlte ihnen mindestens ein Drittel der erforderlichen Kapazitäten.⁶⁴

Gabriel Temkin, ein jüdischer Flüchtling aus dem Reich, der später selbst in der Roten Armee kämpfen sollte, beobachtete die Auswirkungen der Transportmängel von seiner Unterkunft in Bialystok aus. In jener ersten Kriegswoche boten ihm die Soldaten auf dem Weg zur Front ein trauriges Spektakel: «Einige auf LKW, andere zu Fuss, die veralteten Gewehre locker über der Schulter hängend. Die Uniformen zerschissen und staubig, kein Lächeln auf den oft mutlosen und ausgemergelten Gesichtern mit eingefallenen Wangen. Kaum minder elend», fuhr er fort, «wirkten die kleinen Lastwagen, die Anhänger mit Munition, Proviant und persönlicher Habe zogen.»⁶⁵ Die Moral der Männer lag am Boden. Daran waren in erster Linie Führungsdefizite, miserable Ausbildung und fehlender Glaube an die eigene Sache schuld, doch machten lange Märsche und häufiges Biwakieren unter freiem Himmel den Albtraum noch schlimmer. «Auf engen Strassen», bemerkte Fedjuninski über den Rückzug, «ballten sich Infanterie, Artillerie, Motorfahrzeuge und Feldküchen zu unentwirrbaren Knoten, und dann hatten die deutschen Flugzeuge leichtes Spiel. ... Oft konnten unsere Truppen sich nicht eingraben, weil sie nicht über die primitivsten Geräte dazu verfügten; da es keine Spaten gab, wurden Schützenlöcher oft mit den Helmen ausgehoben.»⁶⁶

Auch sonst fehlte es an manchem. Die Deutschen fürchteten besonders sowjetische Bajonette, und deshalb ermutigte man die Soldaten, sie einzusetzen. Das Problem war, dass viele gar keine andere Waffe benutzen konnten. In jenem Juni ging den Verbänden in Weissrussland und in der Ukraine die Munition aus. Anastas Mikojan erinnerte sich an die Überraschung in der Regierung, als sie erfuhr, dass es sogar bei den Gewehren hakte. «Wir meinten, jedenfalls genug für die ganze Armee zu haben», schrieb er in seinen Memoiren. «Doch dann zeigte sich, dass man einen Teil unserer Divisionen nach Friedensnormen zusammengestellt hatte. Die für Kriegszwecke ausgerüsteten standen fast alle in Frontnähe, und als die Deutschen vormarschierten, endeten diese Waffen in den von ihnen kontrollierten Gebieten oder fie-



Rotarmisten erhalten ihre Gefechtszuteilung an Granaten, 1941

len sogar dem Feind in die Hände. Infolgedessen standen viele Reservisten an der Front ganz ohne Gewehre da.»⁶⁷ Zudem liessen Truppen auf dem Rückzug alles liegen, was sie nicht tragen konnten, darunter Verwundete ebenso wie Maxim-Gewehre.

Die Rote Armee hatte in den letzten Friedensmonaten eine Umstrukturierung erlebt. Während das Finnland-Debakel ein erstes Reformprogramm eingeleitet hatte, liess der Sturz Frankreichs 1940 den Generalstab seine Vorbereitungen auf einen Landangriff intensivieren. Für den Fall, dass sie einem massiven Vorstoss der deutschen Luft- und Panzerwaffe gegenüberstünden, so überlegten die Planer, könnten sie ihre Infanterie um starke Panzerabwehrbrigaden erweitern. Die gewaltigen Verbände müssen ein eindruckvolles Bild geboten haben, als dann aber 1941 die Attacke kam, blieb es beim äusseren Anschein. Bald war nämlich die Front so breit, dass den enormen gepanzerten Brigaden kaum mehr blieb, als sich zu formieren, ohne jedoch die Bewegungen eines Feindes, dessen Mass sie erst noch nehmen mussten, vorhersehen oder gar kontern zu können. Derart standen Infanteriedivisionen deutschen Panzern ohne ausreichende Artillerieunterstützung

gegenüber. Da auch die Luftsicherung völlig zerstört war, kamen viele Soldaten zu dem Schluss, dass die mörderischen Anstrengungen der sowjetischen Industrie in den dreissiger Jahren, der Stolz von Stalins Revolution, damit wieder zunichte gemacht waren. Sie hatten damit gerechnet, sich am Science-Fiction-Spektakel ruhmreicher Luftkämpfe ihrer eigenen Maschinen ergötzen zu können und sahen nun stattdessen, wie sich der Horizont mit den Früchten deutscher Modernisierung füllte. Als bald prägte der Generalstab ein neues Wort – «Panzerschreck» –, um das Entsetzen der Wehrpflichtigen zu charakterisieren.⁶⁸

Doch die Geschichte hätte auch ganz anders verlaufen können. Sowjetische Panzer sollten ja gross herauskommen. Viele hatte man 1936 im Spanischen Bürgerkrieg getestet und aufgrund dessen einige Modelle verbessert. Der schwere KW, benannt nach Kliment Woroschilow, war ein schreckliches Ungetüm. Er war in dieser Kriegsphase für deutsche Geschütze fast unempfindlich und diente 1943 sogar als Vorbild für den deutschen «Tiger». Der leichtere, besser manövrierbare T-34 erwies sich im Zweiten Weltkrieg zwar schliesslich als der beste Gefechtspanzer, aber in diesem Stadium besass die Rote Armee noch mehr von den älteren BT-Leichtpanzern und von den so veralteten wie schlecht gewarteten T-26 und T-28. Der KW blieb ohnehin gern liegen, doch bei allen fehlte es an Ersatzteilen, von der fachgerechten Pflege ganz zu schweigen. So galten 1941 fast drei Viertel der cirka dreiundzwanzigtausend sowjetischen Panzer als überholungs- und stark reparaturbedürftig. Doch in jenem Sommer kamen sie nicht in die Werkstätten, und 1941 verloren die Sowjets mehr Panzer durch Defekte als durch deutschen Beschuss, alles in allem sechs auf jeden einzelnen deutschen.⁶⁹

Ähnlich erging es 1941 der Artillerie. Die Rote Armee war zwar gut ausgerüstet, aber wegen ihrer verhärteten Befehlsstrukturen fehlte es im Gelände an Flexibilität. Nie standen genug Fachleute für anspruchsvolle Geräte bereit, und die unerfahrenen Offiziere liessen der Truppe auch kaum Chancen, auf eigene Faust weiter zu lernen. Offiziere horteten schwere Geschütze aller Art, weil ihnen Männer billig erschienen, neues Gerät aber so kostbar, dass man es nicht verlieren durfte.⁷⁰ Ausserdem waren Männer beweglicher. Manchmal dienten Traktoren dazu, schwere Geschütze in Stellung zu bringen, meistens aber halfen Pferde. Und 1941 benutzte die Rote Armee noch

die Dreispanner namens Tatschanka aus dem Bürgerkrieg, um leichtere Kanonen an die Front zu ziehen. Doch im Lauf des Jahres kamen mit den Männern auch die Pferde um, und trotz des saftigen Junigrases ging bald das Viehfutter aus. Versorgung mit Proviant stellte an der gesamten Front ein grosses Problem dar, sodass die Menschen und Pferde immer mehr abmagerten.

Schwere logistische Probleme bereitete in jenem Sommer auch der Funkverkehr, auch dies war keineswegs überraschend. Schon der Finnland-Feldzug hatte daran gekrankt, aber bislang war es nicht gelungen, Anlagen zu fertigen und neue Funker auszubilden. Die Rote Armee setzte weit stärker auf Kabel als auf Funk, doch das System war unflexibel und zentralistisch. Zum Beispiel standen Panzerführer dabei im Gelände selten in Kontakt mit ihren Kameraden oder gar mit den befehlshabenden Offizieren. Die wenigen an der Front eingesetzten Funker waren unzureichend ausgebildet. Ein ehemaliger SS-Offizier berichtete nach dem Krieg: «Infolgedessen konnten die Funker der vorderen Linien nur mit einfachen Funkschlüsseln arbeiten. So war es uns fast immer möglich, die Funkmeldungen abzuhören und leicht zu entschlüsseln, wodurch uns die Frontlage und oft auch die russischen Absichten sehr schnell bekannt wurden; manchmal hatte ich solche Meldungen durch unseren Abhördienst früher in den Händen als die Lagemeldungen der eigenen Truppe und konnte meine Entschlüsse fassen.»⁷¹ Doch manche Einheiten benutzten 1941 überhaupt keine Kodes. In Uman liessen Stabsoffiziere der 6. Armee in jenem Sommer entscheidende Botschaften im Klartext übertragen. «Was sollten wir denn machen», bemerkte ein Leutnant, «wenn alles unverzüglich abgeschickt werden musste?»⁷²

Schliesslich hatten geschwächte und verwundete Soldaten in dieser Phase kaum Aussicht auf Hilfe. Die Plötzlichkeit des deutschen Angriffs vereitelte Pläne, Lazarette und medizinisches Gerät von der Front abzuziehen. Hinzu kamen die Transportschwierigkeiten. Am 1. Juli 1941 gebot die Südwestfront nur noch über etwa fünfzehn Prozent ihrer medizinischen Versorgung. Im Garnisonshospital von Tarnopol, der ersten Anlaufstelle für Wolkow und seine müden Krieger, musste man binnen fünf Tagen nach dem Überfall mehr als fünftausend Soldaten in Einrichtungen unterbringen, die eigentlich für zweihundert vorgesehen waren.⁷³ Am 30. Juni führte ein «streng gehei-

mer» Bericht die Verluste einer Woche auf. «Da im Lauf der Kampfhandlungen», begann er, «keine der in den westlichen Teilen Weissrusslands gelegenen Sanitätsstationen mobilisiert wurde, fehlten an der Westfront 32 Operations-, 12 Infektions- sowie 16 Korpslazarette, 13 Evakuierungsstellen, 7 Verwaltungszentren für Evakuierungspläne, 3 motorisierte Sanitätskompanien ... und sonstige medizinische Einrichtungen.»⁷⁴ Darüber hinaus seien sämtliche Medikamente und Vorräte der betreffenden Bereiche den Bombardements und Bränden zum Opfer gefallen, ebenso auch viele der Mitarbeiter.

Die Wehrmacht drang auch mit mehr Pferden als Panzern in die russische Steppe vor. Binnen weniger Wochen begannen ihre Versorgungslinien das endlose Gebiet zu durchziehen. Doch waren die Invasoren in diesem Juni nicht immer unbezwingbar. Manchmal trafen sowjetische Truppen deutsche Infanterie ohne Transportmittel oder Luftsicherung an. Faschisten, so stellten sie fest, konnten im Ernstfall genauso leicht in Panik geraten wie Kosmopoliten. Doch erhielt die Wehrmacht in jener Frühphase von einem Teil der Einheimischen Zuspruch: Sie befand sich noch nicht in Altrussland oder in der längst gefestigten Sowjetunion. In Städten wie Lemberg reizten Zivi-



Artillerie auf dem Weg in die Gefechtsposition, Südfront 1942

listen die Truppen der Roten Armee seit Monaten. «Wenn die Deutschen kommen, könnt ihr was erleben», zischelten sie in den engen Gassen der galizischen Stadt.⁷⁵ Jetzt liefen Soldaten derselben Herkunft sowie Tausende, die nicht mehr an ein Aufhalten des deutschen Vormarsches glaubten, davon. Sie ergaben sich oder verliessen fluchtartig die Front. Im Juli häuften sich schon Berichte über Soldaten, die Hakenkreuze trugen, sich weigerten, auf Deutsche zu schiessen, oder bewundernd über Hitler sprachen.⁷⁶

Die Desertionsraten stiegen derart rapide an, dass niemand genaue Zahlen kannte, geschweige denn etwas über die Volkszugehörigkeit der Schuldigen wusste. Ende Juni fassten Sondereinheiten des NKWD binnen drei Tagen fast siebenhundert fahnenflüchtige Soldaten hinter den Linien der Südwestfront. Andernorts waren es fünftausend auf der Flucht vor einer der verheerenden Schlachten jener ersten Tage. Doch wahrscheinlich traf es zu, dass überwiegend Soldaten aus den westlichen Regionen verschwanden. Sie ängstigten sich um ihre Angehörigen, zumal ihre Häuser in jenem Jahr als erste von den Deutschen überrannt wurden. Einige von ihnen flohen auch deshalb, weil sie keinen Grund sahen, für eine Sowjetmacht zu sterben. Bis zum 6. Juli waren viertausend «Westler» aus der 26. Armee desertiert, und in einer Einheit hatten achtzig Mann den Schiessbefehl verweigert.⁷⁷ Um den 12. August hielt die politische Verwaltung der Armee die Lage für so gefährlich, dass sie Bürger der Westgebiete – Ukraine, Weissrussland – und auch der drei baltischen Staaten ausdrücklich für neue Panzerbesetzungen sperrte.⁷⁸

Im Gelände löste das alles eine heillose Konfusion aus. Weder Mannschaften noch Offiziere hatten mit diesem Krieg gerechnet, und kein Gefecht folgte einem durchdachten Plan. Daher verwünschten die Leute ihre Vorgesetzten, misstrauten ihren Befehlen und argwöhnten, dass einige der Kameraden Verräter seien und bei nächster Gelegenheit desertieren würden. Wenn sie einmal über ihre wahren Motive nachgedacht hätten, wäre ihnen vermutlich aufgegangen, dass dabei Furcht – vor den Offizieren, vor dem Unbekannten und vor der Geheimpolizei wie auch vor den deutschen Invasoren – eine wichtige Rolle spielte. Dann richtete sich ihre Wut gegen alle Welt. An der Front überlebten hehre Ideen anderer Art meist nicht lange. Doch von eben diesen Männern erwartete man, dass sie ohne Hoffnung Tag für Tag

weiterkämpften. So trat zum Beispiel die 117. Schützendivision der 21. Armee den Rückzug an und kämpfte sich dann wochenlang wiederholt vor. Bis zum 6. Juli hatte sie Schlobin am Dnjepr erreicht. Dort bestritt sie eines der ersten Gefechte zur Verteidigung Kiews, ein unglückseliger Feldzug, der allein die 21. Armee nach vorsichtigsten Schätzungen täglich weit mehr als tausend Mann kostete.⁷⁹ Das Gefecht dauerte achtundvierzig Stunden. Am Ende war Schlobin gefallen, und die Reste der Division hatten sich ans Ostufer des Dnjepr zurückgezogen.

Vor dem Rückzug war es den Männern noch gelungen, die Brücke von Schlobin zu sprengen, was ihnen für den nächsten Tag mehr Zeit gewährte, und ausserdem acht feindliche Panzer zu zerstören. Dennoch lag die Moral am Boden. Erschöpft, hungrig und schlaflos, ging den Rekruten nach, was sie bereits alles gesehen hatten. Viele waren verwundet. Und am nächsten Tag stand ihnen, wie üblich, wieder ein Gefecht bevor. Ihre Offiziere kannten keinen anderen Plan als den, frontal anzugreifen. Wie an jedem Tag warfen sie den deutschen Panzern Soldaten entgegen. Als Aufputschmittel hatten die Männer nur ihr einstimmiges Gebrüll, das tosende «Hurra!», das den Feind wahrhaft erzittern liess. Darüber hinaus hatten nur wenige Soldaten schlagkräftigere Waffen als ein altmodisches Gewehr und ein Bajonett. So gar an Molotow-Cocktails war kaum heranzukommen, da Moskau erst noch anordnen musste, dass Frauen täglich hundertzwanzigtausend Flaschen mit Dochten ausstaffieren sollten.⁸⁰ Solange ihnen Flaschen oder Granaten zum Werfen fehlten, hatten die Soldaten nichts als ihre blossen Hände. So liefen sie stundenlang eine Angriffswelle nach der anderen, immer inmitten des Lärms deutscher Geschütze, der Schmerzensschreie und des Knirschens von Stahl auf Bein.

Dieser hoffnungslos frontale Kampfstil trieb ganze Divisionen ins Verderben und machte die Betroffenen krank, besonders wenn sie ihm schon wochenlang ausgesetzt waren. In Schlobin warfen zehn Kommunisten ihre Parteikarten weg, sobald das Gefecht begann. Mindestens ein weiterer schoss sich ins Bein, um frontuntauglich zu sein. Ein Soldat, angeblich Georgier, soll versucht haben, den befehlshabenden Offizier zu töten, indem er während des Angriffs auf die Truppen feuerte. Von einem Wolga-Deutschen hiess es, er sei bei der ersten Gelegenheit zum Feind übergelaufen. Doch die echten Renegaten machten sich stilvoller aus dem Staub. Zwei hohe Offizie-

re liefen in der Morgendämmerung dreissig Kilometer weit, um sich der Front zu entziehen, während der für den ersten Flakangriff zuständige Kommandeur sich nach Beginn des Einsatzes «sofort in seinen Wagen setzte und abfuhr». Bisher, hiess es im Tagesbericht, sei aber niemand bestraft worden, da der örtliche Militär Richter, der bereits durch die harte Schule der Säuberungen und Lügen gegangen war, erst in die Untersuchungen eintreten wolle, wenn er genügend Beweismittel vorliegen habe.⁸¹

Sogar die Deutschen überraschte das Ausmass des Chaos. Ihnen schien es, als sei die gesamte Bevölkerung – Soldaten und Zivilisten – ausser Rand und Band geraten. Sooft die Wehrmacht einen Ort einnahm, in dem Nahrungs- und Gütervorräte lagerten, konnte sie mit Plünderungen rechnen. In einer Stadt trampelte der Mob mehrere Frauen und Kinder zu Tode, als er auf das Lager der Armee zustürmte. «Wenn jemand einen ganzen Sack Zucker nicht tragen konnte», berichtete der Wehrmachtbeobachter, «schnitt er ihn einfach auf, schüttete die Hälfte aus und nahm den Rest mit nach Hause.» Die Bürger von Puchowitschi plünderten an einem einzigen Tag die Hälfte der in ihrer Stadt lagernden Militärvorräte. Sie nahmen, so ihre neuen Herren, «pro Familie durchschnittlich 200 Kilo Zucker, 200 Kilo Fette, fast 300 Kilo Hafergrütze und ausserdem eine Menge Fisch, Einzelrationen und Pflanzenöl mit. ... Einen solchen Überfluss hatte die Bevölkerung seit Langem nicht mehr gesehen.» In Bobruisk machten Rotarmisten selbst dabei mit. «Der einzige Unterschied lag darin», bemerkte der deutsche Berichtstatter, «dass die Einwohner die Geschäfte ausplünderten, die Soldaten dagegen deren Wohnungen.»⁸²

In der Ukraine und in Weissrussland rächte sich das stalinistische Regime der späten dreissiger Jahre in jenen ersten Monaten. Schliesslich führte sein drohender Zusammenbruch dazu, dass man die Herrschaftspolitik überprüfte, die Kriegführung und den Regierungsstil grundlegend veränderte. Als entscheidend für den Machterhalt erwies sich ein Instrument. Am 15. Juli gab Lew Mechlis eine Weisung an das Heer der Politiker im Frontdienst aus. Sie bildete das Vorspiel zu einem tags darauf unterzeichneten Befehl, der die politischen Kommissare wieder in ihre Befugnisse der Zeit vor 1940 einsetzte. Die Moral, räumte der Bericht stillschweigend ein, sei völlig zusammengebrochen. Die Politruks hätten ihre Männer nicht davon überzeugen können, dass der Krieg gewinnbar war oder dass es sich zumin-

dest zu kämpfen lohnte. Und doch, so Mechlis, oblag es gerade diesen Soldaten jetzt, «mit Waffengewalt zu entscheiden, ob das sowjetische Volk frei sein würde oder Sklaven deutscher Fürsten und Barone».

Solche heroischen Maximen hätten zwar die Menschen in der Heimat ermutigen können oder auch die noch in den Ausbildungslagern übenden neuen Rekruten, an der Front jedoch hatten sie jetzt einen faden, ja sogar verächtlichen Beigeschmack. Auch war es falsch, den Soldaten, wie von Mechlis angeordnet, einreden zu wollen, dass Hitlers Blitzkrieg gescheitert und seine besten Divisionen bereits geschlagen seien. Danach folgte der klägliche Abschnitt zur Taktik. «Lehren Sie alle Mannschaften, wie man einen Sturmangriff aufzieht», lautete der Befehl weiter. «Lehren Sie die Leute unerbittlichen Hass und Zorn auf den Feind, damit sie die Faschistenschweine gnadenlos zermalmen, ihre Gesichter in den Staub treten und bis zum letzten Blutstropfen für jeden Zoll sowjetischer Erde kämpfen. Sagen Sie ihnen, dass Panzer einen tapferen, erfahrenen Soldaten nicht schrecken können. Sagen Sie ihnen, dass das Verlassen des Postens ohne direkten Befehl ein Verbrechen ist.»⁸³ Auch wenn diese Worte in jenem Sommer hohl klangen, kündigten sie an, auf welchem Terrain man den Krieg zu führen gedachte, nämlich in den Köpfen der Soldaten und mit den Hoffnungen ihrer Angehörigen. Indem das Regime den öffentlichen Diskurs mit simplen, eingängigen Formeln anreicherte, schuf es eine neue Entschlossenheit, die verlorene Naivität von 1938 wieder herzustellen. Ausserdem verbannte sie damit tendenziell alle anderen Töne, das heisst die panischen, erbosten, die das Gespräch hatten beherrschen können. Am 19. Juli rief ein neuer Befehl zur Massenrekrutierung politischer Offiziere auf, um die vielen seit dem 22. Juni verlorenen zu ersetzen.⁸⁴

Die Propagandamaschine lief durchweg auf Hochtouren. Faktisch führte man die Rotarmisten sogar in zwei Kriegen gleichzeitig vor. Der eine, den sie allein kennen konnten, war der Krieg auf dem Schlachtfeld – der schrille, mit Granaten und beissendem Qualm, der schändliche, mit Angst und Rückzug. Der andere jedoch, der von Schriftstellern gestaltete, war ein Produkt der Propaganda. Von ihm erfuhren Soldaten wie Zivilisten aus der Zeitung, insbesondere aus dem *Roten Stern*, den man einander an der Front in kleinen Gruppen vorlas. Ausserdem zeigte man der kämpfenden Truppe Kinoprogramme mit Wochenschauberichten, die dank sorgfältiger Inszenierung le-

bendiger erscheinen konnten als die eigene fragmentierte Gefechtserinnerung. Dann mochten die Kämpfe ausserhalb der Echtzeit stattfinden, in schrecklichen Augenblicken, die sich später nicht mehr abrufen liessen, während sich Stalins offizieller Krieg mit heroischer Gewissheit in regelmässigen, wohlgeplanten Episoden abspielte.

Insgesamt nahmen mehr als tausend Schriftsteller und Künstler an dem Feldzug teil, um von der Front zu berichten. Vierhundert liessen dabei ihr



*Soldaten erhalten bei Leningrad eine
Bücher- und Papierzuteilung, 1942*

Leben.⁸⁵ Ihre Arbeit beaufsichtigte eine neue Behörde, das Sowinformbüro, die alles überwachte – von der *Prawda* bis zu den Handzetteln, die man Frontsoldaten austeilte. Während man über jeden einzelnen eroberten oder zerstörten deutschen Panzer und Flieger berichtete, oft mit Foto, fiel Lesern allerorten auf, dass der leere Raum für eigene Verluste mit Parolen oder gar kurzen Gedichten ausgefüllt war.⁸⁶ Nur leider konnte man sich nicht beim Zensurbüro nach den Hintergründen erkundigen. Es herrschten so strenge Sicherheitsvorkehrungen, dass die Ausweise regulärer Mitarbeiter des Sowinformbüros manchmal plötzlich nicht mehr für das Hauptgebäude galten.⁸⁷ Darin kämmt handverlesene Beamte Entwürfe für Frontberichte nach ideologischen Fehlern durch, verbesserten sogar die Interpunktion, wenn sie nicht der offiziellen Linie entsprach. Der bekannte Korrespondent Ilja Ehrenburg wäre fast aus Protest gegen die perfiden Regeln zurückgetreten. Als ein Lektor das Wort «Sieg», auf wirkliche Erfolge an der Front bezogen, in einem ihm präsentierten Artikel durch «Fortschritt» ersetzte, erklärte der künftige Organisator von Stalins Propagandakrieg, es sei alles Zeitverschwendung. «Wir sind so lange mit Korrekturen beschäftigt», klagte er, «dass wir den ganzen Tag verlieren, anstatt ihn kreativ zu nutzen.»⁸⁸

Ein Sieg, oder vielleicht besser ein Fortschritt, den das Sowinformbüro in jenem Sommer den Truppen der Roten Armee anscrieb, war die Schlacht von Smolensk. Von den verheerenden Verlusten – dreihunderttausend Gefangene und weitere dreitausend Panzer – erwähnten die sowjetischen Zeitungen nichts, sondern beschränkten sich darauf, dass man den deutschen Vormarsch nach Moskau gestoppt habe.⁸⁹ In dieser verzweifelten Lage hatte die Rote Armee auch erstmals ihre eindrucksvollste Waffe eingesetzt. So geheim, dass sie ihren (weiblichen) Namen erst von den Soldaten erhielt, bewies die «Katjuscha», der Raketenwerfer BM-13-16 nebst Ablegern, das Vermögen der sowjetischen Planer, weltweit konkurrenzfähige Technik herzustellen. «Wir erprobten die neue Waffe, die mit Sprenggeschossen ausgerüstet war, das erste Mal bei Rudnja», schrieb Marschall Jeremenko. «Am 15. Juli 1941 nachmittags erschütterte das ungewöhnliche Tosen der Raketen geschosse die Luft. Wie rotschwänzige Kometen rasten die Raketen in den Himmel. Die dicht aufeinanderfolgenden mächtigen Detonationen be-

eindruckten Auge und Ohr durch das blendende Aufleuchten und starke Krachen. Die Wirkung der Detonation von 320 Geschossen in 26 Sekunden übertraf alle Erwartungen. Die deutschen Soldaten gerieten in Panik und wandten sich zur Flucht. Aber auch unsere Soldaten in der Hauptkampflinie wichen in der Nähe der Einschläge zurück.»⁹⁰ Zwar hatte die Katjuscha keine sehr grosse Reichweite und brauchte Unmengen von Treibstoff, um in dieser Kriegsphase Raketen kaum zehn Kilometer weit zu werfen, aber der befriedigende Anblick, dass deutsche Soldaten Fersengeld gaben, bot Stalins Propagandisten etwas, worüber sie begeistert schreiben konnten.

«Der Rückzug hat wilde Panik ausgelöst», schrieb der weissrussische KP-Chef Ponomarenko am 3. September an Stalin. Schlimmer noch, «die Soldaten sind todmüde und schlafen sogar unter Artilleriefuer ein. ... Beim ersten Bombardement fallen die Formationen auseinander, viele laufen einfach davon in die Wälder, sodass es in den Waldgebieten der Frontregion von Fahnenflüchtigen wimmelt. Oft werfen sie ihre Waffen weg und gehen nach Hause. Sie haben grosse Angst vor Umzingelungen.»⁹¹ Dieser freimütige Bericht stellte sich der Geheimpolizei als ein Fall von kollektivem «Vaterlandsverrat» dar, doch die Führungslosen und Verlorenen konnte keine Moralpredigt mehr erreichen. Millionen von Männern gerieten in jenem Sommer unverhofft in Kessel oder Hinterhalte. Andere, die kaum ausgebildet und ohne engere Beziehung zu ihren Kameraden waren, von den Schwächen der Ausrüstung zu schweigen, warf man gegen einen Feind ins Gefecht, der bis zum ersten Schnee noch genauso zuversichtlich war wie dreizehn Monate zuvor beim Marsch auf Paris. Jene, die einfach nach Hause gingen, reagierten am natürlichsten von allen. «Im Juni 1941 war unsere Einheit in der Nähe von Belaja Zerkow von deutschen Truppen umzingelt», berichtete ein Exsoldat. «Der Politruk musterte die verbliebenen Soldaten und befahl uns, den Kessel in Gruppen zu verlassen. Ich und zwei andere Soldaten aus unserer Einheit ... legten Zivil an und beschlossen, nach Hause zu gehen. Wir trafen diese Entscheidung», erklärte er, «weil die deutschen Truppen, Gerüchten zufolge, schon weit nach Osten vorgedrungen waren.»⁹²

Die Deutschen ihrerseits waren auf die hohe Zahl der Kriegsgefangenen – bis Ende 1941 nach einer vorsichtigen Schätzung zwei bis drei Millionen – gar nicht vorbereitet. Man hatte keinen Gedanken darauf verschwendet, diese Menschen unterzubringen, da ihr Leben im Denken der Nazis keine Planung wert war. Als die Wehrmacht ostwärts vorrückte, pferchte sie viele ihrer Gefangenen in deren einstige Kasernen oder Haftanstalten, andere mussten im Freien bleiben, oft nur durch nackten Stacheldraht gesichert. Im Juni sass der Schock so tief, dass es einige Zeit dauerte, bis die Gräueltaten zu kursieren begannen: Über Folterungen und illegale Exekutionen an Juden und Kommunisten, über Misshandlungen, Hunger, blanken Sadismus und langsames Massensterben. In den ersten Kriegstagen gaben Rotarmisten einfach auf, wenn sie umzingelt und ausmanövriert waren.

Am 22. Juni ermächtigte der Oberste Sowjet die Armeeführung, Deserteure zu bestrafen. Diese traf sofort Vorkehrungen für dreiköpfige Militärtribunale, die an der Front selbst und in allen weiteren Kriegsgebieten auftreten sollten. Sie konnten Todesurteile verhängen, mussten jedoch Moskau telegrafisch informieren. Kam binnen zweiundsiebzig Stunden keine Antwort, so durfte das Urteil ohne Rechtsmittel vollstreckt werden. Alle sonstigen Urteile, die zum Teil einer Todesstrafe mit anderen Mitteln gleichkamen, waren direkt rechtskräftig.⁹³ Das waren durchaus weitreichende Kompetenzen, doch in der Praxis gingen Befehlshaber oft auf eigene Faust vor. Am 14. Juli erhielt Mechlis eine Aufzeichnung seines Stellvertreters an der Südwestfront, der sich über den ausufernden Einsatz der Todesstrafe in einer ohnehin schon stark unterbesetzten Armee beschwerte. Wie üblich fügte er drastische Beispiele an. So hatte ein Leutnant zwei führungslose Rotarmisten und eine Frau erschossen, nur weil sie bei seiner Einheit um etwas Essbares gebettelt hatten.⁹⁴

Doch derlei Berichte änderten nichts an der Frontlage. Die wenigsten Offiziere kannten ihre Männer gut, schon gar nicht alle, da sich ständig ganze Einheiten auflösten und neue bildeten. Die Exekution Pawlows und anderer bewies, dass unfähige Offiziere entweder durch Kugeln der Nazis oder der NKWD-Truppen starben. Infanteristen standen unter starkem Druck, da ihre Befehlshaber um die eigene Haut fürchteten. Grausamkeit bestimmte den Alltag. Erneut verschärfte sich die Anfälligkeit der Offiziere für Strafen im

August 1941. Der Wortlaut des seinerzeit unveröffentlichten, von Stalin persönlich unterschriebenen Befehls Nr. 270 machte allein dadurch die Runde, dass man die Politruks an der Front zwang, Sitzungen einzuberufen und ihn vorzulesen. Die Kapitulation von hunderttausend Mann an einem einzigen Tag war dem vorausgegangen. Den Opfern von Uman war kaum eine andere Wahl geblieben. Sie wurden im Unterschied zu Boldin auf der offenen Steppe eingekreist – ohne Wälder oder Sümpfe, in denen man sich hätte verstecken können. Doch in gewohnter Sittenstrenge verurteilte Moskau sie als schändlich und feige. Fortan, so lautete der Befehl, sollte jeder (politische) Offizier, der im Gefecht seine Rangzeichen ablegte, zum Rückzug aufforderte oder Gefangenschaft hinnahm, als böswilliger Deserteur gelten. Wer als Offizier versuchte, Fahnenflucht zu begehen, den konnte sein Vorgesetzter standrechtlich erschiessen. Wenn es den Behörden vor Ort so passte, konnte sogar die Weigerung, in vorderster Linie zu führen, als Desertion zählen.⁹⁵

Daneben schrieb der Befehl vor, die Angehörigen böswilliger Deserteure zu inhaftieren. Dies war eine zwar grausame, aber im Kern nicht ganz neue Massnahme. Schon seit Jahren bestrafte man die Familien von Fahnenflüchtigen dadurch, dass man ihnen Pensionen und andere Zuwendungen entzog. Doch die Haftandrohung erschien als besonders schrecklich in einem System, in dem alles, sogar der Schulbesuch eines Kindes, nur davon abhing, ob man aus amtlicher Sicht das Ansehen des Kollektivs verdient hatte. Im Endeffekt bedeutete der Befehl, dass jeder, dessen Leichnam sich nicht fand – wie in Zehntausenden von Fällen, wenn jemand in einem Fluss oder Sumpf erschossen, zerfetzt oder von Ratten gefressen wurde –, im Sinne der Armee als Deserteur galt. Verschollen zu sein war demnach unehrenhaft. Doch in jenem ersten Sommer scherten sich viele Männer nicht um derartige Vorschriften. Wie Nikolai Moskwin bemerkte, nachdem seine dreizehn Soldaten verschwunden waren: «Ich habe mit unserem Kommandeur gesprochen. Er ermahnte die übrigen zur Verantwortung und sagte ihnen, es gebe eine Liste – eine Liste von allen Angehörigen. Doch in Wahrheit stammen viele der Jungen aus Orten, die sich bereits in den Händen der Faschisten befinden, sie pfeifen also auf alte Adressen.»⁹⁶

Am 15. Juni erschoss Moskwin seinen ersten Deserteur, einen Soldaten aus der Westukraine, der nach Wochen mit Granatbeschuss, Gewaltmärschen, Schlaflosigkeit und Angst nicht mehr konnte. Vielleicht spielte es

kaum eine Rolle, welchen Vorwand er damals wählte. Das Verbrechen des Schuldigen bestand darin, dass er alle Kameraden zum Kapitulieren ge-
drängt, zumindest aber aufgefordert hatte, das Feuer einzustellen. Danach
trat er vor Moskwins: «Er machte so etwas, vermute ich, wie einen Hitler-
gruss, schulterte das Gewehr und schritt auf die Büsche zu.» Das war für
einen der anderen Ukrainer aus der Gruppe zu viel. «Der Rotarmist Schuljak
streckte ihn mit einem Schuss in den Rücken nieder», fuhr Moskwins fort.
Noch im Staub liegend habe der Sterbende seine ehemaligen Kameraden
verwünscht: «Sie werden viele von euch töten. Und den da, diesen blutbe-
fleckten Kommissar, den knüpfen sie als Ersten auf.» Moskwins zögerte
nicht, zog seinen Nagan-Revolver und erschoss das Opfer vor der gesamten
Kompanie. «Die Jungs haben das verstanden», schrieb er. «Der Hund sollte
auch krepieren wie ein Hund.»

Doch was er auch seinen Männern vorgaukeln musste, Moskwins Zuver-
sicht war dahin. Ende Juli wurde seine Einheit bei einem deutschen Angriff
zerschlagen, er selbst verwundet. Da er nicht transportfähig war, liessen
seine Kameraden ihn mit zwei Männern im Wald zurück, wo sie auf Rettung
warten sollten. Als dann jedoch niemand kam, meinten sie, dass man sie ver-
gessen hatte. In Wirklichkeit waren die meisten Leute des Regiments tot. Sie
waren wenige Stunden nach dem Abschied von ihren Verwundeten von ei-
nem Deserteur in den eigenen Reihen verraten worden. «Ich stehe am Rande
eines totalen moralischen Zusammenbruchs» schrieb Moskwins am 4. Au-
gust. Er hatte starke Schmerzen und fürchtete Wundbrand. «Wir irrten
herum, weil wir keine Karten hatten. Es scheint, als hätten wir in diesem
Krieg noch weniger Karten als Flugzeuge.» Seine beiden Kumpel schliefen
neben ihm, aber er fand keine Ruhe. «Ich fühle mich schuldig, weil ich
hilflos bin und weiss, dass ich mich zusammenreissen müsste», klagte der
Politruk in seiner Verzweiflung. Der Glaube an den Kommunismus hätte ihn
zum Helden machen müssen, doch stattdessen «fehlt es mir einfach an
Kraft».

Der Wald, in dem Moskwins lag, war nicht weit von einem Dorf im Kreis
Smolensk entfernt. Nach drei Tagen, in denen ihm jemand, während er
schief, seine Handfeuerwaffen gestohlen hatte, retteten ihn Bauern. Später
erfuhr Moskwins, dass diese erwogen hatten, ihn und seine Begleiter an die
deutsche Polizei zu verraten. Der Beschluss, sie zu verstecken, beruhte auf

dem Hintergedanken ihres späteren Einsatzes als Erntehelfer. Moskwin beschrieb seine Arbeit beim Ausgraben von Kartoffeln und Rüben. Er musste schweigen, als die Bauern ihm eröffneten, dass sie ihre Kolchose aufgelöst hatten und nicht mehr nach den sowjetischen Vorschriften wirtschafteten. Er musste die Schwerstarbeit und den Schlamm erdulden, nur mit dem Trost der Schadenfreude über Stalins Verdruss und der vagen Hoffnung auf Fortschritte. «Nicht alles läuft so, wie es in unseren Schulbüchern steht», schrieb der Politruk eines Nachts nieder. Diese Dörfer hätten nichts mit den vibrierenden, kultivierten Städten gemein, auf die in Friedenszeiten alle so stolz gewesen seien. Vielleicht könne nicht einmal die Sowjetmacht jenes vorsintflutliche Dorfleben verändern, das er jetzt kennen lerne. Moskwin hatte weniger als zwei Monate am Krieg teilgenommen. Nun war Hochsommer, und vielleicht weil alles in einem so satten Grün leuchtete, schienen ihm die Gewissheiten des Sowjetlebens abhanden gekommen.

4. Abgründe des Kriegs

Der Sommer hielt sich bis in die erste Oktoberwoche hinein. Es ging fremdartig, unheimlich, trügerisch zu. Bei bestem Wetter gereifte Feldfrüchte erlitten das Schicksal aufzuquellen, sich zu verfärben, abzusterben und zu verfaulen. Im gesamten Steppenland der Ukraine waren die einstigen Viehweiden jetzt von Unkraut überwuchert. Da kaum noch Menschen in der Gegend lebten, blieben die reifen Beeren in den Wäldern ungepflückt. Jene, die auf dem Weg ostwärts durchkamen, reisten nicht zum Vergnügen. Auf Weisung Moskaus galt es, ganze Fabriken ins Hinterland zu verlegen; es schien, als sei alles auf der Schiene unterwegs. Familien, die weder Sonderrechte noch Beziehungen hatten, machten sich zu Fuss auf den Weg. Die Menschen und ihre Karren, Trecks mit Viehherden, Kindern und anschliessend lange, schütterte Reihen von Truppen, zogen Staubsäulen hinter sich her. Nachdem die Flüchtlinge fort waren, auch nach den letzten sowjetischen Soldaten, kamen die Panzer, die Lastwagen und Pferde und die Plage der grau uniformierten Männer.

Das Baltikum, Weissrussland und der grösste Teil der Ukraine lagen bis Ende August 1941 in deutscher Hand. Kiew selbst fiel Mitte September. Seinerzeit war auch schon Leningrad von den Hauptnachschiebquellen abgeschnitten, da die Bahnlinie von Mga, der letzte Transportweg in die Stadt, unter feindliche Kontrolle geriet. Nun näherten sich die Deutschen mit Kanonen und Jagdfliegern der zweiten Hauptstadt Russlands und hatten dabei ihre Industrie und ihren Wohlstand im Blick. An dieser Front trat die Generalität jetzt derart siegessicher auf, dass sie einen Teil der Truppen südwärts abzweigte, um dort eine noch grössere Beute zu machen. Hitlers Befehl lau-

tete, Moskau einzunehmen und nicht nur dem Erdboden gleich, sondern einen riesigen See daraus zu machen. In jenem Herbst schienen die Truppen der Wehrmacht entschlossen, diesen Auftrag auszuführen. Am 2. Oktober eroberten sie Orel und liessen bis Mitte des Monats nicht nur Kaluga an der Oka im Südwesten Moskaus, sondern auch Kalinin folgen, das im Norden gelegene heutige Twer. Sie standen also nur noch hundertfünfzig Kilometer vor dem Kreml.

Während man in der Roten Armee mit einer vernichtenden Niederlage rechnete, erschien der Feind kraftstrotzend optimistisch. «Die SS und die Panzerdivision greifen mit einem Schwung und einer Einsatzfreudigkeit an, als wären sie nicht schon seit vier Monaten ununterbrochen im Feuer, sondern gerade erst nach langer Ruhezeit frisch angetreten», schrieb Günter Heysing für Erich Hoepner, den Befehlshaber der Panzergruppe 4, in einem hochnäsigen Bericht.¹ Seine Männer waren gerade von der Leningrader Front südwärts gefahren, um sich den Truppen Guderians beim Feldzug gegen Moskau anzuschliessen. Das Töten schien ihnen Appetit auf den Krieg zu machen. «Die blutigen Verluste der Sowjettruppen übersteigen noch bei Weitem ihre Ausfälle an Gefangenen», fuhr Heysing fort und ergötzte sich an martialischen Bildern: «Tausende werden wieder gefangen abgeführt, und in den Nächten noch flammen die brennenden Dörfer und malen blutrote Farben an die tiefhängenden, regenschweren Oktoberwolken über der Walstatt.»²

Was dann geschah, schoben die Deutschen auf das Wetter. Heysing gab an, dass die Gräben und Minen zur Verteidigung der Hauptstadt für seine entschlossenen Männer keine Barrieren darstellten. Zwar habe er schwere Verluste erlitten, die Schutztruppen Moskaus aber noch viel katastrophalere. Auch der Schnee schien anfangs nicht zu stören. In Borodino, kaum hundert Kilometer vom Kreml entfernt, wischte sich Heysing achtlos die ersten trockenen Flöckchen vom Mantel. Dann aber setzte Regen ein, der russische Herbstregen, der wochenlang Tag und Nacht fallen kann. Dieser so unerwartete, banale Niederschlag «bringt den deutschen Soldaten um die Auswirkung seines schon errungenen Sieges». Die Wehrmacht versank achsen-, knie- und fesseltief im schweren, graubraunen Schlamm. «Zu Wegstrecken von 10 km», so Heysing, «braucht man unter Umständen zwei Tage und Nächte oder man kommt überhaupt nicht an.» Die Räder der Lastwagen und Transporter drehten durch, sodass die Fahrzeuge immer tiefer einsanken.

Männer fluchten und fröstelten im alles durchdringenden Dunst. «Auch der Nachschub kommt natürlich nicht heran», fuhr Heysing fort. «Munition, Brennstoff für die Fahrzeuge und Brot werden rar wie Gold. Die Verwundeten können nicht nach hinten geschafft werden.» Etwas ungehalten, so als mogelten die Sowjets bei einem Fechtduell, fügte er hinzu, der Feind habe die Zeit genutzt, um seine gut ausgebildeten, erfahrenen Reserven in Stellung zu bringen. Der Schlamm bildete nämlich kein Hindernis für Eisenbahnen, die ostwärts durch die Steppe fuhren.

Doch die Rote Armee verdient mehr Anerkennung für das Aufhalten des Nazivormarsches, als Heysing ihr zollte. Mit dem schieren Mut des Stolzes und der Verzweiflung kämpften einige Soldaten wahrhaft aufopferungsvoll, auch wenn die tiefe Krise kaum zu leugnen war. In kaum vier Monaten hatte die Rote Armee gut drei Millionen Mann verloren, davon Hunderttausende im Herbst als Gefangene der grossen Kessel von Kiew und Wjasma. Eine Streitkraft, die im Juni fast fünf Millionen Soldaten aufgeboten hatte, besass jetzt nur noch circa 2,3 Millionen.³ Hinter den Linien zog man neue Reservisten und Wehrpflichtige ein, aber es konnten – selbst in einem so gewaltigen Land – nie genug sein, um derart gravierende Verluste wettzumachen. Ausserdem waren im Oktober fast neunzig Millionen Menschen, fünfundvierzig Prozent der Vorkriegsbevölkerung, in den besetzten Gebieten gefangen.⁴

Zwar behielt die Rote Armee damals und auch später im Krieg stets den ersten Zugriff auf Personal, doch auch die Versorgungs- und Zulieferindustrien brauchten ja Leute. Die Stellenbesetzung bereitete fortwährend Probleme, da man seit Kriegsausbruch fast die Hälfte der Arbeitskräfte verloren hatte.⁵ Die am schwersten wiegende ökonomische Krise resultierte aus der Einbusse an Fabriken. Etwa zwei Drittel der Vorkriegsproduktion hatten in den 1941 von der Wehrmacht eroberten Gebieten stattgefunden. Alles, was sich rechtzeitig fortschaffen liess, hatte man in Regionen jenseits der Wolga und des Ural evakuiert, doch blieben schwere Verluste unvermeidlich. Im August und September 1941 war es fast unmöglich, Rüstungsgüter herzustellen, und nahezu vier Fünftel der sowjetischen Kriegsproduktion befanden sich «auf Achse».⁶ In jenem Herbst gingen den Verteidigern Moskaus erst die Granaten, dann die Patronen und schliesslich sogar die Geschütze selbst aus, da die Montageanlagen noch in Kisten verpackt standen.

Man errichtete provisorische neue Fabriken in Holzhütten und liess rund um die Uhr arbeiten, doch trotz allem kam die Produktion einige Monate lang nicht in Gang. Im Dezember 1941 musste eine gesamte Reservearmee, die zehnte, ihren Dienst sowohl ohne schwere Artillerie als auch ohne einen einzigen Panzer antreten.⁷

Die Deutschen prahlten schon damit, dass die Sowjets am Ende seien – ein Irrtum, dem sie umso leichter erliegen konnten, als der Gedanke in jenem Herbst auch viele Einheimische beschäftigte. In Moskau, wo man im Juni noch einem naiven Patriotismus gefrönt hatte, bereiteten verbitterte Bürger ihre Flucht vor. Heysing dagegen stellte befriedigt die durch seine Panzer ausgelöste Panik fest. «Ein grosser Teil der Bevölkerung flieht», schrieb er. «In den Fabriken werden die wertvollen Maschinen zerstört. Das Herannahen der Kampfwagen und Schützenverbände der Panzergruppe 4 verbreitet höchstes Erschrecken in der roten Hauptstadt. Es kommt zu Plünderungen. Die sowjetischen Machthaber flüchten nach Kuibyschew an der Wolga.»⁸ Stalin jedoch blieb in der Stadt, was bei vielen neue Hoffnung weckte, wenngleich auch seine Anwesenheit in jenem Oktober nicht die Panik vertreiben konnte. Da der Feind schon in den Vororten stand, kollabierte Moskau fast von innen her. «Das waren schlimme Tage», erinnerte sich eine Textilarbeiterin. «Es begann um den Zwölften herum», aber die Krise kam erst vier Tage später: «Es wurde mir ganz kalt ums Herz», erzählte sie, «als ich sah, dass sie [die Fabrik] geschlossen war. Mehrere Direktoren waren geflohen.»⁹ Ebenso die Leiter anderer Werke, diverse Parteichefs aus den Stadtbezirken und fast alle, die sich in ein Auto quetschen und ostwärts fahren konnten.

Der Staat antwortete darauf mit einem Krieg gegen das eigene Volk: Wenn sich die Menschen nicht aus freien Stücken heldenhaft verhielten, so musste eben das NKWD mit Waffengewalt nachhelfen. Man stationierte überall in der Stadt Sondereinheiten mit dem Auftrag, Moskau nach aussen vor Invasoren und nach innen vor Defätisten zu schützen. Der wichtigste dieser Verbände, ein Vorläufer der erst nach Kriegsende gebildeten Speznas, war die Motorisierte Infanteriebrigade mit dem Kürzel OSMBON. Ihr gehörte auch Michail Iwanowitsch an, ein Bauernsohn und Nutzniesser von Stalins Herrschaft, der ähnlich wie Kirill in der Armee eine Karriere und das Abenteuer gesucht hatte. Ihn reizte es anfangs besonders, sich in Sportarten

wie dem Boxen beweisen zu können. Allein 1941 traten mehr als achthundert Athleten bei der OSMBON ein.¹⁰ Wer dort Aufnahme fand, gehörte einer ganz besonderen Elite an. Jetzt forderte man diese auf, die Hauptstadt zu retten, und die Truppe fühlte sich dadurch geehrt.

Michail Iwanowitschs Auftrag bestand darin, vom zweiten Stock des GUM-Gebäudes aus die Spasskitore zu überwachen und mit seinem Scharfschützengewehr auf jeden – ob Zivilist oder Soldat – zu feuern, der seinen Sektor bedrohte. Doch ein weit grösseres Problem als feindliche Vorstösse stellten Plünderer dar. Michail Iwanowitsch beurteilte die Sache ganz nüchtern. «Es war notwendig, absolut notwendig, für Ordnung zu sorgen», betonte er. «Ja, wir erschossen Leute, die sich weigerten, die Betriebe und Büros zu verlassen, in denen Nahrung und andere Vorräte gelagert waren.» Unterdessen stellten seine Kollegen sicher, dass Moskau selbst nicht kapitulieren musste. Die Menschen sollten mit ihrer Stadt sterben, wenn sie fiel. Strategisch wichtige Gebäude – darunter das Bolschoi-Theater – wurden vermint. Auch das Funkzentrum der Sondereinheiten, im Puppentheater untergebracht, sollte notfalls zusammen mit dem Rest in die Luft fliegen.¹¹

Die Schlacht um Moskau, die Mitte November wieder aufgenommen wurde, als der gräuliche Schlamm gefroren war, sollte später zu den wichtigsten Siegen der Roten Armee zählen. Am 26. November nahm Hoepners Panzertruppe die Uferstadt Istra ein, deren Kathedrale mit ihren goldenen Kuppeln vom Neuen Jerusalem zeugen sollte. Doch seine Männer waren erschöpft, und die Veteranen unter ihnen schimpften, selbst an den schwärzesten Tagen des Ersten Weltkriegs hätten sie keine härteren Gefechte erlebt. Der verordnete Blitzkrieg hatte sich in eine Hölle von Nahkämpfen verwandelt, und das gelobte Neuland verlor in der bitteren Kälte jeden Reiz. Wie Heysing bemerkte, musste selbst die schützende Dunkelheit einem irren Licht weichen, wenn Leuchtspurgeschosse im Schnee blinkten und glitzerten.¹² Die Rotarmisten trugen jetzt jene Tarnanzüge, die sie seit dem Finnlandkrieg für Winterfeldzüge bereithielten, und waren im Unterschied zu ihren Feinden auch gut auf die Kälte eingestellt. Wie Gespenster aus der Dunkelheit auftauchend, zermürbten sie ihre Gegner. Und dann, so schien es, kämpften sie jetzt mit neuer Entschlossenheit und Tücke. Ende November stand fest, dass die deutschen Panzer bis Weihnachten nicht weiterkommen würden. Doch am 5. Dezember startete die Rote Armee eine eigene Gegen-

offensive. Sie trieb den Feind weit zurück und durchbrach Stück für Stück seine drohende Umzingelung der Hauptstadt.

Gewöhnlich schreibt man die Rettung Moskaus vor allem Georgi Schukow zu. Das politische Gefolge Stalins hatte versagt, und jetzt schlugen die Generäle zurück. Als Helden galten auch die Reservetruppen – zwölf volle Armeen –, die man im Oktober an die Front warf.¹³ Aber die Hauptstadt verteidigten auch Wehrpflichtige aus dem Hinterland, sogar Intellektuelle, Alte und Studenten. Jene gingen mit der Grundeinstellung und Vorbereitung von Zivilisten ins Gefecht. Schon im Juli hatte Stalin zu einer Massenmobilisierung aufgerufen, und direkt danach traten Pläne für eine Moskauer Bür-



Sowjetische Infanteristen in ihren Gräben, Winter 1941

gerwehr in Kraft, die Opoltschenie. Jeder Stadtbezirk hob seine Kompanien von Freiwilligen aus, in denen fast jeder, der wollte, dienen konnte. Die Altersgrenzen lagen bei siebzehn respektive fünfundfünfzig Jahren. Wie ein Überlebender erklärte, waren die meisten davon überzeugt, dass sie den Jahrestag der Novemberrevolution in Berlin würden feiern können. «Presse, Kino und Rundfunk hatten unserem Volk seit Jahrzehnten zugesichert, dass die Rote Armee unbesiegbar sei», rekapitulierte Abram Ewsewitsch Gordon. Wie alle anderen glaubte auch er, dass wir «unter der Leitung der Kommunistischen Partei und unseres Grossen Führers jeden Feind auf dem eigenen Boden schlagen würden».

Männliche Freiwillige in Gordons Alter wuchsen rasch über das Gräbenschaukeln hinaus. Ab August beteiligte sich die Opoltschenie an der Verteidigung strategisch wichtiger Landstrassen rings um Moskau, und Gordon selbst diente an der alten Strasse nach Kaluga. Er erinnerte sich an die grimmen Gesichter seiner «sehr unmilitärischen» Kameraden, als diese sich aufmachten, die Hauptstadt zu verteidigen, teils auf Fahrrädern, teils zu Fuss. Vor ihrem neuen Stützpunkt erhielten sie trübe grauschwarze Uniformen, in denen sie auszusehen meinten wie Mussolinis Faschisten. Wahrscheinlich stammten die Kleidungsstücke als Beute vom Polenfeldzug 1939. Man verteilte auch polnische Gewehre, doch nicht alle Freiwilligen erhielten welche. Danach begann ihre Ausbildung, die zum Entsetzen des Städters und Intellektuellen Gordon mit Reitunterricht einherging. Der Ausbilder, ein alter Kavallerist namens Kowaltschenko, wandte dabei Methoden an, die augenscheinlich noch aus der Zeit Napoleons und Kutusows stammten. Er liess seine Rekruten stundenlang ungesattelt reiten und die starken Schmerzen ertragen, bis das Blut aus den wundgeriebenen Stellen durch die Hosen sickerte. «Die einzige Zuflucht vor diesen Qualen bot das Lazarettzelt», berichtete Gordon. Unterdessen kamen von der Front ziemlich düstere Nachrichten herein, «doch wollten wir nicht mit dem Schlimmsten rechnen».¹⁴

In anderen Städten fanden die gleichen Prozeduren statt, als der Ruf zu den Waffen erschallte. Oft bewiesen die Milizen Mut, wenn auch ohne auffallende Erfolge. Alexander Werth betrachtete die Reaktion in seinem Geburtsort Leningrad als mustergültigen Lokalpatriotismus, auch wenn die Einsätze der Opoltschenie dort mit schrecklichen Verlusten einhergingen.

Wo immer man sie kämpfen liess, starben die militärisch ungeschulten Freiwilligen zu Tausenden. Andere hätten nie damit gerechnet, ins Gefecht ziehen zu müssen. In Fatesch, einer Kleinstadt in der Provinz Kursk, hatten die dreitausend Freiwilligen von Juli bis September 1941 noch keine Ausbildung erhalten. Sie wussten weder wie man ein Gewehr hält noch wie man richtig zielt. Viele hatten noch nie einen Schuss abgegeben. Sie waren nicht einmal auf die Idee gekommen, die Hauptverteidigungsposten im Umland planmässig zu besetzen. Bei Kolchosbauern der Region stiess der Ruf nach Freiwilligen auf taube Ohren. Im nahe gelegenen Kursk waren die Ausbildungskurse nach der ersten überhitzten Woche nur noch schwach besucht. Unterdessen hielten sich nicht einmal mehr Kommunisten an die Verdunkelung und das Rauchverbot.

Manche meinten nach wie vor, die gewaltige Grösse ihres Landes würde sie schützen. Noch in der letzten Septemberwoche hielten Einheimische die bedrohte Provinz Kursk für weit genug entfernt, um keine besondere Vorsorge für ihre Sicherheit treffen zu müssen.¹⁵ Dafür zahlten sie sechs Wochen später einen hohen Preis, als deutsche Panzer in der Gegend einfielen. Einige hatten ohnehin angenommen, dass veraltete Gewehre und selbst gebaute Bomben gegen einen solchen Feind nichts ausrichten würden. In den Dörfern desertierten viele Menschen aus Defätismus. Auch bei Moskau hörte Gordon von Flüchtlingen traurige Geschichten. Tagsüber liessen sich die Freiwilligen von einer Welle der Begeisterung tragen, nachts jedoch suchten ihre Ängste sie heim.

Ähnlich wie viele andere Opoltschenie-Gruppen ihrer Art ging Gordons Division ab August in der Roten Armee auf. In Anwesenheit von Mitgliedern der örtlichen Parteifiliale legten er und seine Freunde den Eid auf die Rote Armee ab und tauschten ihre schwarzen Uniformen gegen die olivgrünen der Infanterie ein. Bis dahin hatten wohl die meisten von ihnen kaum ein echtes Gewehr in der Hand gehabt und Gordon selbst erst zwei Schüsse mit einem Übungsmodell abgegeben. Ab September bildeten diese Männer die neu gegründete 113. Schützendivision – «neu gegründet» weil ihre Vorgängerin mehrere Monate zuvor nahe der sowjetischen Grenze ausgelöscht worden war. Das gleiche Schicksal widerfuhr auch dieser, erst im Oktober 1941 und dann erneut Anfang 1942. Gordons Division ging an einem einzigen Tag unter.

Das Desaster passierte in den Birken- und Kiefernwäldern längs der Strasse von Warschau nach Moskau. Gordons Division sollte den erwarteten deutschen Vorstoss stoppen, aber die Männer gerieten schon bei der ersten Feindberührung in Panik. Als blutige Anfänger konnten sie sich nicht zurückhalten und hatten, als der Feind endlich in Reichweite kam, fast ihr gesamtes Pulver verschossen. Später gingen die Molotow-Cocktails aus. Gordon sah, wie junge Forscher, die er vom geologischen und physikalischen Institut der Universität Moskau kannte, Flaschen mit brennendem Kerosin gegen anrückende deutsche Panzer schleuderten. Wer Glück hatte starb schnell. Andere erlitten schreckliche Verwundungen und starben elend unter Qualen im Wald, nachdem sich ihre Kameraden zurückgezogen hatten oder der SS-Abteilung in die Hände fielen, die tags darauf den Schutt vom Schlachtfeld räumte.

Nur dreihundert Angehörige von Gordons Division erlebten den Einbruch der Nacht. Die meisten von ihnen kamen in den folgenden Tagen bei dem Versuch um, die Umzingelung der Wehrmacht zu durchbrechen. Gordon selbst geriet in Gefangenschaft. Normalerweise wäre er in den Lagern gestorben, aber die gewaltige Grösse seiner Häftlingskolonne rettete ihn. Da die verwirrten deutschen Wachen nicht alle im Blick behalten konnten, versteckte sich Gordon in einem Heuschober, wo er die Nacht und den grössten Teil des nächsten Tages blieb. Zwar lag Gordons Zukunft bei der regulären Truppe, aber er vergass niemals seine ersten Waffenbrüder. Mit bitterer Ironie stellte er fest, dass man die Namen vieler dieser überzeugten Patrioten beim Wechsel von der Opoltschenie zur Roten Armee nicht richtig notiert hatte. Daher waren ihre Papiere nicht in Ordnung, womit sie als verschollen galten. Aufgrund der in diesem Punkt eindeutigen Rechtslage betrachtete der Staat sie als Deserteure, verwehrte ihren Angehörigen nicht allein das fällige Lob und die dringend benötigte finanzielle Hilfe, sondern belegte sie auch noch für weitere fünfzig Jahre mit einem Stigma.¹⁶



Das Blutbad an Gordons 113. Schützendivision hatte die Panzereinheit kaum länger als einen Tag aufgehalten. So herzerreissend diese fast nutzlose Opferung von Menschenleben und Talenten auch war, in jenen Monaten starben

Männer zu Zehntausenden. Zumindest eines konnte man Stalins Regime nicht vorwerfen: dass es mit Menschenleben knauserte. Die Deutschen schrieben das Gemetzel einer exotischen Arglist zu und erklärten die Rote Armee zum «verschlagensten, widerspenstigsten Feind, mit dem wir es je zu tun hatten». Wer einen Angriff russischen Stils abwehren will, hiess es in einem eroberten Bericht aus jenem Winter, «braucht starke Nerven»¹⁷. Deutsche Beobachter hatten jedoch auch die Spezialtruppen hinter den Schützen bemerkt, jene Männer, die an Maschinengewehren darauf lauerten, Versprengte niedermähen zu können. «In der Regel», so hiess es in einem damaligen Bericht, «kämpfen sie weder für Ideologien noch für ihr Vaterland, sondern vielmehr aus Angst vor ihren Offizieren, besonders den Kommissaren.»¹⁸ «Angst und Hass», pflichtete ein Analytiker bei, «lassen den russischen Soldaten nur noch den Kampf mit dem Mut der Verzweiflung.»¹⁹

Die Soldaten waren in der Tat verängstigt. Unter den Verteidigern Moskaus gab es einige wie die berühmten achtundzwanzig «Panilow-Männer», die zum Teil deshalb bis zur letzten Kugel kämpften, weil Rückzug Militärtribunal und Todesstrafe bedeutet hätte.²⁰ Doch Drohungen allein reichten nicht aus. Vor allem träumten manche nach wie vor davon, einfach aufzugeben. Die Illusion, dass der Nationalsozialismus am Ende für die Slawen nicht schlimmer wäre als das Regime Stalins brachte diese hungrigen, erschöpften Männer durchaus in Versuchung. «Wir könnten auch aufhören zu kämpfen», raunte ein Soldat der 16. Armee in jenem Oktober seinen Kameraden zu. «Es spielt doch keine Rolle, ob wir die Deutschen schlagen oder nicht.» «Die Hälfte unserer Kolchosbauern sind gegen die Sowjetmacht», sagte ein anderer. «Unsere Generäle haben herumgetönt, dass wir den Feind auf seinem eigenen Boden besiegen werden, aber genau das Gegenteil ist eingetreten. Unsere Generäle haben uns Russen betrogen.» Seine Freunde schienen dem zuzustimmen. «Jetzt versuchen sie uns auszuhungern. Die werden uns alle umbringen», wettete ein anderer Schütze. «Sie behandeln uns Rotarmisten wie Hunde.»²¹ Geheimpolizisten hielten das alles fest, nicht zuletzt deshalb, weil der Erbitterung so oft Taten folgten. In jenem Oktober gab es in Moskau knapp hundertdreissigtausend Festnahmen wegen «Verstössen gegen Militärvorschriften», darunter nahezu fünftausend Deserteure

aus der Roten Armee und zwölftausend der Drückebergerei verdächtige Personen.²²

Fahnenflucht in diesem Massstab zeugte davon, dass man allein mit Tyrannei aus ängstlichen Männern keine Helden machen konnte, sondern nur immer mehr Menschenleben vergeudete. Zwischen November 1941 und Februar 1942 stieg die Zahl der einschlägigen Todesurteile, meist wegen Desertion und unerlaubter Entfernung vom Schlachtfeld.²³ Wenngleich alle Armeen in gewissem Umfang Massnahmen dieser Art ergriffen, reagierte in diesem Fall sogar die Führung betroffen auf die Kritik an ihrer Brutalität. Ermittler wählten einen Fall aus, in dem ein Leutnant einen Soldaten ohne (zumindest für sie) erkennbaren Grund erschossen hatte. In einem anderen Fall hatte ein Kommissar seinen Feldwebel wegen Rauchens und einen Major wegen zu freimütiger Worte erschossen. Doch trotz der grausamen Strafen hielten die Desertionen an. Noch mehr als ihre schiesswütigen Kommissare fürchteten die Männer Tod und Verstümmelung im Gefecht. «Du musst nicht lange bei der Armee bleiben», schrieb einer nach Hause. «Vielleicht einen Monat oder so, bis du unter Garantie im deutschen Fleisch wolf endest.»²⁴

Dem Experten Stalin fiel auf, dass der Terror wirkungslos wurde. Im Oktober 1941, als er den totalen Zusammenbruch der Armee voraussah, ordnete er an, die Männer «nicht mehr mit Gewalt, sondern durch Überzeugung» zu motivieren.²⁵ Gehorsam ergriffen die politische Verwaltung und das Sowinformbüro alle Massnahmen, um zu «überzeugen», fabrizierten eine Flut von Hirngespinsten über den Mut der Armee und die Not des Feindes. Doch es half nichts. «Glaubt den Zeitungen nicht», schrieb ein Soldat, «glaubt der Presse so wenig wie dem Rundfunk. Das sind nichts als Lügen. Wir haben es alles durchgemacht und erlebt, wie die Deutschen uns jagen. Unsere eigenen Leute wissen weder ein noch aus. Wir haben keine vernünftigen Waffen, und wenn die Deutschen uns einholen, sitzen wir in der Tinte. Mangels Treibstoff lassen wir Wagen und Panzer einfach stehen und geben Fersengeld...» Ein anderer klagte: «Sie machen uns auch noch mundtot.»²⁶

Eigentlich hätten die Offiziere diese Verzweifelten wieder aufbauen müssen, doch nur wenige von ihnen erwiesen sich als ausserordentliche Persönlichkeiten. Viele andere dagegen, darunter sogar einige der erfolgreichsten,

zeigten sich als echte Tyrannen, deren derbe Sprache und raue Disziplin direkt aus der urzeitlichen Welt des Dorfes stammten. Der Rest war oft so unerfahren, dass die reiferen Soldaten sie als grüne Jungen oder, schlimmer noch, als Bürokraten verachteten. Zu den übelsten Missetätern gehörten jene, die mit Stalins Säuberung aufgestiegen waren, da ihre Fähigkeiten Politiker ansprachen. Daher war es absurd zu meinen, dass solche Leute irgendwen inspirieren sollten. Konstantin Simonow hat den Typus beschrieben. 1942 lernte er in Kertsch einen Offizier kennen, den er Sorokin nannte – «Ich erinnere mich seines Namens nicht» – und der ihm «unkriegerisch» erschien, «zumal er nichts vom Krieg verstand. Das einzig Gute an ihm war, dass er dies selbst wusste und sich deshalb nach Möglichkeit aus allem heraushielt, notfalls nur so tat, als ob, auch wenn er in Wirklichkeit gar nichts tat.»²⁷

«Wir haben keinen Offizier gesehen», murrten überlebende Opoltschenzi, die von der Front nach Hause humpelten. «Die Generäle liefen davon, wechselten schnell ihre Hosen und liessen uns kämpfen.»²⁸ Derlei hörte man unter vielen erfahrenen Soldaten. Im Oktober 1941 meldete Dorodni, der Befehlshaber der 50. Schützendivision, er habe mit seiner Truppe vergebens auf die Artillerieunterstützung gewartet, die man ihm zur Verteidigung der Moskauer Moschaisk-Strasse versprochen hätte. «So mussten wir mit Gewehren und Maschinengewehren gegen die Panzer vorgehen», klagte er. Der kommandierende General Kamera hörte ihm einen Moment lang zu und schnauzte dann los, man solle den Artilleriebefehlshaber Wasjukow auf der Stelle erschiessen. Ein abwegiger Vorschlag, da man Wasjukow und seine schweren Geschütze noch für den Feldzug am nächsten Morgen brauchte. «Ich werde mich darum kümmern», erwiderte Kamera und bestieg seinen Wagen. «Ich habe ihn nicht wiedergesehen», schrieb Dorodni. «Er scheint seine Autorität durch Nichtstun zu stärken und andere ihr Blut vergiessen zu lassen.»²⁹

Die im Feld ausharrenden Offiziere, Männer wie Dorodni, handelten aus einem Pflichtgefühl heraus und wahrscheinlich mit militärischer Erfahrung, die aus dem Bürgerkrieg datierten. Einige waren Profis, andere untermauerten die antrainierte Entschlossenheit durch einen echten Glauben an den Kommunismus. Für die Mannschaften dagegen bestanden weniger Anreize. Wenn sie in jenem Winter dabei blieben, so aus Trägheit, aus Treue zu Freunden oder aus dem Teamgeist, den die gemeinsame Erfahrung von

Angst, Elend und Entwurzelung einflösst.³⁰ Ihre Welt war geschrumpft, ihre Sehnsucht verblasst. Statt eine Zukunft wählen zu können, hingen sie wie Marionetten an den Strippen des Schicksals. Die Welt hinter den Linien der Schützengräben und die strengen Regeln der Armee erschienen an sich schon beängstigend genug, doch Berichte von Flüchtlingen und Versprengten liessen sie noch schrecklicher und unheimlicher wirken. Allerdings war in jenem Winter eine Regung unter den wirren Impulsen fast aller Soldaten klar auszumachen, nämlich der Wunsch nach Rache.

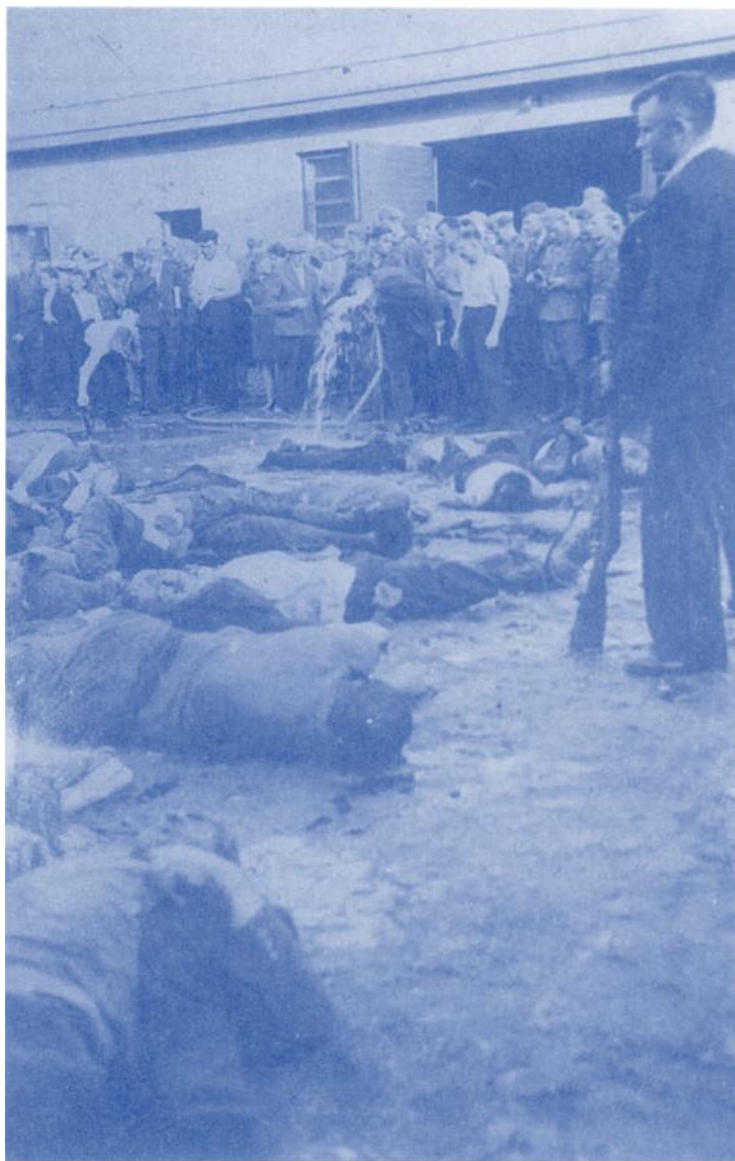
«Nach einem halben Jahr habe ich endlich Deine neue Adresse aufgespiert», schrieb Mischa Wolkow im Februar 1942 an seine Frau. «Schon jetzt kennt meine Freude keine Grenzen, vollkommen wird sie jedoch erst sein, wenn ich einen Brief von Dir in Händen halte.» Das geschah wenig später. «Heute ist der glücklichste Tag meines Lebens», jubelte der Artillerist, «da ich Dich nach so langer Suche tatsächlich wiedergefunden habe.» Wolkow hatte sich vor Sorgen zermartert. Das letzte Mal hatte er seine Frau und Tochter in ihrer Wohnung in Kiew gesehen. Danach war keine Zeit zum Schreiben geblieben, denn Wolkow selbst stand an der Front, und im September war Kiew gefallen. Gerüchten zufolge lebten dort keine Juden mehr. Verzweifelt schrieb Wolkow an alle, die er kannte, und wandte sich im neuen Jahr über den Rundfunk an die Öffentlichkeit. Danach teilten ihm drei ihm unbekannte Personen mit, dass seine Frau in Sicherheit war und wie er ihre neue Adresse herausfinden könne.

«In den letzten acht Monaten habe ich einiges durchgemacht», schrieb Wolkow, «aber gewiss nicht so viel wie Du. Erst die Zeit in Kiew, dann die Evakuierung und die Sorgen um mich. Ich kann mir vorstellen, wie schwierig das alles für Dich gewesen sein muss, aber zumindest bist Du ja nicht in Kiew geblieben und diesen Faschisten-Ungeheuern in die Hände gefallen.» Vor allem stelle die Presse den Feind nicht schwarz genug dar. Er begreife allmählich, wofür er kämpfe. «Was sie auch in den Zeitungen über ihre Gräueltaten schreiben», fuhr er fort, «die Realität ist viel schlimmer. Ich war an einigen der Orte, wo die Bestien zuschlugen, habe die verkohlten Städte und Dörfer gesehen, die Leichen von Frauen und Kindern, die armen ausgeplünderten Einwohner, aber auch ihre Freudentränen, sobald wir auftauchten. ... Der Geist dieser Orte hat mich berührt, und er erfüllt alle unsere Soldaten...»³¹

Für Männer wie Wolkow gab es keine Heimkehr. Sie mussten darauf vertrauen, dass nicht nur die Armee, sondern auch der Staat ihren Familien in der Gefahr beistehen würde. Wenn sie zuvor an Moskau und seiner Ideologie gezweifelt hatten oder gar immer noch insgeheim zweifelten, so fanden sie jetzt nur Schlaf, indem sie daran glaubten, dass Stalin selbst, die Regierung oder Kameraden sich um ihre Angehörigen kümmern würden. Und sie lernten sehr schnell, was in diesem Krieg vor sich ging. Mochten sie in den ersten Wochen nicht an die Gerüchte geglaubt haben – der Propagandaapparat hatte ja immer schon Lügen verbreitet –, so konnten sie wenig später die Wahrheit mit Händen greifen. In jenem Winter fanden und fotografierten russische Frontsoldaten, die Dörfer bei Moskau zurückeroberten, erste verstümmelte Leichen: verkohlt, massakriert, zerquetscht und unter einer dünnen Schneedecke hartgefroren.

Der Feind schien sich an der Gewalt zu berauschen. Entkommene Gefangene berichteten von Massenexekutionen, von gefolterten Partisanen. Die Faschisten hätten sich betrunken und gelacht, während die Leichen ihrer Opfer auf benzingetränkten Scheiterhaufen brannten. «Wie uns die Einheimischen erzählten», schrieb ein Soldat aus Smolensk, «hat der Feind am 13. Dezember 1941 Gefangene der Roten Armee in ein mit Stacheldraht gesichertes vierstöckiges Gebäude gesperrt. Um Mitternacht legten die Deutschen Brände und feuerten anschliessend auf die aus den Fenstern springenden Insassen. Sie erschossen etwa siebzig Mann, viele weitere kamen in den Flammen um.»³² Manche Wehrmachtsoldaten sammelten Souvenirs des Grauens. Ein Schnappschuss, der sich in jenem Winter in der Brusttasche eines gefallenen Infanteristen fand, zeigte jüdische Opfer eines Massakers von Kowno. Ein anderes Bild zeigt deutsche Soldaten hinter zwei erhängten Russen. Selbst die hartgesotenen Rotarmisten konnten sich kaum über die grässliche Wahrheit solcher Bilder hinwegsetzen. Sie widerlegten das Argument, dass jeder Diktator recht wäre, wenn Russland doch nur wieder Frieden bekäme.

Nicht alle Soldaten kamen schnell zu dieser Einsicht, und nur wenige fanden den Weg dorthin leicht oder mühelos. Fast war es, als müsste erst die alte, die Vorkriegswelt, restlos zusammenbrechen, ehe sie ihre Lebensaufgabe verstehen konnten. Wolkow plagte Albträume über seine Frau und sein Kind, Moskwins musste in seiner dunklen Hütte ganz neu über den Kom-



*Massaker an den Juden Koumos (bei einem Wehrmachtssoldaten
gefundenes Foto, Staatsarchiv der Russischen Föderation)*



*Deutsche Soldaten hinter den Leichen ihrer russischen Opfer
(ebenfalls aus dem Besitz eines Wehrmachtangehörigen,
Staatsarchiv der Russischen Föderation)*

munismus nachdenken. Ältere Männer schienen ziemlich verwirrt auf ihre Zeit zurückzuschauen, die unglaublichen Jahre des staatlich gesteuerten Wandels: Jetzt schimmerte die Vergangenheit wie ein Märchenparadies. Der blosse Kontrast machte alle Bilder klarer; die scheinbar so schweren Jahre des Friedens waren angenehm, leicht, sicher gewesen, eine Zeit der Chancen, die man erst jetzt, im Nachhinein, richtig würdigen konnte. Als es dann jedoch kein Zurück mehr gab, legte die Hektik des Kriegsgeschehens wie-

der allem einen neuen Wert bei. «Wie ein Gesunder seinen Körper nicht bewusst spürt», beschrieb ein Soldat dieses Gefühl, «weiss man erst, wenn etwas zu schmerzen beginnt, den wahren Wert der Gesundheit zu schätzen.»³³

Auch die Todesangst gab manchen – darunter Enddreissiger und noch ältere – erstmals den echten Geschmack am Leben. Doch in dieser Phase wirkte das oft beklemmend. Veteranen verfielen dem Fatalismus, einem auf Fakten und nicht bloss Vorahnungen beruhenden Gefühl, dass sie zwar soeben das Leben schätzen gelernt hatten, praktisch aber schon so gut wie tot waren. Dann fokussierten sich ihre Hoffnungen, sofern vorhanden, auf ihre Angehörigen und Kinder. «Es ist schwer zu sagen, wie lange ich noch leben werde», schrieb ein Mann im Januar 1942 an seine Frau. Sie erwartete gerade ihr erstes Kind, das er selbst gewiss nie zu sehen bekäme. Er könne ihr nicht schreiben, was er an der Front erlebt habe, und wolle stattdessen an ihre Zukunft denken und an die des Kindes. «Verfüge über meine Sachen, wie es Dir richtig erscheint», schrieb er. «Sie sind Dein, wie ich Dein bin und Du mein bist. Simotschka, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird, bitte ziehe es nach Deinen Überzeugungen auf. Erzähle ihm von mir, Deinem Mann und seinem Vater.»³⁴ «Leben kann man das nicht nennen – nein!», schrieb ein anderer Soldat an seine Frau und seine Tochter. «Und da ein Toter nichts spürt, interessiert mich nur noch Euer Leben, gehe ich ganz darin auf, an Euch beide zu denken.»³⁵

Das Heimatgefühl der Vorkriegszeit löste sich ebenso schnell auf wie der Traum vom leichten Sieg. In der Schulzeit hatte Gordon einem blauäugigen Internationalismus gefrönt. Die ersten Deutschen, denen er alsbald begegnete, waren Gefangene, ein Offizier und zwei Infanteristen, darunter ein Arbeiter. «Anfangs verstand er gar nicht», berichtete Gordon, «was die Frage des Dolmetschers bedeuten sollte, wie ein Proletarier gegen den Sowjetstaat kämpfen könne – die weltweit erste Heimat des Proletariats. Er antwortete, die meisten Männer seiner Einheit seien Bauern oder Arbeiter, und ihr ‚Vaterland‘ sei nicht Russland, sondern Deutschland. Bei dieser Antwort mussten wir alle darüber nachdenken, welchen Sinn der Ausdruck ‚Die Sowjetunion, Heimat des Weltproletariats‘ haben sollte.»³⁶ Ähnlich wirkte es, wenn man den ernüchternden Realitäten dieser Heimat unmittelbar ausgesetzt war: Zwangsmärsche, Schneestürme, Hunger, Nebel und das endlose Graben in

der eisigen, klammen Erde. «Die Partei hat uns gesagt, dass es nichts Kostbareres gebe als das Vaterland», erklärte ein weissrussischer Veteran. Doch jeder stellte sich sein Vaterland anders vor. Für manche, wie Moskwins, umfasste es sogar eine neue Landschaft mit Dörfern, ungebildeten Bauern und sturen Kämpfern, die ebenso zäh waren wie er selbst. Andere sahen darin nur eine gegen die weltweite Verbrüderung gerichtete Welle des durch Xenophobie geheiligten russischen Chauvinismus.

Um jene Zeit, im Spätherbst 1941, begann Stalin seine Vaterlandsrhetorik zu revidieren. Seine Rede im November bei der Staatsparade der Roten Armee zum vierundzwanzigsten Jahrestag der Leninschen Revolution strich die heroische Vergangenheit Russlands heraus. Ferner ging sie ausführlich auf die bitteren Prüfungen des Bürgerkriegs ein, in dem Lenins Regierung fast gestorben wäre – etwas anderes hätte gerade dieser Anlass nicht erlaubt –; sie erinnerte aber auch an ältere Kämpfe. Es folgte ein Appell an die russischen Soldaten, den Vorfahren nachzueifern: Alexander Newski, Dmitri Donskoi, Minin und Poscharski, Alexander Suworow und Michail Kutusow.³⁷ «Möge Lenins siegreiches Banner euch segnen!»³⁸ Doch konnten die Verteidiger Russlands auch mit dem Segen der orthodoxen Kirche rechnen. Vom ersten Tag des Kriegs an hatte der Metropolit Sergii von Moskau und Kostroma gefordert, dass sie dem Volk in seinem Kampf beistehen müsse.³⁹ Der Staat lockerte seine antikirchlichen Restriktionen leicht. Doch obwohl die Soldaten Totems verehrten – kleine Zinnkreuze oder Gedichtblätter –, half ihnen der für einige Zivilisten so tröstliche Kirchenglaube an der Front wenig. Eher stützten sie am Rande des Gefechts Wut und Hass, die auch der Staat predigte. 1941 ersetzte die *Prawda* ihre alte Losung «Proletarier aller Länder vereinigt euch!» durch «Tod den deutschen Invasoren!».

«In den Schreckenstagen von 1941/42 und in den folgenden zweieinhalb Jahren schwerer, blutiger Siege war ich stets der Überzeugung, dass dies ein echter Volkskrieg war...», schrieb Alexander Werth. «Die Überzeugung, dass das *ihr* Krieg sei, war bei der Zivilbevölkerung und bei der Truppe tief verwurzelt.»⁴⁰ Bei dem, was die Deutschen anrichteten, konnte man schwer neutral bleiben. Nach dem Fall von Kursk im November trieben sie alle wehrfähigen Männer zusammen und internierten sie dort, wo sich Stacheldraht ausrollen liess. Wer Glück hatte, kam ins zentrale Kino, die meisten anderen mussten draussen in der Kälte ausharren. Zu essen gab es nichts.

Dann kam die Zwangsarbeit, begleitet von Schlägen mit Gummiknüppeln und Todesdrohungen. Am zweiten Besetzungstag mussten fünfzehn kommunistische Aktivisten, darunter vier junge Frauen, im schwarzen Lehmbo-den nahe dem zentralen Platz ihre eigenen Gräber schaufeln, und dann erschoss man sie einzeln nacheinander. Gerüchten zufolge hatte die Wehrmacht etwa siebenhundert junge Frauen gefangen und gezwungen, in provisorischen Bordellen als Prostituierte für deutsche Soldaten zu arbeiten. «Die Strassen sind leer», meldete der sowjetische Geheimdienst. «Geschäfte wurden geplündert. Es gibt weder Leitungswasser noch Strom. Kursk ist am Ende, das Leben dort völlig erstarrt.»⁴¹

Kursk besass keine grosse jüdische Gemeinde. Andernfalls hätte es grössere Massengräber, mehr Tötungen und noch mehr Panik gegeben, als frisch gebackene Vollstrecker das Blut der Macht leckten. In allen Städten begannen die Massenexekutionen, sobald die Wehrmacht einrückte. Manche führten Sondereinsatzgruppen durch, wie etwa in Babi Jar bei Kiew. Viele andere jedoch galten als militärische Routineeinsätze der Wehrmacht, darunter die Erschiessung von sechshundertfünfzig Juden in Klinzi, von fünfhundertvierzig in Mglin, von dreihundertfünfzig in Kletna und von Tausenden weiterer im alten jüdischen Ansiedlungsrayon. Die ersten Tötungsaktionen verschreckten die Einheimischen noch. Aber wie ein sowjetischer Agent bei Smolensk feststellte, bewirkten sie im Lauf der Zeit eine Abhärtung. «Jetzt lachen sie über die Deutschen», bestätigte ein Bericht von 1942. «Die Menschen blicken dem Tod mutiger ins Auge. Sie wissen, dass sie den Feind bis zum letzten Blutstropfen bekämpfen müssen.» In den ersten Wochen habe es viele willige Kollaborateure gegeben, doch seit jenem ersten Herbst wachse der «Hass auf den Feind» Tag für Tag unaufhörlich an.⁴²

Moskwin bemerkte einen ähnlichen Stimmungswandel unter den Bauern. Ende August 1941 stand der Politruk am Rande der totalen Verzweiflung. Die Judenerschiessungen störten seine ländlichen Gastgeber nicht, da sie den Opfern fast alle Ärgernisse des Kommunismus in die Schuhe schoben. Ihr Antisemitismus ging Hand in Hand mit einem «fanatischen Glauben an Gott», den die Nazibesatzer klugerweise überall gewähren liessen. Einige meldeten sich sogar freiwillig als Aufpasser, allerdings nicht aus politischer Überzeugung, sondern um des Überlebens willen. «Nach jedem Gefecht», notierte Moskwin, «eilen sie aufs Feld hinaus, um die Leichen zu plündern.» Diese Bauern hofften inständig auf das Ende der Sowjetmacht. Im Septem-

ber 1941 erfuhren sie jedoch, dass die Deutschen an den Kolchosen festhalten wollten. Ähnlich wie die Sowjetbehörden der Vorkriegszeit interessierte die Besatzer nur, das Getreide der Bauern mit möglichst wenig Aufwand sammeln und abtransportieren zu können. Das war ein nicht wieder gutzumachender Fehler. «Die Stimmung der Einheimischen ist jetzt gekippt», schrieb Moskwin am 30. September mit noch wunden Herzen wegen der Meldungen von der Front. Wie alle in seinem Umkreis war er ratlos⁴³, liess sich aber nicht mehr so einfach hinters Licht führen.

Ausserdem fühlte Moskwin sich einsam. In der Armee seiner Erinnerung hätte er sich an guter Kameradschaft wärmen können, aber bei den Kampftruppen blieb dafür kaum eine Chance. In dieser Kriegsphase war in Briefen nach Hause von Kameraden kaum die Rede. Die «Kumpel» der Primärgruppen, die für amerikanische Soldaten in Vietnam eine so zentrale Rolle spielten, schienen im Schatten der Niederlage versunken zu sein. Einheiten wurden ermordet, ganze Divisionen wurden zerschlagen, und die erschöpften Überlebenden setzte man überall da ein, wo gerade Not am Mann war. Panzer- und Flugzeugbesatzungen, beides Typen, die als Schicksalsgemeinschaften starke Bindungen ausprägten, traten in dieser Kriegsphase noch nicht so stark hervor wie ab 1943. Hinzu kam, dass sich die Truppe auf dem Rückzug befand und völlig ungeordnet über ein riesiges Gebiet verstreut war. Zwar schlossen die Männer in dieser extremen Welt nach wie vor Freundschaften, echtere und stärkere als in Friedenszeiten, doch die meisten waren zum Untergang verurteilt. Die stärksten Gefühlsbindungen hatte man 1941 zu den Toten, und das Blutopfer heiligte die starke Entschlossenheit jedes einzelnen Soldaten.

In den soldatischen Phantasiewelten dieser Kriegsphase kam auch Stalin nicht vor. Moskwin erwähnte ihn kaum. In seinem entlegenen Dorf spielte der Staatschef keine Rolle, und nur die Erinnerung an den Frieden schien den grossen Mann noch zu beschwören. Ältere konnten ihm den Verrat von 1929 nicht verzeihen, den Schmerz der Verarmung und des Verlusts; und jetzt enttäuschte Stalin sie abermals. Doch die Jungen und jene vielen Millionen, die neu über ihre Welt nachdachten, als sie Kameraden sterben sahen, suchten im Lauf des Winters Trost. Auf diese Weise verwandelte sich der Anführer in ein Totem – die einzige Konstante, die Rettung verhiess und

stark blieb. Allerdings war der Stalin, der diese Rolle ausfüllte, in ihrer Phantasie nicht derselbe Mann wie in den dreissiger Jahren oder besser: Er stellte das verlorene Paradies dar, an das man sich von der versunkenen Welt aus erinnerte. Er war ein Talisman, ein Name, eine hohle Maske, die manche insgeheim sogar verabscheuten. Doch in dieser Dunkelheit schien es besser, an etwas zu glauben, als in schierer Verzweiflung zu sterben.

Dem patriotischen Mythos zufolge benutzten ganze Armeen die gleiche Losung, um sich vor Gefechten aufzubauen. Auch wenn sich deutsche Veteranen hauptsächlich an das bestialische «Hurra!» der Sowjets erinnern, lautete der offizielle Schlachtruf, das bezeugten Millionen von Überlebenden der Roten Armee: «Für das Vaterland! Für Stalin!» Doch jüngst haben mehrere ältere Soldaten, besonders Nichtoffiziere, Zweifel an dieser Version geäußert. «Haben wir das gerufen?», lachte der Bauernsohn Iwan Gorin. «Ich bin sicher, dass wir etwas riefen, wenn wir an die Geschütze gingen, aber es war bestimmt nicht so höflich.» Die Offiziere und Polizisten standen zu weit hinter den Linien, um derlei hören zu können, doch die Kämpfer selbst hatten guten Grund, die bekannte Parole im Chor zu rufen. Was immer Gorin oder Schriftsteller wie der Veteran Wasil Bykow später behauptet haben mögen, der Aberglaube verbot es, kurz vor einer Schlacht zu fluchen.⁴⁴ Und man hätte sich kaum auf etwas anderes einigen können, ohne die Geheimpolizei zu alarmieren. Auch wenn die Männer eine Menge vor sich hin murmelten und alle das langgezogene schreckliche «Hurra!» posauten, könnten die berühmten Worte so üblich gewesen sein, wie Überlebende angaben. Es spielte kaum eine Rolle, welche Namen die Soldaten benutzten. Sie brauchten einen Schlachtruf, einen lauten Schrei aus allen Lungen, der ihre Muskeln anspannte. Es ging um das Getöse, nicht um den Sinn. Die Losung wurde aus eigenem Recht heilig, sodass die Männer allmählich das sie umgebende Charisma annehmen konnten.⁴⁵

In dieser Frühphase indessen waren es die Propagandisten, die sich am meisten um Stalin und sein Image bemühten. Trotz des Drucks der drohenden Niederlage regten einige Offiziere an, wie immer genügend Zeit zu investieren, um Mythen zu pflegen und einen internen Buhmann aufzubauen. Im Februar 1942 schickte man einen Rekruten aus Sibirien nordwärts an die nahe Leningrad verlaufende Wolchow-Front. Dort ging sein Skibataillon innerhalb einer Woche im deutschen Feuer unter, worauf man ihn der 281. Infanteriedivision zuteilte. Im Stellungskrieg verbrachten er und seine Ka-

meraden ihre Tage damit, immer wieder Gräben auszuheben, den Granaten auszuweichen und über den Sinn ihres Einsatzes nachzudenken. «Wir wussten nur», erzählte er später als alter Mann seinen Enkeln, «dass wir für das Vaterland kämpften.» Sein Nachname Chabibulin lässt vermuten, dass seine Heimat einst im Osten Russlands lag. Das könnte auch erklären, warum die Sonderabteilung gerade ihn aussuchte, als sie einen Sündenbock brauchte. Als Vorwand diente eine flapsige Bemerkung, die er gegenüber einem ukrainischen Soldaten machte, der vergeblich versucht hatte, sich einen Daumen abzuschossen. «Etwas mehr Geschick», kalauerte Chabibulin, «und sie hätten dich nach Hause geschickt.» Der andere fragte hellhörig zurück, ob er denn nicht gerne kämpfe. «Was soll ich sagen?», antwortete Chabibulin. «Wir kämpfen.» Und dann, weniger vorsichtig, vielleicht aus Mitleid mit dem Jungen, bemerkte er noch etwas über sinnlos geopfert Menschenleben.

Drei Tage später wurde Chabibulin festgenommen unter dem Vorwurf, Opposition gegen den Kampf des Volkes im Namen des Vaterlandes und Stalins zu schüren. Darauf stand eigentlich die Todesstrafe, aber Chabibulin kam mit zehn Jahren Haft davon, die er ironischerweise zum Teil in einem Gefängnis absass, das vierzig Jahre zuvor Stalin persönlich beherbergt hatte. Er überlebte also und konnte später, nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, seine KGB-Akte einsehen. Daraus ging hervor, dass seine Kameraden gegen ihn ausgesagt hatten und die Ermittler sich vor allen Dingen für seine Einstellung gegenüber Stalin interessierten. Da in der Regel Polizisten diese Protokolle diktierten, sagen sie mehr über die Propagandabedürfnisse des Staates aus als über das Denken der Soldaten zu jener Zeit. Aufschlussreich ist dabei, dass ein Mann, der bis zu seiner Festnahme kaum einen Gedanken an den Staatschef verschwendet hatte, gesagt haben soll: «Für Stalin kämpfe ich nicht, wenn es um Stalin geht, dann rühre ich keinen Finger.»⁴⁶



Im Gefecht dachten die Männer kaum ans Essen, aber sonst plagte sie unablässig der Hunger. Einem Politruk von der Schutztruppe Moskaus zufolge bestand die alltägliche Ernährung zum Frühstück um 6 Uhr aus Suppe, «so

dick, dass ein Löffel in jeder Richtung darin stehenblieb», zum Mittag aus Buchweizengries, Tee und Brot und zum Abend nochmals aus Suppe mit Tee. Sanitäter überwachten die Zubereitung und kosteten alles vor.⁴⁷ Rein theoretisch umfasste die Tagesration eines Frontsoldaten 1941 knapp ein Kilo Brot, 150 Gramm Fleisch, Buchweizen, getrockneten Fisch und ein gutes Stück Speck oder Fett.⁴⁸ Doch selbst der Politruk räumte ein, dass es «im Gefecht mit der Ernährung viel schwieriger war».⁴⁹



Artilleristen essen neben ihren Geschützen, 1941

In der Praxis bedeutete dies, dass die meisten Frontsoldaten nichts als Trockenfutter bekamen, manchmal sogar tagelang ganz leer ausgingen. «Wir leben in Unterständen im Wald», schrieb ein Soldat zu jener Zeit nach Hause, «und schlafen auf Stroh wie das Vieh. Man ernährt uns sehr schlecht – nur zweimal am Tag und dann nicht einmal mit dem, was wir brauchen. Morgens gibt es fünf Löffel Suppe ... wir haben den ganzen Tag über Hunger.»⁵⁰ Unter derlei Bedingungen war blosser Verdruss noch das Erträglichste. In jenem Winter sanken die Temperaturen unter dreissig Grad minus. «Sieben unserer Burschen haben Erfrierungen an den Beinen», schrieb ein Soldat im Februar 1942 an seine Mutter. «Sie sind jetzt im Lazarett. Wir mussten sieben Tage lang ohne ein Stück Brot marschieren, waren erschöpft und ausgehungert. Seit ich zurück bin, habe ich nichts anderes gemacht als gegessen. Nachts schwellen meine Beine ein bisschen an, ich esse viel und habe die ganze Zeit Magenschmerzen.»⁵¹ Selbst die Bürokraten machten sich allmählich Sorgen. In jenem Winter gab es eine wahre Flut von Befehlen über warme Gerichte und die Grundversorgung der Frontsoldaten.⁵²

Den Männern fehlte auch elementare Kleidung. Russen sind nicht weniger kälteempfindlich als andere Europäer. Sie besitzen keine wundersame innere Wärme, gleichgültig was ihre fröstelnden Gegner denken mochten, als der Oktoberregen in Graupel überging. Nach dem Finnlandfeldzug hatte sich der Generalstab die Frage der Winterkleidung noch einmal vorgenommen, und zweifellos haben Walenki, wattierte Jacken und Hosen, Pelzhandschuhe und warme Mützen im Lauf des Kriegs Tausenden von Rotarmisten das Leben gerettet. Demgegenüber war der «Winter-Fritz», jener unglückliche Deutsche, der sich mit gestohlenen Halbhandschuhen, mit Zeitungseinlagen und mit exotischen Schlüpfern von Babuschkas helfen musste, eine der Pointen der sowjetischen Kriegssatire.⁵³ Aber auch die Rote Armee hatte Probleme. Da die Produktion fast Stillstand, war der Nachschub kaum gesichert. 1942 zum Beispiel stellten sowjetische Schuhfabriken pro Kopf der Bevölkerung nur 0,3 Paar Stiefel her.⁵⁴ Lagerung, Reparatur und Verwertung waren also überlebenswichtig. Doch die in jahrelangem Arrangement mit staatlichen Bürokraten und Planern herausgebildeten Gewohnheiten konnten schwer zu durchbrechen sein. Im September 1941 fanden Inspektoren eine vergessene Lieferung von 266'000 Paar Armeehosen, die wegen

unsachgemässer Stapelung bereits schimmelten.⁵⁵ Zehntausende von Winterstiefeln erwarteten die überfälligen Reparaturen, während Hunderte von Rekruten einem Winter ohne Schuhwerk jedweder Art entgegensahen.⁵⁶ Im folgenden Frühjahr war die Lage so angespannt, dass hinter den Linien dienende Offiziere und Männer zur Sommermontur anstatt Mänteln die abgelegten wattierten Jacken von der Front erhielten.⁵⁷

Der Schwarzmarkt wuchs und gedieh. Militäreigentum aller Art wurde dafür abgezweigt oder gestohlen, darunter Stiefel und andere Kleidung, Treibstoff, Rationen und sogar Kochtöpfe.⁵⁸ Bis 1942 war Tabak so knapp, dass Moskowiter Zigaretten anzündeten und Passanten für zwei Rubel ein-



Satire auf den «Winter-Fritz», aus einem Soldatenkabarett mit dem Titel «Die diebische Armee», Februar 1942

mal ziehen liessen.⁵⁹ Armeebestände – anonyme und fast offen herumliegende Massenware – bildeten Schätze, denen selbst aufrechte Patrioten kaum widerstehen konnten. Ein weiterer blühender Handel kam auf, als der Staat am 25. August 1941 eine Sonderration Wodka für Frontsoldaten einführte. Angesetzt waren pro Mann und Tag hundert Gramm, die ausgesuchte Offiziere zuteilen sollten, um alle zehn Tage über den Rest abzurechnen.⁶⁰ Doch für so viel Pedanterie ist Wodka einfach zu kostbar. Offiziere und Mannschaften, denen nichts zustand, bedienten sich aus den Lagern. Pfiffige Quartiermeister verkauften den Schnaps.⁶¹ In Moskau sah Simonow im Januar 1942 Leute, die mehr Wodka als Tee tranken. Bei den Frontsoldaten bereitete die Trunkenheit echte Probleme⁶², und alle wussten, dass die Menge nach Gefechten steigen würde. «Es war immer gut, bei der Infanterie zu dienen», erzählte ein Überlebender. «Infanterie oder Artillerie. Dort gab es die meisten Gefallenen, und niemand kontrollierte, wie viel Wodka wir zurückschickten.»

Um die Toten kümmerte sich auch niemand. «Nicht selten», schrieb Mechlis in einem seiner heuchlerischen Vermerke, «bleiben die Leichen von Soldaten mehrere Tage lang achtlos auf dem Schlachtfeld liegen, obwohl es ... durchaus möglich wäre, unsere Kameraden mit vollen militärischen Ehren zu bestatten.» Er erwähnte einen Fall, in dem vierzehn Leichen fünf Tage lang nicht beerdigt wurden. Dies war im Dezember, bei gefrorenem Boden kaum überraschend, als alle mit ihren Kräften haushalten mussten. «Offen daliegende Leichen», monierte Mechlis, «beeinträchtigen die politisch-moralische Einstellung der Soldaten, aber auch die Autorität der Kommissare und Befehlshaber.»⁶³ Diese Toten hatten noch Besitztümer am Leib, die lebende Soldaten gut gebrauchen konnten. Frische Uniformen gab es nur für neu gebildete Armeen, wohingegen Fronttruppen ihren Bedarf durch Wiederverwertung deckten. «Nach sehr schweren Gefechten», erinnerte sich ein Politruk, «mussten wir unsere Männer ins Feld zurückschicken und die Waffen der Toten einsammeln lassen, damit wir sie am nächsten Morgen wieder einsetzen konnten.»⁶⁴ In jenem Dezember sollte Mechlis anordnen, alle Toten umgehend mit dem gebührenden Respekt (und genauer Dokumentation) zu beerdigen.⁶⁵ Zehn Monate später klagten die Behörden darüber, dass man Leichen nach wie vor in Granattrichter oder Gräben werfe oder, schlimmer noch, den Ratten überlasse. Was ihre Besitztümer angeht, so führte ein wei-

terer Befehl, vom 29. November, die sicherzustellenden Sachen auf, darunter «Mäntel, Kasacken, Mützen, wattierte Hosen und Jacken, Pullover, Handschuhe, Stiefel sowie Walenki».⁶⁶ Ein Leichnam galt als nicht geborgen, solange das Gewehr fehlte.

Wahrscheinlich hätten viele Rotarmisten einen schnellen Tod gegenüber der Gefangenschaft bevorzugt. «Die ... in der Gefangenenbehandlung angewandte grundsätzliche Einstellung konnte nicht ohne Rückwirkung bleiben», schrieb ein deutscher Abwehroffizier im Februar 1942. «In der Gefangenschaft erwartet der russische Soldat nicht mehr auf Grund der Reden des Politruks, sondern nunmehr aus eigener Überzeugung ein qualvolles Leben oder den Tod.»⁶⁷ Dieses Wissen liess die sowjetischen Soldaten noch erbitterter kämpfen und nährte ihren Hass. «Wenn sie [die Deutschen] unsere Gefangenen gut behandeln würden», sagte ein Oberst 1942 im Gespräch mit Werth, «wäre das bald bekannt. Es ist schlimm, dass man das sagen muss, aber die Deutschen helfen uns dadurch, dass sie unsere Gefangenen schlecht behandeln und verhungern lassen.»⁶⁸

Als im Juni und Juli 1941 Zehntausende von Rotarmisten kapitulierten, hatten sie gewiss keine Vorstellung davon, welches Schicksal sie in den Händen der Deutschen erwartete. Im Spätsommer begannen jedoch schreckliche Geschichten zu kursieren. Im August nahm Moskwin den ersten von vielen geflohenen Soldaten auf, die er in den folgenden Monaten unterbringen sollte. Der Bericht des Mannes liess ihn erschauern. «Es gebe kein Obdach», schrieb Moskwin, «kein Wasser, Leute verhungerten oder starben an Krankheiten, viele hätten weder anständige Kleidung noch Schuhe. Man behandle sie wie Sklaven, erschiess sie beim geringsten Anlass oder einfach aus Jux und Boshaftigkeit.» Ukrainische Häftlinge, die, wenn sie wollten, in den Lagern bereits gewisse Privilegien genossen, dienten auch als Spitzel, um Kommunisten und Juden auszuspähen. Die Opfer bezogen Prügel, mussten ihre eigenen Gräber schaufeln und starben durch Genickschüsse.

Moskwin litt häufig unter Anfällen von seelischen Schmerzen. «Ich erkenne, wie naiv unsere Ausbildung war», schrieb er in sein Tagebuch. «Die Vorstellung, in Gefangenschaft zu geraten, haben wir ganz aus unserer Sicht des Kriegsalltags ausgeklammert, stattdessen jedoch den Soldaten und uns selbst eingeschärft, dass der Feind Gefangene benutzen würde, um ihnen Ge-

heimnisse zu entlocken und um sie durch Folter zum Verrat zu zwingen. Doch alle unsere Beispiele stammten aus dem letzten Krieg, dem imperialistischen, und von Modellen des Klassenkriegs. Heute haben wir es aber mit der Gestapo und der SS zu tun, und in deren Augen sind wir nichts anderes als Rote.»⁶⁹ Diese Lektion mussten allmählich auch andere lernen: Der Feind wollte sie gnadenlos auslöschen.

«In Rschew befindet sich ein Konzentrationslager mit fünfzehntausend Gefangenen der Roten Armee und fünftausend Zivilisten», hiess es in einem dort herausgeschmuggelten Bericht vom Dezember 1941. «Man hält sie in ungeheizten Hütten, sie bekommen nicht mehr als ein, zwei hartgefrorene Kartoffeln pro Tag. Die Deutschen werfen den Insassen durch den Stacheldraht verfaultes Fleisch und Knochenreste zu. Davon erkrankten sie, und jeden Tag sterben zwanzig bis dreissig. Wer zu schwach zum Arbeiten ist, wird erschossen.»⁷⁰ Das war ein Holocaust, der Millionen verzehrte. Bis zum Fiasko von Stalingrad hielten die Deutschen die meisten der sowjetischen Kriegsgefangenen in Frontnähe. «Viele starben auf dem nackten Erdboden», gab ein Zeuge in Nürnberg zu. «Seuchen brachen aus, und es gab Fälle von Kannibalismus.» «Erst im Jahre 1942», konstatierte Werth, «fing man an, die übriggebliebenen russischen Kriegsgefangenen auch als ein Reservoir menschlicher Arbeitskraft zu sehen.»⁷¹

Unter den relativ wenigen Gefangenen, die überlebten, waren Nichtslawen unverhältnismässig stark vertreten. Das verdankten sie dem deutschen Rassenwahn und dem Häufchen verrückter, in Berlin lebender Nationalisten, die in den turbulenten Gründungsjahren der Sowjetunion aus ihren Heimatländern entkommen waren. Diese Männer tourten jetzt durch die Lager, um nach Landsleuten zu suchen, boten ihnen jedoch nur eine bedingte Hilfe an, denn die Ausgewählten galten als «Freiwillige» der so genannten Legionen – von Georgiern, Kosaken oder Kasachen –, deren heilige Pflicht es war, ihre Heimat vom Bolschewismus zu befreien. Doch konnten sich die Männer kaum frei entscheiden, sodass ihr Schritt mehr über die erlittenen Qualen als über echte Loyalitäten aussagt.

Ibrai Tulebaew entkam auf diese Weise, als man ihn 1942 für die Turkestan-Legion anwarb, wechselte jedoch 1943 wieder auf die sowjetische Seite über. Bei seiner Befragung nahm die Polizei alle Einzelheiten über die Lager

auf, die er zwischen August 1941 und Frühjahr 1942 überlebt hatte. Das erste lag auf polnischem Boden und bestand aus zwölf Blocks mit je etwa fünfzehnhundert bis zweitausend Insassen. Bei Einbruch der Dunkelheit pferchte man sie dort ein und erschoss jeden, der sich hinauswagte. Allabendlich starben zehn bis fünfzehn Insassen auf diese Weise. Tagsüber benutzten die deutschen Wachen Häftlinge als Zielscheiben oder hetzten die Hunde auf sie; manche schlossen sogar Wetten auf die aggressivsten Tiere ab. Es gab so wenig zu essen, dass Häftlinge aus Not Fleisch von Leichen abrissen. Wer den deutschen «Sport» überlebte, den rafften Krankheiten hin. Tulebaew jedoch wurde verlegt. Die Deutschen hatten seine Herkunft bemerkt und fingen bereits an, potenzielle nationalistische Freiheitskämpfer abzusondern. Sie hatten eine grausame Methode, den Willen der Männer zu brechen. Wie Tulebaew errechnete, beherbergte das neue Lager im Dezember 1942 etwa achtzigtausend Häftlinge, von denen die meisten noch ihre leichten Sommeruniformen trugen. Bis Februar waren alle bis auf ungefähr dreitausend an Unterkühlung, Unterernährung, Typhus und Ruhr gestorben. Zwölf erschossen die Deutschen wegen Kannibalismus. Und als im April der Schnee schmolz, lebten nicht mehr genug für weitere drastische Massnahmen.⁷²

Ähnlich ging es in den anderen Lagern Polens, Weissrusslands und der Ukraine zu. In Dubno schlugen Wachen Häftlinge zu Tode. In Minsk folterten sie nackte Opfer mit abwechselnden Güssen eiskalten und kochend heissen Wassers. Überall dort, wo die Deutschen Gefangene hielten, erschossen sie sofort alle identifizierten Politrucks und Juden, um anschliessend die Nichtrussen auszusieben. Es dauerte Monate, bis die neuen Legionen mit Waffen aufseiten der Deutschen antreten konnten. Viele mussten erst Wochen in Sonderlazaretten verbringen, um sich von der Tortur ihrer Gefangenschaft zu erholen. Nicht allen war voll bewusst, was für einen Gang die Ereignisse nun nahmen. «Sie taten es für eine zusätzliche Scheibe Brot», sagte mir die Tochter des damaligen georgischen Nationalistenführers, Schalwa Maglakelidse. «Sie wussten genau, dass mein Vater ihnen das Leben gerettet hatte.» Maglakelidse, der seit 1921 keinen Fuss mehr auf sowjetischen Boden gesetzt hatte, wollte eine Armee aufbauen, um sein Volk zu befreien. Die von ihm geretteten Georgier dagegen klammerten sich an die letzte Überlebenschance.

Dies war, wie man bald sah, ein Vernichtungskrieg, ein Krieg der verbrannten Erde, der Massendeportationen und der hemmungslosen Massaker. Kaum informiert und ohne Vertrauen in den sowjetischen oder den deutschen Staat, musste jeder die Chancen für sein Überleben abwägen. Im Juli 1941 liefen in der besetzten Zone Tausende von Einheimischen als Polizeianten zu den Nazis über. Zum Teil brannten sie vor Eifer, feierten schon den Untergang dessen, was ihnen als der sowjetische, bolschewistische oder jüdische Behemoth erschien. Andere folgten einem Impuls, der Angst vor Inhaftierung oder Erschiessung. «Während des Rückzugs der Roten Armee war unsere Agitation sehr schwach», räumte ein sowjetischer Geheimdienstbericht im September 1942 ein. Viele seien zur Polizei oder zu der tausend Mann starken paramilitärischen «Ukrainer-Legion» gegangen, die in jenem Sommer die Partisanen im Raum Smolensk terrorisiert habe, um Tod oder Folter in einem deutschen Gefangenenlager zu entgehen. Aber stillschweigend hiess das, dass der sowjetische Traum für manche seinen Reiz verloren hatte.

Aus sowjetischer Sicht lag das Problem darin, dass in den besetzten Gebieten einfach zu viele Menschen, die jetzt führungs- und staatenlos waren, «auf die Faschisten gehört und ihnen geglaubt hatten».⁷³ Moskau versuchte, sie durch eine neue Gruppe von Kombattanten zu erreichen: die Partisanen. Zwar hatte man in den Monaten vor «Barbarossa» kaum für eine Guerrilla geplant, aber Moskau erkannte bald das in Partisanenverbänden steckende Potenzial. So ordnete Stalin im Juli 1941 an: «Wir müssen den Feind auch mit Saboteuren bekämpfen, um die Zustände in den besetzten Gebieten für ihn und seine Komplizen unerträglich zu machen.»⁷⁴ Nach wie vor feiert der Kriegsmythos jene zähen Guerrillakämpfer, Männer und Frauen, die den Deutschen Versorgungswege abschnitten, indem sie Bahnanlagen und Brücken in die Luft sprengten, jene Helden, die der Roten Armee den Weg ebneten. Das gehörte in der Tat als ein sehr wertvoller Bestandteil zu ihrer Arbeit, es ist jedoch sehr fraglich, ob ihr wahrer Wert in der Sabotage lag. «Die Natur verabscheut das Vakuum», konstatierte ein Bericht von 1942.⁷⁵ Die Hauptaufgabe der Partisanen bestand darin, als Statthalter der Sowjetmacht zu dienen.⁷⁶

Michail Iwanowitschs OSMBON-Einheit bedrohte als eine der ersten die von den Deutschen gehaltene, zurück ins Landesinnere führende Strasse. Sie

Sie sollte Versprengte der Roten Armee einfangen, Provokateure erschliessen und für eine gewisse Disziplin hinter den Linien sorgen. Die von ihr gebildeten Partisanengruppen vertraten die Sache der Sowjetmacht in den entlegenen Wäldern der Provinz Smolensk. Doch Iwanowitschs Männer brachten mehr als bloss Disziplin, nämlich auch das (nicht immer eingelöste) Versprechen von Proviant. Später halfen sie ausserdem, ein System der (streng zensierten) Feldpost zu schaffen. In einigen belagerten Dörfern des Ostens weckten Nachrichten aus dem «grossen Land» neue Hoffnung und Loyalität.⁷⁷ Die OSMBON-Männer umwarben Bauern sogar, indem sie ihnen bei der Feldarbeit halfen. Sie agitierten auch, sammelten und verteilten Berichte des Sowinformbüros, um der deutschen Propaganda entgegenzuwirken. Sie organisierten Parteiversammlungen, um Jahrestage zu begehen, gaben Kurse in Hygiene und Überlebensstrategien und erinnerten die Menschen ganz grundsätzlich an die Freuden des sowjetischen Alltags. Ihre Bemühungen trugen dazu bei, in den Wäldern eine neue Parallelarmee zu schaffen. Amtlichen Berichten zufolge gab es im November 1942 zwischen Baltikum und Krim hinter den deutschen Linien annähernd vierundneunzigtausend Partisanen, davon knapp zehn Prozent allein im Raum Smolensk.⁷⁸ Sie waren es, denen sich Nikolai Moskwin am Ende zuwandte.

Zuerst hatte der Politruk geschwankt, ob er sich den Partisanen anschliessen oder den nächsten Stützpunkt der Roten Armee aufsuchen sollte. Im Oktober 1941 erreichten ihn Gerüchte über Kämpfe in der Nähe von Wjasma, doch dann hörte er nichts mehr davon und fürchtete, dass die Truppen ausser Reichweite geflohen waren. Durch den ersten Schnee half ihm die – von entkommenen Häftlingen kolportierte – Nachricht über Stalins Rede vom 7. November, die er vor Soldaten auf dem Roten Platz gehalten hatte. «Alle bleiben standhaft auf ihren Posten», schrieb Moskwin, «und bald wird überall gefeiert.» Er hatte sich zu früh gefreut. Es sollte noch Monate dauern, bis es dem Flüchtling gelang, in die sowjetische Zone durchzubrechen. Im März, als die Kälte nachliess, strebte er ostwärts, um hinter Kaluga zur Roten Armee zu stossen. Er wurde jedoch gefasst, als er sich den deutschen Linien näherte. Man brachte ihn in das Lager von Granki, eine Auffangstation für die Front, die kaum grösser als ein Kasernenhof war. Dort traf er die Überlebenden der Einkesselung von Wjasma im vergangenen Herbst, die sich

schon seit sechs langen Monaten in dem Lager befanden. «Wer es nicht gesehen hat», schrieb Moskwin, «kann sich das Grauen dieser menschlichen Katastrophe nicht vorstellen. Ich habe selbst miterlebt, wie Männer an Erschöpfung und Unterkühlung oder an Misshandlungen starben.»

Dieses Schicksal wollte Moskwin nicht teilen. Gesund und entschlossen nahm er sich vor, den Wachen, die ihrerseits froren und deprimiert waren, zu entkommen. Sechs Tage nach der Festnahme befand er sich wieder auf der Flucht. Doch hatte er seine Papiere verloren. Trotz seiner Loyalität wusste er, dass die Roten ihn ohne weiteres als Deserteur erschiessen konnten. Das veranlasste ihn, nicht ost-, sondern westwärts zu marschieren. Im Juni schloss er sich einer Partisanengruppe an, die aus ehemaligen Soldaten wie ihm selbst bestand. «Es ist schon befriedigend, die Faschisten auf diese Weise zu bekämpfen», schrieb er wenig später freudig. «Aus dem Hinterhalt können wir sie fast ohne eigene Verluste auf der Strasse erwischen.» Am 29. Juli tötete sein Bataillon eine Gruppe deutscher Wachposten, nahm zahlreiche Angehörige der Polizei gefangen und eroberte zwei neue Maschinengewehre. «Ich bin wirklich gut dabei», schrieb er, und im August konnte er frohlocken: «Wie beglückend! Ich habe heute drei Briefe auf einmal aus dem grossen Land bekommen. Meine Eltern leben. Marija lebt. Hurra!»

Wenn Briefe durchkamen und Männer fliehen konnten, so hätte es eigentlich auch möglich sein müssen, dass viele Partisanen, darunter die kampferprobten, zurückkehrten, um die Rote Armee zu verstärken. Doch der Staat brauchte sie gerade da, wo sie jeweils standen. Das war eine der üblichen abgebrühten Massnahmen, denn obwohl die Männer den Befehl hatten, vor Ort zu bleiben, erhielten sie weder Nahrung noch Waffen. «Wir haben Anweisung, im Dreieck bei Smolensk auszuharren und weiter zu kämpfen», vermerkte Moskwin im September 1942. Sein Optimismus begann zu schwinden. «Der Winter wird hart. Die Hälfte unserer Männer hat weder richtiges Schuhwerk noch warme Kleidung.» Als Vogelfreie, die sie waren, begannen seine Männer zu desertieren, und Moskwin verfluchte den Zynismus Moskaus. «Man erwartet, dass wir beim Feind stehlen und bei den Einheimischen betteln», aber wo alle hungerten, konnte ja nur Erpressung helfen. «Vielorts verkleiden sich Gruppen von Feinden als Partisanen und nehmen am Banditentum teil», verkündete ein Parteibericht aus Smolensk.

Doch dürften die Plünderer eher sowjetische Männer gewesen sein. «Mich überrascht es nicht, dass Einheimische davonlaufen und sich bei den Deutschen beklagen», bekräftigte Moskwin, «denn die meiste Zeit über rauben wir sie einfach aus wie Banditen.»⁷⁹

Erneut liessen nur die Gräueltaten der Deutschen die Sowjets durchhalten. «Gegenwärtig», bekannte ein Partisanenführer, «stellt sich die Lage wie folgt dar: Wir im Wald glauben, dass uns der Kommunismus (den siebzig bis achtzig Prozent von uns hassen) zumindest am Leben lässt, wohingegen die Deutschen mit ihrem Nationalsozialismus uns entweder erschliessen oder aushungern würden.»⁸⁰ «Lebt Ihr noch? Ich weiss es nicht», schrieb ein Soldat namens Wasili Slesarew im Dezember 1941 an seine Frau, seine drei Söhne und seine Tochter. Dann dauerte es sieben Monate, bis er von ihnen hörte. Auch sie sass hinter den deutschen Linien fest. Ein Brief seiner zwölfjährigen Tochter Marija, den Partisanen mitbrachten, gab dem schon älteren Mann Kunde von ihnen: «Fast glaubten wir, dass keiner mehr am Leben ist, doch Du scheinst es zu sein, auch Schura, aber von Sergei haben wir noch nichts gehört», schrieb das Kind. Bei Smolensk, in ihrem Dorf, habe es Tote gegeben. «Papa», fuhr Marija fort, «unser Walik ist tot und liegt auf dem Friedhof von Sumarokowo. Papa, die deutschen Ungeheuer haben Feuer bei uns gelegt.» Am 30. Januar 1942 hatten sie ihr Haus dem Erdboden gleich gemacht, später alle Überlebenden und ihr Vieh vertrieben. Der Junge war dann in dem klammen Versteck der Familie an einer Lungenentzündung gestorben. «In den Dörfern ringsum haben sie viele Leute getötet», berichtete Marija ihrem Vater, «und jetzt denken sie nur noch an diese blutrünstigen Ungeheuer. Man kann sie ja nicht einmal Menschen nennen, sie sind einfach nur Räuber und Blutsauger. Papa, töte den Feind!»⁸¹



Zu den vielen Geheimnissen dieses Kriegs gehörten seine wirklichen Kosten. Am 23. Februar 1942, dem Tag der Roten Armee, verkündete Stalin, die Deutschen gerieten ins Hintertreffen. Die Rote Armee treibe sie westwärts und habe die Provinzen Moskau und Tula schon restlos befreit.⁸² Kämpferische Reden wie diese gehörten zu den wenigen Mitteln, über die der Woschd noch verfügte.⁸³ In Wahrheit gehörten diese Februarwochen zu den dunkelsten des gesamten Kriegs. Moskau war zwar nicht gefallen, aber die Bürger

im belagerten Leningrad sahen dem «weissen Tod» durch Verhungern entgegen. Unten im Süden lag die Krim mit dem strategisch wichtigen Zugang zur Schwarzmeerküste und zum Kaukasus fast komplett in deutscher Hand. Nur die belagerte und unter Dauerbeschuss liegende Hafenstadt Sewastopol konnte man noch den Winter über halten. Tula war frei, wie Stalin gesagt hatte, doch fast alle anderen Städte im Westen zerstört. Zwar hatten die Deutschen hohe Verluste erlitten, und es stimmte auch, dass ihre Reserven schwanden – aber all dies war kein Vergleich mit der sowjetischen Bilanz: Neben den fast drei Millionen Gefangenen waren bis zu jenem Februar 2‘663‘000 Rotarmisten gefallen, das heisst auf jeden toten Deutschen kamen zwanzig sowjetische Soldaten.⁸⁴

Diese Zahlen an sich hätten schon einen Zusammenbruch der Moral oder gar eine Revolution auslösen können, doch man gab sie nicht frei. Niemand konnte errechnen, welche gewaltigen Opfer dieser Krieg forderte. Zivilisten wussten als Beobachter und kämpfende Soldaten sehr genau über einzelne Schlachten Bescheid. Aber ihr Wissen blieb Stückwerk, und auch sie hätten das wahre Ausmass des Blutbades kaum erahnen können. Es war schlicht unvorstellbar, und keine Zahl hätte die Abgründe des Schmerzes und die Berge von Leichen in ihrer wahren Dimension anschaulich machen können. Die Toten waren noch nicht verwest, ihre Grabsteine waren noch keine Monumente aus Granit. Ihre Gesichter waren noch von Entsetzen und Qualen gezeichnet und ihre Finger in den Schlamm und Schnee gekrallt. Mancherorts lagen die Leichen aufeinandergetürmt wie Dämme gegen ein Meer von Blut. Doch solche Bilder kannte und beschrieb man abgesehen von Frontlagern nur in Lazaretten. Nicht umsonst setzte man fröhliche Komsomolzen zu genesenden Soldaten ans Bett, um ihnen Briefe, Gedichte und ausgewählte Zeitungsartikel vorlesen zu lassen. Die schlimmen Geschichten gingen auf den Stationen erst nachts flüsternd um.

In jenem Frühjahr kamen die erschütterndsten aus dem Süden. Bei den Feldzügen dort lernten die Männer, mit dem Tod zu rechnen, ihn sogar zu begrüßen. «Wir sagten immer, wer diesen Winter übersteht, der wird ein langes Leben haben», trug ein Soldat, der bei Feodosia im Osten der Krim kämpfte, in sein Tagebuch ein. Die Küstenstrasse war mit Leichen übersät, aber man konnte sie wegen des deutschen Feuers nicht beerdigen. «Ich bin jetzt bereit», fügte er hinzu, «für jede Art von Tod.»⁸⁵ Da Sewastopol vorerst

noch in sowjetischer Hand lag, hatte man im Dezember 1941 eine grosse Expedition gestartet, um die östliche Krim zu befreien. Angestrebt war, die Halbinsel Kertsch einzunehmen und als Brückenkopf für die Entlastung Sewastopols und Zurückeroberung der gesamten Region zu benutzen, doch das Vorhaben scheiterte. Dazu ein junger Wehrpflichtiger im Februar: «Unsere Truppen haben Feodosia aufgegeben. Warum hatte man es überhaupt eingenommen, ohne Vorkehrungen für seine Verteidigung zu treffen? Wenn wir derart jede Stadt zweimal erobern müssen, kann der Krieg bis 1945 dauern.»⁸⁶ Ein sowjetisches Kontingent blieb im Tiefland um Kertsch, dem östlichsten Punkt der Krim, jedoch mit trüben Aussichten. Anfang Mai griffen die Deutschen letztmalig an und trieben den Feind bis in die Meerenge zwischen Kertsch mit seinem alten Hafen und dem russischen Festland.

Kertsch erlebte in jenem Frühjahr eine Vielzahl von Tragödien, angefangen bei den Kämpfen selbst. Für sie war Stalins Favorit Lew Mechlis zuständig, der darin eine Frage der Moral sah. In der Praxis hiess das, kaum militärische Vorbereitungen für die Defensive zu treffen. «Alles sollte vorsehen, stets vorwärts!», erinnerte sich Simonow als Augenzeuge. Zehn Kilometer hinter den Linien sei schon nichts mehr gewesen: kein Nachschub, keine Reserven und keine Transportmittel. Mechlis meinte, dass Gräben die Aggressivität unterhöhlten, deshalb liess er keinen einzigen anlegen. Das war verhängnisvoll, weil das Gelände der Halbinsel Kertsch jenseits des Hafens eine leicht gewellte, baumlose und teilweise marschige Steppe ist, die den um ihr Leben kämpfenden Männern keinerlei Deckung bot. Die Infanteriedivisionen der 51. Armee, darunter viele soeben aus ganz anderen landschaftlich-klimatischen Verhältnissen eingetroffene Georgier, standen den Geschützen vollkommen plan- und schutzlos gegenüber. Zum Entsetzen Simonows war das Gelände schon nach dem ersten deutschen Feuer mit mehr Leichen übersät, als er bisher im ganzen Krieg gesehen hatte. «Und nirgends Offiziere», fügte er hinzu, «das alles spielte sich auf einem freien, schlammigen, absolut kahlen Feld ab.»⁸⁷ Am nächsten Tag trieb man noch mehr Infanteristen über dieses Gelände, wo sie im Nebel an den Leichen ihrer Kameraden vorbei ins Verderben rannten. Innerhalb von nur zwölf Tagen liessen auf Kertsch hundertsechundsiebzigtausend Mann ihr Leben.⁸⁸

Es kam, wie von Simonow vorausgesagt. Mitte Mai bestiegen die letzten Reste von Mechlis' Armee kleine Boote und setzten auf das knapp zehn Kilometer entfernte Festland über. Die deutschen Verbände waren jedoch so schnell vorgestossen, dass viele – mehrere Tausend – in den Kalksteinanhöhen hinter der Stadt festsassen. Diese Männer und Frauen blickten von dort auf die Meerenge hinab – sie müssen phantasiert haben, hinüberlaufen zu können – und wussten, dass es kein Entrinnen mehr gab. Dann folgte eine Marter, wie sie selbst dieser Krieg nur ein- oder zweimal sah. Charakteristisch daran war, dass sie mit persönlichem Mut, erschüttertem Vertrauen und grausamer Verschwendung von Menschenleben einherging. Das Einzigartige war jedoch, dass sie unter Tage stattfand. Die Helden dieses Dramas fanden ihr Grab in einem Labyrinth von Tunneln tief im Felsgestein der Krim.

Die Offiziere der Sonderabteilung, hartgesottene Agenten vom Schläge Michail Iwanowitschs oder der OSMBON, nahmen sich des Problems an. Befehle brüllend und mit geladenen Waffen herumfuchtelnd, sammelten sie alle Versprengten ein und musterten die Männer. Als Nächstes wählten sie eine Gruppe örtlicher Führer aus, die das Gebiet und seine unterirdischen Höhlen kannten. Diese Männer führten die ganze Kompanie in einen Steinbruch, ein enormes Geflecht von Gruben und Gängen, aus denen man achtzig Jahre zuvor die Steine für den Bau einer Festung entnommen hatte. In dieser Höhlenstadt nahmen die Soldaten jetzt ihr Quartier. Dreitausend Menschen, darunter Krankenschwestern und Flüchtlinge von Kertsch (sie hatten eine Episode deutscher Herrschaft überlebt und daher allen Grund, eine zweite umso mehr zu fürchten), tauchten in der Dunkelheit ab. Sie zogen ihre Pferde und Geschütze hinter sich her und schleppten gebündelte Vorräte. Hätten sie sich vor dem Abstieg noch einmal umgeschaut, sie hätten die grasige Steppe gesehen, blauen Frühlingshimmel, gelbblühendes Gänsefingerkraut und die tiefroten Einsprengsel der ersten Mohnblumen. Das wären ihre letzten Farbeindrücke gewesen. Wenige sollten je wieder im Tageslicht blinzeln oder eine kühle Brise auf der Haut spüren.

Die Höhlenstadt war organisiert, das heisst die Männer der Sonderabteilung verstanden etwas von ihrem Geschäft. Sie teilten die Kompanie in Trupps auf und wiesen ihnen klare Aufgaben zu. Teils lösten sie sich als Wachen ab, teils suchten sie nach versteckten Ausgängen, Wasser, Nahrung und Brennstoff. Die Verantwortlichen richteten ihr Hauptquartier in der

grössten und sichersten Höhle ein. Das Lazarett entstand in der untersten. Es wurde bald benötigt. Mangels gesicherter Vorräte begannen die Flüchtlinge, Fleisch verendeter Pferde zu essen, und das war noch drei Monate später ihre einzige Ernährung. Anfangs schwärmten Späher aus, lenkten die deutschen Wachen ab und stahlen, was sie konnten. Doch nach einigen Wochen hörte das auf. Die Höhlenbewohner sassen in der Falle. Auf den Tod wartend entzündeten sie aus Autoreifen gefertigte dünne stinkende Kerzen.

Die Deutschen platzierten Sprengladungen an den Ausgängen, so dass Steine und Splitter auf die Flüchtlinge im Inneren hinabregneten. Dann leiteten sie Giftgas in die Tunnels und töteten fast alle sowjetischen Verteidiger. Die wenigen Überlebenden starben in den folgenden Wochen hungrig und verzweifelt, sie ergaben sich allerdings nicht. Im sowjetischen Mythos figurierte der Steinbruch von Adschimuskai als ein zweites Leningrad oder Brest – ein Ort, an dem Helden bis zum Letzten durchhielten –, doch diesen tapferen Männern und Frauen blieb keine andere Wahl. Während einige der Offiziere, die Männer der Sonderabteilung mit ihren Pistolen und dem Überlebenstraining, entkamen und später berichteten, waren die anderen gezwungen zu bleiben. Dazu nötigten sie die eigenen Kameraden mit Waffengewalt. Hätten sie nicht den Heldentod gewählt, so wären sie mit einer Kugel im Rücken gestorben.⁸⁹

Mit dem Fall von Kertsch war das Schicksal Sewastopols besiegelt. Die Stadt hatte zwar seit dem Herbst durchgehalten, sie war aber nach den Bombardements der Messerschmidts nur noch ein Schatten des einstigen Schwarzmeerurlaubsortes. Ende März 1942 hörten die Verteidiger, dass sich deutsche Truppen der Stadt näherten, und einige der Einwohner – Frauen, Alte und Kinder – wurden in jener Woche vom Hafen aus auf dem Seeweg evakuiert. Unter den vielen, die zurückblieben, befand sich der Schriftsteller und Humorist Ewgeni Petrow, der schliesslich in den letzten Tagen der Belagerung starb. Unterdessen entledigten sich die NKWD-Wachen ihrer Gefangenen – angeblich in Höhlen bei Inkerman – und flohen dann in die Nacht hinaus. Das Bombardement begann. Dem Marineoffizier Ewseew zufolge nahmen so viele Flugzeuge daran teil, dass sie nicht genug Platz hatten, über der Stadt zu kreisen. Der «Höllennlärm» war derart beständig und durchdringend, dass die Bürger jedes Abflauen als beunruhigend empfanden.

«Und je schwerer das Bombardement», betonte Ewseew, «desto grösser und stärker unser Zorn und Hass auf den Feind.»

Es war eine ebenso leidenschaftliche wie vergeblische Wut. Anfang Juli flogen Junkers in nur noch hundert Metern Höhe über die nördlichen Vororte der Stadt. Die Wege und Boulevards, auf denen sonst Seeleute schlenderten, waren jetzt mit Leichen übersät, die schönen Gebäude dick mit Rauch überzogen. «Die Hitze!», stöhnte Ewseew. «Wir litten alle unter schrecklichem Durst, und keiner hatte mehr Wasser in seiner Feldflasche.» Er und andere Männer hatten sich in die Höhlen und Tunnels unter dem Hafen zurückgezogen. Sie schickten jemanden aus, um nach Wasser zu suchen, und die anderen träumten derweil von ihren Lieblingsgetränken, «ob Limonade, Kwass, Sodawasser, Bier oder auch Eiskaffee. Doch in einem waren wir uns einig: Wir hätten alles getrunken, wenn es auch kein kaltes, sauberes Wasser war, ja selbst wenn es verschmutzt oder an Leichen entlang geflossen wäre.» Und er fügte hinzu: «Wir tranken schon tagelang Wasser, in dem Leichen gelegen hatten.» Diese habe man in die Betontanks und -behälter im Umkreis der Stadt geworfen. Dazu Ewseew: «Wir schafften es nicht, sie herauszuholen.»

Ewseew gehörte zu den vielen, die entkamen und binnen weniger Tage nach dem Fall der Stadt mit Booten von der Küste abgeholt wurden. Tausende anderer, darunter viele Militärs wie er, blieben vor Ort und damit dem erbarmungslosen Feind ausgeliefert. «Man erkannte die Stadt nicht mehr wieder», klagte er, von einem Lastwagen der Armee zurückblickend. «Sie war tot. Die noch vor Kurzem schneeweisse Schönheit, das zauberhafte Sewastopol, war nur noch eine Trümmerlandschaft.» Als die Männer ihr Boot bestiegen, um die gefährliche Passage über das Schwarze Meer anzutreten, schworen sie sich zurückzukehren, um Rache zu nehmen.⁹⁰ Grosse Worte, die einige später einlösen sollten. Doch den etwa neunzigtausend Frauen und Männern der Roten Armee und der Marine, die dem Feind mit der Stadt in die Hände fielen, spendeten sie kaum Hoffnung.⁹¹

Der sowjetische Rückzug hielt an. Im Mai fiel auch Charkow. Mit der sicheren Kontrolle über die Krim starteten die Deutschen jetzt einen Angriff auf Rostow, das lebenswichtige Tor zum Kaukasus und zur Wolga-Zitadelle Stalingrad. Mitte Juli war der grösste Teil des Donbeckens besetzt, doch das nördliche Woronesch hielt durch. Die Wehrmacht nahm Starij Oskol und

setzte über den Don. «Die meisten unserer Kommandeure sind Feiglinge», schrieb ein junger Mann namens Gudsowski. «Jedenfalls mussten wir nicht weglaufen, sondern hätten standhalten und ihnen Paroli bieten können. Gebt uns den Befehl, westwärts zu marschieren! Zum Teufel mit Rückzug! Es kotzt mich an, meine Heimatorte aufzugeben.»⁹² Es waren die letzten Worte, die er vor seinem Tod schrieb. Die Armee konnte nicht einmal die Einheimischen retten, sondern musste sie hilflos zurücklassen. «Sie haben ihr letztes Brot mit uns geteilt», erinnerte sich ein Frontoffizier. «Ich ass das Brot und wusste, dass ich in einer Stunde aufbrechen würde, da der Rückzug nahte. Doch ich sagte nichts! Dazu hatte ich kein Recht! ... Wenn wir ihnen etwas gesagt hätten, wären auch sie davongelaufen und hätten die Strasse verstopft.»⁹³

Der alte Mann fügte hinzu, dass er sich schämte. Die Armee versagte gerade im Menschlichen auf der ganzen Linie. In jenem Sommer verloren viele Zivilisten in den bedrohten Kreisen das Vertrauen in die sowjetischen Truppen. «Gott weiss, was vor sich geht», zischte eine Frau aus einer Dorfwaschküche eines Abends zwei Soldaten zu. «Wir arbeiten uns krumm, und die geben einfach unsere Städte auf!» Einer der beiden warf ihr einen gequälten Blick zu und ging davon. Der Zweite dachte verzweifelt an seinen Geburtsort Woronesch, der unter Beschuss lag und vorläufig nicht verteidigt werden konnte, da die Strasse nach Norden noch blockiert war.⁹⁴ Schlimmere Nachrichten sollten folgen. Am 28. Juli erfuhr die Bevölkerung, dass Rostow und Nowotscherkassk gefallen waren. Damit lag keine Bastion mehr zwischen den Deutschen und dem Kaukasus, sodass kaum noch etwas ihren Vorstoss nach Stalingrad aufhalten konnte.

5. Schritt für Schritt

Im zweiten Kriegssommer blies der Roten Armee ein scharfer Wind ins Gesicht, der weder Siege noch Hoffnungen zuliess. Ihr Aufbegehren, das sie im Triumphzug nach Berlin führen sollte, drohte nun im Patt, wenn nicht sogar im Udenkbaren der Niederlage zu enden. «Wir haben nie am letztendlichen Erfolg gezweifelt», erklärten viele Veteranen. Doch die Illusion der Unbezwingbarkeit, an der sie trotz des Schocks der ersten Monate festhielten, konnte vor der Tatsache andauernden Scheiterns kaum bestehen. Die Polizei verlangte pflichtgemäss von jedem ungeteilte Begeisterung. Einen Soldaten nahm sie bloss wegen dieser kleinen Bemerkung fest: «Wir ziehen uns zurück, endgültig.»¹ Doch im August 1942 begannen die verzweifelten Männer selbst unter ihrer Schmach zu leiden, unter all den vorwurfsvollen Blicken, die ihnen folgten, wenn sie elende, halb verwaiste Steppenortschaften eine nach der anderen aufgaben. Schon seit Monaten zogen sie sich zurück durch die Weizenfelder der Ukraine, des Don und des Kuban. Weit hinter ihnen, jenseits des östlichen Horizonts, bildete eine mächtige Wolga die Grenze zwischen dem europäischen Russland und Vorderasien, und noch weiter ostwärts erstreckte sich eine endlose, seit Timur fast unveränderte Wüstenlandschaft, die den Söhnen der sanfteren, fruchtbaren Mitte Russlands fremdartig erschien. Wenigstens in symbolischer Hinsicht kam jetzt der Punkt, an dem der Armee kein Ausweg mehr blieb.

Stalins Regime hatte beim Volk eine Grundeinstellung gefördert – sich in der Öffentlichkeit naiv optimistisch zu geben, um insgeheim zynisch bis sarkastisch zu sein –, was den Soldaten in jenen bitteren Monaten abging. Jahrelang hatte man sie aufgehetzt, ihr Unglück anderen in die Schuhe zu schieben, den Sündenböcken, die der Staat als Feinde und Spitzel anprangerte.

Der Stalinismus formte eine Kultur, in der es sich für den Einzelnen empfahl, möglichst nicht aufzufallen. Die Säuberungswellen ab 1937 machten das Zuschieben des schwarzen Peters – wofür die Mandarine eigens den Begriff «Obeslitschka» einführten – buchstäblich zum Spiel auf Leben und Tod, und gut ein Jahr nach Kriegsausbruch hatte dieses Verhaltensmuster die Rote Armee an den Rand der Niederlage geführt. Nun kam es auf jeden einzelnen Soldaten an. Doch Monate der Demütigung hatten die Truppe so zermürbt, dass sie beim ersten Gerücht über deutsche Panzer in Panik geriet.² Die Moral war im Keller. «Wir weinten beim Rückzug», berichtete ein Veteran; es seien Tränen der Erschöpfung, aber auch der Scham gewesen. «Wir rannten einfach drauflos, um Charkow hinter uns zu lassen, einige nach Stalingrad, andere nach Wladikawkas. Wo würden wir einmal enden – in der Türkei?»³

Wie nach jahrelanger Übung gewohnt, suchte man die Schuld stets bei anderen. Männer aus dem russischen Kernland zeigten mit Fingern auf Ukrainer, besonders die «Westler» aus den ehemals polnischen Gebieten. «Ganze Kompanien verliessen die Front, und so schwanden die Ukrainer dahin», berichtete der heutige Offizier Lew Lwowitsch. «Sie liefen aber nicht zu den Deutschen über, sondern gingen einfach nach Hause.» «Nur die Russen kämpfen noch gegen diese Deutschen», schimpfte damals ein junger Infanterist, «die meisten Ukrainer sind einfach gar nicht erst angetreten.» Über die Kalmücken-Steppe blickend fügte er hinzu: «Auch meine Heimat ist sehr fern von hier. Warum sollte ich meine Gebeine in fremde Erde legen?»⁴ Und selbstverständlich fanden Zehntausende von Ukrainern an der Front andere Sündenböcke. «Es gab sehr, sehr viele Leute, die sich vorsätzlich in die Hand, in die Schulter oder ins Bein schossen», erzählte ein damals in Kiew stationierter Infanterist. «Dann kamen sie ins Lazarett und mussten nicht an die Front.» Es gab immer neue ethnische Minderheiten zu beschuldigen. «Da waren alle diese Leutchen aus Zentralasien», fuhr er fort, «die sich regelmäßig zu Boden warfen und mit ihrem ‚O Allah!‘ anfangen, die beteten, statt auf den Feind loszustürmen oder überhaupt mal an Gefechten teilzunehmen.»⁵ Der Rassismus trieb derart seltsame Blüten, dass man sich sogar in Moskau besorgt darüber zeigte.⁶ Offenkundig drohten die Streitkräfte ähnlich zu zersplittern wie die Gesellschaft, aus der sie sich rekrutierten.

Fast täglich trafen in der Hauptstadt neue Meldungen über verlorene Städte, verbranntes oder verrottetes Ackerland ein. Im Norden hielt das umkämpfte Leningrad durch, wenngleich man bei der Führung wusste, dass sein Überleben am seidenen Faden hing. Aus dem Süden kamen jedoch nur düstere Nachrichten. Ende Juli hielt selbst Stalin es nicht mehr aus. Er unterbrach einen Bericht seines Stabschefs Alexander Wasilewski und wies den General an, einen neuen Befehl für die Truppen aufzusetzen. Dieser sollte schliesslich als der entscheidende Wendepunkt jenes Sommers gelten.⁷ Es ging um nichts Geringeres, als die Denkgewohnheiten einer ganzen Generation zu verändern. Ja, faktisch fing schon die Niederlage selbst an, die alten Muster zu durchbrechen, und in den folgenden Monaten standen tiefgreifende Neuerungen bevor. Befehl Nr. 227 erging zwar auf dem Tiefstpunkt der Armee, aber der Krieg selbst wirkte als die Esse, um eine neue Mentalität zu schmieden.

Der Befehl 227 trat am 28. Juli 1942 in Kraft, doch Stalin bestand darauf, ihn nicht als Drucksache publik zu machen, sondern nur von Mund zu Mund. «Ihre Vorträge müssen kurz und bündig, klar und absolut unmissverständlich sein», schärfte man den Politruks ein. «Demnächst darf es in den Streitkräften niemanden mehr geben, der den Befehl des Genossen Stalin nicht kennt.»⁸ In zerklüfteten Reihen gegen Wind und Sonne zusammengekauert, mussten die Soldaten dann oft wüste Beschimpfungen über sich ergehen lassen. «Der Feind hat bereits Woroschilowgrad, Starobelsk, Rossosch, Kupjansk, Waluiki, Rostow am Don, Nowotscherkassk und ausserdem halb Woronesch eingenommen. Rostow und Nowotscherkassk hat eine Einheit der Südfront in Panik einfach preisgegeben, ohne ernsthaften Widerstand zu leisten und Befehle Moskaus abzuwarten. Wie schändlich!» Danach wiederholten die Offiziere, was alle Soldaten wussten, nämlich dass die Zivilbevölkerung, das eigene Volk, fast jegliches Vertrauen zu ihnen verloren habe. Es sei daher an der Zeit, um jeden Preis standzuhalten, wie es in Stalins Befehl hiess – «Jeder Offizier, jeder Soldat und jeder Politarbeiter muss jetzt begreifen, dass wir nicht über unbegrenzte Mittel verfügen. ... Die Sowjetunion ist keine Wüstenei, sondern hat auch ein Volk: Arbeiter, Bauern, Intellektuelle, unsere Väter, Mütter, Frauen, Brüder, Schwestern und Kinder.» Stalin musste allerdings einbekennen, dass sich seinerzeit schon mindestens

siebzig Millionen dieser Menschen hinter den deutschen Linien befanden.⁹

Stalins Lösung verkörperte sich in der neuen Parole «Keinen Schritt zurück!», die zum Motto der Armee werden sollte. Fortan musste jeder bis zum letzten Blutstropfen kämpfen. «Gibt es Entschuldigungsgründe dafür, eine Gefechtsposition zu räumen?», fragten Soldaten häufig ihre Politruks, und künftig sollte die im Handbuch vorgegebene Antwort lauten: «Nur den Tod.»¹⁰ «Panikmacher und Feiglinge», verordnete Stalin, «sind auf der Stelle zu vernichten.» Wer als Offizier zuliess, dass sich seine Leute ohne ausdrücklichen Befehl zurückzogen, war von jetzt an wegen eines Kapitalverbrechens festzunehmen. Und für alle galt eine neue Massregel. Die Arrestzelle war für Kriminelle zu harmlos. Künftig würde man daher Nachzügler, Feiglinge, Defätisten und andere Schurken in Strafbataillone versetzen. Dort hätten sie Gelegenheit, ihre «Verbrechen gegen das Vaterland mit dem eigenen Blut zu sühnen». Kurz, man würde sie den gefährlichsten Missionen zuweisen, darunter Selbstmordattentate und Operationen weit hinter den deutschen Linien. Für diese letzte Chance müssten sie sogar noch dankbar sein. Der Tod oder (wie es in den Vorschriften hiess) eine lebensgefährliche Verwundung galt als Busse, mit der Ausgestossene ihren Namen reinwaschen, ihre Familie retten und ihre Ehre vor dem Volk wieder herstellen konnten. Gleichzeitig forderten die neuen Regeln, um der Disziplin willen, reguläre Einheiten hinter der Front zu stationieren, so genannte «Blockaden», die neben den in der Nachhut tätigen Sagraotrydati des NKWD alle Nachzügler und Fluchtverdächtigen töten sollten.¹¹

Stalins Befehl Nr. 227 wurde erst 1988 im Rahmen von Gorbatschows Glasnost (Transparenz) publik. Mehr als vierzig Jahre nach Kriegsende erschien diese Massnahme all jenen grausam, die mit romantischen Ideen vom sowjetischen Sieg aufgewachsen waren. Eine Generation, die jahrzehntelang Frieden erlebt hatte, erschrak jetzt über die Mitleidlosigkeit des alten Regimes. Doch 1942 begriffen die meisten Soldaten, dass es nur um eine Umformulierung bestehender Regeln ging. Deserteuren und Feiglingen hatte von jeher die Exekution gedroht, ob mit oder ohne Tribunal, und seit 1941 traf die Schande auch ihre Angehörigen. Der neue Befehl sollte sie noch einmal daran erinnern und in die Pflicht nehmen. Oft reagierten sie erleichtert darauf. «Es war ein notwendiger und wichtiger Schritt», sagte mir Lew

Lwowitsch. «Nachdem wir davon gehört hatten, wussten wir alle, wo wir standen. Und wir alle – wirklich alle – fühlten uns besser. Ja, wir fühlten uns besser.» «Wir haben Stalins Befehl 227 gelesen», trug Moskwin am 22. August in sein Tagebuch ein. «Er erkennt offen die katastrophale Lage im Süden an. Mich plagt ein Gedanke: Wer ist an alledem schuld? Gestern haben sie uns den Fall Maikops gemeldet, heute den Krasnodars. Die Burschen von der politischen Information fragen sich ständig, ob dabei nicht Betrug am Werk ist. Das meine ich auch. Doch wenigstens steht Stalin auf unserer Seite! ... Also, keinen Schritt zurück! Das ist jetzt angebracht, und es ist gerecht.»¹²

Im Süden, wo der von Moskwin verabscheute Rückzug stattfand, liess die Kunde von Stalins Befehl die niedergedrückten, ausgelaugten Männer erstarren. «Als der Divisionskommandeur ihn verlas», so ein Militärberichterstatter, «standen die Leute wie versteinert da. Wir bekamen eine Gänsehaut.»¹³ Opfer zu verlangen war eine Sache, eine ganz andere aber, sie zu bringen. Wie dem auch sei, die Männer hörten ja nur eine Wiederholung von Altbekanntem. In dieser Phase des Kriegs gab es gewiss kaum noch Soldaten, die nicht mit eigenen Augen zumindest eine standrechtliche Erschiessung gesehen hatten, wenn man einen Nachzügler oder Deserteur beiseite zog, um ihn kurzerhand erbarmungslos zu exekutieren. Zahlen darüber sind kaum zu ermitteln, da selten Feldgerichte mitwirkten. Es gab aber schätzungsweise während des Kriegs 158000 förmlich verhängte Todesurteile.¹⁴ Darin sind Tausende nicht enthalten, deren Leben im Strassengraben endete: als «Vaterlandsverräter» liquidierte Wehrpflichtige und jene, die im Vorfeld von Gefechten auch nur den Anschein erweckten, zurückweichen zu wollen. Allein in Stalingrad sollen binnen weniger Wochen etwa 13'500 Mann exekutiert worden sein.¹⁵

«Früher erschossen wir Rekruten, die sich zu verstümmeln versuchten», sagte ein Militärjurist. «Sie waren nichts wert, und mit einer Gefängnisstrafe hätten wir ihnen ja noch einen Gefallen getan.»¹⁶ Da war es hilfreich, für wehrfähige Männer eine bessere Verwendung zu haben, und das zumindest liess sich als ein echter Erfolg von Stalins Befehl verbuchen. Gebildet nach dem Modell deutscher Einheiten, die man 1941 ausspioniert hatte, kamen die ersten Strafbataillone gerade rechtzeitig für Stalingrad. Auch wenn die meisten Einsätze in diesem Krieg gefährlich waren, die der «Schtrafroti»

waren grauenhaft und schlimmer als der elende Tod, der Deserteure und gemeine Gauner erwartete. «Wir meinten, das sei besser als ein Straflager», erzählte Iwan Gorin, der ein Strafbataillon überlebte. «Wir wussten damals nicht, dass es einem Todesurteil gleichkam.»¹⁷ Strafbataillone, in denen am Ende mindestens 422'700 Männer dienten, waren eine scheussliche, tödliche Seelenpein.¹⁸ Doch kein Soldat konnte daran zweifeln, dass sein Leben in dieser Armee, egal in welcher Funktion, keinen Pfifferling wert war.

Obwohl Stalins Befehl lediglich bestehenden Vorschriften eine feste Form gab, brachte seine Anwendung ein echtes Mentalitätenproblem zutage. Vielerorts erwies sich der Umgang damit als symptomatisch für gerade das Problem, das er eigentlich lösen sollte. Menschen, die in einem Klima von Denunziationen und Schauprozessen aufgewachsen waren, hatten sich darauf eingestellt, bei Katastrophen immer sofort andere zu beschuldigen. Daher verstanden sowjetische Soldaten die Worte Stalins naturgemäss als eine weitere Attacke gegen bestimmte antisowjetische oder feige Minderheiten. Anfangs zumindest behandelte man den neuen Slogan wie jede andere unheilvolle Beschimpfung für innere Feinde. Politische Offiziere lasen den Befehl ihren Männern vor. Sie handelten aber – wie einige Inspekture bemerkten – so, «als bezöge er sich nur auf Frontsoldaten. ... Nachlässigkeit und Selbstgefälligkeit sind eingerissen ... Offiziere und Politarbeiter ahndeten Regelverstösse wie Trunkenheit, Fahnenflucht oder Selbstverstümmelung nicht mehr mit der nötigen Strenge.» Die lauen Sommerabende förderten offenbar Laxheit. Im August, dem Monat nach Stalins Befehl, nahmen Disziplinarvergehen weiter zu.¹⁹

Die vorschriftsmässigen Wiederholungen liessen den Eindruck des Klischeehaften aufkommen, und sobald man die neuen Anweisungen missachtete, konnten sie so schal oder gar nervtötend klingen wie Appelle, mehr Möhren zu essen und auf Läuse zu achten, zumal man die Soldaten wochenlang damit berieselte. Ein Moskauer Schreiberling reimte Knittelverse (deren Qualität in der Übersetzung nichts verliert), um die Wirkung zu erhöhen: «Keinen Schritt zurück! Wer der Ehre dient, befolgt den Befehl. Tod jedem, der schwankt. Für den Feigling ist bei uns kein Platz.»²⁰ Manche Soldaten sahen, der staatlichen Lügen überdrüssig, immer sofort Heuchelei am Werk. In jenem Sommer beobachteten sie, dass ihre Kommandeure die neuen Re-

geln umgingen. Offiziere waren meist nicht gerade darauf erpicht, ihre besten Leute für den Dienst in Blockaden zu opfern. Dafür standen sie schon zu lange an der Front und kannten den Wert von Männern, die gut mit ihren Waffen umzugehen verstanden. Daher besetzten sie die neuen Einheiten mit kampfunfähigen Leuten, darunter Invaliden, Trottel und, selbstverständlich, ihre «speziellen Freunde». Statt Kameraden hinterrücks zu erschiessen, mussten solche Sonderlinge bald unter anderem Stabsgarderoben versorgen und Latrinen reinigen.²¹ Im Oktober 1942 liess man das Modell der regulären Frontblockaden (im Unterschied zu den eigenständigen Kräften des NKWD) klammheimlich wieder fallen.²²

Unterdessen ging der Rückzug, den der Befehl vom Juli aufhalten sollte, im Süden weiter. Die Wehrmacht kam achthundert Kilometer in Richtung Kaukasus voran, und der Kampf um das kaspische Erdöl kostete die Rote Armee im Herbst erneut zweihunderttausend Mann.²³ Selbst in Stalingrad, und sogar im Schicksalsmonat September, stellten Armeeeinspekteure fest, dass «die militärische Disziplin darniederliegt und nicht alle Soldaten und Offiziere den Befehl Nr. 227 befolgen».²⁴ Die Wende jenes Herbstes führte indes nicht blosser Zwang herbei. Vielmehr schienen die Soldaten der Roten Armee in der Tiefe ihrer Krise eine neue Entschlossenheit zu finden. Es war, als könnte die Verzweiflung selbst – oder besser die Anstrengung eines letzten Aufbegehrens – die Männer aus der Erstarrung der Niederlage erwecken. Ihre neue Stimmung hing mit einem erstarkenden Professionalismus zusammen, dem seitens der Führung betonten Bewusstsein ihres Könnens und Geschicks. Jahrelang hatte Stalins Regime die Leute gehalten wie Vieh, Individualität verachtet und Eigeninitiative bestraft, um jetzt allmählich, wenn auch noch widerwillig, den Aufstieg eines Korps versierter, selbstsicherer Kämpfer zu fördern. Das alles liess zwar noch eine Zeit lang auf sich warten und gewann erst 1943 erheblich an Tempo. Dann jedoch übersetzten sich Wut und Hass endlich in klare, kaltblütige Pläne.

Die erste Massnahme bestand darin, den Generalstab von seiner Bürde inkompetenter Männer zu befreien. Woroschilow, der bis zuletzt dem Traum vom mühelosen Sieg angehangen hatte, musste sich wegen seiner Fehler an der Leningrader Wolchow-Front im April 1942 mit einem Schreibtischposten begnügen.²⁵ Im Mai verlor Mechlis sein Krim-Kommando, später auch

die Ämter als stellvertretender Verteidigungskommissar und als Leiter der Hauptabteilung Politik der Roten Armee.²⁶ Budjoni, der alternde Held des Bürgerkriegs, übernahm in der Folge die Rote Kavallerie. «Er war ein Mann mit Vergangenheit», unkte Marschall Iwan Konew, «aber ohne Zukunft.»²⁷ Sie ersetzten jüngere, professionellere Offiziere mit Gefechtserfahrung, das heisst Militärexperten wie Schukow und Konew, selbst Kommandeure wie Wasili Tschuikow, der als damals erst zweiundvierzigjähriger aufstrebender General in Stalingrad die 62. Armee befehligte.

Der Sturz Mechlis' kündigte auch eine Schicksalswende für die Cliques der Politoffiziere an. Den ersten Hinweis auf Reformen gab eine Flüsterkampagne. «Politarbeiter in den Einheiten», hiess es in einem Bericht, «merken oft tagelang nicht, dass die Rationen der Leute ungesalzen sind, obwohl wir Salz in den Lagern haben, oder auch, dass sie dreissig bis vierzig Minuten in der Kantine sitzen müssen, ohne etwas zu bekommen, nur weil der Quartiermeister vergessen hat, eine Schöpfkelle auszugeben. Nach alledem», so der Befund weiter, «behaupten sie auch noch, der politischen Arbeit nachgegangen zu sein.»²⁸ Ganz zu Recht warf man den Politruks ausserdem vor, die Einstellung der Männer gegenüber dem Befehl Nr. 227 «selbstgefällig» zu behandeln.²⁹ Nach Mechlis' Abtritt gab es in Moskau niemanden mehr, der sie hätte schützen können. Eine Gruppe von Rekruten des politischen Flügels der Armee, die gehofft hatte, sich als Hohepriester der Parteilinie einen Namen machen zu können, musste bei ihrer Ankunft im Ausbildungslager feststellen, dass es nun an ihr war, dünne Suppe zu essen, ohne Schuhwerk auszukommen und in unfertigen, überfüllten Hütten zu frieren.³⁰ Über Nacht schien das Geld auszugehen, und am 9. Oktober 1942 endeten ihre Privilegien innerhalb der Befehlsstruktur.³¹ Die Politruks spielten jedoch nach wie vor eine Rolle. Ihre Aufgabe sollte nun darin bestehen, das politische Bewusstsein und die Moral zu stärken sowie alle über amtliche Meldungen auf dem Laufenden zu halten. Ansonsten war ihre Zustimmung kaum noch gefragt – militärische Entscheidungen würden die Generäle fortan eigenständig treffen.

Professionelle Befehlshaber erfreuten sich einer zunehmenden Autonomie. «Das Wichtigste, was ich an den Ufern der Wolga gelernt habe», schrieb Tschuikow später, «war die Ungeduld mit Entwürfen.»³² Er und seinesgleichen genossen ihre Planungs- und Entscheidungsbefugnis.

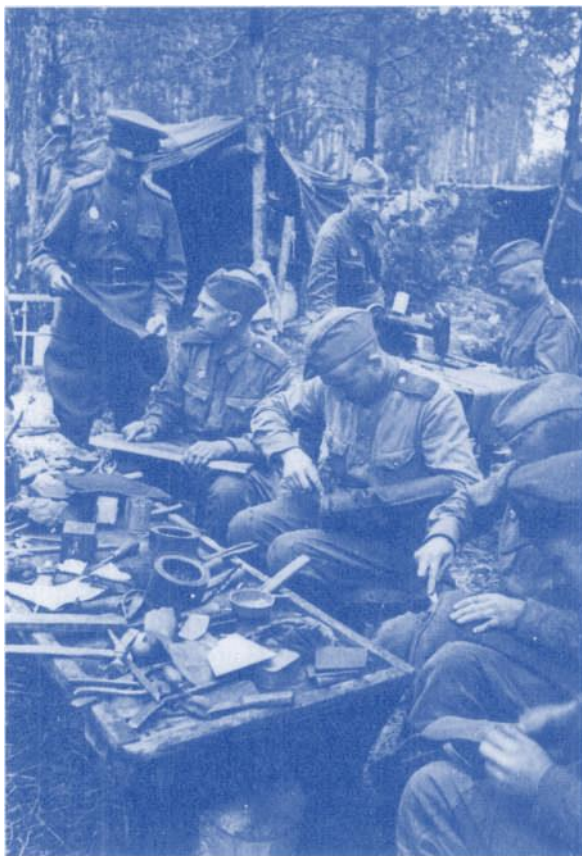
Überall machte sich ein neuer Pragmatismus breit, sodass Führungsansprüche nicht mehr aus der Hausmacht, sondern aus Kompetenz und Versiertheit erwachsen. Die Berichte, die Stalin nun von seinen engsten Beratern erhielt, handelten von den Erfordernissen und Zwängen der modernen Kriegführung. Sie bemängelten die schwachen Verbindungen zwischen Infanterie, Artillerie und Panzerwaffe, die Defizite des militärischen Nachrichtendienstes und vor allem die marode Disziplin mit der Konsequenz, dass ein wilder Haufen einfach ins Blaue feuerte, Granaten verschwendete und auf dem Schlachtfeld in Panik geriet.³³ Daraus folgte, dass man fortan mehr Gewicht auf Drill als auf Comic-Helden legen musste.

Also legte man die aus dem Bürgerkrieg stammenden Gewohnheiten ab. Selbstmörderisches Stürmen von Barrikaden sollte daher ebenso der Vergangenheit angehören wie um die Wette zu marschieren oder zu exerzieren.³⁴ Allmählich nahm eine neue Kultur Gestalt an, in der vor allem zwei Tugenden den Ton angaben: Professionalismus und Verdienst. Wenn es zuvor um den Klassenstatus oder sozialen Hintergrund gegangen war, so betonte man jetzt das Können. Der Generalstab erliess eine Reihe von Befehlen, um die Ausbildung und speziell die taktische Vorbereitung der Infanteristen zu verbessern³⁵, und in jenem Herbst hörten die bei Stalingrad zusammengezogenen Soldaten von Alexander Korneitschuks Drama «Front», das die *Prawda* Ende August vorabgedruckt hatte. Uraufgeführt auf der angesehenen Moskauer Kunstbühne, sollte es «die Fragen eines jeden sowjetischen Patrioten nach den Erfolgen und Misserfolgen unserer Streitkräfte beantworten». Wie der Korrespondent der Soldatenzeitung *Rote Armee* in seiner Rezension schrieb, zeige das Stück, dass «nichts, weder persönlicher Mut noch einstige Heldentaten, in der Sowjetunion einen ignoranten oder unfähigen Befehlshaber im Amt halten kann». Die Zeit des «Konservatismus» sei vorbei. Der Krieg, verkündete er weiter, «wird sich für alle als Prüfstein erweisen».³⁶

Der Stimmungswandel schlug sich auch in ökonomischen Erfolgen nieder. In jenem Sommer zog die Waffen-, Geschütz- und Panzerproduktion nach monatelanger Flaute wieder an – eine Erholung fast wie durch Wunder. Bald feierte man Panzer und Flugzeuge als Symbole für die Wiederbelebung der Sowjetmacht, und Tscheljabinsk, das neue Produktionszentrum im Ural, trug den Spitznamen Tankograd davon. Die Massenfertigung beschleunigte

alles. Beim mittelschweren Panzer T-34 etwa stellte man die Herstellung des Gefechtsturms vom Guss- auf das Stanzverfahren um. Soldaten nannten ihn weiter «Streichholzschachtel», teils weil sie erwarteten, dass er genauso schnell Feuer fing wie seine Vorgänger, genannt Saschigalki oder «Zunder», teils aber auch, weil nach 1942 so grosse Mengen vom Band rollten.³⁷ Unterdessen begannen sich auch die Militärhilfen, besonders seitens der Vereinigten Staaten, entscheidend auf die Waffen-, Flugzeug- und Nahrungsvorräte auszuwirken.³⁸ Studebaker- LKW, von denen die Rote Armee bis 1945 zweihunderttausend Stück erhalten sollte, begannen die Lager an der Front zu versorgen, und Soldaten fanden Geschmack an Dosenfleisch.³⁹ Das war zwar nur ein kleiner Schritt, zumal das Hilfspaket der Alliierten nicht das Versprechen einer zweiten Front umfasste. Aber gegenüber der schieren Verzweiflung und Todesgewissheit musste die leiseste Verbesserung wie ein Umschwung erscheinen.

Tatsächlich veränderte sich nur wenig, denn wegen der Engpässe fehlte es den Männern nach wie vor an der Grundausrüstung. Jedoch im Herbst kümmernte sich die Führung auch um Fragen der Hierarchie und sogar des Stils. Den schäbigen Uniformen und dem gebückten Gang vieler Rotarmisten schien ihre Demütigung buchstäblich eingeschrieben. Die Achtlosigkeit ihnen gegenüber musste aufhören. Am 30. August begann eine Kampagne, die Stiefel der Männer putzen und reparieren zu lassen, Offiziersuniformen zu kontrollieren, Schmutz zu beseitigen und den Leuten Selbstachtung einzuflössen.⁴⁰ Die Soldaten selbst machten sich daran, Sohlen und Nähte auszubessern. Myriaden von Frauen rackerten in behelfsmässigen Waschküchen an der Front. «Wir benutzten ‚K‘-Seife, um die Läuse zu bekämpfen», berichtete eine von ihnen. «Sie stank und war pechschwarz. Viele Mädchen hoben sich an den schweren Lasten Brüche oder bekamen von der Lauge Ekzeme an den Händen. Die Nägel brachen ihnen so weit unten ab, dass sie fürchteten, sie wüchsen nie wieder nach.»⁴¹ Gewiss litten die Arbeiterinnen, aber ihre Mühe stärkte die Moral der Truppe erheblich. «Nina, mach Dir keine Sorgen über unsere Uniformen», schrieb ein Offizier kurz vor Stalingrad an seine Frau. «Wir kleiden uns in letzter Zeit besser als jeder Kommandeur aus einem kapitalistischen Staat.»⁴²



Rotarmisten reparieren ihre Stiefel, 1943

Mit der Betonung des Äusseren kamen auch neuartige Rangabzeichen auf. Am 11. November ergingen Befehle mit klaren Regeln für die Verleihung militärischer Ehrungen, die sich rasch als grosser Renner erwiesen. In einer Armee, die ansonsten wenig zu bieten hatte, avancierten die Orden – zum Teil mit romantischen Namen, die an Russlands militärische Vergangenheit erinnerten – zur klingenden Münze der Anerkennung. Allein zwischen 1941 bis 1945 verlieh die Rote Armee ihren Soldaten gut elf Millionen Auszeichnungen – gegenüber 1‘400‘409 der US-Armee.⁴³ Letztere brauchte

oft bis zu sechs Monate, um Anträge zu bearbeiten, während Stalins Truppe das Vielfache in drei Tagen schaffte.⁴⁴ Man wollte bekunden, dass militärischer Professionalismus nicht unbelohnt blieb. Nicht nur Einzelne trugen Sterne und Ordensbänder, ab 1942 stieg auch die Zahl der Einheiten, ja ganzer Armeen, denen man den Titel und damit die materiellen Vorrechte von «Garden» verlieh. Einzeln oder in Gruppen, als «Garden» oder als Träger goldener respektive roter Bänder: In dieser Form ausgezeichnete Soldaten konnten mehr erwarten als nur einen warmen Händedruck. Mit jeder Ehrung gingen besondere Zuwendungen einher, darunter höhere Zahlungen an die Familien, Freifahrtscheine oder zusätzliche Fleischrationen. Offiziere bekamen noch ein weiteres Bonbon. Mitte November beglückte man sie mit der Wiedereinführung der Epauletten.⁴⁵ Seit dem Sturz der Romanows hatten Rang und Autorität keine solche Anbetung mehr erfahren.

«Demnächst führen sie auch den Zar wieder ein», murrten die Älteren. Schulterklappen galten seit Langem als Symbol für die Willkür und Grausamkeit der Kaiserlich Russischen Armee. In fast jedem Film über Lenins Revolution fallen erboste Soldaten über irgendeinen aufgeblasenen Offizier



Frauen waschen an der 1. Ukrainischen Front die Wäsche der Soldaten, 1943

her, um ihm seine goldenen Litzen von der Jacke zu reißen. Ein paar ältere Feldwebel erinnerten sich ihrer damaligen Rage darüber. Sie legten jetzt die Klappen nicht an, was ihnen ein Disziplinarverfahren wegen Gehorsamsverweigerung hätte eintragen können.⁴⁶ Während die Unzufriedenen den Verrat ihrer Revolution argwöhnten, spürten einige der Jüngeren neue Hoffnungen aufkeimen. Einem Offizier zufolge, der später in deutsche Gefangenschaft geriet, sahen manche Soldaten in der Wiedereinführung der Epauletten – sowie der Wiedereröffnung vieler Kirchen – ein erstes Anzeichen dafür, dass die Regierung auch vorhatte, die verhassten Kolchosen abzuschaffen.⁴⁷ Die neuen Insignien begannen im Januar 1943 auf den Uniformen der Offiziere zu erscheinen und galten ab Frühjahr standardisiert für das gesamte Militär.⁴⁸ Zu diesem Zeitpunkt hatte man die deutschen Truppen in Stalingrad eingekesselt und geschlagen, womit die Rote Armee eine lange schmachvolle Bilanz ausbügelte. Erstmals konnten sich die Soldaten jetzt wirklich vorstellen, dass die Vorkriegsordnung mit Bossen, Gefangenenlagern und dergleichen ihr Ende finden würde: Von nun an kämpften sie für die verheissene und heiss ersehnte bessere Welt.

Kurz vor den Schlachten um Stalingrad hatte sich ein Stimmungswandel abgezeichnet, der jedoch noch kaum mehr war als eine Modulation, eine leichte Akzentverschiebung in Briefen und Gesprächen. Dann dauerte es Monate und nicht nur Tage, bis die neue Politik eine auf die Vorkriegszeit zurückgehende Kultur beeinflussen konnte, und die weiteren Kämpfe forderten noch einen sehr hohen Blutzoll. Die Moral lag nach wie vor im Argen. Eine Niederlage in Stalingrad hätte mit Sicherheit alle Hoffnungen zunichte gemacht und sie in Angst und Verzweiflung ertränkt. Doch bereits im August und September war das Gefühl individueller Verantwortung, einer letzten Chance aufgekommen. Allerorten herrschte gespannte Erwartung, wie Alexander Werth durchaus plausibel erklärte: «Als sich jedoch die Deutschen Stalingrad näherten, hatte man das eigenartige Gefühl, dass hier der wirkliche Entscheidungskampf bevorstehe. Schon der Name Stalingrad und die Legenden, die sich seit dem Bürgerkrieg um ihn gewoben hatten, verliehen diesem Ort eine symbolische (und deshalb politische) Bedeutung und liessen vermuten, dass hier Stalins persönliches Prestige direkt engagiert sei.

Es ist schwer zu sagen, wie es dazu kam, aber die Anfänge der ‚Stalingrad-Legende‘ gab es bereits, als die Schlacht noch gar nicht begonnen hatte.»⁴⁹



Als sich Stalins Generäle auf die Schlacht vorbereiteten, deren Ausgang stark zur Hebung der Kampfmoral beitragen sollte, vollzog sich in der Roten Armee auch ein Generationenwechsel. Die Sowjets waren mit fast fünf Millionen Aktiven in den Krieg eingetreten. Im Oktober 1941 fluteten wegen der Kämpfe um Moskau Reserven und Ersatzheere westwärts. Die ersten vierzehn Monate des Kriegs hatten ein unbeschreibliches Blutbad angerichtet. Im Spätsommer 1942 galt jemand, der seit sechs Monaten im Feld stand, als ein echter Veteran. Viele mussten nach der Ausheilung von Wunden an die Front zurückkehren: im Durchschnitt fast drei Viertel der Betroffenen.⁵⁰ Doch das war schon die Ära des Kampfes bis zum Letzten. Die alte Armee, also jene, in der es Kapitulation, Meuterei und Niederlage gegeben hatte, starb buchstäblich aus.

Bei dem, was dann kam, drehten sich die Kämpfer der Vorkriegsinfanterie gewiss im Grabe herum. Die augenfälligste Neuerung, mit der man ernsthaft im Sommer 1942 begann, war die Rekrutierung junger Frauen.⁵¹ In den ersten Kriegswochen hatte man Frauen davon abgeraten, sich für den aktiven Dienst zu bewerben. Doch der allerorten – an der Front ebenso wie in den Fabriken – herrschende Kräfterangel veränderte diese Grundeinstellung. Deshalb äusserte das Militär jetzt starkes Interesse daran, auch «gesunde Mädchen» zu mobilisieren.⁵² In gewissem Masse wollte man damit die Männer anstacheln, zugleich jedoch Zivilistinnen für die Arbeit in Rüstungsfabriken und in der Landwirtschaft gewinnen. Letztendlich dienten etwa achthunderttausend Frauen an der Front – vielfach belächelt und herablassend behandelt. Im Unterschied zu den Männern fiel es ihnen oft schwer, sich dem heroischen Ideal zu beugen und sie als Kriegerinnen zu betrachten. Auch in den anderen Kriegen Russlands hatten Frauen an der Front gekämpft, aber nie in diesem Ausmass.⁵³

Ältere Soldaten wussten nicht, ob sie galant oder kameradschaftlich mit den Frauen umgehen sollten, und Rekrutinnen schämten sich schrecklich, wenn sie auf die Feldlatrinen (oder in die Büsche) gehen mussten. Die für

Männer gedachten Uniformen passten ihnen nie, wenngleich sie durch die wachsenden Muskeln und den Schmutz etwas zulegten. Sie trugen das Kurzhaar gelockt, säuberten sich mit Moos oder geteilten Seifenriegeln. Ihrerseits etwas konfus, führten die Behörden an der Front versuchsweise fahrbare Teestuben ein – ausgestattet mit Friseurinnen, kleinen Kosmetiktheken, Domino- und Damespielen –, von denen es bis August 1942 bereits dreiundvierzig gab.⁵⁴ Im selben Monat kam ein Erlass über die Ausgabe von Schokolade statt Tabak an die Nichtraucherinnen.⁵⁵ Eine Veteranin erzählte, dass sie einen ganzen Koffer voll Schokolade mit an die Front genommen hatte. Eine andere wurde bestraft, weil sie nach einer Schiessübung Veilchen gepflückt und an ihr Bajonett gesteckt hatte.⁵⁶

Auf bestimmten Gebieten erwiesen sich Frauen als mindestens ebenbürtig. Zum Beispiel taten sich viele im Feld als Scharfschützen hervor.⁵⁷ Die Berichte darüber lassen erkennen, dass hier Rekruten beiderlei Geschlechts grosse Fertigkeiten erlangen konnten. «Wir lernten, unsere Gewehre blind auf- und abzubauen», erinnerte sich eine Veteranin, «die Windgeschwindigkeit zu ermitteln, die Bewegung des Ziels und seine Entfernung zu bewerten, uns einzugraben und zu robben. ... Ich weiss noch, wie schwierig es war, bei Alarm aufzuspringen und binnen fünf Minuten fertig zu sein. Wir nahmen die Stiefel etwa eine Nummer grösser, um keine Zeit beim Anziehen zu verlieren.»⁵⁸ Frauen wie diese oder wie die Pilotinnen von Marina Raskowas rein weiblichem 588. Nachtbomber-Geschwader, das seine ersten Einsätze im Sommer 1942 flog, machten bald Schlagzeilen, indem sie eigene Massstäbe an Opferbereitschaft, Standesehre und Patriotismus setzten.⁵⁹ Die nicht berühmten Frauen hatten dagegen mit einer verwirrenden, körperlich auslaugenden Rolle zu kämpfen und überlebten – ihren Berichten zufolge – nur aufgrund ihrer Jugend und weil die Kameradinnen ihnen beistanden.

Auch neues männliches Blut frischte die Rote Armee in jenem Sommer auf, sodass trotz der hohen Verluste des ersten Kriegsjahres Ende 1942 wieder mehr als sechs Millionen Soldaten im Feld standen. Unter anderem griff man auf ehemalige Kulaken nebst Angehörigen zurück, nachdem das Gesetz über ihren Ausschluss vom Frontdienst seit April 1942 nicht mehr galt. Doch die grosse Mehrzahl entstammte einer ganz neuen Generation: Die jüngsten

Rekruten waren bei Kriegsausbruch Heranwachsende, ja fast noch Kinder gewesen. Sie hatten bereits seit Monaten, oft seit mehr als einem Jahr, mit ihrer Einberufung gerechnet und unterschieden sich in der Erwartungshaltung und Mentalität deutlich von der alten Garde. Ihnen erschien der Wehrdienst nicht als eine von den Umständen auferlegte Fron, sondern als heilige Pflicht und schicksalhaftes Todesurteil. Ihre Kultur, das Leitmotiv ihrer Erziehung, war auf erschreckend brutale Weise durch den Krieg geprägt. Dennoch gab es unter ihnen auch viele Drückeberger, sodass man die Jugendlichen mit neuen Gesetzen zwang, den Fahneneid abzulegen.⁶⁰ Wenn überhaupt, kamen nur sehr wenige aus gesicherten und geordneten Verhältnissen an die Front. Es blieb ihnen keine Zeit, über die Unzulänglichkeiten nachzugrübeln, die ihre Kollegen in den Vorkriegsjahren beschäftigt hatten. «Nur drei Monate», sagte mir ein Veteran, als er über das Ausbildungslager sprach. «Sie drillten uns schnell. Und worüber hätten wir uns beklagen sollen? Sie strizten uns und schickten uns dann raus in den Tod.»⁶¹

Diese Rekruten bekamen eine harte, kurze und sehr zugespitzte Ausbildung. «Das Leben hier ist grausam, gerade jetzt», schrieb der neunzehnjährige Anatoli Wiktorow an seinen Vater. «In kürzester Zeit musst du Mut, Kühnheit und Findigkeit erlernen und ganz abgesehen davon die Fähigkeit, den Feind mit der Waffe genau zu treffen. Und nichts davon wird dir geschenkt.»⁶² «Wir arbeiten täglich neun Stunden, mit der eigenen Vorbereitung sogar zwölf», berichtete ein anderer junger Mann seinem Vater.⁶³ Tausende von Kilometern westwärts bildete man bei der Wehrmacht ebenso hektisch neue Rekruten aus.⁶⁴ Die Ostfront forderte mehr Menschenleben als alle anderen europäischen Kriegsschauplätze zusammen. Sogar Hitlers Armee musste ihre Regeln ändern, um schnell neue Soldaten zu erzeugen. Allerdings war es für die Neuen in der Roten Armee kein Trost zu wissen, dass auch «Fritz» unter diesem Stress litt. Den meisten jungen Sowjets ging es vor allen Dingen darum, die ersten Wochen heil und lebendig zu überstehen.

David Samoilow kam in ein Lager für Infanterieoffiziere, wo sein Ausbilder ein «brutaler und eingefleischter Schuft» namens Serdjuk war. Er benutzte den Kasernendruck, um die neuen Rekruten zu quälen, und zwang sie, bei Morgengrauen mit aufgesetzten Gasmasken durch die Steppe zu hetzen. Samoilow musste dabei ein Maschinengewehr tragen und wusste noch genau

sein Gewicht: «Fuss – 32 kg, Rumpf – 10 kg, Panzerung – 14 kg.» Auch erinnerte er sich an die sinnlose Tortur des Weckappells: hinlegen, aufstehen, anziehen, dann wieder ausziehen, das Ganze wurde endlos wiederholt. Im Prinzip wollte man den Vorgang auf wenige Sekunden abkürzen, aber wie bei allem Drill diente die Übung auch dazu, Dilettanten auf Zack zu bringen, Soldaten aus ihnen zu machen. «Serdjuk», bekannte Samoilow, «war für mich die erste Personifikation des Hasses.»⁶⁵ Doch niemand beschrieb sein Ausbildungslager mit inniger Liebe. «Wir müssen zum Unterricht antreten, ebenso zu den Mahlzeiten», schrieb ein anderer Offiziersanwärter im April 1942 seiner Frau, «haben keine Minute für uns.»⁶⁶

Alexander Karp war als Soldat der Artillerie zugewiesen und begann nach dem Abschluss der Schule im Sommer 1942 mit der Ausbildung. «Wecken um Punkt fünf Uhr», schrieb er seiner Grossmutter, «dann Waschen und so fort. Schliesslich Frühstück, das gewöhnlich aus einer Art Kascha mit einem Stück Wurst, Butter, süssem Tee und Brot besteht und nie genug ist. Direkt danach beginnt der Unterricht ohne Rückkehr in die Kaserne. Wir arbeiten acht Stunden lang bis zum Essen.» Nach einigen Wochen hatte er die Ochsentour hinter sich, und es begannen die anspruchsvolleren Übungen wie Waffenkunde, Scheibenschiessen, Geometrie und Arithmetik. Daneben blieb immer noch Zeit für politische Bildung, inklusive Kriegskunde. Pausen gab es keine. Am frühen Nachmittag waren die Männer ausgehungert. «Zum Mittagessen gibt es fast immer Suppe mit Grütze», fuhr Karp fort, «zugegeben auch mit Fett, danach entweder wieder Kascha mit Wurst oder Klösse mit Sosse.» Anschliessend mussten sie sich auf den nächsten Tag vorbereiten, gefolgt vom Abendessen. «Brot mit Butter (25 g) und gesüsster Tee (0,5 l).» «Alles findet im Freien statt», schrieb Karp. «Wir müssen acht Stunden lang in der sengenden Sonne sitzen, sodass manchmal nichts hängenbleibt. ... Allmählich gewöhnen wir uns ein bisschen daran, sind aber alle schrecklich müde.»⁶⁷

Karp hatte eben erst die Heimat verlassen, er interessierte sich nicht für Wodka oder Tabak. Ihn verlangte es, wie viele andere Jugendliche auch, nach Milch, Süssigkeiten und Brot. Ihn plagte immerfort Hunger. Er tauschte einige seiner Rationen gegen Zucker ein und stahl sich bei den Feldübungen davon, um bei Bauern der Gegend Milch und getrockneten Fisch zu kaufen.⁶⁸ In diesem Herbst bat er seine Grossmutter, ihm ein paar Rubel zu schi-

icken. Männer, die Bargeld hatten, konnten ihren Hunger mit Beeren und Nüssen stillen, die Nachbarskinder vor der Kaserne verkauften. Diebstahl war jedoch ein Problem: Neue Rekruten lernten schnell, Geld und sogar Nahrung zu verstecken. Im Übrigen gab es immer brutale Kriminelle, die sich ihrer Habseligkeiten mit Gewalt zu bemächtigen drohten.⁶⁹ Es war verlockend, örtliche Höfe zu plündern, und Männer aus Karps Einheit schlichen sich nachts fort, um auf umliegenden Feldern Kartoffeln auszugraben und sie dann vor Ort über kleinen Feuern in ihren Helmen zu rösten. Noch wagemutigere Jungen gingen auf die Pirsch nach Hühnern oder schossen wilde Hasen. Karp selbst war so schlecht ernährt, dass er binnen weniger Wochen Hungergeschwüre bekam.⁷⁰

Wie in Friedenszeiten leisteten die Männer indes nicht nur illegale Landarbeit. «Sie haben uns auf die Kolchose geschickt», berichtete Karp im Oktober. «Wir mussten tatsächlich Kartoffeln ausgraben. Es ist sehr schwere Arbeit. Diesmal wurde alles dadurch noch viel schlimmer, dass es sehr kalt



*Pioniere der 193. Dnjepr-Schützendivision bauen einen Unterstand,
10. Dezember 1943*

war, mit Regen und manchmal auch Hagel. Die Erde war eisig und klamm, und das machte die Arbeit umso anstrengender. ... Wir sind von oben bis unten schwarz und restlos kaputt, mussten ohne Pause arbeiten, bis auf eine halbe Stunde am Mittag. Da haben wir mit den vom Graben verschmutzten Händen gegessen. Der Schlamm troff vom Gesicht und von den Händen in die Näpfe, aber es gab ohnehin nicht viel zu essen.» Als sich Karp nach einem weiteren Ausbruch der Geschwüre eine Zeit lang erholen durfte, erliess man ihm «die Bauarbeiten, den Unterricht und das Ausmisten der Pferde».

Dafür hatten sie sich zwar nicht gemeldet, aber jedenfalls war das Graben eine gute Übung für den Ernstfall. Im November erlebte Karp «den härtesten Tag meiner Ausbildung», als man ihn und einige andere in der kalten Steppe aussetzte, wo sie einen Unterstand ausheben und darin übernachten mussten. Diese Semljanki gehörten zum Überlebensmodell der Roten Armee. Sie konnten fast luxuriös sein, mit Raumteilern, Eisenöfen und sogar Fenstern, waren jedoch stets in die Erde eingegraben, getarnt mit Rasen oder Zweigen, stickig, beengt und stark verqualmt von den Machorka, die fast alle rauchten. Ein Infanterist hat das Ambiente in einem Brief an seine Frau treffend beschrieben: «Wir leben wie Maulwürfe in der Erde. Die Wände sind aus Brettern, ebenso das Dach, es gibt aber weder einen Fussboden noch eine Decke. Wir schlafen auch auf Planken, zweistöckigen Kojen. ... Es ist ein bisschen ungemütlich und laut, bei bis zu vierhundert Leuten hier unten.»⁷¹

Das Graben war also keine Schikane, und Karps Team musste es noch üben. «Uns rettet, dass man uns warme Sachen gegeben hat», schrieb er. «Wattierte Kleidung und Walenki. Trotzdem haben wir bis auf die Knochen gefroren.» Besonders schlimm war es beim Wachdienst. «Wer davon zurückkommt, weiss ein Lagerfeuer erst richtig zu schätzen. In jener Nacht mussten wir alle abwechselnd zittern.»⁷² Wenn die Rekruten klagten, so leider auch die Inspekture, als sie ihre Leistung kontrollierten. In diesem Herbst beurteilte ein schriftlicher Bericht mit Blick auf die Einführung neuer Ausbildungskriterien die jungen Infanteristen und Schützen fast in jeder Hinsicht als mangelhaft. Auch die Disziplin sei schwach, sie stählen sich viel zu gerne davon, schliefen auf ihren Posten ein und behandelten die Vorgesetzten rüde.⁷³ «Jetzt haben wir zehn Jahre lang die Schulbank gedrückt», schimpfte Karp, «und müssen hier wieder ganz von vorne anfangen und pau-

senlos arbeiten. Ich habe es satt. Allerdings können wir nicht damit rechnen, dass uns etwas Besseres erwartet.»⁷⁴

Doch ironischerweise erwarteten die meisten nichts Schlechteres. Rekruten stiegen gefasst in Züge ein, die sie zur Wolga oder nach Norden brachten, da sie sich ihr Leben ohne Krieg gar nicht mehr vorstellen konnten. Auch würden damit die Demütigungen des Ausbildungslagers und das Warten aufhören, könnten sie sich endlich bewähren und Rache nehmen, nicht nur an den Invasoren. Der Blick auf Kampf und Tod sprengte die Fesseln der Pflicht, der Partei und des gesamten kommunistischen Staates. Samoilow erinnerte sich an seine Fahrt an die Front. Er und seine Kameraden mussten mit dem verhassten Schleifer Serdjuk reisen. Als sie das Lager weit hinter sich gelassen hatten, schien der Peiniger in Gedanken zu versinken. «Die Tragödie des Tyrannen», notierte Samoilow, «liegt darin, dass er nie über grenzenlose Macht gebietet.» In diesem Zug sollte sich das Gleichgewicht verschieben. Ähnliches geschah auch andernorts, wenn Gedemütigte ihr Selbstwertgefühl wiederfanden. Die grosse Hoffnung – oder Furcht, je nach Rang – ging dahin, dass die Front bisherige Unterschiede einebnen würde. Eines Abends versammelte sich eine Gruppe von Usbeken um Serdjuk. Im Halbdunkel blitzten ihre Zähne, und ihre von Jahren in der Steppe gestählten Körper bedrängten das Opfer. «Wir gehen an die Front, nicht wahr?», fragte einer. Serdjuk blickte in ein hartes, entschlossen lächelndes Gesicht, «das schlitzäugige Grinsen eines Timur». Unmittelbar nach ihrer Ankunft am Reservestützpunkt der Einheit bat er um Versetzung zu einer anderen Gruppe.⁷⁵

«Wir machen uns grosse Sorgen um Stalingrad», schrieb ein Nachwuchsoffizier namens Ageew im Oktober 1942 nach Hause. «Wenn sich die Wehrmacht dort durchsetzen könnte, würden alle, auch unsere Einheit, darunter leiden.»⁷⁶ Die Stadt Stalins erlangte in diesem Herbst mythische Bedeutung. «Ich schreibe Euch in dieser historischen Phase von einer historischen Stätte aus», teilte Viktor Barsow im August seinen Eltern mit⁷⁷, und seine Mutter vermutete ganz richtig, wo er war. Die Moskauer Presse brachte immer neue Berichte über die umkämpfte Stadt. Das ganze Land wartete auf Nachrich-

ten. In diesem Sinne konnte Barsow wenig später verkünden: «Ich verteidige die hist[orische] St[adt] eh[emals] Zar[izyn], heute St[alingrad].» Seine Stiefel seien durchgeweicht, seine Finger in den dünnen Handschuhen steif gefroren. Genauso wenig ein Supermann wie der junge Karp, litt er heftig unter Hunger, Kälte und Schlafmangel. Statt Steppe umgab ihn kilometerweit eine Wüstenei aus Ruinen, verbogenem Stahl und Schlamm. Doch aus seinem Brief spricht ein gewisser Stolz auf seine Stellung, denn inzwischen wussten bereits alle, dass die Kämpfe dort sehr wahrscheinlich den Krieg entscheiden würden.

Stalingrad liegt am Westufer der Wolga, jenes mächtigsten Stromes von Europa. Das heutige Wolgograd trug bis 1925 den Namen ihres Nebenflusses, Zariza. Den Namen Stalins erhielt die Stadt nach einem Bürgerkriegsfeldzug, in dem der spätere Tribun eine herausragende Rolle spielte. Teils deshalb hatte man Stalingrad zu einer Musterstadt der Region entwickelt, mit offenen Plätzen, Parks und makellos wirkenden weissen Wohnblocks, in denen sich der Fluss und das Licht des Sommers spiegelten. Doch auch ohne den berühmten Namen kam der Stadt als Zentrum des Maschinenbaus und der Schwerindustrie grosse Bedeutung zu. Sie besass eine Universität und mehrere Fachhochschulen sowie ein umfangreiches Netzwerk von Versorgungs- und Nachschubeinrichtungen für die am nahe gelegenen Don kämpfenden Truppen. Hitler ging es 1942 vor allem um den Brückenkopf an der Wolga und um einen Stützpunkt für den weiteren Vormarsch südwärts zu den Olfeidern am Kaspischen Meer. Selbstverständlich lockte ihn die Aussicht, die nach Stalin benannte Stadt zu erobern.

Die Schlacht begann in der südrussischen Sommerhitze, als am Don stationierte Einheiten der Roten Armee einen von Süden und Westen her geführten Vorstoss des Feindes abwehrten. Am 4. August erreichte die 6. Armee der Wehrmacht das Südufer des Don, der sich dort in einem grossen Bogen ostwärts auf die Wolga zuwindet. Bis Mitte des Monats hielt sie fast das ganze Gelände in dieser westlich und nordwestlich von Stalingrad gelegenen Donschleife. Obwohl die Sowjets entschlossener kämpften als zuvor, trugen die Bedingungen nicht zur Hebung der Moral bei. Mehrfach gerieten ganze Armeen in Panik und flohen Hals über Kopf in die verödeten Flussrinnen auf der anderen Donseite. «Ich nehme an einem sehr grossen Einsatzt teil», schrieb Wolkow im August 1942 nach Hause. «Seit Tagen stehe ich

an der Front und kann nur sagen, dass hier die Hölle los ist. Überall Stöhnen und Brüllen, der Himmel erbebt unter dem Radau, aber die Trommelfelle sind inzwischen daran gewöhnt. Eine Granate ist kaum drei Meter von mir explodiert und hat mich mit Schlamm bespritzt. Sonst ist bis jetzt zwar nichts passiert, ich kann aber nicht garantieren, dass ich heil wieder hier herauskommen werde.»⁷⁸

Tatsächlich trugen die Kämpfe am Don dazu bei, den deutschen Vormarsch zu bremsen. Dies wirkte sich später aus, als Frost und frühe Dunkelheit einsetzten. Aber zunächst sollte die Atempause offenbar nur dazu dienen, die Verteidigung Stalingrads vorzubereiten. Wie ein Jahr zuvor in Moskau drängte man Bürger in Milizen, gab Schaufeln, Karren und Holzscheite aus, legte Panzerfallen und Gräben an und probte den Zivilschutz. Das alles jedoch konnte die Katastrophe nicht mehr verhindern, und die Bevölkerung schien das zu spüren. Während hüben erschöpfte Stalingrader schippten, strömten drüben ihre noch tiefer verängstigten Nachbarn ostwärts zur Wolga, Karren ziehend, Bündel schleppend, Vieh treibend⁷⁹, um nicht am Ende in der Falle zu sitzen. Viele Brücken waren vermint, während die Strassen bereits unter sporadischem Fliegerbeschuss lagen. Daher schafften es Tausende von Flüchtlingen nicht mehr bis zu den fahlen Hügeln Vorderasiens.

Der Angriff begann am Sonntag, dem 23. August, als sechshundert deutsche Maschinen über Stalingrad kreisten und abwechselnd im Tiefflug Bombenteppiche legten. Bis zum Einbruch der Dunkelheit hatten sie so fast alles am Boden in Trümmer, sengende Flammen und Rauch verwandelt. «Die Strassen der Stadt sind tot», befand Tschuikow, als er einige Tage nach dem Inferno sein neues Schlachtfeld inspizierte. «Kein Grün mehr an den Bäumen, alles fiel den Flammen zum Opfer. Von den Holzhütten ist nichts geblieben als Aschehaufen und bizarr aus ihnen ragende Ofenrohre. Die vielen Steinhäuser sind mitsamt Fenstern und Türen ausgebrannt, ihre Dächer eingefallen. Hier und da stürzen Gebäude in sich zusammen. Menschen stöbern in den Ruinen herum, ziehen Schatullen, Samoware und Steingut heraus und tragen die Sachen zum Landungssteg hinunter.»⁸⁰ Zehntausende kamen nicht mehr mit dem Leben davon: In diesen ersten vierundzwanzig Stunden fanden schätzungsweise vierzigtausend Zivilisten den Tod.⁸¹

Im August begann auch die bitterste und erschreckendste Phase der Verteidigung Stalingrads, als sich die 62. und 64. Armee der Sowjets für einige

Wochen aus ihren westlichen Vororten zurückzogen, um diverse Bastionen im Zentrum und im Norden einzunehmen. Mitte September setzte sich die 62. Armee in ihrer Stellung fest und sollte den Feind – namentlich die 6. Armee unter General Paulus – vor Ort vernichten. An alle Soldaten, die den schmalen Streifen verwüsteter Erde am Westufer der Wolga hielten, erging der Befehl, so auszuharren, als läge jenseits des Flusses kein Land mehr. Bald zeigte sich, was das bedeutete. Tschuikows Männer, verstärkt durch alles, was man lebend hinüberbringen konnte, klammerten sich an ihren Brückenkopf, indem sie um jedes einzelne Haus kämpften: oft inmitten von Ruinen und im Dunklen, nicht nur mit Bajonetten, sondern auch mit blossen Händen.

Ab Oktober unterstützte gut organisierte Artillerie die Truppen Tschuikows in der Stadt, jetzt klugerweise am Ostufer des Flusses postiert. Da der Feind jedoch die totale Luftüberlegenheit behielt, sahen sich alle deutschen und sowjetischen Soldaten – und die nach den fatalen ersten Tagen verbliebenen wenigen Zivilisten – unverminderten Bombardements ausgesetzt. Diese richteten sich auch gegen die Boote, die von der sowjetischen Seite her Vorräte und Männer hinüberbrachten. Bald ging der Proviant aus, dann die Munition, und das Kühlwasser in den Maschinengewehren kochte. Die Männer lebten und starben inmitten von Leichen und einem alles überziehenden Schmutz. Wie Tschuikow selbst berichtete: «Die Verluste, die Abgänge, der Mangel an Munition und Lebensmitteln, die Schwierigkeiten beim Ersatz von Menschen und Technik wirkten sich nachteilig auf die Moral der Truppen aus. Bei vielen Soldaten kam der Wunsch auf, sich so schnell wie möglich hinter die Wolga zurückzuziehen, um der Hölle von Stalingrad zu entkommen.»⁸² Seine Männer standen kurz vor der totalen Verzweiflung: «Hunderte und Tausende von Menschen sterben Tag für Tag», schrieb ein Soldat im Oktober nach Hause. «Jetzt ist alles so furchtbar, dass ich keinen Ausweg sehe. Wir können Stalingrad schon als so gut wie verloren betrachten.»⁸³

Für Zehntausende gab es kein Entkommen mehr. Gewiss, einige der hohen Tiere und ein Teil der Polizisten brachten sich in Sicherheit und überliessen die Soldaten allein dem Grauen und den Flammen.⁸⁴ Tschuikow selbst soll mehrmals darum ersucht haben, sein Hauptquartier ans andere Ufer zu verlegen⁸⁵, doch der General musste bleiben. Seine Befehle sollten

den Leuten als Vorbild dienen. Er hatte im Taktischen relativ freie Hand und konnte täglich mit Reserven rechnen. Ein Zurück gab es jedoch nicht. Wer nach Stalingrad kam, hatte keine andere Wahl als den Kampf bis aufs Messer. Die Androhung einer Kugel in den Rücken war eine Sanktion, die sich Tschuikow nie anzuwenden scheute. Der General führte ein, selbst nach den Massstäben von Schukows Roter Armee, brutales Regiment. Doch die von den deutschen Granaten dampfende Wolga bildete eine tödlichere Barriere als jede Blockade von Geheimpolizisten. Im Juli 1942 zog man gut eine halbe Million Soldaten zusammen, um Stalingrad zu verteidigen, und mehr als dreihunderttausend davon fielen.⁸⁶

Der Blutzoll spottete jeder Beschreibung. Schon die tagtäglichen Torturen laugten die Männer aus – nicht allein die Bomben, der ohrenbetäubende Lärm, der Staub, die Brände, die Kälte und die ewige Dunkelheit. Beim Nachschub waren die Verteidiger Stalingrads ganz auf die Boote angewiesen. Als diese ausfielen, nahmen die Lebenden alles, Stiefel, Waffen, sogar Schreibpapier von den Toten. Der Gestank von verwesendem Fleisch mischte sich mit dem von glühendem Metall und Schweiß. Da es in den Unterkünften nur sehr wenig sauberes Wasser gab, kam Waschen nicht infrage. Läuse, an der Front immer eine Plage, verseuchten die Wäsche, die Handschuhe, das Bettzeug und das verfilzte Haar der Männer. Anders als die Ratten und Vögel, die sich ebenfalls in den Ruinen herumtrieben, konnte man das Ungeziefer aber nicht einmal essen. Für die Belagerungsrationen hatten die Männer ihre eigenen Sprüche. «Es reicht zum Leben», murrt sie, «aber nicht zum Ficken.»⁸⁷ Womit sie ausser Acht liessen, dass sie ja weiterkämpfen mussten. Denn nur die erwiesenermassen im Gefecht Verwundeten hatten Chancen auf Plätze in den Booten, die allnächtlich ans Ostufer zurückglitten. So füllten sich die Lazarette, und ihr Personal arbeitete bis zum Umfallen.

Die Soldaten selbst meinten, dass niemand mehr als zehn Tage aushielt. Selbst die zähesten sagten immer, nach dem achten oder neunten Tag sei man mit Sicherheit verwundet, wenn nicht gar tot.⁸⁸ Doch man gewöhnte sich an die Geräusche und Gerüche des Kriegs, und alte Hasen schworen, sich in dieser Welt auszukennen und sie sogar berechnen zu können. So näherten sie sich dem Chaos der Front. «Wir sahen am Flug einer Granate, ob sie dich treffen würde oder nicht», erzählte ein Überlebender. «Wir erkannten auch am Geräusch einer Mine, wo sie landen würde.»⁸⁹ Doch der endlose

Kampf um die Wachsamkeit zerstörte am Ende die Konzentration. In den Archiven findet man nicht viel über Stress – bei der Roten Armee ging man weniger zimperlich an die Gesundheit und Fitness der Soldaten heran –, wie jedoch ein Überlebender es ausdrückte, konnten die Männer «ziemlich aasig» werden, wenn sie sich anstrengten, auf die Schatten im Dunkeln zu lauschen.⁹⁰ «Zumindest kann ich sagen, dass ich viel Heldenhaftes gesehen habe», schrieb ein Offizier später an seine Frau, «aber auch vieles, wofür die Rote Armee sich schämen müsste. Ich hätte nie gedacht, dass ich tatsächlich zu der an Grausamkeit grenzenden Unbarmherzigkeit fähig wäre, hielt mich für einen weichherzigen Menschen, aber es scheint, als könnte man jene Eigenschaften, die nur in solchen Situationen hochkommen, sehr lange im Verborgenen belassen.»⁹¹

Die Männer lernten auch, dass es Schlimmeres gab als den Tod. «Ob wir wollen oder nicht», bekannte der gleiche Offizier, «am Ende denken wir alle: Was, wenn ich ein Krüppel werde? Wie würde meine Frau darauf reagieren? Allerdings will man absolut nicht daran denken. Es ist zwar eine reale Möglichkeit, aber man denkt lieber an etwas anderes – an ein erfülltes und gesundes Leben.»⁹² Vielleicht – oder an die Katharsis des Todes. Soldaten fingen an, sich am Gefecht oder sogar am Selbstmord zu berauschen. Vor der Schwärze ihres Alltags erstrahlten die seltsamsten Dinge in einem unerwarteten Glanze. Manche Berichte lesen sich wie Szenen eines makabren Balletts. Die Zuschauer – alle Soldaten – hatten begonnen, sich den Kampf cineastisch auszumalen, während die Toten als die Hauptdarsteller dieser Dramen die Partitur nicht mehr ändern konnten. Tschuikow, der beileibe nicht zur Sentimentalität neigte, stellte den Tod eines Marineinfanteristen namens Pankaiko exakt in dieser Art dar. Als sich der Mann anschickte, eine mit Benzin gefüllte Flasche gegen deutsche Panzer zu schleudern, traf eine Kugel den Brandsatz und verwandelte ihn in eine lebendige Fackel. Daraufhin griff er sich jedoch in einer letzten Aufwallung von Zorn oder vielleicht einem grimmigen Reflex ein weiteres Wurfgeschoss. «Alle sahen einen in Flammen stehenden Mann aus dem Graben springen», berichtete Tschuikow, «direkt auf den deutschen Panzer zulaufen und die Flasche gegen das Gitter der Motorluke schmettern. Im Nu verschlang eine enorme Flammen- und Rauchwand sowohl den Panzer als auch den Helden, der ihn zerstört hatte.»⁹³

Solche Geschichten stiegen bald in den Rang von Fabeln auf. Inmitten all der Gewalt und des Sterbens schuf das schuldige Vergnügen des Überlebens starke Bande der Brüderlichkeit. Die rohe Einfachheit des aufs Elementarste reduzierten Lebens gebar ein Freiheitsgefühl, bei dem das Gefecht selbst oft erlösend wirkte.⁹⁴ Das nutzte die Partei geschickt genug, indem sie, den Heldenmut ihrem eigenen Konto anschreibend, Soldaten als gute Komsomolzen und Patrioten feierte. Doch trotz dieser Bürokratenrhetorik liessen sich die aufputschenden Emotionen der Männer kaum in Worte fassen. Blanke Wut verband sich darin mit etwas Zartem, fast wie Liebe. Jene, die an Stalingrad als die Stadt zurückdenken, in der sie sich unvergleichlich lebendig fühlten, sprechen die Grundstimmung an. Der Romancier und Kriegskorrespondent Wasili Grossman gehörte zu denen, die sich nicht lösen konnten, wie er seinem Vater schrieb: «Ich möchte noch bleiben an dem Ort, wo ich meine schlimmste Zeit erlebte.»⁹⁵ Als der Sieg feststand, schienen auch andere seinen Wunsch zu teilen: «Wir fürchteten uns, nach Stalingrad zu gehen», so ein Überlebender im Gespräch mit Werth. «Doch kaum hatten wir Stalingrader Boden betreten, verloren wir alle Furcht. Wir erkannten: Hinter der Wolga gibt es für uns kein Land mehr, und um am Leben zu bleiben, müssen wir die Eindringlinge vernichten.»⁹⁶

«Mir ist es unverständlich», schrieb ein Luftwaffenpilot nach Hause, «wie Menschen noch in dieser Hölle leben können, aber der Russe sitzt fest in den Trümmern, in Schluchten, Kellern und einem Chaos von verbogenen Stahlgerippen der Fabriken.»⁹⁷ «Der Russe ist kein Mensch, sondern eine Gusseisenfigur», klagte ein anderer Deutscher.⁹⁸ Das war blanke Empörung und Ausdruck des Entsetzens darüber, dass der schnelle, mühelose Sieg in weite Ferne rückte. Bis November konnten Paulus' Männer vielleicht noch daran glauben, dass sie diese «slawischen Teufel» schlagen würden, zermalmen wie in den vergangenen siebzehn Monaten. Die Nachhut würde sie unterstützen, und aus der Luft käme neuer Proviant und Hilfe für die Verwundeten. Als jedoch das Thermometer sank und die Nächte länger wurden, verschob sich die Initiative zunehmend von der Wehrmacht auf die Rote Armee.

Auch wenn die Ruinen von Stalingrad als Ikone für den Gleichmut der Roten Armee dienten, entschied sich dieser lange Winterfeldzug nicht in der Stadt selbst. Gewiss hatte Tschuikows 62. Armee die Ernennung zur «Gar-

de» redlich verdient. Die russische Sache rettete jedoch nicht bloss Ausdauer, sondern auch Planung. Denn im November 1942 lief die gewaltige Operation «Uran» an mit dem Ziel, Paulus' in der Falle sitzende 6. Armee einzukesseln und ihr dadurch jeden Rückzug aus der Stadt abzuschneiden. Während sowjetische und deutsche Soldaten ihre Nahkämpfe inmitten von rostendem Metall und modernden Gemäuern austrugen, sammelten sich jenseits ihres Horizonts mehr als eine Million Mann. An drei Fronten gingen Armeen in Stellung, um Stalingrad einzufassen, und warteten nur auf ihren Marschbefehl.»

Es hätte die Verteidiger der Stadt zwar nicht getröstet, doch auch die von Norden und Osten her anrückenden Divisionen taten sich schwer. Der Nachschub machte ihnen zu schaffen, davor allem Winterkleidung fehlte. So starben Männer an Erfrierungen und Unterkühlung, noch bevor sie überhaupt die Front erreichten.¹⁰⁰ Dennoch führte der am 19. November begonnene Einsatz zu einem schnellen, vollständigen Erfolg. Drei Tage später war die 6. Armee umstellt, gefangen in der Stadt, die sie nach dem Willen des Führers nicht hatte aufgeben dürfen. Jetzt hob sich die Stimmung der Rotarmisten in Stalingrad, obwohl noch sehr leidvolle Monate vor ihnen lagen. General Paulus hielt bis Ende Januar durch, und danach folgte eine wochenlange Schlacht zur Sicherung der Gesamtregion. Die Hitze des Gefechts und der bevorstehende Sieg stärkten die Moral der sowjetischen Truppen trotz des Novembernebels. Überlebende der grossen Einkesselung behielten den Tag, als schliesslich der Befehl zum Zuschlagen erging, als den «glücklichsten» des gesamten Kriegs in Erinnerung.¹⁰¹ Als sich Konstantin Rokossowskis Falle um die Stadt schloss, beklagte ein Verwundeter sogar in einem Brief an seine Frau, dass er sich im Lazarett befand und selbst nicht mitwirken konnte: «Die Kämpfe sind jetzt kraftvoll und gut, und ich liege hier und verpasse all dies.»¹⁰²

Monatelang hatten Rotarmisten den deutschen Eindringling, Fritz, um seinen wohlgenährten Körper und die modernen Waffen beneidet. Bei den Gebildeten garte sogar etwas wie kulturelle Ehrfurcht vor Menschen, deren Kultur einen Bach, Goethe oder Heine hervorgebracht hatte (allerdings nannte mir gegenüber niemand von ihnen Marx). Schon im Oktober hatte es Anzeichen dafür gegeben, dass ihre Moral an der Ostfront bröckelte. Bei Smolensk stationierte Truppen sollen deprimiert auf den Wintereinbruch re-

agiert haben, und jene, die vom Don zurückkehrten, um sich in der besetzten Ukraine auszuruhen, fürchteten bereits eine Erholung der Sowjets.¹⁰³ So kosteten die seit November in Stalingrad und dem eiskalten Umland gefangenen Soldaten der Wehrmacht erstmals von der Verzweiflung. «Schnee, Wind, Kälte und rings herum nichts als Hagel und Regen ... Seit dem Urlaub habe ich mich nicht mehr ausgezogen. Läuse, und nachts Mäuse», schrieb der sechsunndreissigjährige Kasseler Kurt Reuber im Dezember nach Hause. «Das Essen reicht gerade, um nicht zu verhungern.»¹⁰⁴

Während Paulus gegen die Kapitulation ankämpfte, hungerten beide Seiten im Zwielflicht des Nebels. Reuber sah «nur Lehm und Schlamm». Wie die Russen lebten auch die Deutschen in Unterständen, doch nach den Bombardements und Feuern war nicht einmal mehr genug Holz übrig, um die Wände oder Dächer zu verstärken. Ja, inmitten all des Schutts gab es fast keine Vegetation mehr. Ende Dezember beobachtete Reuber, wie ein abgemagertes russisches Pony, das zu seinem Unterstand hinübergelaufen war, an einem Stück Bruchholz knabberte, weil es völlig ausgehungert war. «Heute werden wir es schlachten», kündigte Reuber an.¹⁰⁵ Als einen Monat später die letzten Deutschen in Gefangenschaft gerieten, beeindruckten manche Russen sogar deren elende Unterstände. Denn die sowjetischen Unterstände waren noch primitiver und beklemmender als die der Deutschen.¹⁰⁶ Ihre weit hinter den Linien postierten Befehlshaber machten sich Gedanken über die darin herrschende Düsternis, Stickigkeit und Enge.¹⁰⁷ Eine Veteranin drückte es lebhafter aus: «Bei all den vielen dort lagernden Menschen mit ihrer verschwitzten Kleidung und dem offenen Feuer war dies kein Raum, in den man zum Atmen ging.»

Diese letzten Wochen waren für beide Seiten ein fast gleich qualvolles Martyrium. Sie hielten einander umklammert, kämpften um jeden Meter hin und zurück, was jedes Mal Dutzende, ja Hunderte von Menschenleben kostete. Nach dem Fall von Stalingrad machte Werth eine Tour durch die Trümmerlandschaft und fing auf dem «Mamai-Hügel» über der Stadt eine makabre Szene ein: «Auf dem Gipfel hatten die Russen einen roh gehauenen, blau gestrichenen Obelisk aus Holz mit einem roten Stern aufgestellt. Zwischen den zersplitterten Stämmen der Obstbäume lagen Helme, Kartuschen, Granatsplitter. Ein paar Schneereste bedeckten den umgepflügten, festgefrorenen Boden. Ich sah keine Toten, nur einen einzelnen grossen Kopf, der mit

der Zeit schwarz geworden war und aus dem ein weisses Gebiss grinste. Hatte er einem Russen oder einem Deutschen gehört?»¹⁰⁸ Als im Frühjahr das Tauwetter einsetzte, sah ein anderer Besucher eine über die Wolga treibende Eisscholle mit zwei Leichen darauf, einer russischen und einer deutschen, die noch dalagen wie im gleichzeitigen Ansturm gefallen.

Solchen Beschreibungen zufolge hätte die Stadt für alle derselbe Albtraum sein müssen. Doch ab November erlebten die deutschen Truppen sie grundlegend anders als die sowjetischen. In den Augen der plötzlich belagerten Invasoren war Stalingrad ein furchtbarer Schock, nach den Siegen von 1941 eine grosse Katastrophe. «Wir haben bisher noch keine Weihnachtspäckchen bekommen», berichtete ein Soldat aus Paulus' 6. Armee am 10. Januar nach Hause. «Man hat uns versprochen, sie hinter den Linien aufzuheben, bis wir zurückkommen. ... Wir haben absolut nichts zu essen, die Kräfte schwinden uns zusehends, und wir sind nur noch Wracks ... Ich danke Gott schon nicht mehr dafür, bisher am Leben geblieben zu sein. Ich sehe stündlich den Tod kommen.»¹⁰⁹ Die sowjetischen Soldaten hatten von Anfang an weniger erwartet. Sie träumten weder von ihren Weihnachtsbäumen noch von Süssigkeiten und Plätzchen, die sie gar nicht kannten. Wenn sie an zu Hause dachten, so an das Leben, das der Feind zerstört hatte; doch jetzt, gestützt auf ihre spektakulären Katjuschas und erstmals seit 1941 auf eigene Flugzeuge, ergriffen sie die Chance, sich zu rächen. Wenn die Deutschen eine Art Rückschritt durchmachten und nach und nach alles verloren, was sie als Menschen definiert hatte, so erahnten die Rotarmisten ihr erstes richtiges Erfolgserlebnis. Erschöpfte, verschmutzte, kampfgestählte Soldaten bereiteten sich nun darauf vor zu feiern. «In diesem Zusammenhang darf man nicht übersehen», kommentierte Werth, «dass es damals grosses Prestige einbrachte, in Stalingrad gekämpft zu haben.»¹¹⁰



Die Partei reklamierte also den Geist von Stalingrad für sich. Auf diese Weise erschienen die in den dortigen Schlachten geborene Brüderlichkeit und Selbstlosigkeit rasch als das Ergebnis ihrer Ideologie und weisen Führung. «Tausende von Patrioten bewähren sich als Vorbilder für Furchtlosigkeit, Mut und selbstlose Hingabe an das Vaterland», jubilierte die Frontzei-

tung der Soldaten. «Nach dem Krieg wird unser Volk all jene nicht vergessen, die sich ehrenhaft in den Dienst ihres Heimatlandes gestellt haben. Die Kinder des Helden werden stolz auf ihren Vater sein. Doch die Namen der Feiglinge, der Panikmacher und der Verräter wird man voller Hass aussprechen.»¹¹¹ Zum damaligen Jahrestag der Novemberrevolution erschien in der Presse ein Stalingradgelöbnis, das angeblich von den Verteidigern der Stadt stammte. «Wir senden Ihnen diesen Brief aus den Schützengräben, und wir schwören Ihnen, teurer Josef Wissarionowitsch, dass wir Stalingrad bis zum letzten Blutstropfen, bis zum letzten Atemzug, zum letzten Herzschlag verteidigen werden. ... Unter Ihrer Führung gewannen unsere Väter die Schlacht von Zarizyn. Unter Ihrer Führung werden wir auch die grosse Schlacht um Stalingrad gewinnen.»¹¹²

Man trug den Eid endlos bei Massenversammlungen vor und nahm ihn in die Druckfassungen der Tagesbefehle auf. Neulinge, die gespannt darauf warteten zu hören, ob das Schicksal auch sie über die Wolga schicken würde, mussten stattdessen Vorträge über die grossen Helden der Vergangenheit ertragen. Ferner mussten Soldaten in Kleingruppen unter Leitung der Politruks über das Thema Mut diskutieren, auch wenn keiner von ihnen je einen Deutschen, geschweige denn einen Leichnam gesehen hatte.¹¹³ Auch Filme sollten zur Bewusstseinsbildung der Leute beitragen. In jenem Herbst mochten Soldaten in Lagern an der Wolga Streifen wie *Der Kampf um Zarizyn*, *Der gute Bürger* und – speziell für die Ukrainer – einen Rückblick auf das Leben des Kosaken Bogdan Chmelnizki sehen.¹¹⁴ Epen wie diese konnten jetzt, da die Filmindustrie ganz im Dienste der Front stand, alle paar Wochen vom Band gehen.¹¹⁵ Ausserdem zeigte man den Soldaten Wochenschauen mit sowjetischen Erfolgen. Dokumentarfilme wie der berühmte *Die Niederlage der Wehrmacht bei Moskau* erinnerten sie daran, wie geschunden und elend der Feind noch wenige Monate zuvor ausgesehen hatte.¹¹⁶ «Du schaust dir also diese gefangenen Faschistenbestien an», sagte ein Mann, «und weisst, dass keine Strafe schwer genug sein kann für all die Gräueltaten, Schändlichkeiten und Verbrechen, die sie begangen haben.»¹¹⁷

Selbstverständlich half es auch, dass viele der Reservisten gut ausgebildet, gut vorbereitet und fit waren. Die Armee setzte nun Prioritäten. Am meisten schätzte sie Sibirer, die professionell zu sein schienen, nicht zuletzt deshalb,

weil sie in der Regel gründlich schiessen gelernt hatten. Sie wussten auch, wie man richtig Deckung nahm und tiefe, enge Gräben schaufelte, die Schutz sowohl vor Panzern als auch vor Granaten boten. «Das Wichtigste ist», berichtete Ageew seinerzeit nach Hause, «dass wir jetzt nicht mehr so viel ‚Panzerangst‘ sehen wie zu Kriegsbeginn. Jetzt wissen die Männer Bescheid und graben sich tiefer ein.»¹¹⁸ Jenen, die angesichts der blinden, finsternen Ungetüme nach wie vor in Panik gerieten, gewöhnte man ihre Angst durch eine Übung namens «bügeln» ab, bei der sie in einem Graben lagen, über den eigene Panzer fuhren. «Beim nächsten Angriff», hiess es in einem Bericht des deutschen Geheimdienstes, «hat die Komp, furchtlos fdl. Panzer abgewiesen.»¹¹⁹ Unterdessen beschwichtigten die Männer selbst ihre Angst mit schwarzem Humor: «Je tiefer du gräbst», murmelten sie, «desto länger liegst du.»¹²⁰

Trotz all der Propaganda konnte den Männern die wahre Frontkultur kaum verborgen bleiben. Was die Partei auch tun mochte, Geschichten über Grausamkeit, Täuschung und sinnlos vergeudete Menschenleben sickerten durch. Lazarette liessen sich ja nicht vom Zivilleben abschotten, sodass Einheimische Sepsis und Wundbrand rochen und oft sogar helfen mussten, in der Nähe von Schlachtfeldern Massengräber auszuheben. Wie üblich beteiligten sie sich allerdings auch an den Nebenmärkten, die immer dann florierten, wenn das NKWD nicht streng durchgriff. Auf ihnen handelten verwundete Soldaten mit Gewehren, Uhren, Füllern, sogar Zeiss-Kameras.¹²¹ Die deutschen Gräben boten jede Menge attraktive Beute. Daneben machte eine neue Schicht von Ausgestossenen, Deserteure, Geschäfte nicht nur mit Geld oder Waffen, sondern auch mit Menschenleben. Das NKWD nahm zwischen Oktober und Dezember 1942 an der Stalingrad-Front mehr als elftausend Militärangehörige fest, von denen sich etwa tausend als Deserteure oder jetzt für den Feind arbeitende ehemalige Rotarmisten erwiesen.¹²² Eine sehr beliebte List war, sich als Frau zu verkleiden. Einen Mann, der sich elf Monate lang versteckt gehalten hatte, fand man auf dem Grund eines Getreidesilos begraben.¹²³

Gegen eine solche Welle der Kriminalität kam die Polizei nicht an und versuchte stattdessen, mit jedem Einzelfall ein Exempel zu statuieren. Am schärfsten ging sie gegen Deserteure vor. «Genosse Kommissar», sagte ein NKWD-Beamter zu seinem Chef, als er zehn neue Männer abführte, «wir sollten den Befehl 227 des Genossen Stalin auf diese Deserteure anwenden

und sie auf der Stelle erschossen. Sie haben nicht versucht, das Vaterland, sondern die eigene Haut zu retten.»¹²⁴ Das war zwar eine natürliche Reaktion auf Gesetzesbrüche, aber insgesamt sank die Zahl der Deserteure, die der Verbrecher dagegen nicht. Das muss auch am Wetter gelegen haben – als das Thermometer unter dreissig Grad minus fiel, kam man in Staligrad kaum noch auf eigene Faust durch. Bei den Mannschaften gab es jedoch auch andere Gründe, Gehorsam zu üben.

Einige in der Wolgasteppe stationierte Reserven begehrten vor allem deshalb nicht auf, weil sich ihr Leben paradoxerweise verbesserte. Ilja Nemanow erklärte, wie sich das in seinem Fall zutrug. Als Sohn eines so genannten Volksfeindes hatte er anfangs keine Waffe tragen dürfen, sondern 1941 in einem Arbeitsbataillon dienen müssen. Es war auch eine Art Wehrpflicht, da man ihm keine andere Wahl liess. Sie bestand allerdings aus mörderischer Arbeit statt dem Kampf auf dem Schlachtfeld. Bald schickte die Regierung ihn zu einer Baustelle für evakuierte Industrien in der sibirischen Stadt Slautoust. Dort jedoch fühlten sich die Männer – Sträflinge, Zwangsarbeiter und vermeintliche Regimegegner wie er selbst – ans Ende der Welt verbannt. «Wir arbeiteten in Asien», höhnte Nemanow, «kamen nur zum Scheissen nach Europa zurück.» Genau wie Frontsoldaten lebten sie in Unterständen und mussten schuften bis zum Umfallen. Nemanow hatte das Glück, dass ihm allabendlich einige kasachische Hirten halfen, sein Soll zu erfüllen, denn der Vorarbeiter konnte sehr grob werden und die Kriminellen gewalttätig. «Nicht die Front ist das Schlimme», sagte mir Nemanow, «sondern wenn du fertig bist, wenn die Arbeit dich auslaugt, wenn Leute um dich herum plötzlich umfallen, wenn du hungerst und dir nicht mehr helfen kannst – ausser indem du dein Leben riskierst –, wenn sie dir hart gefrorene Kartoffeln zu essen geben, wenn du sogar Aas frisst, wenn du über Rationen toter Kameraden herfällst. Das ist schlimm, nicht die Kugeln!»

Ende 1942 bildete man einige Männer aus Nemanows Arbeitsbataillon an Granatwerfern aus, und als sie einen Zug Richtung Süden bestiegen, wussten sie, dass es nach Staligrad ging. Es war bitterkalt. Alle waren besorgt, erschöpft und ausgehungert. Ein Mann, der davonzulaufen versuchte, wurde abseits geführt und erschossen. Mehrere Nächte lang schliefen sie in voller Montur, ihre Stiefel als Kissen benutzend. Nach der Ankunft an der Front

befahl man ihnen als Erstes, sich waschen zu gehen. Gehorsam schrubbten sie sich mit der üblen Medizinalseife ab, mussten dann jedoch feststellen, dass kein Wasser zum Wegspülen mehr da war. Mit kiesiger, juckender Haut zogen sie sich wieder an, schulterten ihre Granatwerfer und gingen hinaus – dorthin, so Nemanow, «wo man wieder Nachschub brauchte». Diesen wohl, so schien es, aber offensichtlich keine Granatwerfer. «Wir besorgen euch Gewehre, ihr seid jetzt Infanteristen», eröffnete man ihnen. Doch hatten sie Glück und blieben verschont: «Wir froren zwar, mussten aber nie raus ins Gefecht.»

Auch wenn es ein fragwürdiger Fortschritt war, Nemanow fand die Front eindeutig besser als Slatoust. Ähnlich wie Tausende anderer Verdächtiger konnte er damit rechnen, dass der Krieg seinen guten Ruf wiederherstellen würde: Mit dem Dienst an der Waffe bewältigte er eine Art Resozialisierung.¹²⁵ Ausserdem hatte der junge Mann in dem Arbeitslager einiges gelernt, was ihm jetzt das Überleben erleichterte. «Wir waren Gauner», sagte er mir. Die Männer richteten sich rasch an der Front ein, bis sie den Eindruck gewannen, das Ganze im Griff zu haben. Wie Soldaten allerorten improvisierten sie oder stahlen notfalls. Auch waren die Einheimischen oft freundlich, obwohl es kaum etwas zu teilen gab. «Sie liebten uns alle», sagte Nemanow, «und wir nutzten das aus. Einer meiner Kumpel fand ein Haus, trat ein und bekreuzigte sich. Sofort fing die Greisin darin mit der Litanei an – ‚Sie lieber, guter Mann, mein Herzblatt‘ – und liess ihn am Tisch Platz nehmen.» In der irrigen Annahme, er sei ein frommer Christ, bewirtete sie ihn mit Tee, Kohl und Brot. «Selbstverständlich», schloss Nemanow an, «hatten viele von uns Affären. Das ist eben der Krieg – die Zeit des Todes und der Liebe.» Diese Darstellung passt zu anderen ihrer Art. Sie passt zu den Geschichten von Männern, denen die Front – selbst diese – besser erschien als das Arbeitslager.¹²⁶ Das Leben war nirgendwo einfach, doch in Frontnähe eröffneten sich für Soldaten zumindest Chancen, aus eigener Kraft Nischen zu bilden und Kontakte zu knüpfen.

Auch die Aussicht, Deutsche töten zu können, gab Anlass zur Freude.¹²⁷ Die Soldaten hatten eigene Gründe, gerade diese Ausländer zu hassen. Jene mit Gefechtserfahrung waren total erledigt, und der üble Gestank des Kriegs würde ihnen immer nachgehen. Andere wussten bereits, dass sie ihre Familien nicht wiedersehen würden, und alle, auch neue Rekruten, hatten in die-

ser Phase Kameraden und enge Freunde verloren. Man musste nicht viel tun, um ihren Hass zu schüren, doch die sowjetische Kriegspresse heizte ihn zusätzlich an. Der damals überaus populäre Ilja Ehrenburg wollte jeden einzelnen Sowjetbürger ansprechen: «Töte den Deutschen, und wenn du einen Deutschen getötet hast, bring den nächsten um – es gibt nichts Schöneres als deutsche Leichen.»¹²⁸ Doch Ehrenburg, dessen Prosa 1942 völlig in Düsternis versank, verbreitete nicht als einziger Hasspropaganda. Zu ihm gesellte sich der Soldatendichter Simonow mit «Tötet ihn!», seinem lyrischen Aufruf zur Rache.¹²⁹ Karikaturisten zeichneten den Feind in Zwangslagen aller Art: Rumänen in Panik, unter Kochtöpfen versteckte Italiener, im Sterben liegende Deutsche. Ein Spottbild auf Podsneschnik, Schneeglöckchen, das eigentlich «unter dem Schnee» bedeutet, liess beim Tauwetter des Frühjahrs «Schneeglöckchen» in Form deutscher Leichen hervortreten.¹³⁰ «Als ein Symbol ihres Vergeltungsdrangs diente eine neue Gewohnheit der Roten Armee in Stalingrad. Wenn sie einem hoch geschätzten Kommandeur die letzte Ehre erwies, feuerte sie eine Ladung oder eine Salve ‚nicht in die Luft, sondern auf die Deutschen‘.»¹³¹

Kurioserweise beneideten Soldaten anderer Schauplätze oft ihre Kameraden an der Wolga um die dort erlebten Schlachten. Sogar Männer, die genau wussten, was Kampf hiess, sehnten sich nach Verlegung, um erneut in den Krieg einzusteigen. «Wann zum Teufel greifen wir endlich an?», haderte ein Offizier namens Nikolai Below im Januar 1943 in seinem Tagebuch. Der erst Siebenundzwanzigjährige war bei Lipezk nördlich von Stalingrad stationiert. Seine Einheit lag in Reichweite der Wehrmacht bei Woronesch, hatte jedoch Befehl abzuwarten. Below kannte den Krieg, denn er war direkt beim Beginn der Kämpfe eingetreten. Gleich im ersten Sommer verwundet, hatte man ihn zur Behandlung evakuiert, sodass ihm Gefangennahme und Tod erspart blieben, die seine Kameraden ereilten. Stattdessen war er im schlimmsten Sommer 1942 in den Dienst zurückgekehrt und musste vor einem Feind zurückweichen, der jetzt schon den ganzen Süden Russlands kontrollierte.

Als Rokossowskis Truppen an Weihnachten über die schneebedeckte Wolgasteppe zogen, sass Below fest. Er drillte die Männer im Eingraben und wartete. Zwar war das weniger ermüdend als die langen Märsche des letzten

Juli, weniger gefährlich als die Nahkämpfe von Stalingrad, aber kaum angenehmer. Es war kalt, und das gelegentliche leichte Tauwetter brachte Eisregen und Nebel mit sich. Alle paar Tage lagen sie unter deutschem Granatbeschuss, ausserdem gab es immer wieder Suizide, Desertionen, Selbstverstümmelungen und Schlägereien. «Ich bin schrecklich reizbar geworden», schrieb Below, «und verspüre gleichzeitig eine elende Apathie gegenüber allem, als ob mich das Ganze teuflisch müde machte. Wenn wir doch nur angreifen könnten! Wahrscheinlich käme ich dann wieder zu Sinnen.»¹³² Im folgenden Juli erhielt er die Chance, das zu überprüfen. In seinem eingeschnittenen Unterstand hockend, wurde er unterdessen völlig depressiv.

Die Geschichte hätte sich für alle anders dargestellt, wäre Stalingrad gefallen. Der Sieg selbst wirkte als das stärkste Aufputzmittel überhaupt. Rotarmisten begannen daran zu glauben, dass ihre Mühen eines Tages Früchte tragen könnten. Obwohl viele trotzdem wussten, dass sie wahrscheinlich sterben würden, spielte die blosser Möglichkeit des Sieges eine wichtige Rolle. Die Meldungen aus Stalingrad kursierten überall in der Sowjetunion. «Ich möchte am liebsten aufbrechen und für immer an der Front leben», trug Below eines Abends ins Tagebuch ein. Anfang November heiterte ihn ein Bericht über die Vorstösse der Alliierten in Afrika auf. «Es ist ein langer Weg, erscheint aber viel versprechend. Welch ein Trost.» Doch nichts kam seiner Freude über einen Triumph in der Heimat gleich. «Unsere Soldaten haben in Stalingrad nur noch Erfolge», hielt er am 27. November fest. «Heute morgen hörte ich, dass sie seit Beginn des Angriffs mehr als siebzigtausend Gefangene gemacht haben. Die Zahlen der eroberten Rüstungsgüter sind astronomisch. Wir freuen uns grenzenlos für die Soldaten in Stalingrad.»¹³³

Weit drüben im Westen freute sich auch Moskwin, der über Neujahr hinweg die Nachrichten verfolgt hatte. «An der Front hat es den grossen Sieg gegeben!», jubelte er am 19. Januar 1943. Endlich die Wende. «Jeder von uns möchte aus voller Kehle ‚Hurra!‘ schreien.» Stalingrad hat sich für die Faschisten in eine riesige Falle verwandelt. Er und seine Partisanen hielten sich schon seit Wochen im dunklen Semljanki versteckt und warteten auf Instruktionen aus Moskau. Im Herbst hatte es Scharmützel gegeben, sodass Moskwin endlich das Gefühl bekam, eine echte Aufgabe zu haben. Als jedoch ein zweiter Winter hereinbrach, forderten die Langeweile und die kör-

perlichen Belastungen ihren Tribut. Jetzt konnte man sich an etwas aufrichten. Wie üblich richtete Moskwins seine Feder gegen sich selbst. «Ich möchte die Seiten aus meinem Tagebuch reissen, auf denen ich über meine Willensschwäche geschrieben habe», vermerkte er, «lasse sie aber drinnen als eine Lehre fürs Leben, dass es falsch ist, vorschnelle Schlüsse zu ziehen, nur weil etwas nicht gut läuft.»¹³⁴

Der Sieg half Soldaten sogar, über die alltäglichen Härten hinwegzusehen. Es war, als ob der Triumph als solcher das Bewusstsein verändern könnte. Von Erfrierungen geplagte russische Soldaten, ausgehungert, verwundet, verzweifelt, konnten sich daran weiden, wenn die Feinde noch mehr zu leiden schienen. Sie gierten nach Entschädigung und reagierten auf jedes Anzeichen der Veränderung. Der Feind liess auf dem Rückzug Waffen, LKW und Nahrung zurück – eine für die ausgezehnten Leute unvorstellbare Menge Beute. Manche schlangen deutsche Vorräte in sich hinein, andere fielen über die Spirituosen der 6. Armee her, entdeckten aber manchmal erst zu spät, dass die verlockend aussehenden Flaschen Frostschutzmittel enthielten.¹³⁵ «Hier finden gerade kolossale Schlachten statt und dauernd geschehen schreckliche Dinge», schrieb ein siebenundvierzigjähriger Rotarmist an seine Frau. «Mach Dir aber trotzdem keine Sorgen um mich. ... Die Deutschen sind auf der Flucht, uns fallen massenhaft Gefangene und Beute in die Hände. Jetzt essen wir nur noch Fleisch und Konserven, Honig und dergleichen, auch wenn es kein Brot dazu gibt.»¹³⁶

Am unglaublichsten überhaupt waren die neuen Kriegsgefangenen: Im Januar 1943 zählte die 6. Armee genau 91 545 Männer. Bei ihrem schlechten Zustand wären sie vielleicht ohnehin umgekommen, aber die Lager des NKWD gaben ihnen den Rest. Weniger als ein Fünftel von ihnen erhielten warme Nahrung, und von ihnen starben viele, weil sie zu schnell assen. Andere fielen auf dem Weg in die Lager tot um, erlagen ihren alten Wunden, oder der Typhus und die Ruhr rafften sie binnen weniger Stunden hin. 1943 starben zwei Drittel der Insassen sowjetischer Kriegsgefangenenlager an Unterernährung. Die Überlebenden waren zunehmend von Tuberkulose bedroht.¹³⁷ Das Problem spitzte sich derart zu, dass sogar das NKWD nach Stalingrad von sich aus Gegenmassnahmen ergriff, wenn auch nicht aus humanitären Gründen, sondern um der Arbeitskräfte willen. Wie dem auch sei,

jeder dieser verängstigten ausgemergelten Gefangenen liess das Kriegsende näher rücken. So zumindest dachten die meisten Leute: Der Sieg von Stalingrad erschien als die grosse Wende.

«Die Deutschen werfen auf ihrer Flucht alles von sich», schrieb jener Siebenundvierzigjährige in seinem letzten Brief nach Hause. Er glaubte jetzt an die Propaganda über die eigene Stärke. «Wir ernähren uns von ihren Vorräten. Die Deutschen fliehen, die Ungarn und Italiener geben sich auf. Gerade eben haben fünfzig von uns fünfhundert Gefangene gemacht. Sie frieren wie die Fliegen, können die Kälte überhaupt nicht ertragen. ... An den Strassen und Wegen liegen massenhaft Tote, aber je mehr, desto besser.»¹³⁸ Weniger als einen Monat später starb auch er, ebenso ein Opfer der Kälte wie die dafür verhöhnten Invasoren. Aber die Erkenntnis, dass man die faschistischen Horden schlagen konnte, hatte ihm den Winter aufgehellt. Ageew hätte ihn verstanden. «Ich bin in aussergewöhnlich guter Stimmung», schrieb er seiner Frau. «Wenn Du das sehen könntest, wärest Du genauso glücklich wie ich. Stell Dir vor – die Fritzen laufen vor uns davon!»¹³⁹

6. Ein verwüstetes Land

Zuletzt blieb vom Wust der Verheissungen also doch ein echter Hoffnungsfunken übrig. Schon ein Jahr zuvor, als die Wehrmacht bei Moskau zurückgewichen war, hatte man aufgeatmet, ja sogar moderat gefeiert, doch sass die Krise zu tief, war der Schock der Invasion noch zu frisch, als dass irgendwer wirklich an die Wende hätte glauben können. Jetzt schien der Vorstoss der Roten Armee nach Westen gleich einem trügerischen Frühlingserwachen vom herannahenden Frieden zu künden. Am 26. Januar 1943 fiel Woronesch den vorrückenden Truppen General Golikows in die Hände, am 8. Februar marschierte die Rote Armee in Kursk ein, sechs Tage später in Rostow, und am 16. Februar befreite sie Charkow, die einst grösste und bedeutendste Stadt der Region – einst wohlgeremt, denn das Zurückeroberte waren nur noch leere Hülsen mit verminten oder zerschossenen Gebäuden ohne Fenster, Strom und Wasser. Sie bildeten die Nährböden für Furcht, Hunger, Kriminalität und Argwohn. Erdwälle unter dem schmelzenden Schnee wiesen auf gewaltige Massengräber hin. Wer das alles hatte mit ansehen müssen, fand keine Worte für seine Qualen, doch Stalins Propagandisten lieferten Bilder des Triumphes. Der Feind befand sich auf der Flucht. Sobald man ihn geschlagen und vertrieben, sobald man die Toten gerächt haben würde, könnte das sowjetische Volk beginnen, eine noch bessere Welt aufzubauen.

Politiker reklamierten den Sieg eilends für sich und spendeten entsprechend der Roten Armee, «die Frieden und Freundschaft zwischen allen Völkern verteidigt», wie Stalin aus Anlass ihres fünfundzwanzigsten Gründungstages im Februar erklärte, lautstark hohes Lob. Sie habe einen «historisch beispiellosen Kampf ausgetragen», und ihre «tapferen Soldaten, Be-

fehlshaber und Politarbeiter» hätten «ihre Militärstandarte mit unvergänglichem Ruhm bedeckt».¹ Doch nicht nur die Soldaten galt es zu ehren. Der Glorienschein sollte auch die besondere Rolle Stalins hell erleuchten. Deshalb begann man Erfolge, für die Zehntausende ihr Leben gelassen hatten, mit seiner weitblickenden Organisation und seinem «militärischen Genie» zu erklären. Daneben figurierte auch die Partei als Lenkerin und Lehrerin der Massen. Während das Volk den Krieg als sein Eigen betrachtete, als seinen heldenhaften Kampf für Freiheit und Menschenwürde, arbeiteten die Herrschenden längst an ihrer offiziellen Version. Im März 1943 entstand das erste Museum für den Grossen Vaterländischen Krieg², und die von ihm generierte Darstellung sollte bald als Schablone der offiziellen Wahrheit dienen.

Daneben bemühte man sich eifrig um die Geburt des Mythos vom glorreichen Krieg. Die Zensoren sorgten dafür, dass Wörter wie «Rückzug» oder «Kapitulation» nicht in die Annalen der Roten Armee eindringen. Noch grausamer war, dass sie sogar alle Belege für die wahren Opferzahlen tilgten. So blieb die Tatsache, dass allein der Sieg in Stalingrad knapp eine halbe Million sowjetische Soldaten und Flieger das Leben gekostet hatte, gut verborgen. Auf dem langen Weg bis Berlin starben mehr Angehörige der Roten Armee als solche der vermeintlich «geschlagenen» Gegenseite. Im Durchschnitt verloren die Sowjets mindestens dreimal so viele Leute wie der Feind³, doch kaschierte man diese Statistik mit allen Mitteln. Manchmal, wenn keine Zeit mehr blieb, Massengräber zu markieren, geschweige denn die hineingeworfenen Leichen zu zählen, blieben die Gefallenen der Roten Armee gänzlich ungemeldet.⁴ Nach 1943 liess der Druck etwas nach, doch gab die Armee weiterhin zu niedrige Verluste und Bestattungszahlen an. Auf Gräbern mit Hunderten von Toten vermerkte man die Namen von dreissig.⁵ Ausserdem setzten amtliche Berichte die Verlustquoten – auch beim eigenen Kriegsgerät – viel zu niedrig an. Sie führten aber sorgfältig die Zahlen der deutschen Gefallenen auf. Ebenso zensierte man die Gefühle. Trauer war erlaubt – solange sie zur Rache anspornte –, doch andere Reaktionen auf Schmerz und Leid mussten unausgesprochen bleiben. Das Sowinformbüro stellte sicher, dass Publikationen keine Hinweise auf Ängste oder Zweifel

der Soldaten enthielten. So war schon 1943 das erste Kriegsjahr offiziell im Sinne eines grossen Heldenepos umgeschrieben.⁶

Die Zensur wirkte. Noch sechzig Jahre später blieb das verordnete Schweigen in vielen Fällen gewahrt. In diesem Bereich konnte die Regierungspolitik deshalb so gut funktionieren, weil es hier um tiefsitzende Wünsche und Bedürfnisse ging; fast niemand geniesst es, in alten Wunden herumzuwühlen. Die schmeichelhafte Version, die glorreiche, gefiel den Soldaten ebenso wie dem Staat. Schliesslich erleichterte sie einiges und diente – ganz im Sinne Stalins – der Würde der Veteranen. Persönliche Anekdoten, die echten, wirkten daher zunehmend und wirken zum Teil noch heute so befremdlich wie auf ein Schwarzweissbild montierte Teile eines Farbfotos. Nehmen wir Ilja Nemanow, der 2002 darum kämpfte, sich an seine Reaktion auf die schwere, 1943 erlittene rechtsseitige Verwundung durch eine deutsche Granate zu erinnern. Als Erstes habe er gedacht, «das wars», doch dann seien ihm andere Gedanken durch den Kopf gegangen. «Mir fiel wieder ein, dass mir meine Mutter beim Kriegsausbruch prophezeit hatte, ich würde zwar nicht fallen, aber eine Hand verlieren. Später hatte ein Kumpel in einem der Unterstände erklärt, bei abgetrennten Fingern solle man darauf dringen, dass sie wieder angenäht würden, denn mit genügend intakten Nerven könne man die Hand oft retten.»⁷ Diese Gedanken hätten ihn abgelenkt, als er in den Staub hinein blutete und auf Rettung oder den Tod wartete. Doch Aberglauben gehörte nicht zur offiziellen sowjetischen Kriegsgeschichte, und Erinnerungen wie diese, das heisst persönliche, waren im Lauf der langen Kampagne und erst recht danach immer schwerer ans Tageslicht zu holen.

Die Kriegszensoren trieb ein phänomenaler Ehrgeiz. Nemanow belegte das an einem Beispiel, das sogar noch anschaulicher ist als sein eigenes. Im Januar 1943 lockerte sich die Belagerung Leningrads. Die Stadt war nach wie vor eingekesselt und lag unter Granatbeschuss, doch jetzt kamen mit der Bahn Arzneimittel-, Brennstoff- und Mehltransporte herein, so dass man nicht mehr nur auf den – temporären – Zugang über das Eis des Ladogasees angewiesen war. Auch wenn bis zur völligen Befreiung Leningrads noch fast ein Jahr vergehen sollte, war doch immerhin vorerst Hilfe für die verzweifelt notleidende Restbevölkerung eingetroffen. Der Anlass hätte zum Trauern, zu einer stillen Gedenkfeier aufrufen können. Stalins Funktionäre jedoch sahen

darin ein Minenfeld der Propaganda. Sie wollten nicht an die grosse Glocke hängen, dass man Bürger der Sowjetunion hatte verhungern lassen, und dieses Diskussionsverbot erstreckte sich auch auf die Armee. Im Frühjahr 1943, als ein neuerdings Nemanows Einheit zugeteilter Soldat von der Wolchow-Front bei Leningrad seinen neuen Kameraden die Belagerung schildern wollte, verschwand er plötzlich in Haft. «Er hatte von Verhungern gesprochen», berichtete Nemanow, «und davon sollten wir nichts hören.»

Olga Berggolts, die Poetin der Leningrader Blockade, musste etwas Ähnliches feststellen, als sie Ende 1942 nach Moskau reiste, um im Rundfunk über ihre Eindrücke von der Belagerung zu sprechen. «Mir ist sehr klar geworden, dass sie dort nichts über Leningrad wissen», schrieb sie an ihre Familie. «Niemand schien die leiseste Ahnung zu haben was die Stadt durchmacht. Zwar rühmten viele die Leningrader als Helden, doch weiss man nicht, was dieses Heldentum bedeutete. So war nicht bekannt, dass wir gehungert haben und viele verhungert sind. ... Ich durfte im Radio nichts klarstellen, denn man sagte mir: ‚Sie können über alles reden, nur nicht über die Hungeropfer. Kein Wort. Alles über den Mut und Heroismus der Leningrader – das brauchen wir –, aber kein Wort über Hunger.‘»⁸

Wie üblich in der surrealen Welt der Sowjetunion forderte man die Menschen auf, das eine zu sagen, sich öffentlich zu einer Version zu bekennen, obwohl sie doch zumindest hintergründig wussten, dass es sich anders verhielt. Die meisten Mythen rankten sich um die Rote Armee als Retterin des Volkes, und offenbar kursierten im Sowinformbüro fertige Propagandamodelle – der edle Krieger, der tapfere russische Sohn oder der trotzig Partisan –, sodass man nur noch dem Idealtypus bestimmte Menschen zuordnen musste. Faktisch herrschte zwar kein Mangel an persönlichem Heldentum, aber Charaktere wie Soja Kosmodemjanskaja, die unerbittliche Märtyrerin, oder Wasili Saizew, der Scharfschütze von Stalingrad, kamen als die Phantasie anregende, populäre und massenwirksame Vorbilder eben genauso gut an wie grosse Sportler oder Heilige. Bei den Rotarmisten dienten fast immer die Heckenschützen, Artilleristen oder Panzerführer als Aushängeschilder. Sie waren relativ gebildet, sympathisierten meist mit der Kommunistischen Partei und konnten, sofern sie ihren Kultstatus noch erlebten, gut in der Öff-

fentlichkeit auftreten. Zwar wählte die Presse Dutzende einfacher Soldaten aus, um sie als «Stars» aufzubauen. Aber ihr Stil und ihre Werte erinnerten an die von Offizieren und sicher von Kommunisten. Die Kultur der Mannschaften, die dunkle Welt der wirklichen Menschen, geriet zunehmend aus dem Blick.

Sogar die Soldaten selbst unterwarfen sich dieser Doppelmoral. Sie schienen mindestens zwei Kulturen zu haben: die offizielle, die sie vor Offizieren und Journalisten offenbarten, und die heimliche, fast verschworene, mit Wodka, Machorka, spontanen Versen, die sie als Tschastuschki bezeichneten, und Bauernzoten. David Samoilow, der die Leute mit dem Blick des Dichters für das Unerwartete beobachtete, resümierte diese Art der Flexibilität. In Anwesenheit von Offizieren sei der russische Soldat «untertänig und gehemmt». Vielleicht gebe es keine gemeinsame Sprache über die Schranken der Ideologie und des Ranges hinweg, vielleicht gebe es aber auch einfach nicht viel zu sagen. Und gewiss bleibe im Gefecht, wenn sich der gehemmte Soldat als «ein Held» erweise, keine Zeit für Worte. Eindrucksvoll sei auch, wie er sterbe. «Er gibt einen in Schwierigkeiten geratenen Kameraden nicht auf», schrieb Samoilow. «Er stirbt mannhaft und kunstgerecht, gleichsam gekonnt.» Doch fordere die Untertänigkeit und Dauerbelastung ihren Preis. Wenn keine Offiziere in Sicht seien, so erweise sich derselbe Soldat als «quengelig und ausfallend, prahlt und droht, drischt auf alles ein und kann sich über nichts masslos aufregen». Das sei aber nicht bloss ungehobeltes Benehmen. «Diese Reizbarkeit zeigt», so Samoilow, «wie sehr ihn das Soldatendasein belastet.»⁹

Als die Armee 1943 seit zwei Jahren im Krieg stand, war sie auf fast allen Ebenen unterhalb des Oberkommandos von Rekruten beherrscht, deren militärische Karriere nach der Invasion begonnen hatte. Die Kluft zwischen Offizieren und Mannschaften schloss sich. Auch konnte niemand daran zweifeln, dass man grundsätzlich an einem Strang zog, und dieses Gefühl der Interessengemeinschaft war entscheidend für die Moral. Die besseren der Nachwuchsoffiziere, wie Samoilow selbst, arbeiteten mit den Männern zusammen, gingen auf sie zu, anstatt sich hinter ihren Privilegien zu verschanzen. Trotz seines Anspruches auf eigenes Essen und ein privates Quartier ass Lew Lwowitsch bei den Soldaten seines Regiments, begnügte sich mit der dünnen Suppe und der Buchweizengrütze, die sie als «Schrappnell» bezeichneten.

Ein junger Offizier wie er konnte sich auch deshalb leichter mit den Männern anfreunden, weil sich die Erfahrungsdistanz zu ihnen inzwischen so stark verringert hatte. Die Rote Armee von 1941 war fast verschwunden. Den Kopf voller Ratschläge, die ihm sein Onkel aus der Ära des Zaren Nikolaus II. erteilt hatte, machte sich der sechszwanzigjährige Leutnant daran, nicht unzufriedene Veteranen, sondern junge Männer und alternde Reservisten zu ermutigen und zu motivieren. Auch fiel es ihm etwas leichter, sich Namen zu merken, da er seine Truppe nie in voller Stärke zusammen bekam: Als Leutnant hätte Lwowitsch hundertzwanzig Infanteristen befehligen sollen, hatte es aber selten mit mehr als sechzig zu tun. Es gab nie genug Rekruten und Reservisten, um Einheiten der Roten Armee komplett aufzufüllen. Also konnte der junge Offizier den verängstigten Neuling ansprechen, «obwohl für den Rest von ihnen ein bisschen Fluchen oft das Beste gewesen wäre». Gute Beziehungen zahlten sich aus, da es den Männern leicht fiel, sich im Gefecht verhasster Offiziere zu entledigen, wie es Samoilows Kameraden geplant hatten. «Es passierte», bestätigte mir Lew Lwowitsch, «sogar ziemlich oft.»¹⁰

Doch selbst die begabtesten Offiziere konnten die Kluft zwischen halben Analphabeten und Lesekundigen, zwischen Städtern und all den anderen nicht ganz schliessen. «Dies war der letzte russische Krieg», bemerkte Samoilow, «mit einer Bauernmehrheit unter den Soldaten.»¹¹ Auch wenn diese nun Kolchosbauern, Sowjets, waren und nicht mehr Tolstojs archetypische Söhne der Scholle, schrieben sie nicht gern. Als die Partei die Federführung übernahm, kam die Masse der Soldaten nur noch zensiert oder gar nicht mehr zu Wort. Manchmal gaben politische Offiziere noch durch, was sie redeten, sofern es den eigenen Interessen entsprach – Kommunismus, Stalins Befehle, neueste Nachrichten. Die Kultur der Männer, das Fundament ihres Kampfgeistes und ihrer Moral, ihres Überlebens, und vielleicht das Russlands selbst, würde untergehen, wenn sich der Rauch des Kriegs setzte. Es gibt noch ein paar Überlebende, doch selbst sie blicken wie durch einen Nebel zurück, und auch sie stehen unter dem Einfluss von Nachkriegszeitungen und -filmen. In die Welt der Infanteristen abzutauchen bedeutet, die Grenzen der Erinnerung und des Archivmaterials zu überschreiten. Bereits ihre Zeitgenossen, die in Moskau sitzenden Stabsoffiziere und Bürokraten, hatten Schwierigkeiten, das wirkliche Leben der Soldaten zu verstehen. Das Bau-

erndorf erschien den Beamten Stalins exotisch, fast fremdartig, ein Tummelplatz für Ethnographen oder Folkloristen. Um 1943 wirkte die Armee mit ihren geschlossenen Reihen, den Männerbünden und der Gewalt wie eine andere Welt.

In dieser Welt herrschte das Schicksal, ebenso wie der Alltag der Männer vom Wetter abhing. Wenn sie sich als Soldaten an die Vorschriften hielten, konnten sie nicht mehr über sich selbst bestimmen. Sie durften bei Gefahr nicht davonlaufen und wussten nicht, wohin man sie zum Sterben schicken würde, ja nicht einmal, was sie abends zu essen bekämen. Darauf reagierten sie mit einer eigenen Kosmologie, einem System, um den Wahnsinn, der sie zu verschlingen drohte, zu kategorisieren und damit zu bändigen. Teile dieses Systems waren schon sehr alt und gingen bis auf jene Armeen zurück, die Napoleon bezwungen hatten. Es gab Tabus bezüglich der Sexualität – ein Verwundeter, ja sogar ein Bewusstloser würde sterben, wenn er seine Genitalien berührte. Fluchen vor der Schlacht galt als unheilvoll, das Tragen sauberer Wäsche dagegen als empfehlenswert. Ausserdem gab es viele Prognosen, die auf den Launen des Wetters beruhten. Manche glaubten, es bringe Pech, wenn man beim Laden einer Waffe fluchte, andere sogar, dass man vor Gefechten nie fluchen dürfe. Ebenso bringe es Unglück, einem Kameraden vor dem Kampf etwas zu geben, und alle Soldaten kannten Geschichten über tödlich wirkende ausgeliehene Mäntel.¹² Sehr beliebt war die Magie des Talismans. Viele trugen ein Foto in der Jackentasche, andere ein Exemplar von Konstantin Simonows Liebesgedicht «Warte auf mich» über dem Herzen. Veteranen meinten, das bringe Glück, doch es war auch ein sicherer Schutz: Vor allen Einsätzen durchsuchten Offiziere der Sonderabteilung die Taschen der Männer, und wenn sie darin persönliche oder belastende Dinge fanden, konnte der Besitzer Ärger mit der Militärpolizei bekommen. Ein unauffälliges Stück Papier wirkte beruhigend und bot keinen Anlass zum Tadel.

Die Religion war bei den Männern umstritten und Beten schon immer Frauensache gewesen. Seit 1917 verkündete die Partei, dass der Gottesglaube ein veraltetes Relikt sei. Dem stimmten die Politruks und viele Komso molzen in den Mannschaften zu. Einer sagte mir: «Bei all dem Unheil, das jede Minute passiert, kannst du doch nur denken: Wenn Gott wirklich allmächtig und gerecht wäre, wie könnte er dann zulassen, dass so viele Un-

schuldige Qualen leiden und sterben? Ich bin Kommunist, Atheist und Materialist bis ins Mark.» Demnach strafte die Rote Armee jene Alten Lügen, die sagten «in einem Schützenloch gibt es keine Atheisten». ¹³ Doch obwohl diese Generation selten Kirchen besucht hatte, trugen viele Junge unter ihren Hemden Halskettchen mit Silberkreuzen und erklärten, darauf angesprochen, das sei ein Geschenk von ihrer Grossmutter. Einige fertigten sich aus alten Dosen selbst Kreuze. ¹⁴ «Wenn es ans Sterben ging, verbrannten sie ihre Parteikarten», erzählte ein Veteran, «warfen jedoch nicht die Kreuze weg.» Sehr viele – vielleicht die Mehrzahl der Mannschaftsstände – bekreuzigten sich auf die altrussische Art, bevor sie ins Feld zogen. Die Gesten und Worte wirkten als Totems, eher ein Widerhall als eine förmliche Bekundung des Glaubens. «Sie sagten zwar Dinge wie ‚Gott steh mir bei‘, aber ich wusste nicht, was sie glaubten», erklärte ein Veteran. «Ich selbst bin Atheist, wenn auch kein sehr strenger. Jedenfalls bin ich lebend zurückgekommen. Vielleicht hatte ich einen guten Stern.» «Ich hatte einen Schutzengel», offenbarte mir Iwan Gorin. «Ich spürte ihn die ganze Zeit an meiner Seite.» In Wirklichkeit sei es der Geist seiner Mutter gewesen.

Der Glaube mochte sich wandeln, doch eine Leidenschaft blieb unerschütterlich, nämlich die Liebe der Männer zu ihren Liedern. Sie sangen beim Marschieren, bei Feiern und bei Paraden, ganz leise auch in Lazaretten, wo sie Texte austauschten und neue Verse ersannen. ¹⁵ Die erhaltenen Lieder sind lyrisch bitter, aber eher weinerlich als tragisch. Viele gingen auf die patriotischen Balladen von 1812 zurück. ¹⁶ Andere stammten aus der Feder von Schreiberlingen Stalins wie Lebedew-Kumatsch und Demjan Bedni. Naturgemäss häuften sich Lieder über Frauen, die oft auf dem Vorkriegsklassiker «Das blaue Halstuch» basierten. Dessen Text verhiess, wonach die Männer sich am meisten sehnten: einen glücklichen Ausgang, die zarte Vereinigung zwischen dem Soldaten und seinem Mädchen. Im gleichen Sinne bot Simonows «Warte auf mich» mit dem wiederkehrenden Versprechen: «Warte auf mich, ich kehre zurück» ein schützendes Totem, eine Art persönlichen Zauber. Jeder Soldat, der das sang – denn es wurde sehr schnell vertont –, dachte an sein Überleben, wie das Ende des Gedichts bezeugt: «Nur du und ich werden wissen, wie ich es überlebte: Ich überlebte, weil nur du warten konntest wie keine andere.» ¹⁷



Ein Soldatenchor an der Kalinin-Front, Mai 1942

Neue Balladen einer anderen Art besangen den Soldaten selbst, den einfachen, beherzten und uringen Wehrpflichtigen, der für sein Vaterland kämpfte. In einige solcher Texte schmuggelten Auftragsdichter wie Lebedew-Kumatsch den Namen Stalins hinein, aber Veteranen beteuern, dass sie traditionellere Varianten bevorzugten. Wenn sie heute ihre Kriegsschlager singen, kommt darin der Woschd nicht vor. Der populärste Hit überhaupt, ein Volkslied mit Wurzeln noch in zaristischen Zeiten, handelte von einem russischen Mädchen namens Katjuscha. Aus diesem Klassiker gingen im Lauf des Kriegs Hunderte von Variationen hervor, von denen der grösste Teil auf den gleichnamigen Raketenwerfer anspielte. Diese technischen Spielarten von Katjuscha töteten am Ende Hitler und Konsorten, und ihre überirdische Musik betäubte und überwältigte den bösen Fritz. Allerdings gab es, zumindest offiziell, keine Obszönitäten, ja nicht einmal subversive Ironie. Was die Männer auch für sich gesungen haben mögen, und politische Berichte schildern ihre «derbe Erotik», kein Folklorist durfte respektlose Varianten von Armeeliedern sammeln.¹⁸ Singen war ebenso wie unbekümmertes Gerede ein öffentlicher Vorgang und damit nur bei ganz bestimmten Anlässen erlaubt.¹⁹

Jeder wusste, wie lebenswichtig Lieder für die Moral waren. «Ohne Gesang kann man keinen Krieg führen», betonte ein ehemaliger Partisan. «Mit einem Lied ist es leichter zu sterben und zu hungern.»²⁰ Svetlana Alexijewitsch hörte Ähnliches, als sie mit Veteraninnen sprach. «Auf meine Frage, was sie von der Abreise an die Front am besten in Erinnerung hätten,» berichtete sie, «lautete die Antwort einstimmig: Das Singen ihrer Lieblingslieder!»²¹ Lieder dienten auch dazu, den Männern Befehle einzubläuen. So schrieben zwei Feldwebel 1941 eine Ballade, die sie den neuen Rekruten krächzend vorsangen – eine Liebesgeschichte, doch jede Zeile enthielt ein Kommando, das alle kennen mussten: rechts, links, hinlegen, Achtung, Feuer!²² Das Lied griff bald auf andere Kompanien über, und schliesslich sangen Soldaten es als eine Art Scherz, dabei die Stimmen ihrer Feldwebel und befehlshabenden Offiziere in den Rollen einer jungen Frau und ihres schüchternen Liebhabers nachahmend.

Entscheidend war, dass Musik besser ankam als die rabiatischen Methoden der Politruks. Solche Kriegsmelodien wirkten aufmunternd, gingen gut ein und summteten sich leicht. Sie übten einen so starken Reiz aus, dass sogar Deutsche ihm erliegen konnten. In einer späteren Kriegsphase hörten Mitglieder eines sowjetischen Artillerieregiments ziemlich überrascht, wie jenseits des Niemandslandes ein deutscher Akkordeonspieler das Lied anstimmte, das sie sangen, seitdem sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Einige Tage später fand sich in einer Granathülse nahe der Frontlinie ein Zettel, auf dem jemand in unbeholfenem Russisch um den richtigen Text zu der Melodie bat.²³

Gedichte waren für die Moral ebenso lebenswichtig wie Lieder, und oft traten sie zusammen auf. Mit Versen standen Russen auf vertrautem Fuss. Sogar Bauern, die sie an die mündliche Kultur der jüngeren Vergangenheit erinnerten, hörten andächtig zu, wenn man ihre Lieblingsballaden rezitierte. Die mit Abstand bekannteste, Alexander Twardowskis «Wasili Tjorkin», beschrieb einen Soldaten für jedermann, einen braven, aber fehlbaren Kerl, der Beschuss, Zwangsmärsche und sogar das Durchqueren eisalter Flüsse mit dem gleichen stoischen Humor und unerschütterlichen Pflichtgefühl ertrug. Entscheidend war, dass Tjorkin immer überlebte, auch wenn seine Kameraden oft fast an ihm verzweifelten. «Jungs – das ist er!», rufen sie, als er erneut mit knapper Not entronnen ist. Diesmal hat er einen eisigen Fluss

überquert, in dem «sogar Fische frieren müssen». Die Männer starren auf das Ufer, wo Wasili Tjorkin «lebensgross ans Land kommt, glatt und nackt wie nach einem Bade». Die Rhythmen erinnern an Tennyson oder Longfellow, ebenso der Text in seiner Nähe zum Comic. Und doch ist Tjorkin durch und durch russisch. Als der Arzt ihn in der Sanitätsstation mit Alkohol massiert, richtet er sich auf und bittet keuchend darum, das Zeug trinken zu dürfen: «Wär doch schade, es an meine Haut zu verschwenden!» Er nahm ein Glas und kam wieder zu sich.²⁴

Verse waren leicht zu lernen, angenehm zu rezitieren und wertvoll, da sie Gefühle zu einer im Krieg anscheinend normalen Intensität verdichteten. Man eignete sich jedoch nicht nur Werke anderer an, sondern schrieb auch selbst Reime und Aphorismen. Die Briefe nach Hause waren voll von Dichtungen: bizarre Ergüsse über Liebe und Heimweh und aufrüttelnde patriotische Oden. Im Geist der Zeit befangen besangen manche die Rote Fahne oder die Kommunistische Partei. Romantiker griffen gerne auf bekannte Vorbilder zurück. Simonows «Warte auf mich» stand im Krieg Hunderten von Liebesgedichten Pate, während andere sich von der russischen Landschaft oder von grossen Heldentaten inspirieren liessen. Wer nicht schreiben konnte, lernte Tschastuschki auswendig und entwickelte sie weiter. Tschastuschki waren kurze Volksgedichte, die Bauern seit Generationen ersannen. Einige davon schrieben Politruks und wandten darin Volksthemen wie Schicksal und Vaterland auf Stalin und die Partei an. Doch Tschastuschki waren genauso eingängig wie Limericks. Die Männer dichteten Tausende davon mit Themen, die von Trauer und Liebeskummer bis zur Unzuverlässigkeit der Feldpost reichten. «Sag mir in Gottes Namen, ob mein Liebster in Stalingrad noch lebt», lautete eines. Oft ging es um schlechte Nachrichten. «Von ferne schreibt ein Bruder: Liebe kleine Schwester, vor meinen Augen haben sie Deinen Liebsten getötet.» «Ich bekam ein Briefchen», ging ein anderes, «das der Zensor überprüft hat. Er ist heldenhaft gestorben, aber das heisst jetzt nichts mehr.»²⁵

Tschastuschki bringen Folkloristen auf Tuchfühlung mit dem derben Humor, den die Soldaten liebten. So erzählte die bekannte Kriegsethnographin Krupjanskaja im hohen Alter einer Kollegin, dass die Zensoren ihr verboten hatten, erotische, satirische, umstürzlerische oder kriminelle Gedichte zu dokumentieren. Sie habe keine Texte einbeziehen dürfen, die nationale Minderheiten anschwärzten, darunter Juden. Die von ihr gesammelten Lieder

sollten nicht publiziert werden, wenn sie keine patriotischen Themen enthielten.²⁶ Diese strenge politische Korrektheit sorgte dafür, dass sie einen grossen Teil der Realität ausser Acht liess. Insofern sind jene Lieder und Aphorismen, die schliesslich in sowjetische Lehrbücher über Soldatenfolklore gelangten, prüde, höflich und stalinistisch. Zwar gehörten solche Gefühle wirklich zum Idiom des Kriegs – die Menschen glaubten in irgendeiner Windung ihres Gehirns tatsächlich an den letztendlichen Triumph des tugendreichen Kommunismus –, doch sie verraten wenig darüber, wie die Männer mit ihrem rauen, gefährlichen Alltag umgingen: Der schwarze, oft auch sehr obszöne Humor spielte im Frontleben eine zentrale Rolle.

Als heutiger Historiker steht man ebenso wie damalige Kriegsethnographen vor dem Problem, dass die Männer mit Hilfe der Sprache Fremde aus ihren engen Kreisen ausschliessen wollten. Unter sich spickten sie ihre Sätze mit so groben Flüchen, dass bis dato nur wenige bereit sind, diese zu wiederholen. In ihrer ausgefeilteren Form lief die Obszönität auf eine Parallelsprache im Stil des gereimten Cockney-Slangs hinaus. Der Name dafür – und das Objekt vieler derber Ferkeleien – war Mat, Mutter. Kein Aussenstehender hätte den unglaublichen Wendungen von Mat folgen können. Ein echter Mann fluchte nicht einfach, er türmte die Unflätigkeiten in der «drei-stöckigen Mutter» aufeinander. Es war krass, kreativ, bildhaft und ausschliesslich nur für die Kumpel bestimmt. Wenn überhaupt, ist nicht sehr viel davon in die Geschichtsbücher über Stalins Krieg eingegangen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Humor der Soldaten. Lew Puschkarew hatte gerade mit einer ethnographischen Feldstudie begonnen, als der Krieg ausbrach, und beschloss dann, seine Zeit in der Armee zu nutzen, um Stoff für eine Dissertation über Soldatenkultur zu sammeln. Doch das NKWD hatte seine Notizen schnell gefunden. Zuerst wollte man sie alle unterdrücken. Als sich aber durch Nachfrage bei seiner Moskauer Fakultät herausstellte, dass er ein angesehener Forscher war, durfte er einige Texte – die anständigen – zu den Liedern der Männer behalten. So kam er mit einer Aktentasche gefüllt mit artigen Balladen und Reimen nach Hause. Ganz anders sah es dagegen beim Lachen aus. Puschkarew hatte auch Witze gesammelt, und diese Notizen nahm ihm das NKWD gleich am Anfang weg mit der Auflage, keine weiteren zu machen. Der Humor, an dem sich so viele fest-

hielten und der ihre spontane, authentische Stimme wiedergab, galt als zu gefährlich für eine Dokumentation. Irgendwo tief in den Kellern des Ministeriums für Verteidigung muss eine Akte mit unzensierten Sprüchen der Männer liegen. Bis man diese öffnet gibt es nur die Erinnerungen oder andernfalls die Suaden von giftigem Antisemitismus, die Abwehroffiziere der Wehrmacht bei Kriegsgefangenen zusammentrugen und für beliebige Propagandazwecke abhefteten.

Heute können sich die Veteranen kaum mehr daran erinnern, worüber sie damals lachten. Das meiste war situativ, beruhte auf Schwächen von Offizieren, Nichtrussen oder Neulingen in der Einheit. Manchmal schämen sie sich leicht. Einige Soldaten denken nicht gerne daran zurück, wie man sich über bestimmte Volksgruppen mokierte. Witze über Körperfunktionen mochten einst lustig erschienen sein, doch inzwischen sind die Männer gealtert. «Ich weiss nicht, ob ich Ihnen das erzählen kann», sagten viele. Immer jedoch fiel es leicht, über den Feind zu lachen. Ab 1943 brauchten die Deutschen angeblich so dringend Nachschub, dass sie Männer mit fast jedem Gebrechen nahmen. «Ich kann doch auf keinen Fall tauglich sein», sagt ein Proband zu dem Berliner Musterungskollegium. «In Russland haben sie mir nicht nur beide Beine, Arme und Lungen weggeschossen, sondern auch das Kreuz ruiniert.» «In diesem Fall», befinden die Ärzte, «kann Ihnen ja nichts mehr passieren.»²⁷ Derlei eignete sich für Satireblätter, und die Kraterlandschaft des Sowjetstaates bot fruchtbaren Boden für einen subversiven Humor. Wenn die Militärpolizei zugriff, das wussten die Männer genau, kämen absurde Vorwürfe und kafkaeske Verfahren auf sie zu. «Du musst beweisen», erklärten die Spassvögel, «dass du kein Kamel bist.»²⁸ Eine andere Nummer stammt direkt aus der Welt der Politruks und der Spitzel. Als ein Offizier seinen Leuten eines Abends einen Witz erzählt, lachen alle, bis auf einen, der versteinert bleibt. Der Offizier beauftragt den Politruk, sich um den Mann zu kümmern. «Hast du schlechte Nachrichten von zu Hause bekommen?», fragt dieser ihn. «Nein. In letzter Zeit sei auch niemand aus seiner Einheit umgekommen, er habe weder Angst noch Kummer.» Warum er dann nicht lache, hakt der Politruk nach. «Ich bin von einem anderen Regiment, und das ist nicht mein befehlshabender Offizier.»²⁹

Lachen konnte die stickige Atmosphäre der Propaganda auflockern und half manchmal auch, die dunkle Wolke der Angst zu vertreiben. Als Neben-

wirkung stärkte es ferner den Gruppengeist. Es festigte die Frontfreundschaften, an der sich in dieser Welt der Extreme alle aufrichteten. Das Regime Stalins misstraute solchen Cliques. Deshalb sollten Spitzel aus der Sonderabteilung den ganzen Krieg über beobachten, wo sich unerwünschte Freundschaften bildeten. Allerdings war Vertrauen entscheidend für die Teamarbeit, denn schon aus taktischen Gründen mussten sich die Männer aufeinander verlassen können. Widerwillig, da sie Gefühlsregungen in der Regel verabscheute, übernahm die Führungsriege fortan also feindliche Methoden.³⁰ Ab März 1942 zog man auffrischungsbedürftige Einheiten vom Frontdienst ab, bevor man ihnen Reservisten und Ersatzmänner zuteilte. Im Idealfall hätten die neuen Formationen vor dem Einsatz einige Wochen lang zusammen üben sollen.³¹ Auch wenn das nicht immer möglich war, wusste man, dass es sich bewährt. Die US-Armee begriff den Trick der Teambildung erst nach 1945, als sie versuchte, aus den Fehlern des Zweiten Weltkriegs zu lernen.³²

In der Roten Armee mochten Freundschaften zwar nicht lange dauern, aber sie waren intensiv. Infanteristen blieben in dieser Kriegsphase selten länger als drei Monate mit ihren Kameraden zusammen, bevor eine Wunde, der Tod oder eine Beförderung sie trennte. «Nach nur zwei bis sieben Tagen», erklärten Soldaten, «kennst du alle Eigenarten und Gefühle des Anderen, wozu du im Zivilleben ein Jahr brauchen würdest.»³³ Es zeugt von starker Treue, dass viele – selbst nach jeder Entlassung aus dem Lazarett – immer wieder beantragten, zu ihren alten Freunden zurückkehren zu dürfen.³⁴ «Wir waren wie ein Junge und ein Mädchen», erzählte ein Veteran. «Man könnte auch sagen wie ein Liebespaar, ertrugen es nicht, getrennt zu werden.» Er redete nicht von Homosexualität; dieses Tabu habe niemand gebrochen. Sex war ohnehin das Letzte, woran Soldaten dachten, wenn sie ausgehungert, übermüdet und verängstigt waren. Darin lag einer der Unterschiede zwischen Front und Nachhut, Schützengraben und Offiziersmesse. Bei aller Enge ihrer Freundschaften kreisten die Gespräche der Frontsoldaten meist um Genüsse wie Essen, Trinken, Wärme und Rauchen. Als die Einheit David Samoilows an der Front kämpfte, sassen die Männer oft stundenlang wach, «litten Qualen ohne Tabak». Sie redeten endlos, und zu den Lieblingsthemen gehörte die Hochzeit jedes Einzelnen. Dabei interessierten sie jedoch

nicht die Hochzeitsnacht und Sex, nicht einmal Liebe und Vertrautheit, sondern die jeweiligen Gänge der verschiedenen Festmahle.³⁵

Das Sowinformbüro tat sein Möglichstes, um diese subversive, leidenschaftliche, düstere und erschreckende Welt vor den Blicken der Öffentlichkeit zu verbergen. «Unsere Soldaten», wie die Presse sie darstellte, waren nicht realistischer als die tapferen Jungs aus Abenteuercomics. Überlebende konnten nach dem Krieg nur gewinnen, wenn sie diesem Mythos beipflichteten. Eine Gruppe jedoch hatte nichts mehr zu verlieren: die Schtrafniki aus den Strafeinheiten. Nur wenige von ihnen können sich noch zu Wort melden. Iwan Gorin zum Beispiel hatte als Einziger von dreihundertdreissig Mann überlebt, die man eines Morgens, nur mit Gewehren bewaffnet, über offenes Gelände eine eingegrabene deutsche Geschützatterie stürmen liess. Wenn er sich an den Krieg zurückerinnert, so bildet das Gefängnis stets den Ausgangspunkt.

Gorins Vater war 1930 verschwunden, als die Polizei Kulaken vertrieb. Er verliess Frau und Kinder, um sich in den Süden abzusetzen. Iwan Gorin kam bei einer Familie unter, die ihn wegen seiner vermeintlichen bourgeoisen Wurzeln verachtete. Es war ein nicht gerade viel versprechender Anfang. Der Junge lebte am Rande der Illegalität, und bei Kriegsausbruch schlug er sich damit durch, Rationskarten zu fälschen. Nach der Festnahme stellte der Richter ihn vor die Wahl: Gulag oder Front. Doch Gorin hatte sich bereits zu kämpfen entschieden, da ihn in der Haft der patriotische Bazillus befiel: «Sehr viele meldeten sich freiwillig, und sogar unter Gefangenen herrschte Begeisterung für die Front.» Zumindest schien er auf diese Weise vom Leben kosten zu können. Doch bald erkannten alle, dass der Armeedienst lediglich eine Exekution mit anderen Mitteln war.

Die Schtrafniki stellten fest, dass ihr Leben weniger zählte als das der von Budjonni geliebten Pferde. Sie sahen nie etwas anderes zu essen als dünne graue Suppe. «Alte Hasen sagten, dass wir ein Zehntel der normalen Armeeration bekämen», erzählte ein anderer Überlebender. «Ob das stimmte oder nicht, man gab uns täglich nicht mehr als vier Löffel Suppe ... dafür bekamen wir aber jede Menge allerbesten Flüche.» Man pferchte die Sträflinge in Lager, wo sie auf ihre militärischen Befehle warten mussten. Diese Kasernen ähnelten dem Gulag und waren kaum weniger mörderisch. Dort konnte man jemandem bei lebendigem Leib die Haut abziehen, nur weil er beim Karten-

spiel verloren hatte; man konnte jemanden wegen seiner Stiefel oder einer Kruste Brot nachts im Bett umbringen.³⁶ Alle lebten in ständiger Angst vor den alten «Knackis», genannt Starschini, die rigoros herrschten. An die Front zu dürfen, sogar ohne die geringste Ausbildung, erschien daher dem unerfahrenen Gorin als eine Erleichterung. «Wir wollten so schnell wie möglich an die Front», sagte er, «um den Martern dieser Reservebasis zu entrinnen.»³⁷

Dort angekommen und mit dem Gewehr in der Hand, stellte Gorin fest, dass die Offiziere ihn respektierten. Schliesslich wussten sie ja nicht, in welche Richtung er schiessen würde. «Dann gingen wir ins Gefecht», berichtete ein anderer, «kämpften aber nie für das Vaterland und für Stalin. Wir fluchten und grölten, das war das ‚Hurra!‘ der Schtrafniki.» Gorin stimmte dem zu, betonte aber, dass die Männer den Woschd schicksalsartig betrachteten. «Wenn Stalin stirbt», knurrten sie, «kommt ein anderer des gleichen Kalibers.» Doch waren sie keine entfremdeten Nihilisten. Russen kämpften weiter, weil sie an die berechtigte Sache glaubten, und sogar die überlebenden Schtrafniki erinnern sich gut an ihre Liebe zum Vaterland. «Wir alle wollten es verteidigen», sagte Gorin. «Ich glaube sogar, dass wir Sträflinge unser Heimatland mehr liebten und verehrten als die Grosskopferten in der Staatsführung.» Und der Stolz reichte sogar bis in den Tod hinein. «Er läuft nie davon, der Schtrafnik», sagte ein Überlebender zu Journalisten. «So etwas machen eher die gewöhnlichen Soldaten.»³⁸

Sträflinge hatten zwar eine geringe Lebenserwartung, durchdrangen aber mit ihrer rohen und lebendigen Kultur, die sich deutlich von der Parteizelle und der Offiziersmesse abhob, die der gesamten Front. Ähnliches galt oft auch für jene Kriminellen, die man ab April 1943 aus dem Gulag an die Front brachte.³⁹ In diesen mörderischen Krieg geworfen, hing ihr Überleben von Fähigkeiten ab, die sie zuerst in den Hungerdörfern der dreissiger Jahre und dann in der harten Schule von Kolyma erworben haben mochten. Sie besaßen den Blick des Bauern-Muschik für ein Geschäft und den des Sträflings für Selbsterhaltung. Die brutalen Umstände hatten sie alle zu Überlebenden gemacht, und doch lag den meisten von ihnen der Ausgang dieses Kriegs am Herzen. «Es war ein Vernichtungskrieg», erklärte später ein einfacher Soldat. «Er nährte Hass und Rachedurst und wuchs sich dann zu einer Sache aus, deretwegen die Rote Armee im Lauf von vier Jahren furiose Gefechte austrug.»

Allerdings waren es die Bonzen, mit ihren Parolen immer schnell bei der Hand, die dem Kind seinen offiziellen Namen gaben: «Und diese Sache nannten sie ‚Patriotismus‘.»⁴⁰



Feiern waren jedoch verfrüht. Der Sieg von Stalingrad hatte den Feind zwar schwer getroffen, aber noch nicht endgültig gebrochen. Auch die Bodengewinne vom Februar 1943 sollten nicht von Dauer sein. Charkow hielten die Sowjets kaum einen Monat. Sie mussten sich schon im März wieder zurückziehen und die Stadt erneut den Nazis überlassen. Das war bitter für die Armee, für die Bürger Charkows aber eine Katastrophe, da sie jetzt nicht nur der doppelten Wut ihrer Besatzer, sondern auch den Entbehrungen eines weiteren Hungerfrühlings ausgesetzt wurden. Fernab, im unvorstellbar grellen Licht der tunesischen Wüste, trieben Montgomerys Truppen Rommel und seine Männer auf das Meer zu. Wie der Krieg der Sowjetunion ausgehen würde, stand noch in den Sternen.

Im Frühjahr kam die sowjetische Führung zusammen, um über die absehbare Entwicklung zu beraten. Am 8. April legte Georgi Schukow, neu ernannter Marschall der Sowjetunion und als Erster überhaupt mit dem Suworow-Orden erster Klasse ausgezeichnet⁴¹, seine Ansichten über die wahrscheinlichsten Pläne des Feindes dar. Ernst und geschäftsmässig erklärte er dabei dem Generalstab, dass Deutschland nicht die nötigen Mittel für einen neuen Vorstoss im Kaukasus oder an der Wolga besitze. Doch seien die Nazis noch keineswegs am Ende. Der Winter habe es ihnen noch nie angetan, ebenso wenig das nasskalte Frühjahr, wenn die Schneeschmelze für knietiefen Schlamm Sorge. Ihre Panzer und Pferde seien allerdings im Sommer stets über die ausgedörrten Böden geprescht, hätten die Rote Armee zurückgetrieben, ganze Divisionen auf einen Schlag eingekesselt und in sehr vielen anderen Panik ausgelöst. Sie würden also bei wieder höheren Temperaturen und längeren Tagen neuerlich angreifen. Schukow rechnete mit einem massiven Vorstoss von Kräften, die sich auf engstem Raum sammeln würden. Letzten Endes bilde Moskau das Ziel. Der Angriff werde von den stärksten Bastionen der Wehrmacht ausgehen, nämlich den offenen Weizenfeldern

des Gebiets zwischen Orel und Belgorod – wahrscheinlich gegen die Schwarzerdzone um Kursk nahe der Grenze zur Ukraine gerichtet. An dieser Stelle wölbte sich die sowjetische Frontlinie westwärts aus und machte die Nord- und Südflanke der Roten Armee anfällig, was in Schukows Augen zum Vernichtungsangriff einlud. Da der Wehrmacht allmählich die Soldaten ausgingen, würden dieses Gefecht Flugzeuge, Geschütze und Panzer entscheiden.⁴²

Schukows Beurteilung, die sich auf britische Geheimdienstquellen stützte, traf im Prinzip zu. Der Zeitpunkt des Schlages war jedoch schwer auszurechnen. Diesmal pflichtete auch Stalin der militärischen Analyse bei, sogar dem Ratschlag, sich vor allem auf konsequente Verteidigung vorzubereiten. Es war zwar nicht das, was die Vorkriegspropaganda mit ihren Bildern kühner Vorstösse gegen die faschistischen Barrikaden angekündigt hatte. Aber in diesem Sommer lief die Strategie darauf hinaus, zunächst den deutschen Angriff mit einer Abwehrmauer nach der anderen aufzufangen. Erst wenn er zum Stillstand gekommen war, würden die Sowjets selbst zur Attacke übergehen. Die Vorbereitungen sollten sofort beginnen. Man wollte alle Formen von Spezialausbildung intensivieren, bevorzugt mit Absolventen höherer Schulen.⁴³ Auch die Frontsoldaten erwartete neuer Drill, mit besonderem Augenmerk auf die Panzerbesatzungen. Anschliessend würden Hunderttausende von Männern süd- und westwärts marschieren, immer bei Nacht. In (wie sich später erwies durchaus berechtigter) Vorahnung hoher Verluste stellte man vierhundertfünfzig Lazarette und Feldstationen bereit, davon allein zweihundert für die Woronesch-Front.⁴⁴ Unterdessen liess man Milizionäre und Soldaten im Umkreis von Kursk selbst und bis fast zweihundert Kilometer hinter der Front massenhaft Erde bewegen. Als das Bombardement schliesslich im Juli begann, hatten sie hinter der Front insgesamt fünftausend Kilometer Gräben ausgehoben, «die kreuz und quer verliefen, so dass die Verteidiger mühelos zwischen den Feuerstellungen hin und her wechseln konnten».⁴⁵ Ausserdem steckten zahllose Tonnen Metall in der schweren Schwarzerde: Bis Juli wurden vor dem Schlachtfeld mehr als vierhunderttausend Panzer- und Personenminen ausgelegt, im Durchschnitt etwa dreitausend pro Befestigungskilometer.⁴⁶

Obwohl der militärische Plan hervorragend war, blieben Unwägbarkeiten. Schlachtfelder sind keine Billardtische. Im künftigen Frontgebiet lebten

Tausende von Zivilisten, und daher sahen die nächsten vier Monate eine enge Zusammenarbeit zwischen Armee und Einheimischen vor, die im besten Fall durch Warmherzigkeit und Verständnis geprägt sein würde. Manche fanden Freunde, die ihre letzte Brotkruste mit einem Soldaten der eigenen Seite teilten. Die Leute hatten gelitten – zum Teil bereits unter der deutschen Besatzung –, fast alle hatten auch Angehörige an der Front verloren. Soldaten konnten auf die Unterstützung durch Patrioten zählen. «Die Leiter der Kolchose und ihre Bauern haben mich ganz toll behandelt», schrieb ein Pionier namens Vitali Taranitschew Ende 1942 an seine Frau. «Sie verabschiedeten mich wie einen der ihren, buken Pasteten und Plätzchen als Wegzehrung für mich, kochten etwas Lamm, besorgten etwas Machorka und so fort; ich habe vereinbart, mit dem Vorsitzenden in Kontakt zu bleiben, einem Siebzigjährigen, der vier Söhne an der Front hat.»⁴⁷ Dies war alles schön und gut, aber Taranitschew befand sich damals noch bei den Reserven, ein ganzes Stück hinter den Linien. Seine Gastgeber hatten den Krieg nicht so kennen gelernt wie die Bauern der Region Kursk. Im Frühjahr und Sommer 1943 hiesßen Teile der Schwarzerdzone tendenziell niemanden mehr willkommen.

«Wir haben hier ziemlich gute Verhältnisse», schrieb Alexander Slesarew an seinen Vater, der ebenfalls in der Roten Armee diente. Er und seine Kameraden hätten sich jetzt nach mehreren Wochen unterwegs eingegraben. «Wir leben am Waldrand, natürlich in Semljanki. Das Essen ist erstklassig, obendrein bekommen wir wegen des Fronteinsatzes noch Extrarationen. Meine Arbeit ist interessant, und ich komme viel herum.» Ihn störte lediglich, was andere in diesem Frühjahr nur bestätigen konnten, «dass wir fast keine Zeit für uns haben».⁴⁸ Der aus Smolensk stammende Slesarew gehörte der neu gebildeten ersten Gardepanzerarmee an und musste sich jetzt ganz auf Übungen einstellen, um die Koordination und Gefechtstaktik zu verbessern, an denen es Panzereinheiten in den Vorjahren so sehr gemangelt hatte. Zwar gab es viele Kurse, besonders in seiner Eliteformation, aber die militärische Arbeit wurde dabei erneut zugunsten anderer Aufgaben vernachlässigt. In diesem Frühjahr mussten sogar die Panzerbesatzungen in den Kolchosen mithelfen und den Pionieren zur Hand gehen, als sie das Fernmeldewesen, die Vorratslager und die Krankenhäuser der Region wieder aufbauten.

Nikolai Below befand sich noch bei seiner Schützendivision. Nahe Malo-archangelsk im Kreis Orel stationiert, musste auch er hart genug arbeiten. «Wir machen eine intensive Ausbildung», schrieb er in sein Tagebuch. «Es wird wieder ernst, und davor sollte man sich nicht drücken.» Er war wohl erschöpft, aber die Tätigkeit lag ihm. Am 22. Mai, nach zwei Wochen in seinem Frontlager, hatte er sich «ein wenig an die Arbeit gewöhnt». In diesem Frühjahr machten ihm praktische Probleme mehr zu schaffen als Depressionen. «Das Regiment hat noch nicht richtig zueinander gefunden», stellte er fest. Dem sollte die Ausbildung bald abhelfen. Nichts ändern konnte er jedoch an den Defiziten bei Waffen, Munition und sonstigem Gerät.⁴⁹

Die Männer in Belows Regiment genossen das Warten auf den Drill nicht. Er selbst bemerkte einen stetigen Strom von Desertionen. Am 27. Mai liefen fünf Infanteristen aus seiner Einheit zu den Deutschen über. «Ich kann kaum verstehen, wie es dazu kam», trug er ein. «Vielleicht liegt es an der allgemeinen Erschöpfung.» Die Deutschen warfen auch Flugblätter ab, um den Leuten einzureden, dass sie durch einen Lagerwechsel ihre Haut retten könnten. Am 30. Mai verschwanden erneut zwei Männer – «es ist wirklich ein Albtraum», stöhnte Below. Einer von ihnen, so fügte er hinzu, sei Aufnahmekandidat der Kommunistischen Partei gewesen.⁵⁰ Jeden Monat schienen mehr Rotarmisten zu den Deutschen überzulaufen. Allein im Februar meldete die Wehrmacht mehr als tausend, im April 1964, im Mai 2424 und im Juni 2555.⁵¹ Allerdings zeichnen diese Zahlen ein verzerrtes Bild, schon weil nicht alle Flüchtlinge zu den Deutschen wechselten. Als die Rote Armee westwärts zog, durchsuchte das NKWD ausgebombte Städte nach Deserteuren, die sich als Zivilisten ausgaben. In Kursk und Umgebung fand er jede Menge davon. Viele waren Lebenslängliche, andere begannen gerade ihre kriminelle Laufbahn. Im März 1943 etwa berichtete das Kursker NKWD über einen Deserteur namens Oserow, der 1942 aus der besetzten Zone entflohen war. Als gewalttätiger Exsträfling hatte er die Frau, bei der er untergekommen war, mitsamt ihrer Mutter umgebracht. Das NKWD nahm ihn fest und liess ihn erschiessen.⁵²

Kursk selbst lag fast völlig in Trümmern. Binnen vierzehn Monaten hatten die Besatzer seine Fabriken und Vorratslager geplündert, die Amtsbauwerke zerstört und Hunderte von Zivilisten ermordet. Die nicht getöteten oder verschleppten Einwohner überliessen sie sich selbst. Sie verhungerten

oder erkrankten elend an Typhus, Ruhr, Tuberkulose oder Syphilis. Wer in jenem Frühjahr noch am Leben war und die Truppen der Roten Armee begrüßen konnte, hatte Szenen gesehen, die ihn nicht wieder loslassen würden. Er hatte aber auch gelernt, dass Überleben von ganz ungewöhnlichen Fähigkeiten abhing. Als sich die Stadt Ende 1941 leerte, schleppten die dort verbliebenen Einwohner alles weg, was sie tragen konnten. Monate später sicherten sie sich auch die von den fliehenden Deutschen zurückgelassenen Bestände. Jetzt, da es in der Stadt wieder von Soldaten wimmelte, versuchten sie, ihre exzentrische Habe zu verkaufen, um sich von dem Erlös zu ernähren. Im März erwischte die Polizei eine Frau beim Hausieren mit Bettlaken. In ihrer Wohnung fanden sich ausserdem zwei Matratzen, drei Decken, vierzig Glühbirnen und achtzehn Kilo Seife. Letztere diente als Ersatzwährung. Bei einem Mann stellte man siebenundsechzig Packungen sicher, alle aus Wehrmachtslagern, dazu acht Paar Hosen, vier Paar deutsche Soldatenstiefel, drei Wolldecken und eine Nähmaschine. Ein anderer besass zehn Stück Seife, siebenundachtzig Dosen Fleisch und fünfhundert deutsche Zigaretten. Unter den wertvolleren Trophäen befanden sich deutsche Fahrräder und ganze Wagenladungen von feinstem Weizenmehl.⁵³

Doch auf den Besitz solcher Dinge stand selten mehr als eine satte Geldbusse. Anders verhielt es sich bei Waffen. Inzwischen waren Gewaltverbrechen, darunter Raub und Vergewaltigung, an der Tagesordnung. An Waffen kam man leicht heran, und es gab unter den Waisenkindern und Fahnenflüchtigen viele kriminelle Banden. Deserteure lebten vom Taschendiebstahl oder schafften in den Dörfern Schweine und Rinder beiseite. Fast täglich erlitten spielende Kinder schwere Verletzungen durch explodierende Minen oder Granaten. Völlig verzweifelte Frauen brachten Kinder zur Welt, die Produkte von Vergewaltigungen oder flüchtigen Beziehungen mit deutschen Soldaten waren. Die Babys hatten keine Väter und die Frauen kein Geld, um sie durchzubringen. Da alle hungerten, schien es sinnlos, die «Bastarde» am Leben zu halten. In diesem Frühjahr fanden Polizisten und Passanten immer wieder solche traurigen Bündel in Gruben, in flachen Gräbern oder sogar auf Müllhalden. Die wieder eingesetzten Stadtoffiziere tauschten besorgte Aktenvermerke aus, wussten aber, dass die Kriegsanstrengungen absoluten Vorrang besaßen. Es gab kein Geld, um die Zivilisten der Region zu über-

wachen, geschweige denn zu unterstützen.⁵⁴ Stattdessen befahl man diesen erschöpften Einheimischen jetzt, auch wenn sie noch so untauglich für dergleichen waren, bei schweren körperlichen Arbeiten wie der Strassenreparatur oder Minenräumung zu helfen. Im Mai rief die Staatsführung auch zum Blutspenden auf.⁵⁵

Auf dem Land herrschte ein unbeschreibliches Elend. Im Frühjahr 1943 soll es in der Gegend zweihunderttausend Invaliden, Waisen oder sonst auf staatliche Hilfen angewiesene Personen gegeben haben.⁵⁶ Die vormalig feindlich besetzten Gebiete waren jetzt menschenleer. Das Vieh war geschlachtet oder davongetrieben, Ernten vernichtet oder geplündert. Mutmassliche Partisanen hatte die Wehrmacht gehängt und obendrein noch ihre Nachbarn mitbestraft, indem sie ganze Ortschaften niederbrannte. Insgesamt zerstörte sie fast vierzigtausend Häuser, das heisst mehr als die Hälfte des Gesamtbestandes der Region.⁵⁷ Da sie ausserdem viele körperlich kräftige Erwachsene als Zwangsarbeiter ins Reich schickte, blieb fast niemand zurück, um Häuser wieder aufzubauen, Felder zu bestellen oder Reste der letztjährigen Ernte einzubringen. Verschreckte Bäuerinnen, vielfach Witwen oder allein stehende Frauen mit Kindern, hatten 1942, als sich die Erde nach der Schneeschmelze wieder erwärmte, meist gar nicht aussäen können. Die Kolchosen glichen mit dem verbrannten Gestrüpp und Gebüsch, den Nesseln und wuchernden Wildgräsern eher Mondlandschaften.

Allerdings hatte zu den Verwüstungen auch die Rote Armee selbst beigetragen. Die Region Kursk stellte ab September 1942 ihre Front dar. Für den bevorstehenden Winterfeldzug musste sie alle Zivilisten im Umkreis von zwölf (manchmal auch fünfzehn oder gar zwanzig) Kilometern evakuieren. Die Folgen erinnerten mitunter an einen Bürgerkrieg. Und hier handelte es sich nicht um die Westukraine oder das Baltikum, wo die Rote Armee auf heftigen Widerstand stiess, als sie im Jahr darauf dort die Sowjetmacht wieder herzustellen versuchte, noch war es eine Bastion des nationalistischen Banditentums. Gleichwohl bewies Kursk, dass Militärs auch bei ethnischen Russen nicht immer willkommen sein mussten.

Der Ärger begann im Herbst 1942. Als Soldaten der 13. und der 38. Armee im September im Frontgebiet eintrafen, um die Dörfer dort zu evakuieren, leistete die Bevölkerung massenhaft Widerstand. Spätere Berichte legten nahe, dass man die Aktion verpfuscht und so den Bauern erlaubt habe,

sich zu organisieren und einen wütenden Proteststurm zu entfachen. Im Grunde lag das Problem, wie auch die Behörden selbst wussten, jedoch darin, dass die Einheimischen Betrug witterten. Das war die Armee, die Tag für Tag Schlachten verlor, die sich erst noch in Stalingrad beweisen musste! Die wollte jetzt den Leuten ihre Kühe und Schweine abnehmen, komplette Familien aus ihren Häusern vertreiben! Das Ganze erinnerte doch sehr an die verhasste Kollektivierung: Auch damals hatte der Staat mancherorts Truppen eingesetzt, um Menschen und Tiere gewaltsam zu vertreiben. Und nun standen die Soldaten schon wieder vor der Türe und wollten ihnen erneut alles nehmen. Man versicherte den Dörflern, dass sie für verlorenes Vieh Gutscheine erhalten würden und dass hinter der Front neue Unterkünfte auf sie warteten. Doch sehr zu Recht glaubten diese kein Wort davon.

Hunger und Furcht verstärkten den Arger der Bauern noch. So traten den Soldaten grosse, gut organisierte Gruppen entgegen. In einem Bezirk waren es zweihundert Personen, in einem anderen fast dreihundert, «bewaffnet mit Mistgabeln, Spaten und Hackbeilen», und in einem dritten «traten hundertfünfzig Frauen und Jugendliche an, die Stöcke, Backsteine und Ähnliches mitführten». Der verzweifelte Mob bewarf die Soldaten mit Geschossen, die Frauen verhöhnten sie zudem mit Schimpfwörtern wie «Deserteure» und «Knastbrüder». «Wenn ihr versuchen solltet, mich zu evakuieren», drohte ein alter Mann einem örtlichen Beamten an, «bringe ich euch um. Ich habe meine Axt geschärft und schaffe mit der mindestens sechs Mann. Meine Frau und meine Tochter auch je zwei, das macht schon zehn. Und wenn jede Familie zehn Leute tötet, kann es doch keine Evakuierung mehr geben, oder.»⁵⁸

Dies war kein leeres Gerede. Die 13. Armee hielt sich bei der Evakuierung der ihr zugeteilten Zonen zurück, doch als Truppen der 38. in die Dörfer zurückkehrten, in denen sich die ersten Massen versammelt hatten, trat ihnen ein wütender bewaffneter Mob entgegen. In einem Dorf wurden sie am 13. Oktober von der gesamten Bevölkerung zurückgetrieben, wobei Frauen Heugabeln und Schippen schwenkten. Tags darauf griffen Leute aus den Nachbardörfern die Soldaten erneut an: Sie schlugen einem Mann das Gebiss ein und zertrümmerten einem anderen den Schädel. Da jedoch hatten die Soldaten schon neue Befehle. Mit Hilfe von NKWD-Truppen nahmen

sie die Rädelsführer fest und schossen einigen anderen Teilnehmern in die Beine. Das schüchterte zwar die Menge auf der Stelle ein, verschaffte aber dem Militär keine sonderlich gute Presse. Nun standen die Funktionäre des Gebietes in Zusammenarbeit mit den Generälen selbst vor der Aufgabe, das Vertrauen der Einheimischen in ihre Beschützer wiederherzustellen. Künftig wollte man für Evakuierungen lieber das NKWD einsetzen, um russische Bauern nicht mehr mit Soldaten zu konfrontieren.⁵⁹ Doch in den folgenden Wochen galt es, am Ruf der Roten Armee als Vorhut des Volkes zu feilen.

Glücklicherweise sollte bald eine Reihe echter Siege, beginnend mit Stalingrad, das Image der Truppe als Befreierin wieder aufpolieren. Bei ihrem ersten Erscheinen in den von der Wehrmacht aufgegebenen Dörfern und Städten wurden die sowjetischen Truppen oft von Menschen begrüßt, die verzweifelt und erschöpft vor Erleichterung weinten. Anschliessend machte sich das NKWD an die Arbeit. Doch inzwischen hatten einige der Anwohner des Umlandes von Kursk jedes Vertrauen in die Behörden verloren. Ihre Ängste gründeten in nackten Tatsachen. Im Mai und Juni 1943, kurz vor der Wende in diesem Krieg, legte General Rokossowski seine Schlachtpläne beiseite, um sich höchst persönlich mit dem ungelösten Problem des Verschwindens zweier Kühe zu befassen. Und das war nicht der erste Fall, denn auch schon knapp eine Woche davor waren drei Tiere verschwunden – beide Male von Weiden nahe Soldatenquartieren. Ausserdem gab es viele Unregelmässigkeiten beim Dienstweg. «In letzter Zeit», las er, «hat die Bevölkerung achtzig Rinder verloren [in der fünfundzwanzig Kilometer breiten Frontzone], aber nur dreissig Quittungen erhalten. Daneben mussten die Kolchosen hundertfünfzig Pferde und fast alle ihre Transportmittel abgeben. Das Ganze», las er weiter, «stört die Betriebsabläufe unserer Kolchosen empfindlich.»⁶⁰

Zweifellos war das Kämpfen nur ein Aspekt der Kriegsanstrengungen als solcher. Allerorten bereitete die Ernährung echte Probleme. Der Löwenanteil entfiel auf die Armee, und oft assen die Soldaten besser als vormals zu Hause. Viele Zivilisten litten jedoch schweren Mangel. 1943 liess die Regierung zehntausend Handzettel drucken und verteilen mit einer Anleitung, wie man Nesseln kocht. Zwei Wissenschaftler produzierten einen weiteren über die Nährwerte von Wild. «Wenn Jäger um der Felle willen töten», be-

gann dieser, «vergessen sie oft, dass die Kadaver auch wertvolles Protein enthalten.» Sie wiesen darauf hin, dass das Eichhörnchenfleisch einen viel höheren Kaloriengehalt habe als Schweinefleisch und nur vom Iltis übertroffen werde. Zugegeben, ein normales Eichhörnchen werfe nur etwa zweihundert Gramm ab (hieß es dort), sei aber – im Unterschied zu dem allzu strengen Fleisch von Wölfen, das sich nur für Schweine eigne – sehr wohlschme-



*Sowjetische Flüchtlinge, Mutter und Sohn, machen Rast,
April 1942 (aus dem Staatsarchiv der Russischen Föderation)*

ckend. Um das zu überprüfen, hatte sich im Frühjahr in der Akademie der Wissenschaften ein Gremium eingefunden, das den Geschmack und Nährwert diverser Tiere von Füchsen über Ratten bis zu Mäusen ermitteln sollte.⁶¹ Während die Runde speiste, kämpften Zivilisten mit dem Hunger. «Wir mussten vieles verkaufen», schrieb Vitali Taranitschews Frau Nata-scha ihm im März, «weil alles so teuer geworden ist. Es genügt wohl zu sagen, dass wir pro Tag zwanzig Rubel ausgeben müssen, um einen halben Liter Milch für Kolja zu bekommen.» Der Kleine brauche sie: «Wenn wir ihm diese Milch nicht gäben, wäre er zur völligen Auszehrung verdammt.»⁶²

In Frontgebieten herrschte noch schlimmerer Hunger, zumal keine Männer mehr übrig waren, um die zerstörten Häuser und Scheunen wieder aufzubauen, die Strassen zu reparieren oder die neue Saat auszubringen. Zu Beginn der Agrarsaison 1943 sah es aus, als würde die Aussaat in einzelnen Bezirken der Region Kursk auf unter zehn Prozent ihres Standes von 1941 fallen. Dabei brauchte man doch auch Getreide für die eigene Bevölkerung, und zusätzlich musste die Armee ihre Soldaten auf den Beinen halten. Frauen arbeiteten wie Tiere. Manchmal spannten sie sich selbst vor die Pflüge. Vielerorts war der Boden verwüstet und würde sich so schnell nicht wieder erholen.

Erneut mussten die Soldaten ihre olivgrünen Ärmel hochkrempeln und graben. Am 12. April erging ein Befehl an die Truppen der Zentralfront, den Bauern bei der Aussaat zu helfen, das Saatgut zu den Höfen zu bringen, zu pflügen und ausserdem das Lamm abzuwickeln. Dabei durften sie «ihre militärischen Pflichten nicht vernachlässigen».⁶³ Unterdessen formierte man – angeblich ohne Einbussen für die Nahrungsproduktion – Zivilisten zu Bürgertruppen und liess sie Gräben ausheben und Minen räumen. «Es ist eine Schmach, durch die befreiten Dörfer zu fahren», schrieb ein Rotarmist im Juni an seine Familie, «und die kalt abweisende Haltung der Bevölkerung zu erleben.»⁶⁴ Die ganze Gegend war in einen Überlebenskampf verstrickt. Auf diese Weise fanden die Übungen und Vorbereitungen jener Armeen, die nahe Kursk kämpfen sollten, inmitten von Szenen mittelalterlicher Brutalität statt.

Bei den folgenden Gefechten ging sogar die Luft in Flammen auf. Wenn man Panzer als die Dinosaurier der Moderne auffasste, so stünde Kursk für deren Apokalypse. In den Kämpfen um die Frontausbuchtung kam mehr schweres Kriegsgerät zum Einsatz als bei jeder anderen Schlacht des gesamten Konflikts, sodass die Schwarzerdesteppe der Provinz Kursk in diesem Sommer unter siebzigtausend Geschützen, dreizehntausend Panzern oder gepanzerten Fahrzeugen sowie zwölftausend Flugzeugen bebte.⁶⁵ Ausserdem boten beide Seiten gewaltige Heere auf, darunter Zehntausende von Schützen. Um den entscheidenden Schlag erfolgreich zu führen, brachten die Deutschen fünfzig Divisionen in das Gebiet, zu denen handverlesene SS-Männer mit bester militärischer Ausbildung (und lückenlosen Ariernachweisen) gehörten. Alles in allem setzte die Wehrmacht dort bis zum Hochsommer neunhunderttausend Offiziere und Soldaten ein, doch die Sowjets waren gut gewappnet. Bereits Ende Mai standen etwa 1,3 Millionen Mann hinter den Zickzacklinien der Gräben bereit.

Als die Kämpfe im Juli begannen, dauerte der Krieg schon mehr als zwei Jahre, und trotz des äusseren Rahmens von Hass und Gewalt waren die Parteien wie in jedem anderen gezwungen, voneinander zu lernen, ja einander sogar nachzuahmen. Für die Deutschen bedeutete das, sich mehr auf die Rüstungstechnik zu konzentrieren. 1941 hatten sie noch keinen Panzer besessen, der dem T-34 in Sachen Manövrierfähigkeit Paroli bieten konnte. Ferner hatten sie dem kolossalen KW nichts entgegenzusetzen, dessen Panzerung für die damaligen Kanonen fast undurchdringlich blieb. Wenn die Wehrmacht dennoch Erfolge gegen solche Verbände erzielte, so nur weil die Besatzungen schlecht ausgebildet und die Truppen insgesamt unzureichend vorbereitet waren. In der Folge liess Berlin den Panther und den Tiger I entwickeln – den damals ausgereiftesten mittelschweren respektive robustesten Panzer überhaupt. Der Panther fing weniger leicht Feuer als der T-34, bot mehr Sicht und hielt relativ zuverlässig Funkkontakte. Der mit einer verheerenden 88mm-Flak bestückte Tiger I dagegen drohte, nicht nur schwerste, sondern regelrecht mörderische Zerstörungen anzurichten. Neben diesen beiden Stahlgiganten stellten deutsche Fabriken jetzt auch eine neuartige automati-

sche Waffe her, die Ferdinand, ausserdem im Feld getestete Granat-, Raketen- und Flammenwerfer.⁶⁶

Zwar konnte die Wehrmacht neue Erfindungen einfordern, die besten Produkte der deutschen Technik, was der Führer ihr jedoch nicht bereitzustellen vermochte, war mehr Zeit. Insgesamt lieferte Speers Rüstungsindustrie bis Kriegsende lediglich 1354 Tiger und 5976 Panther aus⁶⁷, wohingegen die Sowjets bereits 1943 monatlich mehr als zwölfhundert T-34 produzierten.⁶⁸ Einer der Vorteile der Roten Armee lag in jenem Sommer auch darin, dass sie mehr moderne, feldgerechte Panzer besass. Mochte die Gegenseite auch wahrhaft erschreckende Geschütze auffahren, in der Masse blieb sie auf erheblich ältere Modelle angewiesen. Deshalb befanden sich die Sowjets eindeutig im Vorteil. 1941 hatte die Rote Armee binnen Wochen nicht allein neun Zehntel ihrer Panzer verloren, sondern auch ihre Hauptproduktionszentren Charkow und Leningrad. Als man die alten Fabriken im Osten wieder aufbaute, wurde zugleich beschlossen, sich auf bestehende Modelle zu konzentrieren und sie in grosser Zahl zu fertigen. Dies war ein schlauer Plan angesichts der nach wie vor katastrophalen Verlusten. So blieb der T-34 mit gewissen Veränderungen bis zum Schluss das sowjetische Standardmodell.

Umstellungen, geschweige denn radikale Neuerungen, hätten sowohl die Produktion verzögert als auch die Ausbildungsgänge kompliziert. Deshalb liess man auch nach den Niederlagen von 1942 nur begrenzte Umbauten zu. Man vergrösserte das Sichtfeld des T-34, doch die Panzerführer sahen in der Regel weiterhin nur Staub und Rauch. Einige Raffinessen erweiterten das Arsenal der sowjetischen Panzerfahrzeuge und Geschütze, darunter die mobile Sturmkanone SU-152, ausgelegt für eine 152mm-Haubitze. Sie konnte es (daher der wilde Spitzname Swerboi, «Bestiendrescher») als einziges der sowjetischen Gefährte im Feld mit dem Panther oder dem Tiger I aufnehmen.⁶⁹ Das war wichtig, da die neuesten deutschen Panzer sogar den schweren KW empfindlich treffen konnten. Wenngleich sich also das technische Gleichgewicht zwischen den Kriegsparteien verschoben hatte und die Sowjets nicht mehr klar führten, würden sie fortan keinen Mangel an Panzern mehr leiden. Erneut setzte die Rote Armee, wie auch sonst oft, auf möglichst einfache Fließbandproduktion.

Die Sowjets bereiteten sich indes nicht nur in quantitativer Hinsicht vor. Bei den einzelnen Gefechten rings um Kursk, darunter die Entscheidungs-

schlacht bei Prochorowka, boten beide Seiten etwa gleich viele Maschinen auf.⁷⁰ In jenem Juli fiel der Mensch schwerer ins Gewicht als die Technik. Für den Sieg bei Kursk war aufopferungsvoller, fast selbstmörderischer Mut ausschlaggebend. Das bezeugt die Höhe der sowjetischen Verluste: Allein in der Abwehrphase gab es siebzigtausend Tote. Ebenso wichtig war jedoch die zunehmende Kriegskunst der Roten Armee. Man hatte sowohl die Koordination zwischen den Panzerbesatzungen durch intensives Training verbessert als auch den Einsatz von Panzerungen strategisch neu durchdacht. Danach galt der Panzer als eine Waffe aus eigenem Recht, statt nur als spritschluckender Pferdeersatz. Anfang 1943 entstanden fünf neue Panzerarmeen, darunter die Slesarews.⁷¹ In den neuen Formationen verbesserte sich auch die Ausbildung. Slesarew hatte als Artillerist angefangen. 1942 für eine Beförderung vorgeschlagen, musste er fast ein Jahr lang umlernen, bevor man ihm sein erstes Panzerkommando als Leutnant übertrug. Ein Dienstkollege, der zweiundzwanzigjährige Iwan Gusew, schilderte, unter welchem Druck sie in jenem Sommer standen: «Wir fuhrwercken jede einzelne Stunde mit den Maschinen herum», schrieb er im Juni 1943 nach Hause. «Manchmal vergisst du dabei die Zeit und das Datum, ja du vergisst einfach alles.»⁷²

Die Besatzungen von Männern wie Gusew und Slesarew mussten im Eiltempo lernen und sich stärker konzentrieren als alle ihre Vorgänger. Seit der Evakuierung und Umstrukturierung der Produktionsstätten lagen die grossen Panzerschulen jetzt in der Nähe der Fabriken. Auch die Ausbildung lief wie am Fließband. Man schulte die Männer gezielt an ihrem jeweiligen Modell – zum Beispiel dem T-34 – und wies jedem, ob Schütze oder Mechaniker, ausserdem eine Sonderrolle im Team zu.⁷³ In dieser Kriegsphase dauerte der Ausbildungsgang weniger als drei Monate. Später wurde er jedoch verlängert. Kurz, man produzierte genauso schnell neue Panzermanschaften, wie die Deutschen sie abschlachten konnten.

Für diesen Dienst meldeten sich einige der besten Rekruten, insbesondere junge Städter. Zum Teil reizte sie die Urgewalt der mächtigen Maschinen. Wenn Bauernjungen schon als Kinder Traktor fahren durften, so mochten kleine Stadtlümmel davon träumen, in einem gepanzerten Koloss über Land zu preschen, seine Schalter und Hebel zu bedienen und die Aussenwelt an einem Tastenfeld zu überwachen.

Selbst die Deutschen mussten schliesslich lernen, Soldaten dieses Schlages zu respektieren. «Der städtische Russe», schrieb der SS-General Max Simon, «der sich sehr für Technik interessiert, eignet sich für die moderne Panzerwaffe genauso gut wie der russische Bauer für die Infanterie. ... Erstaunlich ist es immer gewesen, mit welchen primitiven technischen Mitteln die russische Panzerbesatzung ihre Kampfswagen einsatzfähig und beweglich erhält; die Art und Weise ist zu bewundern, mit der sie Hindernisse aller Art bewältigten.»⁷⁴

Die Panzerteams wussten nicht nur, wie man Schraubenschlüssel ansetzt, sondern Simon beobachtete an diesen Fabriksöhnen auch eine besondere Entschlossenheit. «Dazu», erklärte er, «ist der russische Arbeiter im Allgemeinen überzeugter Kommunist, der die Segnungen seiner Revolution jahrzehntelang genossen hat und deshalb als klassenbewusster Proletarier fanatisch kämpft. Genauso, wie sich der rote Infanterist in seinem Schützenloch totschiessen lässt, so stirbt der Panzermann in seinem Panzer, aus dem er bis zum letzten Atemzug schießt – selbst dann, wenn er allein mitten im oder auch hinter dem Feind ist.»⁷⁵ Gusew, der gewiss ein Kommunist war, drückte es persönlicher aus. Nach einem langen Tag schrieb er an seine Familie: «Du legst dich spät abends schlafen, verspürst im ganzen Leib eine fürchterliche Erschöpfung, weisst aber, dass du etwas Grosses, Schwieriges vollbracht hast. Deshalb ist dein Herz voller Freude, ein besonderes Gefühl, eine Art Stolz oder innere Befriedigung. Das sind die besten Momente überhaupt.»⁷⁶

Männer wie er kämpften für die Familie und die geliebte Heimat, für kommunistische Prinzipien, aber sie standen auch an der Seite ihrer besten Freunde. Unter den Besatzungen kamen oft die innigsten Beziehungen auf. Sie verbrachten viel Zeit auf engstem Raum miteinander und teilten die Verantwortung für ihr Gerät. Oft identifizierten sie sich mit ihrem Panzer, indem sie Parolen darauf schrieben, mit aufbauenden und eindeutigen Botschaften wie «Wo Mut ist, da ist auch der Sieg!»⁷⁷ Selbstverständlich mussten sie ihre Ungetüme rundum gut in Schuss halten. Gusews bester Freund, ebenfalls Leutnant, hatte in diesem Frühjahr etwa vierzehn Tage mit ihm und drei weiteren Männern auf einem eroberten deutschen Modell verbracht. «Wir hatten keine Ahnung von der Maschine», berichtete Gusew. Ramponiert und verschlissen, war sie ohnehin «launisch», und am ersten Tag brauchten die Sowjets rund zwölf Stunden für fünfundzwanzig Kilometer. «Wir bastelten

den ganzen Tag daran herum, völlig verdreckt, hungrig und sauer.» Sie hatten keinen Proviant dabei, «nicht einmal eine Brotkruste». Bei einem echten «Sauwetter» waren die Strassen zu Fuss fast unpassierbar. Gusew rechnete damit, dass sein befehlshabender Kollege anordnen würde, das defekte Gefährt stehen zu lassen und zu marschieren, doch der arbeitete zwölf Tage mit ihnen an der Reparatur. «In diesen zwölf Tagen», schrieb er, «hätten wir uns schwarz ärgern können. Unsäglich, was wir durchmachten.» Aus den Freunden waren zu diesem Zeitpunkt eher Brüder geworden.⁷⁸

Die Besatzungen schmiedete auch ihr hohes gemeinsames Risiko zusammen. Sie waren nach den Infanteristen, deren Dienst fast sicher mit Invalidität oder Tod endete – oder wie sie selbst (mit einem Wortspiel auf Pflegeheim und Grab) frotzelten, im Strawotdel oder im Semotdel –, die am meisten bedrohte Untergruppe.⁷⁹ Von den 403 272 Panzersoldaten (darunter auch eine geringe Anzahl Frauen), die im Zweiten Weltkrieg bei der Roten Armee dienten, kamen rund dreihundertzehntausend ums Leben.⁸⁰ Auch die allergrössten Optimisten wussten, was beim Einschlag einer Granate passierte: Die Stichflamme der Explosion entzündete gewöhnlich den Treibstoff und die Bordmunition. Im besten Fall blieben der Besatzung – zumindest dem nicht von der Granate enthaupteten oder verstümmelten Teil – neunzig Sekunden, um die Kabine zu verlassen. Zunächst einmal musste sie jedoch die schwere, manchmal rot glühende und nach dem Treffer oft eingeklemmte Luke zu öffnen versuchen. Das Schlachtfeld war kein Paradies, aber immer noch sicherer als der gepanzerte Sarg, der jetzt in Flammen aufging, sodass sein Metall schmolz. Das war kein blosses «Abkochen», die grosse Hitze setzte auch die Atmosphäre ringsum in Brand. Nun bestand für die Insassen ohnehin keine Hoffnung mehr. Vielfach waren die Leichen restlos verkohlt und die sterblichen Überreste untrennbar.⁸¹ «Hast du schon gebrannt?», fragten Panzersoldaten einander häufig beim ersten Kennenlernen. Ein makabrer Witz aus dieser Kriegsphase lässt den Politruk einem jungen Mann mitteilen, dass gerade fast alle Panzersoldaten aus seiner Gruppe umgekommen sind. «Tut mir Leid», erwidert der, «aber ich gebe mir Mühe, morgen auch selbst zu brennen.»

Die in der Steppe bei Kursk wartenden Soldaten hatten sehr zu Recht Angst, als die Wochen ins Land zogen. Am 8. Mai erhielten die Komman-

deure an den vier Hauptfronten den Befehl, sich binnen vier Tagen auf einen Angriff vorzubereiten.⁸² Kaum zwei Wochen später, am 20. Mai, versetzte man sie erneut in Alarmbereitschaft.⁸³ Niemand zweifelte daran, dass der Feind attackieren würde, doch unruhige Männer und Offiziere rangen darum, den genauen Zeitpunkt vorauszusagen. Tagsüber herrschte in den sowjetischen Feldlagern hohe Betriebsamkeit, aber nachts lag die Steppe trügerisch still da. «Jeden Tag etwas Neues», schrieb Below am 13. Juni in sein Tagebuch. «Heute sind wieder zwei zum Feind übergelaufen. Damit sind es schon elf. Meistens blöde Hunde. Am 11. Juni haben die nebenan Gefechtsaufklärung gemacht, jedoch nichts gefunden. Wir sitzen alle in dieser Schlucht, bald schon seit einem Monat, und an der Front bleibt alles ruhig.» Am nächsten Tag erfuhren sie Neues über ihren Auftrag. Innerhalb eines Monats sollten seine Männer helfen, eine Offensive in Richtung Orel zu starten. «Damit wird ein Grosseinsatz vorbereitet», schrieb er. «Unsere Division soll in drei Wellen angreifen, unser Regiment in der zweiten. Zur Division gehören fünfunddreissig Artilleriebatterien, nicht gerechnet zwei Katjuscha-regimenter. Es wird hoch hergehen.»⁸⁴ Obwohl Below seine Befehle hatte, sah er wochenlang keine Gefechte. «Ich bin jetzt schon länger hier», registrierte er, «als irgendwo sonst im gesamten Krieg.»⁸⁵

Der Angriff kam in der ersten Juliwoche. In der Nacht vom 4. auf den 5. verriet ein deutscher Gefangener seinen sowjetischen Aufsehern, dass es am frühen Morgen losgehen werde. Kurz vor zwei Uhr sagte ein anderer Häftling in seiner Vernehmung aus, dass die Offensive binnen einer Stunde bevorstehe.⁸⁶ Am weiten Horizont der Steppe dämmerte es noch nicht. Ohne auf eine Order Stalins zu warten, ordnete Schukow sofortige Artillerie- und Luftschläge an: «Um halb drei Uhr morgens war ein ‚fürchterliches Donnerrollen‘ zu hören. Das Krachen der Geschütze und Bomben, das Fauchen der Raketen verschmolz zu einem einzigen Getöse, das Schukow wie ‚eine Symphonie der Hölle‘ erschien.»⁸⁷ Doch war das erst deren Ouvertüre. Unbeeindruckt von diesem sowjetischen Sperrfeuer legte die Wehrmacht von beiden Seiten der Ausbuchtung her selbst los mit einem Ansturm, der den ganzen Krieg hätte entscheiden sollen. Nördlich von Kursk, nahe bei Belows Stützpunkt Maloarchangelsk, rückte die 9. Panzerarmee unter Walter Model gegen die sowjetischen Linien vor. Geballt in einem Abschnitt von kaum

zehn Kilometern sollte sie durchbrechen und südwärts in die Delle vorstossen. Fast zweihundert Kilometer unterhalb davon drängten neun Divisionen unter General Hermann Hoth nordwärts auf die Kleinstadt Obojan zu. Deutschlands Elitetruppen traten an, «angeführt von den SS-Panzerdivisionen ‚Totenkopf‘, ‚Das Reich‘ und ‚Leibstandarte Adolf Hitler‘»,⁸⁸ Ihr erstes Ziel bildete die grosse Verbindungsstrasse zwischen Obojan, Kursk und Belgorod und der Krim sowie die gesamte südöstliche Ukraine.⁸⁹ Am 7. Juli hatten sie diese fast erreicht.

Auf genau diese Kampagne hatte sich Below vorbereitet. Obwohl sein Stützpunkt weit südwärts lag, konnte er die Bombardements vom 5. Juli hören. «Im Raum Belgorod und am Frontabschnitt Kursk-Orel – südlich von hier – toben heftige Panzerschlachten», schrieb er am 8. Juli. «Man hört die Artilleriekanonaden deutlich bis zu uns herauf.» Ebenso die Musik der Stalinorgeln (Katjuschas), die jeden Russen beglückte. «Die Kräfte sind sehr konzentriert», notierte Below tags darauf, «alle Täler bersten von Artillerie und Infanterie. Nachts herrscht ein endloses Getöse. Unsere Luftwaffe arbeitet dicht an der Grenze der ersten Abwehrlinien mit Unmengen von Panzern.»⁹⁰ Die Zuversicht des jungen Offiziers war berechtigt. An der Zentralfront hielten Einheiten der Roten Armee unter General Rokossowski dem deutschen Ansturm von Norden her mit einer Zähigkeit stand, die der Feind niemals erwartet hätte. Am ersten Tag kamen Models Panzer kaum fünf Kilometer voran. In der folgenden Woche wurde es nicht besser, auch wenn die Sowjets bei der Abwehrschlacht mehr als fünfzehntausend Mann verloren.⁹¹ Im Süden jedoch, an der Woronesch-Front, stand eine kleinere Anzahl sowjetischer Divisionen unter General Watutin vor einer der tödlichsten Schlachten des gesamten Kriegs.

An den Gefechten nahmen die 1. Gardepanzerarmee mit Slesarew und seinen Freunden und die 5. Gardepanzerarmee unter Rotmistrow teil. Hinzu kamen die Kanoniere und Schützen der 5. Gardearmee, bei welcher der sanftmütige Leutnant und ehemalige Geologe Lew Lwowitsch diente. Als der Vorstoss am 5. Juli begann, lagerte die 5. Gardearmee mehr als dreihundert Kilometer hinter der Front, Rotmistrows Panzerarmee an einem noch weiter entfernten Stützpunkt. Nur zwei Tage später erhielten beide den Befehl, die Strecke in einem Gewaltmarsch – auch noch unter deutschem Bombardement – binnen drei Tagen zurückzulegen. Die sengende Sommerhitze, die Fliegen und die dichten Staubwolken zehrten schon genug an den Män-

nern, doch danach mussten sie noch mehrere Achtstundenschlachten unter weiterem heftigen Granat- und Maschinengewehrbeschuss durchstehen.⁹² Unterdessen befanden sich Slesarew und seine Kameraden schon mitten in der Feuerlinie eines Ungewitters, dessen Vehemenz sogar die sowjetischen Befürchtungen übertraf. Als Hoths Truppe sich vom unerwarteten Rückschlag ihres ersten Tages unter Feuer erholt hatte, rückte sie hinter einer Speerspitze von mehr als fünfhundert Panzern in Richtung Obojan vor. Da die sowjetischen Infanterieeinheiten unter dem unerträglichen Druck des Bombardements zerbarsten, hielt am 7. Juli fast nur die 1. Panzerarmee dem Feind stand – oder versuchte dies zumindest.⁹³ Slesarew fand keine Zeit, nach Hause zu schreiben. Er konnte von Glück sagen, überlebt zu haben, doch der Mut und die Ausdauer von Männern wie ihm zwangen Hoth, seine Pläne zu ändern. Statt direkt nach Obojan vorzustossen, strebten die Deutschen jetzt ein etwas höher gelegenes Gelände in der Nähe des Steppenstädtchens Prochorowka an.

Die schwerste Panzerschlacht der Geschichte ereignete sich auf freien Feldern bei Ortschaften wie «Oktober» oder «Komsomol». Dort zu unterliegen und der Wehrmacht den Durchbruch nach Kursk zu erlauben, hätte sicher den Verlust der gesamten Abwehrkampagne bedeutet. Für den grossen Schlag standen sechshundert deutsche Tanks bereit. Auf sie warteten, in Gestrüpp, Obstgärten und dem hohen Gras eines feuchten Juli versteckt, achthundertfünfzig sowjetische. Als im Morgengrauen das erste Licht durch den Nebel drang, lag das Schlachtfeld noch ruhig da, «so als gäbe es keinen Krieg».⁹⁴ Die ersten Amseln zwitscherten durchs Tal. «Ich sah, wie sich mein Kamerad ein Schmalzbrot schmierte», erinnerte sich ein Veteran. «Er liess sich viel Zeit, ass ganz gemächlich, sodass ich ihn drängte, sich doch zu beeilen, da bald die Deutschen kämen.» Doch er lächelte nur: «Hetze mich nicht», sagte er mit einer Vorahnung, die seinem Freund später unheimlich erschien. «Ich möchte das geniessen. Dies ist meine letzte Mahlzeit in dieser Welt.»⁹⁵ Nachdem er kurz vor 6.30 Uhr damit fertig war, heulten die ersten hundert Stukas heran, um die sowjetischen Linien im Sturzflug zu bombardieren. Das sollte jedoch keine Wiederauflage des Überfalls vom Sommer 1941 werden. Diesmal warfen sich ihnen Hunderte sowjetischer Flugzeuge mit gleicher Entschlossenheit entgegen. Der Panzerschlacht gin-

gen also Luftkämpfe voraus, die alles unter Rauch und brennende Metallteile legten, noch bevor später das Duell der grossen Kolosse begann.⁹⁶

Prochorowka war es beschieden, mit diesem Tag in die Geschichte einzugehen. Beide Seiten rückten vor und trafen in einem Nebel aus Rauch und strömendem Regen aufeinander. Schon am Vormittag war das hügelige Gelände mit Metallklumpen und verkohlten Leichen übersät. Überlebende erwähnten die Sommerhitze, doch es war ein kühler Tag. Wahrscheinlich hatten sie das Inferno aus brennendem Blech, Benzin und Gummi, ja, buchstäblich aus brennender Luft in Erinnerung. Auch mit den mörderischen Panther und Tiger konfrontiert, gaben die Sowjets nicht auf. Wenn gar nichts anderes mehr half, rammten sie einfach den Feind und verkeilten so Stahl in Stahl. So starb Gusew mit seiner Besatzung. «Der T-34 des Leutnants schob sich vor, aus allen Rohren feuernd», berichteten Freunde aus dem Regiment den Eltern, «doch dann setzte eine feindliche Granate den Turm in Brand. Das brennende Gerät feuerte unaufhörlich weiter. Dann legte der Mechaniker den höchsten Gang ein und donnerte direkt auf eine der entgegenkommenden feindlichen Maschinen zu, wobei Lt. Gusews Schützen auch das Feuer nicht einstellten. Demnach mussten sie noch leben. Schliesslich fuhren unser Panzer und der Lt. Gusews mit Vollgas frontal auf den des Feindes zu. Im Tiger versuchte man noch auszuweichen, schaffte es aber nicht mehr ganz, sodass der brennende T-34 ihn rammte und beide explodierten. Die Mannschaft der Helden ging unter.»⁹⁷

Doch starben nicht nur Panzerbesatzungen. Notfalls warf man den Verbänden auch Schützen- und Artilleriebrigaden entgegen, darunter die Einheit Lew Lwowitschs. Als letztes Mittel schleuderten Infanteristen im Geist der alten Kriegsfilme Granaten und Brandsätze gegen die Ungetüme. Sie griffen auch die Infanterie der Wehrmacht an, manchmal sogar im Nahkampf: Vor ihr hatten sie weniger Respekt als vor den Elitepanzertruppen und der SS. Einige von ihnen (wahrscheinlich wie die Russen auch) hatten sich mit Schnaps Mut angetrunken⁹⁸, doch das machte sie nicht weniger gefährlich. «Der Himmel dröhnt, die Erde bebt, du meinst, das Herz zerspringt dir im Leib und dich zerreisst es fast», berichtete eine Kämpferin im Gespräch mit Alexijewitsch. «Ich hätte nicht gedacht, dass die Erde zerbersten könnte. Alles zerbarst, alles vibrierte, und die Welt schien aus den Fugen zu geraten.» Das war jedoch erst der Auftakt. Nahkampf, meinte sie, ist «etwas Un-

menschliches. ... Männer schlagen brutal zu, stechen mit ihren Bajonetten in Bäuche oder Augen, verkrallen sich in einander, um den Feind zu erdrosseln, brüllen, schreien, stöhnen. Es ist selbst für den Krieg noch etwas Grauenhaftes.»⁹⁹ Lew Lwowitsch hielt nicht sein abstraktes Pflichtgefühl am Leben, sondern das Konkrete, die spezifischen stündlichen Ziele. «Es kamen Befehle», sagte er, «auf diesen Wall oder Graben zu zielen, sich auf jene Eiche zu konzentrieren, drei Finger weit nach links zu zielen. ... Solche Dinge können einem sehr helfen.» Ausserdem festigte ihn, dass er zu stolz war, seine Männer merken zu lassen, wie sehr auch er selbst sich fürchtete.

Bei Einbruch der Nacht standen mindestens siebenhundert Panzer verkohlt und demoliert im Gelände. Zwar dauerten die Kämpfe noch zwei Tage an, doch hatte bereits der erste über den Ausgang der Schlacht und damit des gesamten Feldzuges entschieden. Prochorowka würde im russischen Mythos neben Kulikowo Pole und Borodino stehen – wo Dmitri Donskoi 1380 die Goldene Horde besiegte respektive Kutusow 1812 sein grosses tragisches Gefecht gegen Napoleon austrug. Es würde wie diese beiden als heilige Stätte der schicksalhaften Rettung Russlands gelten, nicht zuletzt wegen der enormen Verluste. Noch wochenlang roch die Luft mehrere Kilometer im Umkreis nach Leichengift. Scharen von Sanitätern und Freiwilligen halfen, die Verwundeten zu bergen. Als man die Toten auf Pferdewagen stapelte, musste die moderne Technik wieder den traditionellen Fuhrwerken weichen. Einheimische halfen auch, Massengräber für die Gefallenen zu schaufeln. Es gibt kein Dorf in dem Bezirk, das nicht heute noch eine solche Grabstätte pflegt. Wenn die Wehrmacht ihre Toten nicht vorher abholte, hob man grosse Gruben für sie aus, allerdings nicht um der Pietät willen, sondern aus Gründen der Seuchenprävention. Im Übrigen sollte es noch Jahrzehnte dauern, bis die Gegend von Minen, abgeworfenen Waffen und Metallschrott befreit war. Bis heute warnt man Kinder davor, die Wälder zu erkunden. Die Felder liess man verwildern, doch trugen sie üble Früchte.

Auch wenn Kursk mehrere Schlachten an mindestens zwei Fronten erlebt hatte, betrachteten beide Parteien das Ganze als eine grosse Kampagne. Am Tag der Ereignisse von Prochorowka, dem 12. Juli, starteten die Sowjets weiter nördlich davon eine westwärts gegen Orel gerichtete Gegenoffensive. In Vorahnung dessen hatte die Wehrmacht, zur grossen Erleichterung der



Eine Sanitäterin zurr einen toten Soldaten auf einer Pferdebahre fest, 1943

Roten Armee, vor dem Gefecht von Prochorowka eine Vielzahl der Hoth zugeeilten Panzer dorthin umgeleitet.¹⁰⁰ Die Deutschen waren jedoch nicht auf den folgenden Ansturm eingestellt. Am 11. Juli gegen Mitternacht machte Below einen hastigen, erregten Tagebucheintrag: «Wir werden angreifen ... bei Schtscheljabug.» Erst zwei Wochen später kam er wieder dazu, etwas zu notieren, und trug am 25. ein: «In diesen letzten Tagen bin ich absolut nicht zum Schreiben gekommen.» Mit dem Ziel, die Zentralfront des Feindes aufzureissen, hatte die Rote Armee die stark verteidigten deutschen Stellungen durchbrochen.¹⁰¹ Belows Regiment verlor dabei mehr als tausend Mann allein dafür, dass man jetzt nur noch zwölf Kilometer vor dem von der Wehrmacht gehaltenen Orel stand. Doch habe man «massenhaft Fritzen getötet, was wirklich toll ist».¹⁰² Während der Kampf um die alte Stadt erst noch bevorstand, war der Feind schon bis weit hinter seine vorherigen Linien zurückgetrieben.

Unterdessen fand im Süden auch Slesarew die Zeit für ein paar Zeilen nach Hause. «Ihr wisst vielleicht aus der Zeitung», schrieb er seinem Vater am 18. Juli, «dass hier verbissene, heftige Gefechte stattfinden. Wir heizen



Hundegespanne transportieren Verwundete, August 1943

den Fritzen kräftig ein, kämpfen Tag und Nacht, sodass man die ‚Kriegsmusik‘ rund um die Uhr hört.» Am 27. war er noch aufgekratzt. Sein Ton gab die Siegesstimmung der Partei wieder, ja, der Brief von diesem Tag bekundet seinen neuen Status als richtiger Kommunist. Wie Hunderte anderer Panzersoldaten hatte sich Slesarew bei Kursk im Feld um Aufnahme in die Partei beworben und damit seine Wahrnehmung des Fortschritts, der sozialen Gerechtigkeit und des Sieges direkt mit der ideologischen Botschaft der

Politruks verbunden. «Hunderte von Flugzeugen, Tausende feindlicher Panzer, darunter auch Tiger und Panther, fanden ihr Grab auf den Schlachtfeldern», schrieb er, «und Zehntausende von Fritzen haben die ukrainische Erde gedüngt. Die Deutschen befinden sich auf dem Rückzug, und jetzt kommt die grosse Abrechnung.»¹⁰³

Doch hinter diesen kühnen Worten standen viele erschöpfte, verängstigte, sogar unzufriedene Menschen. Deutschen Quellen zufolge stieg die Zahl der sowjetischen Desertionen direkt vor den Gefechten sprunghaft: im Juni waren es 2555, im Juli 6574 und im August 4047.¹⁰⁴ Dabei handelte es sich jedoch um keinen einseitigen Aderlass mehr.¹⁰⁵ Als die Sowjets ihren grossen Triumph kommen sahen, verfiel die Moral bei den Deutschen rapide. Das hatte bei den Nicht-Elitetruppen schon lange vor dem Feldzug begonnen. «Die SS-Offiziere sind überrascht über den starken Pessimismus in unserer Division», trug Leutnant Karl-Friedrich Brandt am 6. Juli sarkastisch in sein Tagebuch ein. Während die SS den Sowjets Furcht einflösste, stiessen sich einfache Wehrmachtsoldaten an deren Arroganz und Privilegien. «Schon ihr Anblick löst bei unseren Truppen, erschöpft und angespannt wie sie sind, einen regelrechten Klassenhass aus», fuhr Brandt fort. «Unsere Soldaten rekrutieren sich ja bloss aus den untersten Schichten Deutschlands, die SS-Leute aber angeblich aus dem besten Menschenmaterial Europas.»¹⁰⁶

Dieser Sommer sah die erste systematische Demütigung des «Abschaums». Beim Vorstoss der Sowjets flohen Brandt und seine Leute so schnell, dass sie ihren Toten nicht einmal mehr die letzte Ehre erweisen konnten. «Wir wissen kaum noch, wo unsere Männer liegen», notierte er am 1. August, «da wir keine Zeit hatten, ihre Ausweise und Dienstmarken an uns zu nehmen. Ja, wir hatten nicht einmal Wasser, um das Leichengift abzuwaschen. ... Was für ein Glück hatten die Männer, die in Frankreich und Polen starben. Sie konnten wenigstens noch an den Sieg glauben.»¹⁰⁷ Dieser Glaube erstarkte jetzt auf der sowjetischen Seite. Am 2. August zog Below zum zweiten Mal ins Gefecht, und drei Tage später gehörte er zu der Vorhut, die Orel befreien sollte. «Gestern Abend haben sich die Deutschen ganz zurückgezogen», schrieb er am 5. August, «und heute Morgen haben wir den westlichen Stadtrand erreicht. Ganz Orel steht in Flammen. Die Bevölkerung begrüsst uns mit aussergewöhnlichem Jubel. Viele Frauen weinen vor Freude.» Tags darauf wurde sein Regiment ebenso wie alle anderen der Division



Infanteristen und Panzer bei Charkow, 1943

zu Ehren des grossen Feldzuges in «Orel-Regiment» umbenannt.¹⁰⁸ Ausserdem erging an diesem Abend im fernen Moskau erstmals seit Kriegsausbruch der Befehl, den Triumph mit einem Salut von hundertzwanzig Schuss zu begehen. «Ich drücke allen Truppen», so Stalins Telegramm, «die an der Offensive teilnahmen, meinen Dank aus. ... Ewigen Ruhm den Helden, die im Kampf um die Freiheit unseres Landes fielen. Tod den deutschen Eindringlingen.»¹⁰⁹

Im Süden, auf der Strasse nach Charkow, befand sich auch Slesarew im Vormarsch. Belgorod war der Roten Armee am selben Tag in die Hände gefallen wie Orel. Jetzt eilten die Verbände von der Woronesch- und der Steppenfront südwärts, um noch grössere Ziele zu verfolgen, und Slesarews Stimmung changierte ins Bittersüsse. Zwar war am 10. August sein bester Freund gefallen, mit dem er von Anfang an eng zusammen gekämpft hatte, aber jetzt zeichnete sich ab, wofür er gestorben war. «Wir durchqueren befreites Land», schrieb Slesarew an seinen Vater, «Gebiet, das die Deutschen mehr als zwei Jahre lang besetzt hielten. Die Bevölkerung kommt uns entgegen und begrüsst uns voller Freude mit Äpfeln, Birnen, Tomaten, Gurken

und anderen Gaben. Bisher kannte ich die Ukraine nur aus Büchern, jetzt sehe ich sie mit meinen eigenen Augen – die malerische Natur, die vielen Gärten.»¹¹⁰ Einen Moment lang konnte sich die Rote Armee an ihrem hart erkämpften Sieg weiden. Am 25. August eroberte sie Charkow zurück.

7. Verwerfungen

Stalins Regime führte im selben Geiste Krieg, wie es den Frieden überwacht hatte. Die erste Regel lautete stets, dass ein Menschenleben im historischen Massstab wenig zählte, jedenfalls im Vergleich mit den staatlichen Interessen; die zweite, dass sich die Betroffenen, das heisst die Bürger, in deren Namen alles geschah, gegen Feinde zusammenschliessen mussten. 1943 jedoch brachte die erste Regel Spannungen, da der Nachschub an gesunden Soldaten ausging. Die Winterfeldzüge würden also sicher unter Kräftemangel leiden.¹ Allerdings schien sich die zweite gut zu bewähren. Kulaken, Spione, Trotzlisten und die am Bürgerkrieg beteiligten Weissgardisten hatten im Jahrzehnt vor dem Krieg zwar ideale Sündenböcke abgegeben, aber nun waren die Faschisten – oder «Hitler-Leute» – echte Feinde. Die Sowjetbürger folgten massenhaft dem Ruf zu den Waffen. Zwar beseelte Millionen eine beispiellose Entschlossenheit, aber das Volk stand keineswegs wie ein Mann zusammen. Der Krieg schuf neben Leid, Elend und Tod eine klare Hierarchie der Gewinnler und Verlierer. Im Übrigen trugen Trennung, Hunger und Gewalt nicht gerade dazu bei, Gesellschaften zu einen. Wenn sich später dennoch alle an die damals herrschende legendäre Solidarität erinnerten, so entsprang auch das einer List Stalins. An diesen Mythos zu glauben, machte die dritte Grundregel seines Regimes möglich: immer minuziös zu steuern, was an die Öffentlichkeit gelangen durfte.

Zu den Kriegsgewinnlern gehörten auch – zumindest im Vergleich mit den Frontsoldaten – die in sicherer Entfernung hinter den Linien verbleibenden Staatsbeamten. Am 6. November 1943, dem Vorabend des sechsundzwanzigsten Jahrestages der bolschewistischen Revolution, versammelten

sich im Kreml zahlreiche geladene Gäste, um einer Festrede Stalins zu diesem grossen Anlass zu lauschen. Während das Strassenbild der frühwinterlichen Hauptstadt durch die Verdunkelung und Stromsperre grau und gedämpft wirkte, sonnte sich das Saalpublikum unter den Kronleuchtern im Eigenlob. In den zwölf Monaten seit der letzten Jubiläumsfeier hatten sich die Aussichten der Anwesenden bezüglich des Kriegsverlaufes stark verbessert: zunächst durch Stalingrad, mit dem hohen Aufkommen an deutschen Gefangenen und Toten. Dies war jedoch ein Wintersieg, während Kursk bewies, dass man die Wehrmacht auch im Sommer schlagen konnte. Seitdem meldeten die Nachrichten nur noch Erfolge. Am 25. September war Smolensk zurückerobert worden, am 7. Oktober die Halbinsel Taman, das Tor zur Krim; noch am selben Tag hatte die Rote Armee mit bemerkenswertem Mut (und entsetzlichen Verlusten) den Dnjepr überquert, also die am besten gesicherte Sperrlinie der Nazis durchbrochen, und an diesem 6. November schliesslich hörte die Elite, was tags darauf alle erfahren sollten, nämlich dass nun auch Kiew, die Hauptstadt der Ukraine, wieder in sowjetischer Hand lag.

Obgleich die Rote Armee zweifellos die Retterin der Nation war, nutzte Stalin seine Rede, um hervorzuheben, dass sie nicht aus eigenem Antrieb hatte handeln können. Es war höchste Zeit, Partei und Regierung zu feiern, jene Damen und Herren, die zu Hause geblieben waren. Stalin begann mit einigen echten Helden, den Kriegsarbeitern. Wenn es der Armee nicht mehr an Waffen und Nachschub fehle, so sei das «unserer Arbeiterklasse zu danken (langer stümischer Beifall)». Ähnlich viel verdanke sie auch «dem Patriotismus unserer Kolchosbauern», unseren «Transportarbeitern» und auch, wegen ihrer planerischen und technischen Initiativen, «unserer Intelligenz» (längerer Beifall). Das war eine unmissverständliche Botschaft: Stalin verkündete den Sieg der Revolution. «Die Lehren des Kriegs», sagte er, «führen uns klar vor Augen, dass der Kommunismus nicht nur im Frieden die beste Organisationsform ist, um die ökonomische und kulturelle Entwicklung der Gesellschaft voranzutreiben, sondern auch im Krieg die beste Form der Mobilisierung aller Kräfte des Volkes, um einen Feind zu bezwingen. ... Damit hat die vor sechsundzwanzig Jahren gegründete Sowjetmacht unser Land in kürzester Zeit in eine uneinnehmbare Festung verwandelt.»²

Die Männer und Frauen an der Front (zumindest die Überlebenden, die das Jubiläum in jenem November noch mit begehen konnten) waren zwar ebenso stolz auf die Siege, rechneten diese aber vor allem sich selbst an. Der Ingenieur Vitali Taranitschew fand wieder Zeit, seiner Frau zu schreiben: «Es ist ein Uhr morgens, in der Nacht des 7. November 1943. Ich stehe seit dem Vorabend des 26. Jahrestages der Grossen Oktoberrevolution auf meinem Posten. ... Gestern um 16.00 Uhr hörten wir die Mitteilung unseres Obersten Befehlshabers, des Genossen Stalin, dass unsere tapferen Truppen Kiew, die Hauptstadt der Ukraine, wieder eingenommen haben. Natalotschka! Ich kann mir vorstellen, wie beglückt Du darüber sein musst! Vorüber sind jetzt die Zeiten, in denen die Faschisten den Luftraum beherrschten – gestern haben sie nur noch einen kläglichen Versuch gemacht, die Arbeit in unserer Station zu stören, aber nichts erreicht, alles läuft wie ein Uhrwerk, und alle drängen vorwärts in Richtung Westen, um den Faschismus zu vernichten!»³

Tausende von Frontsoldaten teilten diese Sicht. Sie wussten, dass sie sich auf der Siegesstrasse befanden. Wie viele andere erfolgreiche Armeen betrachteten sie daher einige der Werte ihrer Nation und Kultur mit neuer Zuversicht und Offenheit. Sie begannen auch, sich vorzustellen, dass ihr Opfer dazu beitragen mochte, in diesem Rahmen eine bessere Welt zu schaffen. Viele von ihnen glaubten, dass sie neue Fundamente für den Frieden legten und vielleicht den Hass und die Verwirrung der Vorkriegszeit ausbrannten. Freundschaften unter Frontsoldaten gaben einen Vorgeschmack auf die kommende Brüderlichkeit. Daneben übten die neuen Maschinen einen kolossalen Reiz aus. Die Panzerschlacht von Kursk, die Anzeichen dieses Sommers für klare sowjetische Luftüberlegenheit, die Höllenmusik der Stalinorgeln: Das alles erschien wie die Rechtfertigung der Fünfjahrespläne, die Verheissung einer besseren, auf Massenproduktion gestützten Welt. Auch wenn wahrscheinlich gar nicht Stalin, sondern Schukow der eigentliche Held der Truppe war (Veteranen erzählen inbrünstig, welchen General sie damals am meisten bewunderten, ähnlich wie Fussballfans sich über ihre Lieblingsspieler ereifern können), schien er, überwiegend in der Phantasie der Soldaten lebend, auch die grossen Werte der Zukunft zu verkörpern: Fortschritt, Einheit, Heroismus und Freiheit. Auf dem Papier sah es demnach so aus, als strebten die Truppe und ihre Führung die gleichen Ziele an.

Die klarsten ideologischen Lehren zogen Einzelne aus dem, was die Nazis hinterlassen hatten. «Ich musste durch viele der gerade erst von den Deutschen aufgegebenen Siedlungen fahren», schrieb Taranitschew nach Hause. «Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie diese Ortschaften, die noch vor Kurzem blühende Gemeinden waren, heute aussehen: Kein Haus ohne Schäden, alles niedergebrannt, und was nicht den Flammen anheimfiel wurde aus der Luft zerbombt.»⁴ «Wir marschieren Tag und Nacht», schrieb ein zwanzigjähriger MG-Schütze im Oktober 1943 nach Hause. Sie hatten von Orel kommend die Desnja überquert und dabei die von der Wehrmacht auf ihrem Rückzug hinterlassene verbrannte Erde gesehen. «Die Bevölkerung nimmt uns sehr freundlich auf, ich hätte nicht mit einem so herzlichen Empfang gerechnet. Die Leute weinen, umarmen uns, und jeder bringt mit, was er kann.» Der Grund für die Freude lag auf der Hand. «Ich habe erlebt, wie die Deutschen, diese Schweine, ganze Dörfer abbrannten, und sah auch die Opfer ihrer Gewalt.»⁵

Soldaten erschien ihre Rote Armee jetzt als das Instrument kollektiver Vergeltung, die Waffe der Rache und der Befreiung. Oft bereiteten die Menschen in Westrussland und der östlichen Ukraine ihnen einen triumphalen Einmarsch. Doch wenngleich viele stolz auf die gemeinsame Leistung waren, ging es auch um das persönliche Vorankommen. Die Armee förderte zahllose Karrieren. Wasili Ermolenko hatte bei Kriegsausbruch in Charkow die Schule besucht. Schon im ersten Jahr der Invasion war seine Heimat überrollt, seine Mutter gefangen genommen und der Vater zum Wehrdienst eingezogen worden. Doch der junge Wasili, jetzt Flüchtling, erhielt eine Ausbildung. Und als die Rote Armee 1943 seinen Geburtsort befreite, arbeitete er bereits weit entfernt an der Front als Funker und Fernmeldeingenieur. Die Technik wurde zu seinem Lebensinhalt, zumal alle seine sonstigen Fixpunkte zerstört waren. Im Frühjahr 1944 trat er in die Partei ein. Wie er dazu in sein Tagebuch eintrug, hatte der Krieg ihn nicht nur gelehrt, das Vaterland zu lieben, sondern auch seinen Glauben an den Sozialismus gefestigt, «der uns allen ein glückliches Leben bescheren wird». Aus seiner Sicht waren die grossen Erfolge der Roten Armee eng mit der Partei und ihrem Vorsitzenden verknüpft.⁶

Der Parteigeist (Partiinost), den Männer wie Ermolenko bewiesen, lag aber weit ab von den Spitzfindigkeiten der Ideologen Stalins, und der Kommunismus der Frontkämpfer unterschied sich auch deutlich von dem ihrer

politischen Offiziere, die grösstenteils lange vor dem Krieg in die Partei eingetreten waren. Die Überzeugungen der Mannschaftsstände nährten sich genauso aus Erfahrungen wie aus Predigten. Sie gingen oft Hand in Hand mit einer starken Abneigung gegen Papierkrieg und Propaganda. «Es liegen bedeutende empirische Belege dafür vor, dass Soldaten für Indoktrination nicht anfälliger sind als Enten für Regen», stellte ein Spezialist für Gefechtsmotivation fest, «sie perlt an ihnen ab.»⁷ Was die Männer glaubten kam also, obwohl es durch all das geprägt war, was man ihnen eingetrichtert hatte (und begrenzt, weil sie so vieles weder aussprechen noch hören durften), einer eigenen Weltanschauung ziemlich nahe. «Wenn es nach den Politruks gegangen wäre», spottete der nationalistische Schriftsteller Victor Astafew, «hätten wir den Krieg schon nach sechs Wochen verloren. ... Unsere Siege begannen, als wir nicht mehr auf sie hörten.»⁸ Mochte die Frontideologie auch stark und tief verwurzelt sein, dennoch lag sie so fern ab vom Denken der Zivilistenelite, dass sich daraus eine ganz andere Welt hätte entwickeln können.

Die Nation versuchte, Soldaten fest einzubinden, zumal die meisten Wehrpflichtige und damit jedermanns Kinder waren. Die Presse kultivierte Bilder wie das der trauernden Mutter, die Kameraden ihres gefallenen Sohnes zuhört, oder von Einheimischen, die Soldaten aufnehmen, als wären sie ihr eigenes Fleisch und Blut. Auf der anderen Seite lernten viele der Kämpfer, Land und Leute mit einer neuen Innigkeit zu lieben. «Es war der Krieg», so erinnert sich der Soldat in einem von Simonows bekannten Gedichten, «der in mir zum ersten Mal die Sehnsucht weckte, von Dorf zu Dorf zu ziehen, um den Klagen der Witwen und den Liedern der Mädchen zu lauschen.»⁹ Doch während die Soldaten ein neues, inzwischen gewachsenes Vaterland erkundeten, kämpften sie auch darum, wieder an ein altes Leben anzuknüpfen, an ihre Familienbande und die eigene Vergangenheit. Der Kampf hatte sie ihrer Herkunft völlig entfremdet. Wenn viele Frontsoldaten von Anfang an jene «Ratten» verabscheuten, die in der Nachhut folgten – die Versorgungstrupps, Stabsoffiziere und Karawanen von Reservisten –, so wuchs im Lauf der Zeit auch der Abstand zu den Zivilisten, die sie retten sollten, ja sogar zu den geliebten Angehörigen.

Rotarmisten stellten sich vielleicht vor, dass ihre neuen Bindungen untereinander jene älteren ersetzten, und das traf in gewissem Masse auch zu. Das

Frontleben nährte sogar die Sehnsucht nach verlorener Heimat, selbst wenn sie nur der Phantasie entsprang. Soldaten, die erfuhren, dass in der Nähe jemand aus ihrer Provinz eingetroffen war, eilten meist zu der Person, um sich zu erkundigen, wie es zu Hause stand. Der Krieg war etwas so Extremes und die Sowjetunion so unermesslich gross, dass die Betroffenen sofort als «Nachbarn» galten. Veteraninnen erzählten, dass bei der Ankunft von Neuen aus der Heimat andere von dort ihre Nähe suchten, um einen in ihrer Kleidung hängenden vertrauten Geruch zu erhaschen.

Doch trotz all der Einheitsschwüre erregten enge Freundschaften in politischen Kreisen nach wie vor Misstrauen. Das NKWD überwachte Gespräche zwischen Frontsoldaten, während die Sonderabteilung und ihre Nachfolgerin SMERSCH, ein Kürzel für «Tod den Spionen», jedem Gerücht über Misshelligkeiten nachging.¹⁰ Die SMERSCH (oder einer ihrer Ableger) galt als ein notwendiges Übel, da die Rote Armee jetzt westwärts marschierte und zuvor vom Feind besetzte Gebiete wieder einnahm. Bestimmt gab es in jeder Stadt Kollaborateure, die Nazis ernährt und unterstützt, Partisanen verraten (oder Schlimmeres) und auf Befehl ihre eigenen Nachbarn eingesperrt oder erschossen hatten. Daneben lebten in der befreiten Zone deutsche Agenten, darunter «Hiwis»¹¹, dank ihrer Herkunft gut getarnte Deserteure der Roten Armee. Die SMERSCH schreckte alle möglichen Betrüger ab und setzte jene unter Druck, die man dringend an der Front brauchte.¹² Doch während Agenten von Stalins Spionageabwehr gegen gefährliche Feinde zuschlugen, untergruben sie auch die Kampfmoral: Wenn sie keine echten Spione fanden, scheuten sich diese Beamten nicht, Komplote zu schmieden und ihre eigenen Kameraden zu Sündenböcken zu stempeln. Daher mussten Soldaten stets aufpassen, was sie sagten. «Wir wussten, dass wir über unsere Siege reden durften», bemerkte Samoilow, «aber nicht über Niederlagen. Sogar unsere Nachwuchsoffiziere wurden beschattet. Die Furcht vor der ‚SMERSCH‘ ... trübte das reine Bild eines gegen die Invasoren kämpfenden Volkes ... Wir wussten selten», fügte er hinzu, «wer bei uns die Spitzel waren.» Obwohl Waffenbrüder nach wie vor eine starke Solidarität empfanden, waren die Beziehungen durch «den stalinistischen Bazillus des Misstrauens» beeinträchtigt.¹³

Diese Spannungen zehrten an den Soldaten, als der nächste Winter herannahte. In den letzten Monaten des Jahres 1943 blieb ständig alles in Bewe-

gung. Panzer und motorisierte Infanterie kämpften um die steilen Ufer des Dnjepr, ganze Armeen schlitterten durch Zuckerrübenfelder, Tag für Tag durchnässte der schwere Regen des Südwestens Mäntel und Lederstiefel. Als der Beschuss und der gefährliche Vormarsch durch schlammiges Gelände begann, sanken Panzer im trügerischen Riedgras ein und gingen mitsamt den Besatzungen verloren. Infanteristen aus Zentralasien ertranken im Dnjepr, weil sie nie Schwimmen gelernt hatten. Schtrafniki aus den Strafbataillonen mussten Minen entschärfen, feindliche Stellungen erstürmen oder versteckte Schützenlöcher ausfindig machen. Auch wenn die Zahl der sowjetischen Toten sank: Dies war jetzt ein Angriffsfeldzug, und noch erlitt die Rote Armee bei jedem Gefecht Verluste von bis zu fünfundzwanzig Prozent.¹⁴ Den nach den Gefechten des Spätsommers abgekämpften Männern muss das als eine unerträgliche Zumutung erschienen sein. Wenn beide Armeen in den kalten Monaten der beiden Vorjahre etwas Zeit bekommen hatten, sich wieder neu aufzustellen und nötige Reparaturen durchzuführen, so liess ihnen der milde Winter des Südens diesmal keine Atempause.

Vorwärts hiess, sowjetische Dörfer und Städte wieder einzunehmen. Dabei kamen die Männer oft durch die Orte ihrer Kindheit und Jugend. Aber dies war keine Heimkehr. Die Wehrmacht hatte Anweisung, beim Rückzug auf dem Lande verbrannte Erde zurückzulassen. Nach zweijähriger Nazi-herrschaft fanden sie nur noch Asche, totes Vieh und vernichtetes Getreide vor. Das «Strandgut» der Gefechte liess die verwüstete Landschaft noch makabrer wirken. «An den Strassen liegen haufenweise Leichen von Deutschen», schrieb Below im Januar 1944. Die verwesenden Körper störten niemanden und erregten auch kein Mitleid. Sorgen machten sich die Kommunalbehörden erst, als es wärmer wurde, zumal schon so viele dem Fleckfieber erlegen waren.¹⁵ «Doch vorerst», so Below, «schafft niemand sie fort ... sodass sie wohl bis zum Frühjahr dort liegen werden.»¹⁶ Jetzt bedurfte es schon des Unerwarteten, des Widersinnigen, um die Männer noch zu überraschen. Als der Ukrainer Ermolenko im Frühjahr 1944 westwärts marschierte, sah er die Zugvögel, deren Rückkehr zu ihren Brutplätzen er als Kind immer beobachtet hatte. Doch jetzt schienen sie verwirrt und konnten sich nicht niederlassen. Die Landschaft, nach der sie suchten, war genauso verschwunden wie die Bäume, in denen sie noch im Vorjahr genistet hatten.¹⁷

Nichts sonderte Soldaten mehr ab als das gemeinsame Fronterlebnis. Selbst jene, die zu reden und ihren Frauen oder Freunden davon zu erzählen versuchten, mussten erkennen, dass sie die Kluft nicht überbrücken konnten. David Samoilow zufolge, der auch seine Kriegsgedichte für «hoffnungslos schlecht» hielt, lag das Problem im Krieg selbst. Wenn einer, erklärte er später, nach einem Blutbad zum Stift griff, wollte er nicht die Hölle noch einmal durchleben, sondern ihr entkommen.¹⁸ «Ich kann Dir nicht viel schreiben – es ist nicht erlaubt», mit diesen Worten leitete ein Panzermechaniker im September 1943 einen Gruss an seine Mutter ein. Es war ganz üblich, sich hinter dem breiten Rücken des Zensors zu verstecken. «Doch wenn wir uns sehen, erzähle ich Dir von den furchtbaren Schlachten, die ich mitgemacht habe.»¹⁹ Ageew versuchte zu erklären, warum er nicht mehr über die Kämpfe selbst schreiben konnte. «Ich bin erst heute Abend vom Einsatz zurückgekommen», berichtete er seiner Frau. «In solchen Situationen setzt immer wieder die gleiche Reaktion ein, und die Anspannung weicht totaler Apathie. Wenn du unter Stress stehst, denkst du an nichts, und alles ist nur auf ein Ziel gerichtet. Wenn dann aber die Apathie den Stress verdrängt, was an der Müdigkeit liegt, dann muss man dich wirklich ein bisschen schütteln, denn für den Moment ist dir alles völlig egal.»²⁰

Ein Zivilist würde die Gefechtssituation niemals nachvollziehen können. «Ich kann Dir meine Gefühle und Eindrücke nicht beschreiben», eröffnete ein anderer Soldat seiner Frau. Er spürte, dass er sie mit Worten ebenso wenig erreichen konnte, wie sie ihn. «Viele von uns beunruhigt schon jetzt das Problem des Wiedersehens nach dem Sieg», fuhr er fort.²¹ Ein Offizier namens Martow schrieb seiner Familie im Februar 1944: «Viele meiner Freunde sind bereits gefallen, und da wir gemeinsam kämpfen, ist der Tod jedes Einzelnen wie der eigene. Manchmal gibt es Momente von so hoher Anspannung, dass die Lebenden die Toten beneiden. Der Tod ist nicht so schrecklich, wie wir immer dachten.»²² Zwar schweissten auch Trauer und das geteilte Leid die Männer zusammen, aber die Schlacht selbst grenzte sie von allen anderen ab. Was immer Stalin über die kollektive Leistung der ganzen Nation sagen mochte, 1943 liessen die meisten Frontkämpfer nur das Gefecht und die Kameradschaft in der Gefahr gelten. Gegensätze zwischen Soldaten und Zivilisten, Frontowiki und nichtkämpfenden «Ratten», die her-

aufbeschworbenen Ängste vor Spionen und Spitzeln spalteten das sowjetische Volk. Schlimmer noch, das Gefechtserlebnis trieb die Frontsoldaten in ein inneres Exil.



«Wie definiert man Unverschämtheit?», schrieb Ageew eines Abends. «Unverschämtheit heisst, irgendwo weit hinter den Linien mit den Frauen von Frontowiki zu schlafen, sich an die Brust zu klopfen und zu rufen ‚Tod den faschistischen Besatzern‘, um dann in den Listen der wegen besonderer Verdienste ausgezeichneten Personen nach dem eigenen Namen zu suchen.»²³ Die Männer waren monatelang draussen, und die Rote Armee gewährte kaum Heimaturlaub.²⁴ Als die Furcht vor der Niederlage schwand, begannen die Soldaten persönliche Ängste zu plagen. Sie durchquerten jetzt sowjetisches Gebiet und wussten um die Nöte und Verbrechen, um die Verzweiflung der Massen nach zwei Jahren des totalen Kriegs. Die verheirateten unter ihnen sahen, wie sich einheimische Frauen oft verhielten, wenn sie willige Männer fanden, die Geld, etwas zu essen oder auch nur eine Gitarre und Wodka hatten. So fragten sie sich alle, wie es wohl bei ihnen zu Hause aussah.

Teils waren das ganz natürliche Befürchtungen, nach einem so langen Feldzug. Die Rotarmisten mussten sich jedoch auf Schlimmeres gefasst machen als auf Briefe vom «lieben John». «Schreibe mir etwas über Mama», bat ein junger Leutnant im Februar 1944 seine Patentante. «Schon seit September 1941 habe ich nichts von ihr gehört.» Das letzte Mal hatte die Mutter sich aus ihrer Leningrader Wohnung bei ihm gemeldet.²⁵ In diesem wie in so vielen anderen Fällen sollte es keine Nachrichten mehr geben. Die Besatzung hatte Familien auseinandergerissen. Alexander Slesarew, der Panzerleutnant aus der Provinz Smolensk, wusste zumindest, dass einige seiner Verwandten noch am Leben waren. Einen Brief hatten ihm 1942 Partisanen mitgebracht. Es war eine Notiz seiner kleinen Schwester Marija mit einer Aufzählung von Gräueltaten der Nazis.²⁶ Mit dem Rückzug der Wehrmacht trafen mehr Briefe ein, und jetzt begann die Familiengeschichte – mit quälenden Lücken – Gestalt anzunehmen. Da sich Slesarew südwestwärts durchkämpfte, musste er wochenlang auf Post warten. Marija schrieb meist

an ihren Vater, und der leitete die Nachrichten an seine Söhne weiter. Die Vierzehnjährige arbeitete von früh bis spät in der Kolchose und fand daher keine Zeit, allen einzeln zu schreiben.

Die Familie war vor dem Einmarsch der Invasoren aus ihrem Dorf geflohen und hatte danach zwei Winter lang in einem Erdloch gehaust, einer kalten, klammen Höhle, sodass die Kleinen zwar immerzu kränkelten, aber mit dem Leben davorkamen. «Die Deutschen haben Danilkins Familie verbrannt», schrieb Marija, «und Jaschka abgeholt. Dann haben sie die ganze Familie Lisejew verbrannt und auch Gawrikows, ausserdem vierzehn Mädchen, die auf dem Rückweg von der Arbeit in Jarzewo waren ... Weiter verloren wir Onkel Petja. Er kam von Rutschkowo, und die Deutschen fingen ihn und verbrannten auch ihn.» Als sich herumsprach, dass die Rote Armee herannahte, hätten die Deutschen das Vieh mitgenommen und die Einheimischen dem Hungertod überlassen. Der Winter habe Typhus und später Lungenentzündung gebracht, eine weitere Serie von Todesfällen. «Beim letzten Rückzug [der Deutschen] sind Mama, Jura und ich mit Onkel Mitja in einem Graben in Deckung gegangen, Kolja, Onkel Egor und Schura in den Wald gelaufen, wo sie vier Tage und vier Nächte blieben», schloss Marija. «Am 18. März haben sie uns befreit, und am nächsten Tag kamen die drei aus dem Wald zurück.»²⁷

Leutnant Slesarew muss erleichtert gewesen sein zu lesen, dass seine Mutter, seine Schwester und seine beiden kleinen Brüder noch lebten. Er schickte ihnen Geld, sooft er konnte, aber trotzdem setzten ihnen die Inflation, die Engpässe und eine schwere Wohnungskrise erheblich zu. «Im Moment gibt es kaum etwas zu essen», schrieb Marija im Januar 1944, «und Kleidung ist ein echtes Problem, besonders Schuhe.»²⁸ Ähnlich verhielt es sich in Kursk und überall da, wo eine der grossen Armeen durchgezogen war. «Es ist hart jetzt, da wir keine Kühe mehr haben», klagte eine Bäuerin aus der Provinz Kursk. «Vor zwei Monaten hat man sie uns weggenommen, und wir fallen schon fast übereinander her. ... Seit Beginn der Kämpfe ist kein einziger junger Mann mehr zu Hause.»²⁹ «Die Front hat alles zerstört», schrieb eine andere Frau ihrem Sohn bei der Roten Armee. Sie hatte ihr Haus, ihre Kuh und ihr Land verloren. Ähnlich wie viele lebte sie auf einem Flur vor der Einzimmerwohnung ihrer Schwester. «Wir bekommen jetzt schon seit zwei Monaten kein Brot mehr», schrieb eine andere. «Es wäre höchste Zeit, dass Lidija

wieder zur Schule geht, aber wir haben keinen Mantel und kein Schuhwerk für sie. Ich denke, dass Lidija und ich am Ende verhungern werden. Wir haben überhaupt nichts ... Mischa, und selbst wenn Du am Leben bleibst, werden wir nicht mehr da sein ...»³⁰

Soldaten fühlten sich angesichts des Elends ihrer Frauen verraten. Sie hatten zumindest erwartet, dass der Staat für ihre Familien sorgen würde, während sie ihr Leben riskierten. So aber lasen sich die Bittbriefe wie Anklagen. Im Januar 1943 reagierte das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei darauf mit einem Geheimbeschluss über Soldatenfamilien. Man beauftragte den Senkrechstarter Alexei Kosygin mit den Zuteilungen: Er sollte dafür sorgen, dass die Angehörigen von Offizieren und Männern Mehl, Kartoffeln und Brennstoff erhielten, wie üblich nach Privilegien gestaffelt. Doch konnten Provinzbeamte über Nacht weder Schutt in Häuser noch Asche in Mehl verwandeln. Im Mai 1944 ergab eine Befragung in der Region Kursk, dass es



*Ein Bild der Verwüstung: das Dorf Kujani
(aus dem Staatsarchiv der Russischen Föderation)*

dort 17'740 Waisenkinder und fast eine halbe Million dringend hilfsbedürftiger Soldatenfamilien gab. Von den Letzteren bezogen nur 32'025 Pensionen und Sachleistungen.³¹ Ähnlich ging es überall im europäischen Teil Russlands zu. Im Raum Smolensk waren 1944 mehr als eine Viertelmillion Soldatenfamilien gemeldet, von denen ungefähr zwölftausend in Erdhöhlen lebten. Fast elftausend der dortigen Soldatenkinder konnten die neu eröffneten Schulen nicht besuchen, da sie keine Schuhe besaßen.³²

Die Familien dekorierter Soldaten, der Helden, sollten zusätzliche Hilfe erhalten. Das war ein ganz besonderer Anreiz. Manche Soldaten sahen sich durch das Versprechen, ihre Frauen und Mütter bevorzugt mit Nahrung und Brennstoff zu versorgen, über ihre Kameraden erhoben, und entsprechend gross war ihre Entrüstung, wenn der Staat es brach. Auf den Schreibtischen der Bürokraten häuften sich Protestbriefe, wütende Forderungen von Frontkämpfern, die sich Gehör verschaffen wollten. Aber alle Empörung der Welt hätte diese Krise nicht beheben können. Im Frühjahr 1944 warnten die Dorfsowjets in einigen Regionen davor, dass der Hunger in ihren Dörfern bald Todesopfer fordern werde. Als P.L. Paschin, ein Held der Sowjetunion, nach Hause in eines der betroffenen Gebiete fuhr, fand er seine Familie in einer verzweifelten Lage vor. Er appellierte an die örtliche Kolchose, ihr Brot oder Kartoffeln zu geben, doch man konnte ihm nicht helfen. Die Familie eines anderen Helden galt als «notleidend», da sie weder Kleidung noch Schuhe noch eine trockene Unterkunft besass.³³ Marija Slesarew schrieb weiter an ihren Vater. «Beim Brot ist die Lage wirklich schlimm», meldete sie im Juli 1944, «ebenso bei den Kartoffeln.» Die Preise spielten verrückt. Ihr Bruder schickte Marija fünfzig Rubel im Monat, gelegentlich etwas mehr, aber ein Liter Milch kostete schon fünfzehn, eine Tasse Salz vierundzwanzig und das Pud Mehl achthundert.³⁴

Während Schieber die Preise hochtrieben, saugte auch die Armee selbst – manchmal ebenfalls durch Schwarzhandel – die örtlichen Bauern aus. Trotz aller Ängste um ihre eigenen Familien zeigten einige Männer keine Skrupel, wenn es um andere ging. «Alles für die Front!», war eine leicht zu missbrauchende Parole. Wenn Soldaten keine Schlafstätten fanden, vertrieben sie die Einheimischen aus ihren Hütten, und wenn sie Pferde brauchten, griffen sie auf die Kolchosen zu. Mitunter benutzten sie die neuen Transportmittel sogar, um Getreide zu requirieren und zu verkaufen. So blühte der illegale Han-

del auch dank inoffizieller Hilfe der Armee³⁵, und daran nahmen alle Dienstgrade und Waffengattungen teil. Im Februar 1944 erklärte ein Angehöriger der NKWD-eigenen Grenztruppen, «auch wenn die Leute barfuss und halb bekleidet gehen, ist es richtig zu plündern, da wir sonst nicht überleben könnten...»³⁶

Zu den geldwerten Gütern gehörte der selbst gebrannte Samogon, ein hochprozentiger Schnaps, für den man nur Zucker und Getreide oder Kartoffeln benötigte. Patrouillen fahndeten nach Scheunen mit unerlaubten Destillen und schlugen genau dann zu, wenn der Stoff fertig war. Der erzielte dann bei ihren Kumpanen einen guten Preis. Exzesse führten oft zu Unfällen und Kämpfen, ja sogar zu Morden. Im Übrigen galt der Samogon als eine so wichtige Währung, dass kriminelle Banden seine Produktion organisierten. Dies fing beim Diebstahl des Getreides an und endete bei Plünderungen für die Finanzierung.³⁷ Die Wehrmacht war fort, die Sowjetmacht noch nicht gefestigt, und in dem Chaos, das die westwärts abziehende Front hinterliess, entstand eine Tauschwirtschaft mit Schnaps und einer Reihe anderer Güter als Zahlungsmittel. Im Oktober 1943 beschaffte sich eine bei Belij Cholm in der Provinz Smolensk stationierte Gruppe von Männern bei örtlichen Kolchosen vier Tonnen Kartoffeln. Sie liess anlässlich ihrer Beutezüge aber auch Mehl, Zucker, Honig, ja sogar die Stiefel der Bauern mitgehen.³⁸ In diesem Fall stammten die Täter aus einem Kurs für Offiziersausbildung.

Besonderes Ansehen genossen deutsche Produkte, die bekanntlich hochwertig, fortschrittlich und normalerweise schwer erhältlich waren. In den Jahren 1942 und 1943 musste das Gesetz über «Trophäen», das heisst Kriegsbeute, wiederholt geändert und verschärft werden. Der Staat schickte Spezialtrupps, die überwiegend aus Frauen und Jugendlichen bestanden, über verlassene Schlachtfelder und sonstige militärische Gelände: Diese Stätten suchten sie nach Leichen, Waffen und Wertsachen ab, zwecks Requirierung für die Kriegskosten.³⁹ Doch auf diesem Gebiet herrschte eine erbärmliche Hackordnung. Als Erste kamen die Frontsoldaten zum Zuge, auch wenn ihnen nur wenig Zeit blieb. «In der Ecke eines ihrer Feldfriedhöfe fand ich einen deutschen Leichnam», berichtete mir Anatoli Schewelew. «Sie hatten alle begraben, nur diesen nicht. Ich nahm seine Brieftasche – eigentlich mehr aus Neugier. Sie enthielt ein Foto: seine Frau. Das Foto und

ein Kondom –so etwas hatten wir nicht: kein sicherer Sex in der Roten Armee. Doch im Grunde wollte ich seine Stiefel. Ich versuchte, sie abzubekommen, zog daran, zog immer fester. Doch war das Bein schon so verwest, dass es sich mit dem Stiefel ablöste. Daraufhin liess ich ihn liegen.»

Nach den Frontsoldaten kamen die Hilfstruppen, die «Ratten», aber auch Anwohner. Die von Schewelew begehrten Stiefel hätten solchen Experten keine Probleme bereitet. Für gefrorene oder verwesende Glieder brauchte man nur die geeignete Technik. Im Winter 1941 traf Wasili Grossman einen Bauern mit einem Sack voller gefrorener Menschenbeine, abgetrennt wie bei einer Ernte. Er wollte sie zu Hause auftauen, um die Stiefel leichter abzubekommen.⁴⁰ Helme und Insignien mutierten derweil zu Spielzeug, obwohl die Kinder selbst Granaten und Messer zu bevorzugen schienen.⁴¹ Funktionäre sammelten raffiniertere Dinge. Zu den Spezialgebieten des Militärjuristen Orest Kusnezow gehörte es, von den Deutschen zurückgelassene Trophäen vor dem Versand in die Nachhut zu inspizieren. Im Februar 1944 entdeckte er dabei «ein sehr hübsches Radio, das derzeit noch nicht geht, weil es elektrischen Strom braucht».⁴²

Die Grundregeln des Friedens galten schon lange nicht mehr, und zu den veränderten Mustern gehörte eine neue Einstellung zum Sex. An der Front herrschte, auch wenn sie kein exklusiver Männerclub war, eine starke Frauenverachtung. «In der Armee behandeln sie Frauen wie Schallplatten», schrieb ein junger Mann 1943, «spielen sie immer wieder ab und werfen sie dann weg.»⁴³ Ein Jahr später, als die Truppe in Ostpreussen einmarschierte, brach diese Grundhaltung mit gemeiner Vehemenz durch. Da jedoch verschob sich die Sexualmoral von Männern wie Frauen bereits. Das am wenigsten aggressive der neuen Arrangements waren kurze Affären. Offiziere legten sich gerne attraktive Frauen zu, setzten sie manchmal auf ihre Gästelisten oder erfanden neue Stabsrollen, um ihre Mätressen sogar auf Feldzüge mitnehmen zu können.⁴⁴ In der Armee hiessen solche Begleiterinnen entsprechend «Pochodno-Polewyje Scheni» (Feldgefährtinnen), mit PPSch ähnlich abgekürzt wie die Maschinenpistolen PPD und PPSch. Manche Männer hatten fünf oder auch mehr solcher «Frauen» gleichzeitig. Und ausserdem warteten immer neue. Ageew kannte einen Leutnant, der auf den Abschiedsbrief seiner Vorkriegsfreundin reagierte, indem er eine Postkarte an das Moskauer Hauptpostamt adressierte, «zu überreichen an die Erstbeste,

die gerade vorbeikommt». Ageew fügte hinzu, dass «vorher monatelang ein sehr intensiver Briefwechsel bestanden hatte».⁴⁵

«Frauen» an der Front gehörten zu den Privilegien hoher Ränge. «Es gab da eine Geschichte», erinnerte sich Nemanow. «Mein befehlshabender Offizier war fünfzig, von Beruf Lehrer, sehr wild, aber auch väterlich, sodass alle ihn liebten. Seine zwanzigjährige Geliebte, Nina, die bereits schwanger war, mochte mich offenbar, doch ich merkte nichts davon und schenkte ihr weiter keine Aufmerksamkeit. Eines Tages lud sie mich ein, Schallplatten zu hören, und wir standen aneinander gelehnt. Jemand sah das und meldete es dem Kommandeur, obwohl nichts dabei war. Er bekam Wut, richtete eine Pistole auf mich und sagte: ‚Wenn die Deutschen dich nicht umbringen, erledige ich das.‘ Doch er tat mir nichts, sondern hielt mich nur fern von ihr. Ich musste als Telefonist arbeiten und zusätzlich zum Gewehr die schwersten Ausrüstungsstücke schleppen.» «Du darfst nicht denken, dass ich Affären mit Mädchen habe, Polja», schrieb ein Soldat 1944. «Nein, meine Liebe, auf so etwas beisse ich nicht an. Wenn wir uns wiedersehen, werde ich Dir vieles über das Leben beim Militär erzählen, aber mein Charakter hat sich nicht verändert und noch etwas: Wenn du Mätressen hast, kannst du schnell bei einer Strafeinheit landen.»⁴⁶

Solange man sich auf sowjetischem Boden befand, galt Wodka und nicht Sex als die Hauptattraktion der Freizeit. Doch die im Umkreis der Quartiere wohnenden Frauen wussten, dass Ärger in der Luft lag, wenn es Soldaten gelang, auf der Suche nach beidem auszubüchsen. Die Zahl der Geschlechtskrankheiten nahm sprunghaft zu. Zuvor hatte schon die Wehrmacht das ihre zur Ausbreitung der Infektionen beigetragen, und jetzt war die Rote Armee an der Reihe. Damals lösten die Berichte Überraschung aus, doch Offiziere – sogar Parteimitglieder – steckten sich genauso leicht an wie die unteren Ränge.⁴⁷ Allein in der Provinz Smolensk nahm die Zahl der gemeldeten (!) Syphilisinfektionen im Zeitraum 1934 bis 1945 um das Zwölfwache zu.⁴⁸ Diese Steigerung ging zwar in gewissem Masse auf die Invasion und anschließende Wiedereinnahme zurück, daneben aber auch auf die sowjetische Einstellung zum Sex. Die Armee betrieb weder Aufklärung noch teilte sie, wie Schewelew bemängelte, Präservative aus. Soldaten, die sich Geschlechtskrankheiten zuzogen, behandelte man wie Verräter; man verwei-

gerte ihnen manchmal als Strafe für ihr unmoralisches Verhalten sogar die nötigen Arzneimittel.⁴⁹ Die Angst der Männer, nach einer Infektion blossgestellt zu werden, führte ab 1943 zu vermehrten Suiziden.⁵⁰ Unterdessen erzwogen die Zivilbehörden, die in Truppenquartiernähe wohnenden einschlägig bekannten Frauen zu deportieren. Auch planten sie (ohne jedoch die nötigen Mittel dafür zu haben) Pflichtuntersuchungen und Zwangseinweisungen.⁵¹

Frauen sahen sich kulturell diskriminiert. In der Sowjetunion herrschte eine Doppelmoral, die ein Verhalten, das man im Fall von Männern bewunderte oder zumindest duldete, bei ihnen scharf verurteilte. Einige der «Feldfrauen» hofften, dass ihre Militärpatrone sie heiraten würden. Die meisten jedoch suchten wie alle nur etwas Trost und Nähe. Männliche Vorurteile prangerten sie als Huren an. «Ich habe vier Briefe von Dir bekommen», schrieb Ageew im Frühjahr 1944 seiner Frau Nina. «So kann ich wenigstens glauben, dass meine Familie noch intakt ist. Nina! Das ist für alle Frontowiki die wichtigste Frage überhaupt: Was wird sein, wenn der Krieg zu Ende ist? Der Wahnsinn passiert auf der männlichen Seite ebenso wie auf der weiblichen, mit dem einen Unterschied, dass die Frauen – um sich für die Zukunft zu wappnen – die Normen vergessen und sich auf zehnmal so viel Wahnsinn einlassen wie die Männer.»⁵²

Veteranen betonten oft, wie grausam der Krieg zu Mädchen sei. Er lasse sie – besonders an der Front – noch schneller altern als Jungen. Krankenschwestern und Telegrafistinnen kamen bei Männern besser an als Soldatinnen. «Wir betrachteten sie nicht als Frauen», sagten Veteranen in den achtziger Jahren zu Swetlana Alexijewitsch, «sondern als Kumpel.»⁵³ Das war noch die freundliche Version. Faktisch schlugen den Frontkämpferinnen, ob Vamps oder nicht, schon wegen ihres wilden Rufes Vorurteile entgegen. Eine beschrieb, was geschah, nachdem sie ihre Kriegsliebe geheiratet hatte. Die Eltern ihres neuen Mannes waren verstimmt und meinten, er habe ihren guten Namen beschmutzt. «Ein Armeemädchen!», höhnten sie. «Hast du nicht zwei jüngere Schwestern? Wer wird die jetzt noch heiraten?»⁵⁴ Man nahm an, dass Frauen auch mit Offizieren schliefen, um voranzukommen; zumindest würde eine Schwangerschaft sie von der Front erlösen. Dekorierete Veteraninnen erregten noch Jahre nach dem Krieg tiefes Misstrauen. Wenn Frauen den begehrten Orden «für militärische Dienste (sa boewyje saslugi)

trugen, zog das stets die Spöttelei «für sexuelle Dienste» (sa polewyje saslugi) nach sich.⁵⁵

Grausamer Humor maskierte oft Unsicherheiten, und das Lachen – das kollektive Gelächter von Soldaten in Gefechtspausen – glich dem Pfeifen im Walde. Solange sie in Gruppen scherzten, mussten sich die Männer ihren persönlichen Ängsten nicht stellen. Die Knaben, direkt nach der Schule rekrutiert, lachten vor allem, um ihre Kindlichkeit zu verbergen, und die verheirateten älteren Soldaten hatten schon lange ihre Frauen nicht mehr gesehen. Es ging jedoch nicht nur um die verstreichenden Monate, sondern grundsätzlich um die im Krieg enteilende Zeit. Männer um die dreissig, die im Frieden noch ein Jahrzehnt lang als jung gegolten hätten, konnten über Nacht vergreisen. Ein einziger Tag im Schützengraben wirkte auf manche wie ein halber Tod. Sie ergrauten, die Haut mergelte aus, die Helligkeit (und Teile des Gebisses) wichen aus dem Lächeln. Ganz zu schweigen von den Verwundungen, amputierten Gliedern und Narben. «Es gibt auf beiden Seiten viele Geschichten dieser Art», schrieb Ageew 1943 nach Hause. «Ein Offizier liegt verwundet im Lazarett und bekommt plötzlich einen Brief von seiner Frau, die das erfahren hat und ihm mitteilt, dass sie die Ehe wegen seiner Invalidität nicht fortführen möchte...»⁵⁶

Andererseits stellten sich Soldaten vor, dass ihre Frauen jugendlich blieben, während sie selbst alterten. Wenn sie sich keine Sorgen darüber machten, dass die Sirenen sie betrogen, so fürchteten sie deren Zurückweisung, wussten sie doch um ihre eigene Hinfälligkeit. Der treue Taranitschew befürchtete, dass sein ergrautes Haar seine Natalja abschrecken könnte. Es war eine Metapher für all die Veränderungen, die er durchgemacht hatte, auch für die Gewalt, die ihn zugleich faszinierte und entsetzte. Ageew bekannte offenherzig, was der Krieg mit ihm angerichtet hatte. «Du magst fragen, wie es um mich steht», schrieb er an Nina. «Ich kann Dir versichern, dass mein Bedürfnis mehr als stark ist, aber die Furcht vor einer Katastrophe nach zwei Kopfverletzungen zwang mich, die ganze Idee fallen zu lassen.» Monatelang hatte er sich Sorgen gemacht wegen des ergrautes Haars und der tiefen Furchen im Gesicht. Doch jetzt beichtete er Nina seine Impotenz.⁵⁷

Die sowjetischen Kriegsmythen lassen Scheidung, Promiskuität und Geschlechtskrankheiten aus und kreisen stattdessen, angeregt durch Simonows bekanntes Gedicht, um das Pathos des Wartens. Entgegen den stillen, nachdenklichen Bildern war das Leben hinter den Linien durch Erschütterungen und Elend geprägt. Simonow beschwört eine Geliebte, die zu Hause geduldig die Tage zählt, doch in Wirklichkeit mussten Soldatenfrauen ständig Neues lernen, sich Techniken des Überlebens aneignen und ausserordentlich lange und hart arbeiten. Wenige hatten Zeit, nur dazusitzen und sehnsüchtig nach Westen zu starren, ja, überhaupt für sich zu sein. Wohnraum war knapp, ständig klopfen Flüchtlinge an, und 1943 bestand die zu Hause wartende Familie in der Regel aus Nachbarn, Vettern, Schwestern und sonstigen Verwandten.

Die Angehörigen Vitali Taranitschews lebten deutlich hinter den Linien in Aschabad, nicht weit von der Grenze zum Iran entfernt. Schon vor dem Krieg hatte er seine in Kiew geborene Frau dorthin gebracht. Grosse Umbrüche waren das Los Tausender von Ingenieuren wie ihm, die man in die Steppe – oder in seinem Fall nach Turkmenistan – schickte, weil die Eisenbahnen oder die Bergwerke sie brauchten. Natalja musste mit Vitalis Mutter in einem Haus wohnen, und wenn dieses Arrangement den Frauen jemals gefallen hätte, so sorgte der Krieg für Zwist zwischen ihnen. Vor allem fehlte Vitali im Haushalt, derjenige Mensch, den sie beide liebten und dem sie vertrauten. Statt seiner hatten sich mehrere Flüchtlinge eingenistet. 1943 lebten dort Taranitschews Mutter, seine Frau und zwei Kinder, die Mutter seiner Frau, kürzlich erst aus der Ukraine angereist, deren Schwester mit ihren Kindern und von Zeit zu Zeit eine Auswahl der wechselnden Partnerinnen von Nataschas lebenslustigem Bruder Fedor.

Die Frauen stritten über alles, vom Geld bis zur Ernährung der Kinder. Auch kämpften sie um die Zuwendungen Vitalis, der ihnen von seinem Offizierssold monatlich etwas abzweigte. Im April 1944 teilte er Natalja mit: «Ich habe Euch für dieses Jahr zwei Anweisungen geschickt, eine über dreihundertfünfzig Rubel im Monat auf Deinen Namen und die andere über hundert Rubel für Mama. Ich denke, Du bist damit einverstanden, da Du mir ja geschrieben hast, dass Mama immer klagt, sie müsse alle Abgaben und so

weiter bezahlen. ... Ausserdem mache ich damit meiner Mutter auf ihre alten Tage eine Freude. Selbstverständlich nicht mit den hundert Rubel monatlich, sondern weil ich eben für sie Sorge. Das musst Du doch verstehen.»⁵⁸

Die Frauen beharkten einander weiter. Als der Garten im Sommer reichlich Aprikosen abwarf, beanspruchte Vitalis Mutter sie für sich, und als Nataljas Kinder die Schule schwänzten, bezichtigte sie ihre ohnehin stark unter Druck stehende Schwiegertochter der Unachtsamkeit. 1943 mussten Natalja und ihre Mutter alte Kleidung Vitalis verkaufen, um Geld zu beschaffen. Daraufhin bekam dessen Mutter einen hysterischen Anfall und wetterte unter Tränen, sie wünschten ihm den Tod. «Ich bitte Dich», beschwor Vitali seine Natalja, «nichts darauf zu geben, was in Aufregung gesagt wurde. Bestimmt will meine Mutter Dir und unseren Kindern nichts Böses. ... Lies ihr diese Zeilen vor, und Du wirst sehen, dass ich Recht habe.» Dann ging es abermals um die Kleidung. Vitali forderte Natalja auf, seine Hosen, den Mantel und die Sommersachen zu verkaufen, da er in Uniform nach Hause kommen werde. «Behalte nur meine Schuhe, denn nach dem Krieg wird man wahrscheinlich kaum welche in Grösse 45 finden.»⁵⁹ Auch seine Handwaffe solle sie aufbewahren – vorsichtshalber für die Nachkriegszeit.

Trotz dieses Beistandes, des eigenen Lohnes und der Erlöse aus dem Aprikosenverkauf hatten Natalja und die Kinder zu leiden. «Ich habe sehr abgenommen», schrieb sie im Sommer 1943, «wiege nur noch 48 Kilo. Wir alle essen nur das Nötigste, mein Geliebter, können aber...» Es war eine Geschichte, die jede Frau in dieser Zeit hätte schreiben können, die von Hunger und nicht vom blossen Haushalten handelte.⁶⁰ «In der Werkskantine gibt es nicht viel», fuhr Natalja fort. «Sie benutzen dort ein gestrecktes Öl, das in allen Farben des Regenbogens glänzt.»⁶¹ Was die Kinder betraf, so gingen sie barfuss und verwilderten zusehends. Der Schulbetrieb lief nur stossweise, und da alle stark beschäftigt waren, herrschte zu Hause eine laxen Disziplin. Im Haushalt der Taranitschews brachte nur der kleine Kolja alle zum Lächeln. Als Geschenk zum dritten Geburtstag hatte Natalja ein paar farbige Ziegelsteine gefunden. «Er kann am Tisch sitzen und stundenlang damit bauen», schrieb sie seinem Vater. «Er sagt, ‚Die Deutschen haben es kaputtgemacht, und Kolja baut es wieder auf.‘» Schon mit nicht ganz drei habe der Knabe zu rufen gelernt: «Für das Vaterland und Stalin!»⁶²



Die Feldpost für Soldaten der Region Kaluga trifft ein, 1942

Noch mehrere Jahre lang blieben Natalja und Vitali ganz auf ihren Briefwechsel angewiesen. Der Postdienst hatte sich seit 1942, als Briefe entweder spurlos verschwanden oder erst nach Monaten eintrafen, kaum verbessert. «Es ist wirklich ein Jammer, dass Deine Briefe so unregelmässig kommen», schrieb Natalja im Juni 1943. «Derzeit erhalte ich die vom März. Doch es hängt ja unsere Moral davon ab, nicht wahr?» Sie machte sich auch Sorgen über Geldsendungen: 650 oder 750 Rubel, die noch ausstanden.⁶³ Tarantschew selbst litt ebenfalls. In diesem Juni hatte er nach vollen sechs Mona-

ten das erste Bündel Briefe von zu Hause bekommen. «Schliesslich wusste ich dann wenigstens», schrieb er, «dass Du am Leben und wohlauf bist. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sehr ich mich gefreut habe, als man mir die Briefe aushändigte. Seit drei Tagen trage ich sie immer bei mir und lese darin, sooft ich eine freie Minute habe!»⁶⁴ Diesmal erwähnte er nicht, dass die lange Wartezeit nagende Zweifel in ihm genährt hatte, doch andere Briefe mit schweren Vorwürfen an sie zeugen davon.

Manchmal waren Soldaten, die dringend auf Nachrichten von ihren Frauen warteten, gar nicht weit von der alten Heimat entfernt. «Einige Kommandeure und noch mehr Soldaten unter uns wohnen nur zwanzig bis fünfzig Kilometer abseits der Front», berichtete Ageew 1943 seiner Frau, «dürfen aber nicht hinfahren. Einige Frauen schaffen es, sich bis zur Front durchzuschlagen (was streng verboten ist), um bei ihren Männern zu sein, doch das ist selten. Die meisten werden abgefangen und in Konvois nach Hause zurückgebracht, wo dann eine Untersuchung auf sie wartet.»⁶⁵ Erst drei Jahre später, deutlich nach dem Sieg, sahen sich Vitali und Natalja wieder. Es dauerte noch länger, bis sie wieder zusammenlebten. Ihre Kinder waren insgesamt sechs Jahre lang vaterlos aufgewachsen. Es ist ein Wunder, dass Vorkriegsehen überhaupt hielten.

Am besten kamen, wie üblich, die ganz jungen Leute mit der Lage zurecht. «Die an der Front geheiratet haben», sagte ein altes Paar zu Alexijewitsch, «sind die glücklichsten Paare.»⁶⁶ Das klingt tröstlich, wie ein gutes Ende, aber die wahren Geschichten gründeten meist in Verlust. Kirill Kirillowitsch hatte seine Frau im Winter 1942 während der schwärzesten Monate der Blockade in Leningrad kennen gelernt. Er und ein älterer, verheirateter Kamerad taten Postendienst nahe dem Kirow-Theater. Dabei fiel ihnen eine junge Frau in Militäruniform auf, die einen Nagan-Revolver und eine Gasmaske trug. «Mit meinen dreissig Jahren», sagte der ältere Mann, «habe ich noch nie eine so hübsche Polizistin gesehen.» Die achtzehnjährige Nina war Überlebende. Ihre Eltern waren wenige Wochen zuvor verhungert. Der Vater hatte drei Wochen lang tot in der Wohnung gelegen, bevor sich jemand fand, der kräftig genug war, um ihn hinauszutragen. Nina hatte nur ihre Jugend und ihr Lebenswille gerettet. Sie war mit Pflichtgefühl an die Entscheidung zwischen Leben und Tod herangegangen. Dann hatte sie sich freiwillig

zum Blutspenden gemeldet, weil es dafür eine garantierte Brotration gab⁶⁷, und die geringen Nahrungsmengen bauten sie wieder auf.

Ninas Motivation für den Dienst bei der Nachtpatrouille entsprang dem Bedürfnis nach Rache. Ihrem Bericht zufolge, den sie sechzig Jahre später unter Tränen abgab, wollte sie ihre schöne Stadt wieder aufblühen sehen und den Tod ihrer Eltern rächen. Hierfür wollte sie alles versuchen, ohne auf die eigene Sicherheit zu achten. Von dem älteren Mann danach gefragt, gab sie ihm ihre Adresse und Telefonnummer. Der mit dreiundzwanzig noch schüchterne Kirill hielt sich zurück. Erst später, in der Kaserne, bat er seinen Freund um den Zettel. Dann trafen sich die beiden in den zerbombten Straßen und Gebäuden der Stadt. Beide hatten sie seit Kriegsausbruch ihre Eltern verloren und keine Aussicht mehr auf ein Zuhause. 1944 brachte Nina ein Mädchen zur Welt, und jetzt beschlossen die beiden zu heiraten. «Ich war stellvertretender Kommandeur», lachte Kirill beim Erzählen, «und schämte mich wegen unserer unehelichen Tochter.»

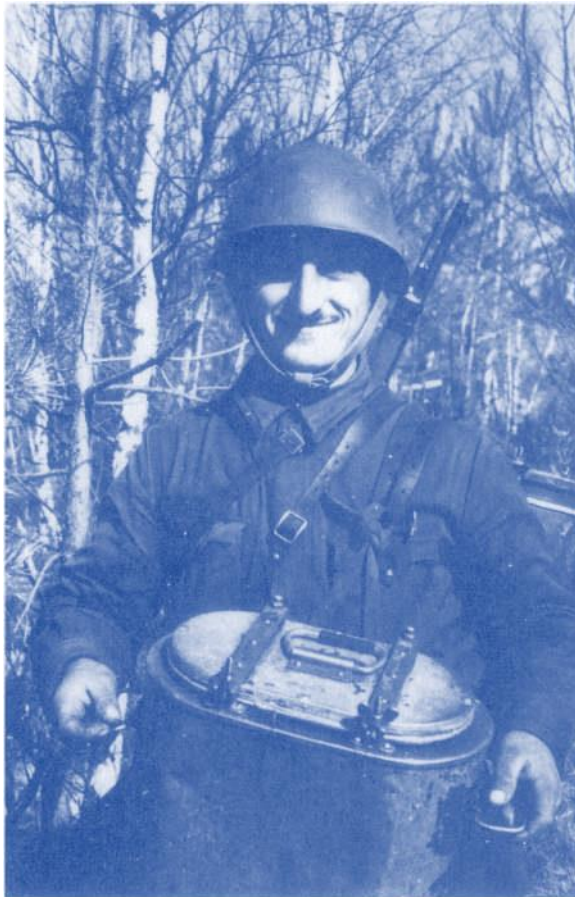
Verwickelter waren jene Affären, die aus Korrespondenz erwachsen. Vom Beginn des Kriegs an hatte der Staat Zivilisten aufgefordert, ganze Bataillone zu unterstützen. Sie sollten ihnen aufmunternde Briefe schreiben, Päckchen und Bilder schicken. Die moralstärkende Massnahme sollte ein Kriegsbeitrag aller sein. Doch gingen auf beiden Seiten eskapistische Beiklänge damit einher. Die Welten schienen ähnlich, brachten aber in Wirklichkeit völlig gegensätzliche Hoffnungen und Erwartungen hervor. Auch Wladimir Anfilow war ein Opfer der Belagerung Leningrads, bei der seine Frau, seine Kinder und seine beiden Schwestern umkamen, während er an der Front diente. Im März 1944 kündigte er an, sich nach einer neuen Vertrauten und Freundin umsehen zu wollen. Seine Briefe an die Betreffende, die ehemalige Nachbarin eines seiner Kameraden, enthielten viel Kulturgeplauder, Kommentare zu Filmen oder Gedichten, aber nichts über sein wahres Leben. «Tonja», schrieb er, «es ist alles so düster, dass man besser nicht daran denkt.» Einen Monat nach dem ersten Austausch bat Wladimir um ein Foto Tonjas⁶⁸, und der Ton wurde intimer. Monate später brach es Tonja fast das Herz, als der Bekannte, der den Kontakt gestiftet hatte, ihr mitteilte, dass sie nur eine in einer Reihe von Brieffreundinnen war.

Samoilow musste einem jungen Kumpel namens Anisko helfen, den ihm schreibenden Frauen zu antworten. «Du bist doch gebildet», erklärte dieser ihm, «und weisst, wie man gut formuliert.» Am Ende verfasste Samoilow für mehrere junge Frauen jeweils Variationen ein und desselben Briefes, immer mit dem Tenor, dass Anisko allein sei, keine Angehörigen mehr habe und sein Herz einer Partnerin schenken wolle, die ihn lieben könne und genügend Vertrauen habe, ihm ein Foto von ihr zu schicken. Wenn Antworten kamen, liess Anisko sie von einem aus der Runde seiner Kumpanen vorlesen. Er nahm davon Abstand, als der Schuss nach hinten losging. «Mein Sohn», hörte er irgendwann, «Du schreibst von Liebe, doch ich gehe ja schon auf die achtzig zu.»⁶⁹

Der Staat stand immer mit Projekten bereit. Das Sowinformbüro und die Parteiorgane sahen im mangelnden Verständnis zwischen Frontsoldaten und den Menschen in der Heimat keinen Anlass zur Sorge. Sie wussten, dass sie ein fiktives Kollektiv schaffen konnten, zumal wirklich viele Millionen daran arbeiteten, die Front zu unterstützen. Dieser patriotische Impuls wurde ständig geschürt. In einer Kampagne nach der anderen sammelten die Behörden Päckchen für die Front ein. Im Februar 1942, einem der härtesten Wintermonate, schickten die Bürger von Omsk den um Leningrad stationierten Soldaten eine ganze Zugladung voll. In den vierundzwanzig Wagen befanden sich nicht nur 12 760 patriotische Briefe, sie bargen auch 18 632 Päckchen mit Fleisch, Schinken, Salami, Käse, Honig, geräuchertem Fisch und Tabak – ausserdem jede Menge Wodka und andere Spirituosen und, als Zugabe, 183 Uhren, Briefpapier, eine Toilette und tausendfünfhundert Exemplare einer Sonderausgabe der *Omskaja Prawda*.™

Doch «Geschenke» für die Truppe beschränkten sich nicht auf Gebrauchsartikel. Alle, sogar die Soldaten selbst, standen dauernd unter Druck, staatliche Kriegsanleihen zu zeichnen. Einige Enthusiasten gingen noch weiter und kauften Waffen für die Front. 1943 tat sich in der Provinz Kursk ein heldenhafter Imker hervor. Er schenkte den Streitkräften nicht nur 750 Kilo Honig, sondern sparte den ganzen Sommer 1943 über sämtliche Erlöse aus seinen Verkäufen, bis er die hundertfünfzigtausend Rubel für eine Jak-9 beisammenhatte. Die neue Maschine sollte seinen Namen tragen, Bessmertnij, «unsterblich», und der Pilot schwor, dass sie ihm Glück brachte.⁷¹ Ein ebenso patriotisches Ehepaar spendete fünfzigtausend Rubel für einen

schweren Panzer, liess sich in Tscheljabinsk darauf schulen und diente danach auf dem eigenen Kampfwagen. Sie kämpften sich damit bis Deutschland durch. Eine gewisse Marija Oktjabrskaja stiftete nach dem Tod ihres Mannes alle Ersparnisse für einen «Vierunddreissiger» (T-34), und auch sie fuhr darin mit, kam jedoch 1944 bei Witebsk ums Leben.⁷² Bessmertnij äusserte sich wie folgt: «Je mehr ich arbeite, desto mehr bekommen die Soldaten zu essen und desto näher rückt unser Sieg über den Feind.»⁷³



Der Koch bringt den Soldaten ihre Suppe

Während Zivilisten eifrig Truppen unterstützten, machten die Soldaten selbst eigene Streifzüge. Am besten waren die elementaren Formen der Zuneigung. In Kursk traf ich einen noch relativ jungen Veteranen – von erst Anfang siebzig – namens Wasili Andrejewitsch, der mir erzählte, wie er mit kaum dreizehn Jahren in ein Regiment eingetreten war. Zuvor hatten die Deutschen seine Mutter verschleppt und ihre Hütte in Brand gesetzt. Der jetzt verwaiste Junge hatte sich in den Wald geflüchtet, dort drei Tage oder mehr allein gelebt und versucht, sich von Kiefernadeln und Gras zu ernähren. Er habe an nichts anderes als Hunger denken können. Dann sei er auf ein Lager der Roten Armee gestossen. Sechzig Jahre später strahlten seine Augen noch, als er auf die Küche zu sprechen kam: «Da stand ein riesiger Kessel, und die Männer stellten sich an, um je einen Schöpflöffel voll Suppe daraus zu bekommen.» Der Junge reihte sich ein, und als er sah, dass die Männer alle Blechnäpfe hatten, nahm er seine Kappe ab und hielt sie hin. Da musste der Koch an sich halten, um nicht loszuprusten, und alle merkten, dass ihnen ein «Sohn» zugelaufen war. Das Regiment «adoptierte» ihn und gab ihm für seine Arbeit, wozu auch gehörte, täglich den Kessel zu reinigen, eine Uniform sowie Kost und Logis. «Ich blieb den ganzen Krieg lang bei ihnen», schloss er. Selbst nach einer Beinverwundung zog er weiter mit und lehnte es ab, sich in ein Feldlazarett zu legen. «Die Trennung von dieser Küche hätte ich nicht ertragen.»

Die Adoption von «Regimentssöhnen» war so üblich, dass niemand sagen kann, um wie viele Fälle es dabei ging. Einer Schätzung zufolge sollen in einer gewissen Phase des Kriegs bis zu fünfundzwanzigtausend junge Leute zwischen sechs und sechzehn mit der Armee marschiert sein, darunter noch richtige Kinder.⁷⁴ Die Soldaten nahmen sie aus Mitleid auf. Sie sahen sie teils als Familienersatz, teils als Maskottchen an, doch nicht allen blieben Gefechte erspart. Einige fuhren in Panzern mit, andere trugen Gewehre oder lernten, Feldgeschütze zu bedienen.⁷⁵ Das war ihre ganze Ausbildung, denn es gab weder Unterricht noch ältere Kinder, die ihnen Lesen und Schreiben hätten beibringen können. Als Gutenachtgeschichten erzählten die Männer von ihren eigenen Helden oder Märchenrittern. Manche tauchten bereits als abgebrühte Kämpfer bei der Armee auf. So war in David Samoilows Regiment ein Fünfzehnjähriger namens Wanka eingetreten, der von den Partisanen kam. Als die Männer einen Deutschen fassten, bat Wanka, ihn zum La-

ger mit den anderen Gefangenen eskortieren zu dürfen. «Er führte ihn ein paar Schritte weit weg», schrieb Samoilow, «und erschoss ihn dann. Wanka hielt es nicht aus, einen Fritzen lebendig zu sehen. Er rächte seine ermordete Familie. Möge Gott ihn richten, nicht wir Menschen.»⁷⁶

Wahrscheinlich halfen die Kinder den Männern auch sehr, denn es war ein Trost, sich nach langen Monaten militärischer Disziplin und Routine um jemanden kümmern zu können. Und wenn kein Kind da war, so vielleicht ein Pferd oder eine Kuh – im Tross dieser Armee zog jede Menge Vieh mit.⁷⁷ Samoilows Einheit war vernarrt in Welpen. Als sie 1944 in Polen lagerte, musste der befehlshabende Offizier für zwei Wochen fort und stellte bei seiner Rückkehr fest, dass es im Regiment von Hunden wimmelte. Auch Samoilow selbst besass einen Hund. Wenn er neben ihm schlief, habe er fast «väterliche Gefühle» bekommen. Tagsüber liefen diese Hunde frei herum und bellten jedermann an, der sich dem Lager näherte. Hauptmann Bogomolow entsetzte das, und er gab den Männern vierundzwanzig Stunden Zeit, die Köter wegzuschaffen. Am Mittag fand im Wald eine improvisierte Hundeschau statt, bei der man sie für einen Liter Wodka pro Stück verkaufte.⁷⁸ Vielleicht wussten die Einheimischen, dass andere Regimenter sie ihnen wieder abnehmen würden. Ein Foto von 1944 zeigt eine Panzerbesatzung mit ihrem Maskottchen, einem jungen Hund, der genauso breit grinst wie die Männer selbst.



Als die Rote Armee beschleunigt westwärts vorankam, begann an der Front die neue Ära des Kampfes gegen Rebellen. Jetzt drangen die Sowjets tiefer in ehemals vom Feind beherrschtes Gebiet ein, und dort galt fast jeder wehrfähige Mann als verdächtig. In Moskau hielt man das für befreite Zonen, und gewiss traf es zu, dass Millionen die Rückkehr der Sowjetmacht nach den Nazis als eine echte Erlösung betrachteten. Bilder zeigten, wie lächelnde Kinder stramme Rotarmisten begrüßten, während sich in den Trümmerstrassen von Smolensk oder Kiew grosse Massen von dankbaren hungrigen Menschen drängten. Im Grunde jedoch weckten die Vertreter der Diktatur ihren Argwohn. Ab 1942 entstand in Frontnähe ein Netzwerk von Lagern, in die



Panzerführer posieren mit ihrem Maskottchen, 1944

das NKWD alle Verdächtigen internieren liess, sogar frühere Soldaten, die man im Feld dringend benötigte.⁷⁹

Gegenüber mutmasslichen Feinden der Sowjetmacht verfolgte man zwei Grundstrategien, vor allem solche mit Waffengewalt. Ab 1943 jagten Grenztruppen des NKWD, unterstützt durch Einheiten wie OSMBON, im Grenzland faschistische Agenten und Partisanen und erschossen sie. Dabei spielten die Konventionen über Kriegsgefangene selten eine Rolle.⁸⁰ Währenddessen «sichteten» SMERSCH-Agenten in den eroberten Zonen verbliebene Verdächtige. Sie hielten in schäbigen Frontlagern Hof und zogen Informationen heran, zu denen auch Geschichten von Einheimischen gehörten. Alle Vorgeladenen mussten ihre Unschuld beweisen. Bei diesem unwürdigen Schauspiel erregte es bereits Verdacht, noch am Leben zu sein. Normalerweise mussten zum Beispiel Exsoldaten drei Zeugen dafür liefern, dass sie keine Deserteure, Kollaborateure oder Feiglinge waren.⁸¹ Auch wenn die Agenten tatsächlich nach Spionen und Feinden suchten, lag die eigentliche – inoffizielle – Aufgabe der SMERSCH darin, eine neue Ordnung zu schaffen. Wie

schon der Terror sollte die Durchforstung eine Botschaft an die gesetzlosen Banden der Schlachtfelder sein. Man würde die sowjetischen Gewohnheiten der Disziplin und der Furcht wiederherstellen. Was die Leute auch in der anarchischen Zeit nach 1941 gedacht oder getan haben mochten, jetzt sollte ihre Loyalität wieder dem einen Führer und Denksystem gehören.

In den Frontregionen herrschte Anarchie, da die Nazis bereits seit Monaten um das nackte Überleben kämpften. Solange sie sich noch siegessicher wähnte, hatte die Besatzungsmacht mit brutaler Willkür durchgegriffen, noch dazu im Dienste des Genozids. Auf dem Rückzug hinterliess sie nun brandschatzend und marodierend eine Wüstenei. Die Rote Armee ihrerseits rückte schnell vor und war so stark mit militärischen Problemen befasst, dass sie sich nicht um die Wiederherstellung der Rechtsordnung kümmern konnte. Auf diese Weise fiel ein lang gestreckter Gürtel befreiten Gebiets beiderseits des Dnjepr bewaffneten Banden in die Hände. Mancherorts übten seit Monaten Partisanen die Regierungsgewalt aus. In anderen Gegenden herrschten Banditen oder Guerrillas, oft geführt von ehemaligen Offizieren der Roten Armee.⁸² Nun strebten die Sicherheitsorgane an, echte Patrioten auszusieben. Bei den Säuberungen spielten ehemalige Partisanen als jene, die am besten örtliche Entwicklungen aus der Sicht der Partei beurteilen konnten, eine herausragende Rolle. Einer von ihnen, genannt «Onkel Mitja», der «mit sanfter, fast müder Stimme sprach», sagte zu Alexander Werth: «Es war ein hartes Leben, sie waren erbarmungslos und wir waren es auch. Und mit Verrätern werden wir jetzt ebenso erbarmungslos verfahren.»⁸³

Mit Hilfe von Erschiessungskommandos und Strafbataillonen wurde – allmählich – wieder die Diktatur durchgesetzt und im Behördengewirr der einzelnen Regionen eine neue Struktur der Parteiherrschaft gefestigt. Dabei arbeiteten Agenten der Spionageabwehr neben Funktionären der Kommunistischen Partei, die ihre Mitglieder stets selbst überprüfte: Überlebende, die als verdächtig oder zumindest nachlässig galten, fielen der Säuberung anheim. Teils zog man sie sofort zur Roten Armee ein, teils endeten sie im Gulag. Den Letzteren folgten später im Krieg Tausende kommunistischer Soldaten, die unter dem Eindruck der kapitalistischen Welt müde oder kritisch geworden waren.⁸⁴

Ganz oben auf der Liste der SMERSCH rangierte nunmehr die Russische Befreiungsarmee (ROA), eine von den Nazis geförderte Truppe, die fast nur

aus ethnischen Russen bestand und mit General Andrei Wlasow identifiziert wurde. Wlasow, eine ehemalige Grösse der Roten Armee, wandelte sich nach seiner Festnahme an der Wolchow-Front im Juli 1942 zum Verräter. Er symbolisierte die Masse verzweifelter Häftlinge und wütender Antikommunisten, die hofften, durch Anbiederung bei den Deutschen ihre Haut retten zu können. 1943 berichteten Partisanen in der Nähe von Smolensk über abgeworfene Flugblätter mit den Porträts von Wlasow und seinem Stellvertreter Malyschkin darauf. Ausserdem kursierten Gerüchte, dass Wlasow persönlich im Juli 1943 Smolensk aufgesucht habe.⁸⁵ Auch Moskwin traf auf «Wlasow-Leute», als seine Einheit im April 1943 umstellt und angegriffen wurde.⁸⁶ Aber der Begriff bildete ein Synonym für alle bewaffneten Banden, die oft im Auftrag der Deutschen Partisanengruppen zerschlugen. Indem die SMERSCH örtliche Kollaborateure, darunter alle, die vom Spielchen der Partisanenerpressung genug hatten, als «Wlasow-Leute» ausgab, förderte sie auch Gerüchte über eine grössere und dunklere Verschwörung. Diese Technik hatte der Geheimpolizei schon immer gute Dienste geleistet.

Die echte Wlasow-Armee wurde, hilflos und schlecht ausgerüstet, im Spätsommer 1943 nach Frankreich und Südeuropa abgeschoben⁸⁷, da ihre deutschen Zahlmeister der Truppe jetzt auf sowjetischem Boden nicht mehr trauten. Und auch davor hatte der General nicht hinter jedem Flugblatt gestanden, das die Sowjetbürger zum Widerstand gegen Stalin aufrief. Ob nun durch ihn unterstützt oder nicht: 1943 war in der Ukraine und in den westlichen Provinzen Russlands durchweg eine Anzahl schattenhafter «Befreiungsarmeen» tätig. In vielen besetzten Städten gab es «Russenskomitees» und «Russische Volksparteien», die jeweils unter deutscher Aufsicht daran arbeiteten, sowjetische Denkgewohnheiten zu unterhöhlen. Sie kramten lange vergessene Flaggen und Farben wieder hervor, versprachen unzeitgemäss und fast verzweifelt, die Kolchosen abzuschaffen, und kündigten das Ende des Kommunismus an. Eine warb sogar mit dem Kürzel «SSSR», doch bei ihr stand es für «Smert Stalina spaset Rossiju»: Stalins Tod wird Russland retten.⁸⁸ Das Ganze passte der SMERSCH sehr gut ins Konzept. Wo es richtige Verräter gab, da wirkten Festnahmen stets überzeugend.

Faktisch waren echte Wlasow-Leute dünner gesät als Kollaborateure und Hiwis, doch keine der beiden Gruppen konnte sich mit der Masse der kleinen

Opportunisten, der lokalen Bandenchefs, Deserteure und Gauner messen. Die Ideologie, wie Stalin oder Hitler sie definierte, spielte im Kriegsalltag bei Weitem keine so grosse Rolle wie der Überlebenskampf. Vor die Wahl gestellt, wären viele am liebsten ganz vor der Diktatur geflohen. Dieser Impuls äusserte sich im starken Zulauf nationalistischer Banden, die mancherorts schon seit Kriegsausbruch operierten. Einige waren ziemlich gross und eine Zeit lang so erfolgreich, dass sie den von ihnen kontrollierten Gebieten eine Art Ausnahmezustand mit eigenen Gesetzen auferlegen konnten. In der Ukraine regierte 1944 die Ukrainische Aufständischenarmee (UPA) als stärkste Guerillagruppe.⁸⁹ Sie zählte am Ende des Kriegs etwa zwanzigtausend Mitglieder. Im Februar 1944 landete sie einen beachtlichen Coup, als eines ihrer Kommandos den hoch begabten sowjetischen General Nikolai Watutin erschoss.⁹⁰ Doch der stärksten Unterstützung erfreute sich die UPA in den jüngst annektierten westlichen Gebieten der Ukraine. Die Tradition der Mischehen auf der sowjetischen Seite des Dnjepr stellte – gepaart mit tief verwurzelter Moskautreue – sicher, dass der Nationalismus in dieser Region kaum eine Gefahr bedeutete.⁹¹ Dort unterbrach zu jener Zeit Anarchie und nicht organisierte Illoyalität die Versorgungs- und Nachschubwege der Roten Armee. Dagegen half neben Festnahmen die Zwangsrekrutierung am besten. Ausserdem liessen sich Leute, die unter der Roten Fahne dienten, nicht so leicht von Banden anwerben.

Im Oktober 1943 konnte ein ehemaliger Soldat namens Andrew diese Art der Befreiung aus erster Hand miterleben. Sein fünfseitiger Brief an die Mutter, Andrews erstes Lebenszeichen seit August 1941, liest sich wie ein letzter Wille. Damals war er nach der Umzingelung seiner Einheit durch Panzer in Gefangenschaft geraten, später jedoch im allgemeinen Chaos der Zeit seinen deutschen Bewachern entkommen und in einem Dorf namens Annowka untergetaucht. Dort heiratete er Oksana, die Tochter der Frau, die ihn bei sich versteckte, und 1943 kam ihre kleine Tochter Nina zur Welt. Jetzt veranlasste ihn das Herannahen der Roten Armee, das alles seiner Mutter zu beichten. «Heute tobte hier eine grosse Schlacht», erklärte er, «und ich, Oksana und Ninotschka mussten uns zusammen mit all den Alten in einer Hütte verkriechen. Wie es heisst, wird eine Militärkommission herkommen und alle ehemaligen Kriegsgefangenen überprüfen. Die tauglichen müs-

sen an die Front, sodass ich statt heimzukehren eher dort enden werde.»⁹² Andreew bestand die von der SMERSCH durchgeführten Tests, obwohl er schwach und nicht geschult war. Zudem ohne Ausrüstung, starb er wenige Wochen später am Ufer des Dnjepr.

Partisanenkommandos warfen andere Probleme auf. In dieser Phase arbeiteten viele als Helfer der Roten Armee, und sie waren es, die vor den Schlachten von Kursk, Orel und Charkow die deutschen Versorgungswege unterbrochen hatten. Sie nahmen auch, zusammen mit regulären Truppen, potenzielle Informanten («Plauderer») fest, die vielleicht die geplanten Manöver des Feindes verraten würden. Partisanen mochten zudem bis weit hinter die deutschen Linien vordringen und Berichte über Schulungszentren, Werkstätten, ja sogar Taubenschläge nach Moskau schicken.⁹³ Moskwins Tagebuch für 1943 liest sich wie eine Liste von Einsätzen mit je eigenen Zielen. «Wir haben jeden Tag eine Aktion gegen den Feind durchgeführt», hiess es im April. Meist nahmen sie Bahnlinien und Strassen aufs Korn; es war wieder wie bei der Armee – mit Bataillonen, von denen sich jeweils zehn Sprengstoffeinheiten darauf spezialisierten, Minen zu legen und zu räumen. Nach einem «Monat mit ununterbrochenen Gefechten» fühlte sich Moskwin «wieder ebenso beflügelt wie 1941, als wir den Flugplatz von Witebsk zerstört hatten, nur mit dem Unterschied, dass damals unsere Tragödie gerade erst begann».⁹⁴

Neue Gefechte bedeuteten jedoch auch erhöhte Verluste. «Ich schreibe für die Nachwelt, dass die Partisanen unmenschlich viel zu erleiden haben», vermerkte Moskwin am 25. März.⁹⁵ Um die Verluste auszugleichen, musste man neue Leute anwerben. Das wurde in diesem Frühjahr und Sommer, besonders nach Kursk, erheblich leichter, da «1943er Partisanen» – Bauern, die sahen, welche Entwicklung der Krieg nahm, und sich zu retten beschlossen – den Weg in die Schützengräben und Lager fanden. So wuchs zum Beispiel das Regiment Grischins, zu dem Moskwins Bataillon gehörte, bis zum Spätsommer 1943 von sechshundert auf gut zweitausend Kämpfer an.⁹⁶ All die Neuen musste man ausbilden, und dafür gab es den üblichen militärischen Drill, inklusive Schiessübungen mit eroberten Waffen. Ausserdem sollten Rekruten lernen, wie man «Gleichmut angesichts des Todes» bewahrt und «Feigheit, Panik und Jammern» bekämpft.⁹⁷ Im Übrigen galt es auch, eine kulturelle Kluft zu überbrücken zwischen der älteren Generation

von Partisanen, die vor 1941 oft der Arbeiterelite unter den Soldaten und Offizieren angehört hatten, und den jungen Dörflern.⁹⁸ «Wir müssen die Disziplin der ganzen Mannschaft stärken», schrieb Moskwin, «auch ihr Verhältnis zu den Einheimischen verbessern, und nicht zulassen, dass sich Sowjetbürger grob und schändlich benehmen.»

Die Folge war eine eiserne und brutale Disziplin. In Vorbereitung auf die Panzerschlacht von Kursk erhielt Moskwins Bataillon den Befehl, einen Angriff gegen den Bahnhof von Tschaus zu führen. Anschliessend bilanzierte Moskwin die Verluste: Drei Tote, achtzehn Verwundete, von denen drei später starben, darunter Kommandeur Makarow und Moskwins Freund, Iwan Rachin. Eine ebenfalls beteiligte Ärztin namens Pascha hatte eine so schwere Armverletzung erlitten, dass man sie nur durch eine Amputation retten konnte. Zur Betäubung floss man ihr scheusslichen selbst gebrannten Schnaps ein. «Was für eine starke Frau!», befand Moskwin. «Allerdings haben wir hundertvierzig Gewehre und vier Maschinengewehre erobert ... und ein neues Funkgerät.» Eine seltsame Aufrechnung. Zusätzlich erbrachte der Überfall eine grössere Menge Champagner und Cognac sowie Tabak und Havannas.⁹⁹ Eine unerhörte Beute für eine wilde Bande, aber sie selbst konnten nichts davon geniessen. Moskwins Truppe stand nämlich unter strenger Aufsicht, und ihre Bosse verlangten alle «Trophäen» für den Staat.

Als die Rote Armee in Richtung Orel vorrückte, verschlechterte sich die Lage in den Wäldern Westrusslands. Im Regiment Moskwins herrschte eine angespannte Stimmung, doch der erste Mann, Grischin, schien sich in eine eigene Traumwelt zu flüchten. «Nur mein grosser Respekt vor seinem Können lässt mich so tolerant bleiben», bekannte Moskwin. Die auf dem Rückzug befindliche Wehrmacht stellte die Partisanen vor neue Probleme, da ihr Gebiet weit hinter der Front gelegen hatte. Grischin ordnete an, ostwärts aufzubrechen und sich der Roten Armee bei ihrem Vormarsch auf Smolensk anzuschliessen. Doch binnen weniger Tage gerieten sie in einen Kessel, noch bevor sie die eigene Front erreicht hatten. Damit waren sie jetzt dem rachsüchtigen Hass eines seinerseits gehetzten Feindes ausgesetzt. Am 16. Oktober 1943 sah Moskwin seinen Tod kommen. «Ich habe nur einen Wunsch», schrieb er elend. «Wenn es ans Sterben geht, dann möglichst schnell und bitte nicht mit einer schweren Verwundung, die das Fürchterlichste überhaupt wäre.»¹⁰⁰ Inzwischen hätten die Männer schon alle ihre Pferde ge-

schlachtet und verzehrt, und als der Winter nahte, standen sie trotz der grossen Erfolge im Osten vor dem Verhungern.

Die Umzingelung dauerte etwa drei Wochen, und es war Grischin, der die stalinistische Ordnung durchsetzte. «Wir sind umzingelt», schrieb er am 11. Oktober. «Durch die Wälder gibt es kein Entkommen. Doch man hört, dass die Front näher rückt ... Deshalb müssen wir unsere Stellung halten. Rückzug hiesse Untergang. Feiglinge und Panikmacher können wir nicht dulden. Jeder aufrechte Patriot unseres Vaterlandes muss solche Leute auf der Stelle erschliessen.»¹⁰¹ «In den letzten Tagen hat das Leben allen Sinn verloren», schrieb Moskwin am 17. Oktober und stand kurz vor dem Zusammenbruch. «Mein Selbsterhaltungstrieb funktioniert nicht mehr wie einst. Er ist zwar nicht völlig verschwunden, aber nur noch sehr schwach, wie Kopfschmerzen nach einer guten Dosis Aspirin.»¹⁰² Diese Gedanken behielt er für sich, denn er war ein politischer Offizier und damit für die Moral verantwortlich. Mangelnde Motivation hatte Konsequenzen. Ein Befehl vom 13. Oktober 1943 lautete: «Da er seinen Posten unerlaubt verlassen, sich feige verhalten und in Panik den Befehl verweigert hat, ist Major Batscharow zu erschliessen.»¹⁰³

Moskwin sollte entkommen. Am 18. Oktober, kurz nach seinem finstertesten Tagebucheintrag, erhielten er und seine Männer den Befehl, die Blockade des Feindes zu durchbrechen. Es war fast ein Selbstmordkommando, da sie sich deckungslos den deutschen Linien nähern mussten. Innerhalb weniger Sekunden fielen fünfzehn Mann, einer pro Meter, wie Moskwin feststellte. Trotz der enormen Verluste war das Regiment am Ende frei. Sie hatten den Befehl, sich nach Südwesten und nicht nach Osten zu wenden, um deutschem Beschuss auszuweichen. Das Manöver wurde mit militärischer Disziplin durchgeführt, doch erhielten sie keine Unterstützung seitens der Roten Armee, die, wie Moskwin kommentarlos anmerkte, nur wenige Dutzend Kilometer entfernt stand.



Das Vorrücken der Roten Armee bot Stalin viele Gelegenheiten, seine Politik der Einheit und Brüderlichkeit zu demonstrieren. Ende 1943 lag fast die ganze Ukraine wieder in sowjetischer Hand, doch eine Beute galt es noch zurückzuerobern. Hitler seinerseits war fest entschlossen, die Krim zu hal-

ten: Die Halbinsel war nicht nur ein strategisch zentrales Tor zu den Olfeidern Rumäniens, sondern auch von überwältigender landschaftlicher Schönheit – ein Gibraltar (das den Deutschen seit der Eroberung als ihre zweite Heimat galt) am Schwarzen Meer. Während ihrer zweijährigen Besetzung der Halbinsel hatten sie sogar eine direkte Autobahn von Berlin nach Jalta geplant, und Gerüchten zufolge hatte Hitler den am Meer gelegenen Liwadijapalast zu seinem Alterssitz auserkoren.¹⁰⁴ Derart von beiden Seiten begehrt, erlebte die Krim mit die heftigsten Gefechte des gesamten Kriegs, doch für Tausende von Insulanern waren die Folgen noch grausamer. Als Stalin vom Sowjetvolk und seinen grossen kollektiven Leistungen sprach, stand bereits fest, dass viele nie am versprochenen Lohn teilhaben würden.

Die Befreiung der Krim gelang ab April 1944 binnen weniger Wochen mit einem von Norden und Osten her geführten ebenso kühnen wie wirkungsvollen und verlustreichen Doppelschlag, einer echten Tortur. Alexander Werth beschrieb, wie von Norden her kommende Truppen den dunklen Meeresarm überquerten, «um sich am gegenseitigen Ufer festzusetzen. Danach legten die Soldaten in stundenlanger Arbeit, bei der sie bis zur Hüfte oder sogar bis zu den Schultern im dem eiskalten und stark salzhaltigen Wasser des Siwasch stehen mussten – das Salz drang in die Poren und verursachte fast unerträgliche Schmerzen –, eine Pontonbrücke».¹⁰⁵ Doch als sie erst den Boden der Krim erreicht hatten, kamen die Angreifer schneller voran. Schon nach zwei Tagen zogen die ersten Einheiten der Roten Armee in der Hauptstadt Simferopol ein, die im Herzen der Insel mitten in der Steppe liegt. Unterdessen stiess ein zweiter Verband entlang der südlichen Küstenstrasse westwärts vor, um erst Kertsch und dann die Hafenstadt Feodosia einzunehmen. Von dort ging es weiter an den Klippen des Urlaubsortes Koktebel vorüber, dann Weinberge und sonnige Küstenwälder passierend bis zu dem tatarischen Fischerdorf Gursuf und schliesslich über Jalta, Liwadija und Alubka bis an den Stadtrand von Sewastopol selbst.

Die frühlingshafte Krim war nach dem harschen Steppenwinter ein exotisches Paradies. «Den Maifeiertag habe ich auf ganz wunderbare Weise gebracht», berichtete Vitali Taranitschews Schwager Fedor nach Hause. «Erstens bekam ich den Orden des Roten Sterns für militärische Pflichterfüllung verliehen, und zweitens war es auch lustig, weil wir in grosser Gesellschaft so viel Wein tranken.» Das schrieb er eine ganze Woche nach der Feier, füg-

te indes hinzu, «dass ich erst morgen wieder nüchtern genug sein werde, um Dienst zu tun und mit der Vertreibung unserer Feinde fortzufahren».¹⁰⁶ Dort standen nicht nur Landweine der Region zur Verfügung, denn seit 1941 hatten hohe deutsche Offiziere ihren Urlaub häufig auf der Krim verbracht und sich zur Entspannung auch edle Tropfen aus dem Elsass, der Champagne und dem Rheingau einfliegen lassen. In der Eile fehlte später die Zeit, alles wieder einzupacken. Als Offiziere der Roten Armee wie der junge Fedor an Orte kamen, aus denen die Deutschen wenige Tage zuvor abgezogen waren, hätten sie in Jahrgangssekt baden können. Wie andere sowjetische Soldaten auf diesem Feldzug gelobte Fedor, sich einmal auf der Krim niederzulassen.

Dies war jedoch kein Wunschkonzert. Sewastopol lag noch in deutscher Hand, und als immer grössere Teile des Hinterlandes an die Rote Armee fielen, trafen weitere Flüchtlingstrupps der Wehrmacht und ihrer rumänischen Alliierten in der Stadt ein. Als Jaenecke, der Befehlshaber der 17. Armee, Anfang Mai Zweifel daran äusserte, dass seine Truppen dem bevorstehenden sowjetischen Schlag würden standhalten können, musste er dem loyaleren Nazi Allmendinger weichen. Hitler hatte angeordnet, dass eine Aufgabe der Hafenstadt nicht infrage käme. Sie hatte schon zu Beginn des Kriegs zweihundertfünfzig Tage durchgestanden und musste jetzt eine weitere Belagerung aushalten. Ihre Bereitschaft dazu wurde sofort auf die Probe gestellt. Am 5. Mai, zwei Tage nach der Ablösung Jaeneckes, griffen die Sowjets an.

Der erste Stoss kam vom Norden her, gefolgt am 7. Mai von einer zweiten Welle in Richtung auf den Sapun-Kamm, dessen Name den schäumenden Schweiß von aufwärts galoppierenden Pferden beschwört.¹⁰⁷ Noch nicht hundert Jahre zuvor, als britische und französische Truppen im Krimkrieg den Russen Todlebens gegenüberstanden, waren die Kanonenschüsse durch das ganze Tal gehallt und durch den dichten Gefechtsrauch ab und zu goldene Litzen oder kalter Stahl aufgeblitzt. Diesmal erbebte die Landschaft unter dem Knattern der Katjuschas und dem Dröhnen von Flugzeugen. Nach den Geschützen kamen die Männer – teils Profis, teils richtige Kinder, teils Kommunisten, teils verwahrloste Schtrafniki. Meistens erinnerten sie nicht mehr an die schlecht ausgerüsteten und geschulten Wehrpflichtigen von 1941. Die Krieger von 1944 verstanden ihr Handwerk und waren gut auf

diesen Feldzug vorbereitet: Ihre eigene Industrie hatte ihre Patronengurte gefüllt, die amerikanische lieferte LKW und Dosenfleisch. Bei den neuen Leichen konnten die Hyänen später Uhren, Messer, Füller oder Gilletteklingen finden. Inzwischen waren sogar ihre Stiefel oft besser als die der Deutschen.¹⁰⁸

Sewastopol hielt weniger als eine Woche durch. Eine realistischer denkende Führung hätte die restlichen Truppen der Wehrmacht deutlich vor dem Zusammenbruch evakuieren lassen, doch Hitler wollte seine Beute nach wie vor nicht preisgeben. Jetzt gerieten die verunsicherten und orientierungslos zurückgebliebenen Männer vor den anrückenden Sowjets in Panik. Einige kamen auf Schiffen unter, die in Richtung Westen ablegten. Andere kapitulierten, mit dem Rücken an den Trümmern des Hafens stehend. Der Rest floh die Küste hinunter in die antike Siedlung Cherson, um dann auf den Klippen der Ruinen den Tod zu finden. Die Sowjets nagelten die Überlebenden auf den Kalkfelsen fest und heizten ihnen erbarmungslos ein. Wer dabei nicht in dem grauen Staub umkam, ertrank nach dem Sprung ins Meer. Werth, der kurz nach dem letzten Gefecht dort eintraf, bezeichnete die Stätte als «schaurig»: «Die Erde war auf beiden Seiten des von den Deutschen errichteten Walls vom Feuer der Geschütze und Stalinorgeln wie umgepflügt. ... Der Boden war übersät mit Tausenden deutscher Helme, Gewehre, Bajonette, sonstigen Waffen und Munition. ... Auch Tausende von Papieren lagen herum – Fotografien, Ausweise, Karten, Briefe, sogar ein Band Nietzsche, den wohl irgendein nationalsozialistischer Übermensch bis zum Ende mit sich herumgetragen hatte.»¹⁰⁹ Allein an diesem Ort soll es mindestens fünf- undzwanzigtausend Tote und Gefangene gegeben haben.¹¹⁰

Die Befreiung der Krim war am 13. Mai abgeschlossen, doch eine Gruppe von Sowjetbürgern konnte sie nicht lange feiern: die Tataren. Angehörige des bis auf die Skythen, die Goten und die Griechen zurückgehenden Volkes hatten sich bereits vor cirka sechshundert Jahren auf der Krim niedergelassen.¹¹¹ Die Ansiedlung von Russen etwa ab dem 18. Jahrhundert hatte ihnen nie Glück gebracht. Ihre Mentalität, Sprache, Architektur und ihr eher toleranter islamischer Glaube neigten mehr zu den Türken jenseits des Schwarzen Meeres. Wie andernorts hassten auch die Bauern unter ihnen die Kollektivwirtschaften, und 1941 hatten manche von ihnen die Invasion als eine

Chance gesehen, das unerwünschte Joch der Sowjetherrschaft abzuwerfen. Obwohl viele Tausend ethnische Tataren in der Roten Armee kämpften, begrüßte ein Teil der Verbliebenen die Deutschen als Befreier oder zumindest als Alternative zur stalinistischen Diktatur. Zudem hatte ein geringer Teil der als Kriegsgefangene in deutschen Lagern einsitzenden tatarischen Soldaten den aus ihrer Perspektive einzigen offenstehenden Überlebensweg gewählt und sich der antisowjetischen Tatarenlegion angeschlossen.¹¹² Nur eine Woche nach den Ereignissen von Cherson mussten alle Krimtataren dafür bezahlen.

In der Nacht zum 18. Mai 1944 wurden Tausende von Tatarenfamilien durch ein Klopfen an der Tür aus dem Schlaf gerissen, und als sie öffneten, standen Bewaffnete vor ihnen. Während die Rote Armee die letzten Nazis von der Halbinsel beseitigt hatte, waren Zehntausende von NKWD-Soldaten in die ländlichen Siedlungen und Küstendörfer von Tataren eingedrungen. Dort befahlen sie den Leuten jetzt, schnell ihre Sachen zu packen, ihre Kinder einzusammeln und sich in fünfzehn Minuten draussen auf der Strasse einzufinden. Viele Tataren hatten 1941 etwas Ähnliches schon unter den Nazis erlebt, als es um die örtlichen Juden ging, die damals Pappkartons voller Kleidung und Proviant bei sich trugen. «Wir alle dachten, dass wir sterben müssten», erinnerten sich Überlebende jener anderen Nacht. Der Zynismus der Geschichte lag darin, dass die Bewaffneten diesmal sowjetische Landsleute waren.

In jener Nacht trieb das NKWD knapp zweihunderttausend Menschen, 47'000 Familien, viele mit Frauen oder älteren Männern als Oberhäuptern, zu den Bahnhöfen, um sie auf Viehwagen verladen zu lassen.¹¹³ Alles lief reibungslos ab, zumal das NKWD mit derlei schon Erfahrung hatte: Die für den Osttransport der Tataren eingesetzten Waggons waren soeben von anderen Aktionen zurückgekehrt, bei denen sie die Bergvölker Tschetscheniens, Inguschetiens und der autonomen Republik Kabardino-Balkarija deportiert hatten.¹¹⁴ Das von NKWD-Chef Lawrenti Beria organisierte Verfahren geriet bald zur Routine. Wie Zeugen beobachteten, waren die Wagen noch mit Fäkalien und Blut früherer Opfergruppen beschmiert.¹¹⁵ Sofern die Insassen Glück hatten, gab es Zwischenstopps, um die Leichen derer zu entladen, die in den überfüllten Waggons an Hitze, Durst oder Typhus gestorben waren. Insgesamt starben auf diese Weise ungefähr achttausend Menschen.

Die Übrigen mussten sich nach der Ankunft in Zentralasien aus dem Nichts ein neues Leben aufbauen. Man hiess sie dort nicht gerade willkommen. Unter ihren neuen Nachbarn kursierte noch eine Zeit lang die Mär, dass alle Tataren Verräter seien.

Auch wenn ein Teil der Deportierten echte Kollaborateure waren und tatsächlich beim Aufbau des neuen Naziregimes geholfen hatten¹¹⁶, standen doch viele ganz auf der Seite der Sowjets. Unter ihnen waren Partisanen wie die politischen Offiziere Ahmetow und Isaew, die beide als Mitglieder der 5. Brigade die Rote Armee noch bis April 1944 unterstützt hatten. In den Zügen befanden sich auch mindestens vier Helden der Sowjetunion, die alle für ihren Beitrag zu der sowjetischen Landung auf Kertsch im November 1943 ausgezeichnet worden waren.¹¹⁷ Ausserdem wurden die Frauen, Eltern und Kinder von Soldaten deportiert, die nach wie vor an der Front dienten oder im Dienst gefallen waren. Während russische Soldaten wie Fedor Kusnezow einer Zukunft auf der Krim entgegensahen, hoch beglückt darüber, dank der Armee eine neue Heimat gefunden zu haben, mussten die Tataren in der Armee bald feststellen, dass sie nun keine mehr hatten.

«In dem Wald gab es vierunddreissig verschiedene Nationalitäten», berichtete eine Partisanin, die den Krieg auf der Krim verbracht hatte. «Selbstverständlich dominierten die Russen, doch lebten da auch Ukrainer, Weissrussen, Krimtataren, Griechen, Armenier, Georgier, Slowaken, Tschechen und Veteranen aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Wir machten keine Unterschiede zwischen ihnen.» Nach wie vor bezeichnete sie sich stolz als «sowjetisch» und hielt dieses Etikett in Ehren, denn es erschien ihr in dem politischen Universum, in dem sie lebte, als das sinnvollste: Dahinter verbarg sich in ihren Augen der grosse Traum von Brüderlichkeit, Gleichheit und proletarischer Gerechtigkeit für alle. Das passte auch zur offiziellen Regierungslinie, der Propaganda des Sowinformbüros. Doch hatte der Staat bis Kriegsende etwa 1,6 Millionen Angehörige ethnischer Minderheiten ausgesondert und – im Namen der Sowjetunion – aus den Ländern ihrer Vorfahren deportiert. Binnen weniger Jahre, also kurz nach dem Friedensschluss, war ein Drittel von ihnen tot.

8. Wechselbäder

Während der April und Mai auf der Krim oft schon mild sind, kann im fast tausend Kilometer nordwärts gelegenen Weissrussland noch ein scharfer kalter Wind über die Marsch wehen. Im Frühjahr 1944 war die Region eine Wüstenei, öde, schneebedeckt und nach drei Kriegsjahren von zwei Armeen verheert. Nikolai Below steckte dort fast sechs Monate lang im Eis und Matsch fest. Als Offizier konnte er über seine Unterkunft nicht klagen: Er sass nicht im durchweichten Unterstand, sondern in einer Holzhütte. Er bekam auch im Unterschied zu seinen Männern genug zu essen und hatte es warm. Doch die Eintönigkeit des weissrussischen Winters, die an Schiffbruch erinnernden endlosen Kiefernwälder und stinkenden Moore bedrückten ihn. Er fühlte sich gelangweilt, apathisch, aber auch unruhig. Um die Zeit totzuschlagen, versuchte er Biographien zu lesen. Er begann mit einem Buch über Napoleon und beendete im April 1944 sein zweites Buch, über einen georgischen General namens Bagration, der bei Borodino gefallen war. Hätte Below zu dieser Zeit schon gewusst, was man in Moskau als Nächstes mit ihm plante, so hätte er vielleicht über die Ironie des Schicksals lächeln müssen.

Die Operation «Bagration», an der er bald teilnehmen sollte, zählte zu den grössten Feldzügen des gesamten Kriegs. Weit drüben im Westen bereiteten die Alliierten unter Eisenhower ihren eigenen Grossangriff vor, genannt «Overlord», um über den Kanal und dann durch Frankreich vorzustoßen. Doch die sowjetische Kampagne, den Feind aus Weissrussland zu vertreiben, war nicht minder ehrgeizig als die Landungen am D-Day. Sie war sogar kostspieliger und am Ende auch folgenschwerer. Ursprünglich schon für den Vorfrühling geplant, musste sie wegen endloser Streitereien über Nachschub

und Logistik mehrfach verschoben werden. In unbeabsichtigter Symbolik fand sie schliesslich am 22. Juni statt, dem dritten Jahrestag von «Barbarossa».¹ Der Offensive Hitlers gleich fegte auch sie durch das Land wie ein Sturm. Wären nicht Stalingrad und Kursk gewesen, so hätte «Bagration» – nach Stalins georgischem Landsmann benannt – als der grösste Wendepunkt des Kriegs erscheinen können.

Die Operation im westlichen Marschland der Sowjetunion ging jedoch nicht mit dem gleichen Ruhm in die Geschichte ein wie die Schlachten von Stalingrad und Kursk. Erst einmal wurde sie in Westeuropa und in der angelsächsischen Welt vom Drama dessen überschattet, was sich gleichzeitig in Nordfrankreich abspielte. «Bagration» verblasste aber auch neben den folgenden Triumphen, so als sei es in gewisser Weise nichts anderes als ein grosses Präludium gewesen. Doch vor allem konnte die Rote Armee nicht länger als ein sich tapfer wehrendes Opfer gelten. Wenn die Sowjets bis «Bagration» für die Befreiung ihres Landes gekämpft hatten, so setzten sie danach ganz auf Eroberung und rückten mit einer Wucht westwärts vor, die – zumindest in Mitteleuropa – an eine wilde Horde denken liess. Die Geschichte vom Vaterländischen Krieg der Sowjetunion wäre mit einem guten Ausgang viel leichter zu erzählen, doch was nach «Bagration» kam, war, den brutalen Zeiten gemäss, nicht aus dem wohlgeformten Stoff für Märchen gemacht.

Schukow und seine Kollegen hatten seit 1941 viel gelernt, und die Planung von «Bagration» bewies, dass sie Grosses leisten konnten und in Belangen wie Koordination, Geheimhaltung, Tarnung und gründliche taktische Vorbereitung enorme Fortschritte gemacht hatten. Darüber hinaus war die Rote Armee in dieser Phase die bestausgerüstete Landstreitmacht Europas. Zu den Unmengen von Waffen, die sie in jenem Sommer aufbot, gehörten im Durchschnitt cirka zweihundert Geschütze pro Frontkilometer.² Doch die Anbahnung der Operation «Bagration» war genauso hart und physisch belastend wie die Monate vor Kursk. Als ein wahres Wunder muss gelten, dass sich Soldaten, die seit Monaten, wenn nicht Jahren, im Feld standen, geistig und körperlich überhaupt noch zum Weiterkämpfen motivieren konnten.

Anfang des Jahres waren die meisten Männer verunsichert, erschöpft und enttäuscht gewesen. «Im Allgemeinen weiteres Absinken der ‚patriotischen Welle‘ vom Sommer und Herbst», hiess es zuversichtlich im deutschen Spio-

nagebericht für Januar 1944. Unter den Soldaten herrsche der Wunsch «nach einem baldigen Kriegsende» vor. Sie schienen nichts anderes zu wollen, als den Feind ausser Landes zu treiben – «das Erreichen der ‚Grenze‘». Eroberungen lohnten nicht die Mühe monatelanger Härten oder eines weiteren Winters im Schützengraben.³ Die älteren Soldaten sehnten sich jetzt nach Hause, während den neuen Rekruten, die überwiegend keine Russen waren, gewöhnlich die Entschlossenheit der Patrioten von 1941 fehlte. Fast alle hatten sie Grund zu klagen. Viele marschierten inzwischen mit Verwundungen, die sie immer plagten und ihr Leben verkürzen würden. Doch der Krieg hatte nicht nur ihren Körper erfasst, sondern auch ihr Denken, ihre Sprache und ihre Wahrnehmung verzerrt. Alle waren so erschöpft, dass sie direkt neben ihren Geschützen, in klammen Gräben oder auf Panzern schlafen konnten – einfach überall, wenn man sie doch nur gelassen hätte! Die meisten Frontsoldaten fanden seit dem Wirbelsturm des vergangenen Herbstes kaum mehr Ruhe.

Auf die Überlebenden hatte Kursk berauschend gewirkt. Der Weitermarsch nach Orel und Charkow ähnelte einem Triumphzug von Helden. Im September gab es eine Pause, und manchmal lagerten die Frontdivisionen



Rotarmisten an der Zentralfront schlafen nach einem Gefecht, 1943

sogar ein paar Tage am gleichen Platz, sodass die Leute Briefe schreiben oder ihre Stiefel reparieren konnten. «Ich will meinen Läusen etwas Schlaf gönnen», schrieb Below am 9. September. Erstmals seit Wochen hatte er einen Nachmittag lang sitzen können. Zwar tobte das Gefecht noch, aber als Stabsoffizier hatte er jetzt organisatorische Aufgaben. Er hasste diese Arbeit und sehnte sich viel mehr nach einer aktiven Rolle, nach der Gesellschaft der Männer und nach dem nächsten Adrenalinanstoss.⁴ Er war bereits ebenso süchtig nach dem Krieg, wie dieser ihn auch abstieß und zerstörte. Doch in den nächsten Monaten sollte er mehr als genug vom Kampfgeschehen bekommen. Anfang Oktober erreichte Belows Division den Sosch, der südwärts über Gomel in Richtung Dnjepr fliesst. «Wir führen aufweissrussischem Gebiet Krieg», bemerkte er. Ende November standen sie schon fast am Dnjepr selbst. Obwohl das ein weiterer Schritt zum Sieg war, ging es mühsam, knirschend und schwer voran. «Wir werden den Winter in den Wäldern und Sümpfen verbringen müssen», schrieb er am 28. November. «Haben unseren Angriff um zehn Uhr begonnen und in vierundzwanzig Stunden nur etwa sechs Kilometer geschafft. Wir haben weder Munition noch Granaten. Es gibt nicht genug Proviant. Unsere Nachhut ist weit zurückgefallen. Viele haben überhaupt kein Schuhwerk.»⁵

Belows abgehackte Notizen lassen das kollektive Elend ahnen. Die Rote Armee bereitete sich zwar auf den letzten entscheidenden Schlag auf eigenem Boden vor, aber viele ihrer Soldaten waren nicht in bester Kampffassung. Jene Heerscharen, die so fremdartig wirkten, als sie in Europa einfielen, und deren Vorhut solchen Schrecken verbreitete, stanken in der Tat scheusslich und waren verwahrlost, doch im Grossen und Ganzen gewiss nicht freiwillig. Vielleicht gingen sie deshalb nicht näher auf diese Erbärmlichkeit ein, weil sie ihnen inzwischen selbstverständlich geworden war. So schienen Ende 1943 alltägliche Plagen wie Läuse, rheumatische Schmerzen und offene Wunden kaum mehr erwähnenswert. Wenige Soldaten konnten an der Front einen Zahnarzt aufsuchen, und viele junge Städter bedauerten – ein, zwei Wochen lang –, dass sich fast nirgends Zahnpasta auftreiben liess. Schliesslich gewöhnten sie sich wie alle anderen auch an das veränderte Mundgefühl. Mit Zahnschmerzen musste man leben wie mit Hämorrhoiden, mit Bindehautentzündung oder mit Ratten. Im März und April kündigten of-

fene Wunden und Zahnfleischbluten die ersten Fälle von Skorbut an, doch kein Befehl aus Moskau konnte Kohl hervorzaubern, als es in den Lagern nur noch Tee und trockenen Buchweizen gab. Die ersten Frühjahrsmonate waren die schlimmste Zeit nach einem langen Winter. Denn noch deutlich vor dem Spriessen der ersten grünen Feldfrüchte waren sie Ende März auf der Krim und im Mai in Weissrussland die Zeit des Schlammes.

Wie immer flogen auch in diesem April Wildgänse ostwärts über die Pripjet-Sümpfe zu ihren Nistplätzen. Below hörte seine erste Lerche. Drei Monate lang sassen er und seine Männer zu dieser Zeit schon fest, auf Befehle wartend und eingegraben «wie Maulwürfe».⁶ Es war eine Pause, aber eine ruhelose. Zum einen mussten sie von Zeit zu Zeit weiterziehen, obgleich jeder Ort genauso unwirtlich war wie der vorherige, zum anderen bedrohten sie feindliche Granaten. «Fritz lässt uns nicht einmal die Nase raustrecken», klagte Below, «sondern schießt auf alles, was sich bewegt. Sogar nachts ist es gefährlich, ins Freie zu gehen.» Ausserdem war es nass. «Jetzt kommt die Schmelze», jammerte er. «Hier wird es furchtbar viel Schlamm geben und bis Juni nicht mehr aufklaren.»⁷ Es war eine finstere Zeit. «Es geht einfach nicht voran», lamentierte er Ende April. «Die Tage schleppen sich endlos dahin. Es gibt nichts Schlimmeres als Warten.»⁸

Die Frühjahrspause – oder besser der öde Zyklus von Vorträgen, Drill und Ausbildung-liess auch bittere Gedanken aufkommen. Gleichgültig, was in den nächsten Monaten folgte, dieser Spätwinter und Frühling erschien fast allen trostlos. «Nach wie vor kann», hiess es in einem deutschen Bericht, «von einer allgemeinen Vormarschbegeisterung nicht die Rede sein.» Bei den Mannschaften äusserte sich die «Kriegsmüdigkeit» in Selbstverstümmelungen, Krawallen und verstärkter Fahnenflucht.⁹ Below gab sich seiner Depression hin, einer Mattigkeit gepaart mit Groll über sein verpfushtes Leben. «In letzter Zeit verspüre ich einen akuten Kriegsekel», hatte er Mitte Dezember geschrieben, «und vermutlich träume ich deshalb jede Nacht von der Familie und von meinem Friedensalltag. Selbstverständlich ist das alles vergebens. Der Krieg wird nicht in diesem Winter enden. Starke Kopfschmerzen.» Einen Monat später war der Ton seiner Briefe nach Hause «verbittert, mürrisch». Noch nie habe er sich so antriebslos gefühlt.¹⁰ Sogar die Nachrichten – die Befreiung Nowgorods und die endgültige Erlösung Lenin-

grads – bereiteten ihm keine wirkliche Freude. Ganz ähnlich empfand das der südwärts in der Ukraine stationierte Ermolenko: «Nach drei Jahren Krieg», konstatierte er im Mai, «ist der sowjetische Soldat körperlich und geistig ausgelaut.»¹¹

Die Kriegsmüdigkeit war ein übliches Phänomen, weshalb sich die Mediziner darüber nicht den Kopf zerbrachen. Im Frühjahr bekam Below eine schwere Erkältung, doch schon nach drei Tagen im Feldlazarett entliessen die Ärzte ihn wieder. Bei ihren vielen Tuberkulosefällen konnten sie niemanden mit gesunden Lungen da behalten. Ähnlich rigoros war die Einstellung gegenüber psychischen Krankheiten. Eine so komplizierte Diagnose wie die posttraumatische Belastungsstörung blieb den Ordonnanzen der Roten Armee ähnlich fremd wie die bourgeoise «hysterische Verstimmung». Eine Generation zuvor hatte Russland, gestützt auf die Konflikte im Balkan und in Fernost, weltweit führend zum Verständnis von Gefechtsstress beigetragen. Im Stalinismus jedoch erschien das Beharren auf individuellen Traumata und Bedürfnissen abwegig.¹² Da der Soldat dem Kollektiv angehörte, galt gute Kampfmentalität nicht als Desiderat, sondern vielmehr als Pflicht. Wer klagte, simulierte oder Feigheit durchblicken liess, hatte mit schwersten Sanktionen zu rechnen – mit standrechtlicher Erschiessung oder dem Strafbataillon.

Da die Rote Armee der Psychiatrie in diesem Krieg keine Beachtung schenkte, sind kaum Berichte über diesen Aspekt der Kampfmentalität erhalten. Deshalb vergisst man leicht, dass die Soldaten den gleichen Irritationen unterlagen wie jene der Alliierten. Die Armeen unterschieden sich nur in der Grundeinstellung der Männer gegenüber solchen Empfindungen. Die Stressreaktion als solche war gleich. Below wäre wohl nicht auf den Gedanken gekommen, seine Mattigkeit als ein pathologisches Symptom aufzufassen, geschweige denn die im Lauf des Kriegs zunehmenden Suizide und «Unfälle» auf Traumatisierungen zurückzuführen.¹³ Anders als die britischen und amerikanischen Kriegsbehörden erkannten die sowjetischen nur psychische Störungen mit eindeutiger organischer Ursache als krankhaft an. Alle übrigen Störungen tat man als Schwächen, persönliche Defizite oder blosse Vorwände ab. Abertausende von erschöpften und wiederholt schwer traumatisierten Soldaten exekutierte man wegen Desertion auf dem Schlachtfeld¹⁴, andere psychisch Kranke, die vielleicht zu erschöpft oder zerrüttet waren,

um sich erneut dem Beschuss zu stellen, löschte der Tod aus den Akten. Auch wenn seelische Wunden sehr tief gehen konnten, zählten nur extreme Fälle wie solche, in denen die Männer nach ihrer Einberufung eindeutig Symptome von Schizophrenie zeigten.¹⁵ Schätzungen zufolge galten von insgesamt zwanzig Millionen Frontsoldaten der Roten Armee am Ende nur etwa hunderttausend als psychisch geschädigte Opfer.¹⁶

Als «Traumata» verstanden sowjetische Stabsärzte in diesem Krieg nur organische Schäden wie die Gehirnerschütterung oder -quetschung (Comotio respektive Contusio). Noch 1996 konnte ich Vertreter ihrer Zunft nicht davon überzeugen, dass es auch andere Formen von Gefechtsschocks gibt, abgesehen von den Schwäche- und Erschöpfungsanfällen, die jeder Soldat kennt. «Gehirnquetschungen» infolge von Granatbeschuss liessen sie zwar gelten, nicht aber Traumata, wie man den Begriff heute in der westlichen Psychotherapie verwendet. Nach einem Missverständnis bat mich ein Veteran zu erklären, was ich denn mit «postdramatischer [s^] Belastungsstörung» meinte.¹⁷ Das Konzept musste ihn verwirren, denn in den damaligen Medizinlehrbüchern kamen seelische Traumata ebenso wenig vor wie in den Erinnerungen der Feldärzte oder der Kombattanten selbst. Panik galt als Schwäche, das heisst als Schande, und ähnlich wie Alkoholismus oder Kriminalität sollte Schändliches in der Chronik dieses Kriegs keinen Platz finden.

Das Unwissen der Ordonnanzen, die ihre Ausbildung meist in den dreissiger Jahren oder erst – mit entsprechend hohem Druck – im Krieg selbst erhalten hatten, war politisch gewollt. Denn hinter den Linien gab es ja noch Spezialisten mit allen erforderlichen Kenntnissen, die ebenso gut informiert waren wie ihre amerikanischen oder britischen Kollegen. Einige der Älteren hatten im Ersten Weltkrieg die europäische Debatte über Stress dominiert. Noch 1942 fand auf ein oder zwei Kongressen eine hochkarätige Fachdiskussion über den Schock statt¹⁸, aber solche Ideen gelangten nie an die Front. Zudem gab es auf den unteren Ebenen überhaupt kein psychiatrisches Personal.¹⁹ Zu den fehlenden Mitteln kam noch, dass die Militärpsychologie und die Krankenbehandlung insgesamt seit Stalins Aufstieg eine andere Richtung genommen hatte. Man experimentierte jetzt viel mit einer Art Taylorismus, um jeden Soldaten mental auf die im Feld zu bedienende Waffe oder Maschine vorzubereiten. Der Krieg sollte den gleichen Regeln unterliegen

wie die Massenproduktion.²⁰ Männer und Maschinen würden harmonisch Zusammenwirken, und dabei bliebe kein Raum für Hysterie.

Doch einige Symptome konnte man nicht übersehen. Männer, die unter Mutismus, Krämpfen und Fuguezuständen litten, konnten nicht mehr strammstehen, geschweige denn ihre Gewehre zerlegen und reinigen oder empfindliche Geräte bedienen. Im Allgemeinen behandelte man sie in Frontnähe, zumal die Hauptlazarette von Verwundeten und Sterbenden überquollen. Es gab nur primitive Mittel. Spritzen schienen auf jeden Fall zu helfen. Sie übten auf Bauernjungen, die nichts von Medizin verstanden, eine Art Zauberwirkung aus. Schlaf tut immer gut, dachte man sich, und danach können sie wieder kämpfen. In sehr vielen Fällen traf das zu. Ausserdem wirkte es schon Wunder, sich schnell um das Problem zu kümmern, und das gelang nur an der Front selbst.

Gewisse Patienten blieben behandlungsresistent. Jene, die Ruhe brauchten, konnte man direkt hinter den Linien in den Lagergehegen und Transportdepots beschäftigen. Dort arbeiteten sie als Gerätewarte, Krankenträger, Reiniger oder Köche, aber nur die wenigsten von ihnen gelangten je auf eine psychiatrische Station. Um dort hinzukommen, musste man seine Symptome bei wochenlangen Prüfungen und «Therapien» aushalten. Darunter fielen Elektroschocks (angeblich zur Nervenstimulation) und das Einpacken in nasse Tücher und Gummimasken (als eine Art Härtetest).²¹ Die Brutalität dieser ersten Schritte bot schon einen Vorgeschmack auf das Kommende. Wenn die Diagnose der Überprüfung standhielt, war das Leben der Betroffenen zerstört: Notdürftig ernährt und ohne liebevolle Zuwendung dämmerten sie unter Pharmaka gesetzt dahin.²²

An der Front schien ein Problem, das es offiziell gar nicht gab, bald wieder zu verschwinden. Insofern bewährte sich der sowjetische Umgang mit dem Trauma. Amerikanische Soldaten, bei denen man derartige Symptome sehr ernst nahm, quittierten im Zweiten Weltkrieg den aktiven Dienst vier- bis sechsmal häufiger als Rotarmisten.²³ Stalins Männer lernten, dass blosser Gefechtsstress nicht reichte, um sich über Erschöpfung, Panik und Schlaflosigkeit zu beschweren. Physische Malaisen, die den psychischen schnell folgten, beförderten sie viel zuverlässiger nach Hause oder zumindest in medizinische Behandlung. «Man hatte nur einen Gedanken», bezeugte ein Vete-

ran später, «möglichst schnell verwundet zu werden, um da rauszukommen in ein Lazarett, oder wenigstens in Ruhe genesen zu können.»²⁴ Wer Glück hatte, entging dauerhafter Invalidität, doch konnte man von den zehntausenden angeblich gesunden Soldaten, die im Frühjahr 1944 an der Weissrussischen Front lagerten, kaum sagen, dass sie unversehrt waren.

Die Frontkultur schuf erst im Lauf der Zeit eigene Nischen für erschöpfte, verängstigte und aggressive Männer. Zugleich musste sie sich für Kriminelle öffnen. Schon seit Langem karre man von Osten her aus dem Gulag ganze Zugladungen von Mördern und Gaunern heran, um die Lücken zu füllen. Doch dann hielt man fast alle Banditen, Räuber und so genannten Konterrevolutionäre in Frontnähe fest und liess sie praktisch ausnahmslos in Strafkompanien dienen.²⁵ Ursprünglich hatten diese getrennt von den regulären Truppen gekämpft, inzwischen erfüllten die Kriminellen und Schtrafniki ihre gefährlichen Missionen – meist Vorstösse hinter die deutschen Linien – aber zunehmend innerhalb der normalen Einheiten.²⁶ In diesen setzten sich daher mehr als je zuvor die Kultur und Sprache der Schtrafniki durch. Mochte die Presse die finsternen Gesellen als Helden feiern: Wenn die Burschen an der Front vom Leder zogen, erinnerte ihr Jargon eher an den von Sklaven oder Sträflingen.²⁷ Auf diese Weise verblasste nicht nur das vaterländische Pathos von 1941. Auch die prüde kommunistische Moral versandete neben anderen Werten.

Was die Männer auch taten – die Gewalt blieb allgegenwärtig. Wenn sie nicht im Gefecht standen, konnten sie über Beute, Alkohol, Statusfragen oder Frauen streiten. Meistens endete das bloss in Raufereien, aber manchmal bekamen es die Behörden mit Leichen zu tun. Dann fanden sie die Opfer bei Tagesanbruch mit abgeschlagenen oder zertrümmerten Schädeln.²⁸ Manchmal waren es Unfälle, die aus reiner «Euphorie» erwuchsen. Während die Deutschen ein Dorf vorsätzlich und in terroristischer Absicht in Brand setzten, feuerten Rotarmisten – sogar im eigenen Lande – in Feierlaune nur aus Jux auf trockene Heuballen.²⁹ Dabei spielte oft Alkohol mit – den übrigens selten jemand um des Geschmacks willen trank, sondern eher wie die Tommys im Ersten Weltkrieg, um sich zu betäuben und dem Krieg zu entfliehen, ohne ihren Posten verlassen zu müssen.³⁰ Manche Einheiten legten ihre Wodkaportionen zusammen, sodass jeweils einer alles trank und sich für eine Nacht aus dieser Welt verabschiedete.³¹

Nicht die Qualität, der Alkoholgehalt zählte. Zwar verschloss Tschuikow vorsichtshalber die Weinkeller der Nazis, die seine Soldaten in Polen entdeckten, aber manchmal kam er zu spät. Beim Besuch eines Kellers traf er den Fahrer eines Artillerieregiments an, der dort die Kisten durchwühlte. «Ich kann hier keine echten Schnäpse wie unsere finden», murmelte er. Er hatte diverse Flaschen Champagner durchprobiert. «Das ist jetzt der sechste Karton, und immer nur dieses Bitzelzeug.»³² Angeekelt schüttete er die dünne Plörre auf den Boden. Doch obwohl sie Importwein verschmähten, tranken Leute seines Schlages alles, was nach Schnaps roch, sogar Samogon oder Frostschutzmittel. «Wenn unsere Soldaten Alkohol finden», sagte ein Leutnant, «sind sie ausser Sinnen und ruhen nicht eher, als bis sie den letzten Tropfen geschluckt haben.» «Ohne die Trunksucht», so meinte er 1945, «hätten wir die Deutschen schon zwei Jahre früher geschlagen.»³³

Mit wachsender Zuversicht nahm auch die Kriminalität unter den Soldaten zu. In dieser Kriegsphase erreichte sie geradezu drastische Ausmasse. Die Verbesserung des Nachschubs wirkte auf alle potenziellen Gauner wie eine Einladung. Der Fisch begann vom Kopf her zu stinken. Wie die Inspektoren der Armee feststellten, war «ein Grossteil der in Frontnähe eingesetzten Offiziere» zwischen Januar 1943 und Juli 1944 wegen Diebstahls und Hehleri im grossen Stil verurteilt worden. Die auf «lückenhaften Daten» beruhenden und nur die ersten sechs Monate von 1944 abdeckenden Zahlen sprachen für sich. Diese Armee operierte noch im eigenen Land, und die «glorreichen» Tage der Ausplünderung Deutschlands folgten erst Monate später. Doch allein in diesem halben Jahr beliefen sich die nachgewiesenen Diebstähle von Offizieren auf etwa 4,5 Millionen Rubel Bargeld, siebzig Tonnen Mehl und Brot, zweiundzwanzig Tonnen Fisch und Fleisch, fünf Tonnen Zucker, 4872 Ausrüstungsstücke, dreiunddreissig Tonnen Benzin, sieben LKW und «sonstige Armeebestände im Wert von zwei Millionen Rubel».³⁴

Das sind zwar eindrucksvolle Gesamtzahlen, aber eine Reihe von Einzelfällen lässt vermuten, dass es sich um starke Untertreibungen handelte, zumal in dieser Zeit Nahrung in jedem Hungerdorf der Steppe als Geldersatz galt. «Mich quälte und erbitterte die Vorstellung», schrieb Kopelew, der jetzt als sowjetischer Offizier diente, «dass bei uns zu Hause in den verbrannten,

verödeten Dörfern das gepflegte ostpreussische Herdbuch-Vieh einen märchenhaften Schatz bedeuten würde ... während dort, bei uns, so entsetzliches Elend herrschte. Dort in den verwüsteten Brandstätten am Ilmensee, bei Smolensk und Minsk – überall, überall wo der Krieg gewütet hatte. Ja, auch dort, wohin er nicht gelangt war, wo er aus der Ferne unsichtbar Brot und Blut verschlang, wo Frauen auf den Ackern sich selbst vor den Pflug spannen mussten wie Wolga-Treidler, wo ein Stück Zucker ein sehnsüchtig erträumter Genuss war, wo grossäugige, bläulich-blasser Kinder mühsam das erdschwarze, säuerlich bittere, der Teufel weiss woraus zusammengebäckene Brot herunterwürgten.»³⁵ Da es so viele Lager gab, beschloss eine Gruppe von Offizieren aus der 203. Reservearmee, sich daran zu bereichern. Im Herbst 1943 zweigten sie innerhalb zweier Monate vierunddreissig Tonnen Brot, 6,3 Tonnen Zucker, 2,6 Tonnen Fett, fünfzehn Tonnen Grütze und zwei Tonnen Fleisch vom Proviant der Soldaten ab. Den Gewinn benutzten sie für alle Formen von Luxus, die das Leben in einem Armeelager versüssen. Wie es im Bericht darüber hiess, war dies eine Kaserne, «in der Trinken, Zechen und Diebstahl zum Alltag gehörten».³⁶

Im folgenden Juni kam eine noch ehrgeizigere Schiebung ans Licht, die Panzeroffiziere von der 1. Ukrainischen Front inszeniert hatten. Bei ihr ging es neben direktem Diebstahl auch um Korruption. Offenbar waren die im Feld dienenden Offiziere darauf aus, ihre Vorgesetzten in der Hauptstadt günstig zu stimmen. In einem Fall hatte der Generalmajor die Moskauer Chefs mit 267 Kilo Schwein, 125 Kilo Lamm und 114 Kilo Butter «geschmiert», in einem anderen mit fünf lebenden Ziegen. Ferner verschwanden allein an dieser Front in jenem Juni 15'123 Kilo Fleisch, 1'959 Kilo Wurst, 3'000 Kilo Butter, 2'100 Kilo Gebäck, 890 Kilo Bonbons, 563 Kilo Seife, je hundert schwere und leichte Mäntel, achtzig Pelzmützen sowie je hundert Paar Walenki und Stiefel.³⁷ Derlei Berichte beschäftigten die Militärgerichte wöchentlich oder gar täglich. Sie bezeugen die Existenz grosser, gut organisierter Netzwerke, obwohl doch auf jede Kompanie mindestens ein Spitzel kam. Folglich muss auch die Sicherheitspolizei bei der breit angelegten Korruption mitgewirkt haben.

An so etwas erinnerte sich selbstverständlich später kein Veteran mehr, und auch das Stehlen war so eine bittere Wahrheit, die in den Zeitläuften und im kollektiven Gedächtnis unterging. Die daraus resultierenden Engpässe

nährten Unzufriedenheit, weshalb auch sie keinen Platz in der strahlenden Kriegsgeschichte fanden. Naturgemäss standen dabei stets jene als Verlierer da, deren Lager abgegrast wurden. Sie mussten sich im Alltag mit Wassersuppe, ungesüsstem Tee und den nicht verkäuflichen Grützeclumpen abfinden. Wo es genug zu essen gab, fehlten manchmal die Näpfe oder Löffel.³⁸ Es ging ja vielleicht noch an, wenn man bei den Reserven litt, doch sogar Frontsoldaten mussten ganze Tage ohne eine warme Mahlzeit oder Tee auskommen.³⁹ Wer sich beschwerte lief Gefahr, der antisowjetischen Agitation bezichtigt zu werden. «Bei der Überprüfung des Proviant», notierten NKWD-Offiziere amtlich, «ergab sich keine Abweichung vom geforderten Soll, und alle Portionen entsprachen den geltenden Standards.»⁴⁰ So mussten die Männer ihre Wut mit der Kohlsuppe herunterschlucken. Die Statistiken über den gemeldeten Schwund verschleierte die Tatsachen.⁴¹ Glaubt man den Zahlen der Monatsberichte, so wurden kaum zehn Prozent der Soldaten wegen Straftaten wie Diebstahl disziplinarisch belangt.⁴² Demnach konnten die Beschwerden der Männer gar nicht zutreffen, wie zumindest die Offiziere behaupteten. Zum Teil lag das daran, dass sich bei der Kriminalität besonders die Politruks und ihre Bosse hervortaten. Die Versuchung, Statistiken zu fälschen, übte ebenso unwiderstehlichen Reiz aus wie eine geschmuggelte Kiste Sardinen.

Derweil fanden auch einfache Männer und Frauen zahlreiche Möglichkeiten, den Hunger und die Kälte zu bekämpfen, beispielsweise durch «Stibitzen», das als Ausgleich für die erlittene Schmach galt, oder indem man Einheimischen Schafe und Schweine abpresste. Selbsthilfe, die ja viele Formen annehmen kann, war gang und gäbe. Als Schukow seinen grossen Schlag vorbereitete, leisteten Soldaten in Weissrussland ihre üblichen Pflichtstunden auf den Höfen ab, gruben Felder um und brachten Wagenladungen von Ferkeln zur Mast.⁴³ Wie eh und je galt die Landarbeit trotz der Erfordernisse des Kriegs als ein Teil des Armeedienstes, jetzt jedoch warf sie sogar etwas ab. Auf den Gütern gab es nämlich Getreidelager und Hühner, vom grössten Schlachtvieh zu schweigen. Aber auch das freie Land ausserhalb der Kuhställe bot manches Essbare. An der Weissrussischen Front häuften sich die Jagdunfälle im Sommer 1944 so rasant, dass man es den Soldaten der 11. Gardearmee ausdrücklich verbieten musste, Hirsche und anderes Wild zu erlegen.⁴⁴

Schliesslich musste man auch die verschlissenen Stiefel und Mäntel ersetzen. «Meine Latschen haben sich aufgelöst», klagte Ermolenko im Juli 1944 und war sehr weit vom nächsten Depot mit Ersatz entfernt. Allerdings befand er sich in Weissrussland und auf einem Feldzug. Da bot sich Tausch an, oder die Suche nach einem gut beschuhten Leichnam respektive Gefangenen. Wie er selbst schrieb: «Ich muss irgendwo Schuhwerk ‚erbeuten‘.»⁴⁵ Stiefel besohlte man mit Leder von deutschen Panzersitzen, Mäntel wurden mit Persenningstücken geflickt. Wenn die Rotarmisten im Frühjahr 1944 grotesk aussahen, so konnten sie sich zumindest damit trösten, dass der Feind grösstenteils ein noch erbärmlicheres Bild abgab.

Das also war der Titan, der im Sommer zum grossen Schlag Richtung Westen ausholen wollte. Die Stabs- und Offiziersbefehle zeugen von genauer Planung. Alle Versorgungsbasen sowohl der Vor- als auch der Nachhut boten genügend Treibstoff, Munition und Proviant. Zumindest die schweren Geschütze trafen intakt ein, da sie in der Regel zum Stehlen zu gross waren. Der Rest hing vom Geschick loyaler Stabsoffiziere ab, doch auch die anderen setzten sich voll ein. So liefen die Vorbereitungen für «Bagration» bei allen Problemen und Lecks bestens.⁴⁶ Da so viel vom Überraschungseffekt abhing, musste man fast die gesamte Versorgung in zweifacher Ausführung planen. Man wollte die Wehrmacht täuschen und es so aussehen lassen, als käme der Angriff – wenn überhaupt – von überallher, nur nicht vom Minsker «Balkon», der direkt auf Berlin weisenden Ausbuchtung. Es folgte eine gewaltige Scharade, eine Truppenschau mit dem alleinigen Zweck, ein Zusammenziehen vorzutäuschen, die Lichtung fiktiver Waldpisten und das Auffahren kostbarer schwerer Geschütze, ohne dass sie feuern sollten. Die Kampftruppen marschierten ausschliesslich bei Nacht, sodass man die breiten Fahrspuren ihrer Panzer und Lafetten bis zum Morgen kaum noch sah. Der gesamte Funkverkehr brach ab. Selbst Baden an freien Stellen entlang des Weges war verboten.⁴⁷ Auch wenn sich die Operation als ein riesiger Erfolg erweisen sollte, war sie, wie Below eines trüben Abends schrieb, für die Bodentruppen wieder einmal «das alte Lied».⁴⁸

Einen seiner letzten Einträge machte Below am 18. Juni. Ausser der hektischen Planung hatte er seit mehreren Monaten fast keine Bewegung gesehen. Als Schukow mit zweien seiner ranghöchsten Adjutanten erschien,

wusste Below, dass die lange Wartezeit vorüber war. Jetzt begannen die Nachtmanöver, und die Spannung nahm zu. Seine Männer waren zermürbt und streitsüchtig. «Einiges spricht dafür, dass wir am 21. oder 22. Juni angreifen werden», schrieb Below, «was zufällig der dritte Jahrestag des Kriegsausbruchs wäre. Interessant ist auch, dass wir am 21. genau vor vier Monaten den Dnjepr überschritten haben. Aus irgendeinem Grund fühle ich mich in letzter Zeit körperlich schlecht, und meine Nerven sind völlig zerüttet ... Es gibt keine Post von zu Hause, soll der Teufel sie holen. In dieser Hinsicht kann mir alles egal sein, da ich es im Gefecht sowieso vergesse. Das Ganze ist unangenehm und sehr seltsam.»⁴⁹ Das war zwar nicht der letzte Eintrag Belows, aber nach diesem Tag sollte er zunächst keine Zeit mehr finden, Tagebuch zu führen.



«Bagration» bestand aus fünf getrennten, aber koordinierten Vorstößen entlang der Westfront. Entscheidend sollte die Offensive in Richtung Minsk und westwärts durch ganz Weissrussland sein. Die erste Attacke spielte sich jedoch oben im Norden ab, um den letzten Widerstand der Finnen zu brechen. Im Süden schloss sich später die Einkesselung Lembergs an, wozu eine eigenständige Heeresgruppe westwärts über die Karpaten anrückte. An allen diesen Fronten verzeichnete die Rote Armee atemberaubende Erfolge. Am 3. Juli fiel das strategisch wichtige Minsk, und drei Wochen später hatten die Truppen von Rokossowskis 1. Belorussischer Front die polnische Grenze überschritten.

Um dorthin zu gelangen, hatten sie aus Balken Trassen durch die Sümpfe gelegt und die vielen Flüsse auf ihrem Weg überquert. Alle Gräben, die sie einnahmen, waren vermint; sie stürzten ein und stanken nach Ratten, Fäkalien und Leichen. Dann stiessen sie auf die gewaltigste noch auf sowjetischem Boden stehende feindliche Formation und schlugen diese vernichtend. In kaum zwei Wochen verlor die Heeresgruppe Mitte der Wehrmacht fünfundzwanzig Divisionen und mehr als dreihunderttausend Mann.⁵⁰ Auch bei der Roten Armee fielen Zehntausende. «Wenn wir an ein Minenfeld kommen», sagte Schukow später im Krieg zu Eisenhower, «rückt unsere Infanterie genauso vor, als wäre es nicht da. Wir schätzen die Verluste durch



Maschinengewehrschützen der 2. Baltischen Front überqueren eine Furt, 1944

Personenminen als denen entsprechend ein, die uns Maschinengewehre und Artillerie zugefügt hätten, sofern die Deutschen das Gelände nicht mit Minenfeldern, sondern mit starken Verbänden verteidigt hätten.»⁵¹ Einige Divisionen, darunter die bei Mogilew kämpfenden, waren so zerrütet, dass sie sich Ende Juli zurückziehen und neu formieren mussten.⁵² Weissrussland war jedoch bereits fast völlig von deutschen Truppen befreit.

In diesem grossen Sturm fanden die meisten Männer kaum Zeit zu schreiben. Eine Ausnahme bildete Ermolenko. Seine Tagebucheinträge waren wie üblich lapidar, blieben aber durchweg dem kommunistischen Idiom treu, das er jetzt beherrschte. «Endlich haben wir in unserem Teil der Front angegriffen», schrieb er am 22. Juni. Die sowjetische Luftwaffe bombardierte – nun unterstützt durch eine in der Ukraine stationierte amerikanische Flotte – seit zwei Wochen die deutschen Linien, womit der rote Stern und nicht mehr das Hakenkreuz den Himmel über den Pripjet-Sümpfen beherrschte. Am Boden jedoch warteten die Männer auf eigene Befehle. Der Vorstoss auf Minsk, das Kernstück von «Bagration», begann mit schwerem Artilleriefeuer. «Um

Punkt 16.00Uhr eröffneten Hunderte von Geschützen das Feuer wie ein gewaltiges Donnerwetter», fuhr Ermolenko fort. «Tausende von Tonnen mörderischen Metalls schlugen in den deutschen Stellungen ein», und binnen zweier Stunden «lagen diese unter einer dichten Rauch- und Staubwand». Der Feind war so weit entfernt, dass nur der schwarze Qualm die Positionen seiner Gräben, Schützenlöcher und Geschützreihen verriet. Als die Deutschen ihrerseits zu feuern begannen, breitete sich ein warmer gelber Dunst über der ganzen Front aus. Es gab ungeheure Verluste. Doch das Beben der Erde und der Brandgeruch wirkten wie die – lange überfällige – Antwort der Roten Armee auf die ihr drei Jahre zuvor zugefügte Schmach. «Bei allen», so Ermolenko, «hob sich sofort die Stimmung.» Das stellten auch die Monatsberichte der deutschen Abwehr fest.⁵³ Im Gegensatz zu manchen Defensivoperationen der vergangenen drei Jahre war dieser Feldzug einer, der sowjetische Soldaten beglücken konnte.

In Weissrussland trug die koordinierte Arbeit von Partisanen zum schnellen Vorankommen der Armee bei. Moskwins laborierte derweil an einer Halswunde, die ihn für den Rest seines Lebens plagen sollte. Für ihn näherte sich der Krieg dem Ende zu – allerdings mit einem eindrucksvollen Finale. Im Wald bei Mogilew lagernd hatte der Politruk seit 1941 keine sowjetischen Truppen mehr im Gefecht gesehen. Jetzt hörte er die Detonationen der schweren Geschütze und sah die roten Sterne auf den plötzlich angreifenden Maschinen. Alles erschien ihm neu und sehr spektakulär. Die Rote Armee seiner Erinnerung, geschlagen und gedemütigt, hatte sich zu einem Wunderwerk der Technik gemausert. Es war elektrisierend, sie nach langer Zeit so zu erleben. «Und jetzt», schrieb er am 4. Juli, «stehen wir in der sowjetischen Nachhut! Die Rote Armee ist vorbeigefegt wie ein Taifun, hat den Feind auseinandergetrieben. Noch vor vier Tagen befanden wir uns in besetztem Gebiet, und heute ist die Front gut zweihundert Kilometer entfernt.» Nach so langer Wartezeit war dieses Tempo wahrhaft atemberaubend. «Das haben sogar die Deutschen 1941 nicht geschafft.»⁵⁴

Die Aussicht auf derart furiose Gefechte half den Soldaten zu kämpfen. Gewiss war es besser, draussen im Feld Fritzen zu töten, als herumzusitzen und Läuse abzufackeln. Alle sehnten sich nach einer Chance, etwas zu leisten, die Bücher und die Stiefelwichse wegzulegen und weiter voranzukommen. Beamte jedoch führten den Erfolg der Truppe auf Gespräche und den

guten Kameradschaftsgeist zurück. Schon Wochen vor der Grossoffensive hatten politische Offiziere das Vorgehen in kleinen Gruppen mit Soldaten aller Dienstgrade besprochen. Dabei hörten sie den Männern auch zu und gingen auf ihre Sorgen, Nöte und wachsenden Zukunftsängste ein. Der Erfolg dieser Gespräche hing von beiden Seiten ab, den Männern und den Politruks. Mitunter grenzte das Ganze an Beleidigung oder war nur öde Zeitverschwendung, was jedoch nicht im gleichen Masse für jene Anfeuerungsreden galt, die erfahrene Veteranen vor neuen Rekruten hielten. «Die persönlichen Gespräche», so Tschuikow, «haben viel bewegt.»⁵⁵ Allerdings bot man den Leuten auch direkt Geld oder Urlaub an, wenn sie Gefangene machten oder Flugzeuge abschossen. Die Tarife wechselten, doch konnte pro deutscher Maschine ein voller Wochensold winken, und die Festnahme eines Wehrmachtsoffiziers an der Front brachte – theoretisch – vierzehn Tage Sonderurlaub ein.⁵⁶ Allein schon Gerüchte über derlei Prämien wirkten beflügelnd, und gewiss erschien Bares reizvoller, als mit einem Politruk zu quasseln.

Die Deutschen selbst sorgten für Überraschungen. Viele legten jetzt ihre Waffen nieder. Eine der grössten Gruppen umfasste jene, die im Juli die sowjetische Einkesselung von Minsk und Bobruisk überlebt hatten. Fast die Hälfte der Naziverteidiger, rund vierzigtausend Soldaten, waren dabei umgekommen, und ihre Leichen hatten, zerfetzt und verwesend, an den Strassen und Gräben gelegen wie Fallobst. Zu den übrig gebliebenen siebenundfünfzigtausend Mann gehörten einige ranghohe Offiziere. Seit Stalingrad hatten die Sowjets gelernt, wie man Gefangene am Leben erhält, Aussicht auf Komfort bestand jedoch nicht. Die meisten kamen in Vernehmungslager (dafür eigneten sich ehemalige deutsche oft sehr gut), bevor man sie Zwangsarbeitsprojekten zuführte, die jetzt überall in der Sowjetunion entstanden.⁵⁷ Die Männer von Minsk behandelte man anders. Man packte sie zwar wie üblich in Züge – jene des NKWD blieben in diesem Sommer pausenlos im Einsatz –, transportierte sie dann aber direkt nach Moskau. Dort fand schliesslich eine einzigartige Demonstration statt.

Stalin wollte aller Welt vorführen, dass an der Ostfront noch starke Feinde standen und der D-Day seine Männer nicht wesentlich entlastet hatte. Das sollten fünfzigtausend Gefangene aus einer einzigen Schlacht bekunden, die man wie Sklaven in einem römischen Triumphzug über den Roten Platz

marschieren liess. Trotz einer ziemlich schnellen Gangart in Zwanzigerreihen dauerte die ganze Prozession etwa drei Stunden. «Manche lächelten», berichtete der Pra/W^-Korrespondent. Gewiss seien sie froh, überhaupt noch zu leben, und vielleicht wie Touristen befriedigt, einmal den historischen Kern Moskaus zu sehen – das vermuteten zumindest die Patrioten. Dennoch konnte dem Publikum kaum entgehen, dass Deutschland am Boden lag und Russland gesiegt hatte.⁵⁸ Geschult durch die politischen Offiziere, deren Vorträge jetzt Informationen über die Personalkrise der Wehrmacht und ihre Einziehung von Jugendlichen und Kranken enthielten, fiel den Rotarmisten zunehmend auf, dass die Gefangenen keine «Stürmer» mehr waren. Die meisten präsentierten sich als unterernährte, mit Wunden übersäte Halbinvaliden. Einige waren noch fast Kinder, andere schwächliche Ladenbesitzer oder Buchhalter. «Sie alle sahen erbärmlich aus», bemerkte Ermolenko Ende Juni, als er selbst Gefangene machte. «Sie sehen aus wie Bankangestellte. Viele tragen Brillen. Das ist zweifellos die Folge der totalen Mobilmachung Deutschlands.»⁵⁹

Wie Ermolenko meinten die meisten Soldaten, dass die Wehrmacht schon so gut wie besiegt sei. Der Augenblick des Triumphes war herzerreissend, intensiv und bittersüss, die Bedrohung des Vaterlandes abgewendet. Sogar die zuvor vom Feind besetzten Gebiete lagen jetzt wieder griffbereit. Als Ukrainer hatte Ermolenko die Dörfer Weissrusslands noch nie gesehen. «Hier sprechen die meisten Leute nur weissrussisch», schrieb er, fast etwas überrascht. Überall sehe man die Spuren der deutschen Zerstörungswut, von ruinierten Häusern bis zu neu angelegten Massengräbern. Wie sehr sich die Männer auch über ihren Sieg freuen mochten, immer stehe ihre Wut und ihr Hass auf die Eindringlinge im Vordergrund. Doch dann kamen auch andere Gefühle hoch. Ermolenko spürte, dass die Einheimischen ihn willkommen hiessen, und er sah die auf den Trümmern wehenden roten Fahnen. «Die Dorfmadchen sind sehr hübsch», befand der Soldat. «Viele tragen die örtliche Nationaltracht. Ich sollte nach dem Krieg hierher zurückkommen und eine von ihnen heiraten.»⁶⁰

Fernab im Süden verliebte sich auch der Panzeroffizier Slesarew in ein neues Land. «Ich will Dir bloss mitteilen, dass ich am Leben und wohlauf bin», beruhigte er seinem Vater. «Ich habe schon lange niemandem mehr geschrieben, da ich seit Urzeiten unterwegs bin. Wir sind volle vier Tage

und Nächte ununterbrochen marschiert, ohne zu schlafen. Diesen Sommer habe ich viel gesehen.»⁶¹ Am meisten beeindruckte ihn die westliche Ukraine mit ihren sanften Hügeln und herrlichen Obstgärten. «Die Natur hier ist wunderbar, es gibt hübsche Städte und Dörfer, eine Unzahl von Plantagen mit massenhaft Süß- und Sauerkirschen.» Im Gegensatz zu der trostlosen Wintersteppe muss das Umland des zerstörten Lemberg mit seiner Blütenpracht von Lupinen, Ringelblumen und Rosen gewirkt haben wie ein Abglanz des Paradieses.

Nur war das leider kaum sowjetisches Gebiet. Man konnte eine russische Stadt wie Orel oder auch eine treue Provinzmetropole wie Charkow zurückerobern. Als die Rote Armee aber westwärts vorrückte, kam sie durch jene Territorien, die Stalin nach 1939 annektiert hatte. In den Augen Ermolenkos mochte nur das nervöse Lächeln junger Frauen auf der Strasse zählen, doch viele Dörfler im westlichen Weissrussland misstrauten ihren angeblichen Befreiern. Aus ihrer Sicht hatte nur ein Reichsherrscher den anderen abgelöst. Im Übrigen wussten sie schon, dass die Rote Fahne auch Angst und Schrecken verbreitete. Ihre Höfe trugen die noch jungen Narben der mit Massenfestnahmen einhergehenden Zwangskollektivierung. Noch schlimmer sah es in der westlichen Ukraine aus. Lemberg, das Zentrum des ukrainischen Nationalismus, wollte nie die Autorität Moskaus anerkennen. Die Vorkriegsbotschaft der Nationalisten, dass Grossreiche die edle Kultur der Ukraine zu zerschlagen trachteten, schien durch die Ereignisse der letzten Jahre bestätigt. Lemberg hatte Gewalt ohne Ende erlebt: erst die Sowjets, dann die Wehrmacht, Banditen, SS-Mordkommandos und Partisanen. Jetzt kam es den Einheimischen darauf an, der Versklavung zu entrinnen. Doch sie wussten, wie Stalin widerspenstige Völker behandelte.

Ähnliches spielte sich später auch auf dem Baltikum ab, wo die Rote Armee alles verkörperte, was man am Bolschewismus hasste. Immerhin, murmelten besorgte Einheimische, hätten die Nazis wenigstens Ordnung geschaffen und die Roten verjagt. Deshalb hatten viele sie begrüsst und sogar ihre rassistische, antislawische und antisemitische Politik gebilligt. Niemand konnte die Festnahmen und Deportationen von 1939 vergessen, die überfüllten Gefängnisse und das Echo der Schüsse. Zahlreiche Esten, Litauer und Letten hatten den Deutschen geholfen, auch ihren Mordkommandos, weil

ihnen deren Weg als der richtige erschien, ein geordnetes, fest gefügtes Europa aufzubauen. Jetzt mussten sie in hilflosem Bangen abwarten, welchen Gang der Krieg nehmen würde. Vielleicht bestand ja die Möglichkeit, dass die Amerikaner das Baltikum als Erste erreichten. Davon träumten Tallinn und Wilna in jenem Sommer. Das war das Ärgernis am sowjetischen Triumph, die Saat zunehmender Verbitterung: Je weiter sie nach Norden und Westen kamen, desto stärker schlug den sowjetischen Soldaten, ob aus Russland oder östlicheren Gebieten, Feindseligkeit oder bestenfalls Misstrauen gegenüber ihrer ganzen Lebensweise entgegen.



Stalin hatte die Armee bereits Anfang des Jahres auf ihre neue Aufgabe vorbereitet und in der Rede zum 1. Mai 1944 öffentlich bestätigt, dass die Truppen Nazideutschlands schon aus drei Vierteln des ehemals besetzten sowjetischen Gebiets vertrieben seien. «Doch unsere Aufgabe kann nicht damit erledigt sein, das Vaterland von den feindlichen Truppen zu befreien», tönte er. «Heute ähnelt die Wehrmacht einem verwundeten Raubtier, das über die Grenze kriechen muss, um im eigenen Bau, Deutschland, seine Wunden zu lecken. Doch so eine Bestie bleibt immer gefährlich. Wenn wir die Gefahr der Versklavung endgültig von uns und unseren Alliierten abwenden wollen, müssen wir sie verfolgen und ihr im eigenen Bau den tödlichen Schlag versetzen.»⁶² Im Russischen heisst Raubtierbau «Berlog», und das war von Stund an bei den Rotarmisten der Name für Berlin. Viele kampferprobte T-34 trugen in Rot die Aufschrift «Nach Berlog!». Deutsche Spione berichteten, dass Komsomolzen und insbesondere Offiziere «Träger des sowjetischen Siegeswillens sind».⁶³

Die Frontpresse hämmerte den Soldaten ein, dass der Vormarsch nach Westen ein grosses Abenteuer verhiesse. Doch wurde er auch als gerechtfertigte Vergeltungsmassnahme verkauft. Sobald die ersten Einheiten die Grenze überschritten hatten, brachten die Zeitungen Bilder von Männern, die auf fremdem Boden rote Fahnen pflanzten.⁶⁴ Und die Propaganda ruhte nicht, denn es galt, starke Widerstände zu überwinden. In der Tat waren keineswegs alle russischen Soldaten und erst recht nicht alle Rekruten aus den anderen Sowjetrepubliken versessen darauf, die Grenze zu überschreiten.⁶⁵ Ein junger Spund wie Slesarew konnte sich am touristischen Aspekt seiner

Mission weiden, da er ungebunden war. Ältere jedoch, Väter und Ehemänner, oder auch die Müden, an Körper und Seele Versehrten, wollten daran glauben, dass ihre Aufgabe erfüllt war, wenn sie den letzten Faschisten vom sowjetischen Gebiet vertrieben hatten. Ihnen lag nichts daran, weiter zu kämpfen. Um Europa mochten sich die anderen Staaten kümmern, die Russland so lange sich selbst überlassen hatten. Dahinter verbarg sich Furcht und nicht nur Todesangst. In der Masse der russischen Soldaten wusste niemand aus eigener Anschauung, was Kapitalismus war. Seit dreissig Jahren redete man ihnen ein, dass er gefährlich sei, ein Ungeheuer (die Karikaturisten der *Prawda* leisteten ganze Arbeit) mit dem Vorsatz, das Glück der Arbeiter zu unterwandern. Diese Grenze zu überschreiten erschien daher kaum waghalsiger als auf den Mond zu fliegen.

Das empfanden zumindest die Bauernsoldaten aus Russland und den Ostrepubliken. Den grössten Widerstand bekundete jedoch eine Gruppe von Neuen, die ironischerweise den Kapitalismus aus erster Hand kannte: die Rekruten aus den jüngst befreiten Zonen von der Westukraine bis zu den westlichen Provinzen Weissrusslands. Als Überlebende schwärzester Zeiten fanden sie sich jetzt in der Roten Armee wieder und hatten den Eid auf die Sowjetunion ablegen müssen. Viele von ihnen waren in nationalistischen Traditionen aufgewachsen, die im Widerstreit zur kommunistischen Internationale standen⁶⁶, und die wenigsten sympathisierten mit Moskau. Oft hatte man sie sogar mit Waffengewalt einziehen müssen⁶⁷, anderen drohte das NKWD mit Repressalien gegen ihre Familien.⁶⁸ Die Wehrpflichtigen wussten, dass viele ihrer russischen Kameraden ihr blosses Überleben der Naziherrschaft als Schuldbeweis ansahen und damit als einen Makel, den nur ihr Blut abwaschen konnte.⁶⁹ Jetzt lag ein unbefristeter Dienst in einer – de facto – ausländischen Armee vor ihnen. «Die Neueingezogenen aus den wiederbesetzten Gebieten würden als Soldaten zweiter Klasse angesehen und behandelt», berichteten deutsche Spione. Einer der Kriegsgefangenen habe angegeben: «Wir wurden bei jeder Gelegenheit als ‚Sapadniki‘ [«Westler»] beschimpft und wie Arrestanten und Verbrecher voll Misstrauen behandelt.»⁷⁰

Die ersten sowjetischen Truppen betraten im Frühjahr 1944 kapitalistisches Terrain, und zwar in Rumänien, das sie von den südwestlichen Provinzen der Ukraine aus erreichten. Wenn ihre Eliteeinheiten in der Vorhut

nur aus alten Hasen bestanden, so erinnerten die ihnen folgenden Reserven an eine Flüchtlingskarawane. Kaum einer von ihnen hatte korrekte Papiere, geschweige denn eine politische oder militärische Schulung erhalten. Die Leute marschierten auch nicht in Rumänien ein; einige schlenderten, andere humpelten. In manchen Einheiten besaßen bis zu neunzig Prozent der Männer kein Schuhwerk, an Schaftstiefel war gar nicht zu denken. In einer Gruppe trugen fünfzehn Männer nur Unterwäsche und Hemden. Die Disziplin bei ihrer Ankunft liess sehr zu wünschen übrig. Viele kamen überhaupt nicht erst an, da man jederzeit absolut mühelos fliehen konnte.⁷¹ Unter den Verbliebenen herrschte vor allem die «Befürchtung, ‚kurz vor Kriegschluss‘ doch noch unmittelbar an die Front zu müssen».⁷² Zumindest durften sie sich Hoffnungen auf eine gewisse Entschädigung machen – Beute als Lohn für erlittene Härten, und zahlreiche konnten der Versuchung nicht widerstehen.⁷³ Erst wenige Wochen zuvor hatten Moskauer Truppen ihre Länder zurückerobert, jetzt lagerten sie in einem anderen. Dieses Mal traten sie als die Besatzer auf.

Rumänien war nicht Ostpreussen und dieser erste Einmarsch auf fremdes Terrain keine Orgie der Vergeltung. Den beiderseitigen Schock milderte auch, dass man die meisten Rotarmisten auf dem dünn besiedelten Lande einquartierte. Bukarest mit seinen glitzernden Verlockungen lag noch mehrere Gefechtsmonate vor ihnen. Derweil herrschte in der Truppe eine entspannte, ja fast gleichgültige Einstellung gegenüber der Ideologie. Die politischen Offiziere hatten es fast schon aufgegeben, ihr sowjetisches Bewusstsein zu stärken.⁷⁴ Während das Sowinformbüro darauf drängte, die rumänischen Gräueltaten anzuprangern, um Hass zu schüren, schienen sie kaum Anteil daran zu nehmen. In manchen Einheiten fanden monatelang keine ideologischen Vorträge mehr statt. Die Soldaten kämpften entweder – und der anfangs noch von deutschen Offizieren unterstützte Feind konnte grausam sein –, oder sie lagerten in der Nachhut, wo die Kriegsgefahr fast wie ein ferner Traum erschien. In manchen Gebieten legten rumänische Soldaten ihre Waffen nieder und baten die Sowjets, nicht zu schießen.⁷⁵ So erlitt das 251. Schützenregiment in diesem Mai nur Opfer durch Unachtsamkeit und Unfug im eigenen Lager.⁷⁶ In diesem Kontext versuchten einige der Ukrainer gewisse Tricks anzuwenden, die sie unter der Besatzung von den «arischen Übermenschen» abgesehen hatten.

Dabei spielte der moldawische Wein eine nicht unerhebliche Rolle. Eine Gruppe sowjetischer Pioniere machte es sich bei ihrem Auftrag, Strassen und Brücken der Region wieder herzustellen, schnell bequem. Einer der Offiziere war zehn Tage lang ununterbrochen betrunken, und bei den Männern setzte der Alkohol alle sexuellen Hemmungen ausser Kraft. Einheimische Frauen lernten bald, sich zu verstecken, wenn sie beobachteten, wie Offiziere ihre Nachbarinnen mit vorgehaltener Waffe abführten. Zwei Feldwebel, die ein Dorf in der Nähe ihres Lagers auf der Suche nach Frauen durchstreiften, mussten feststellen, dass die dort erhofften Prostituierten geflüchtet waren. In ihrer Rage erschossen sie eine Mutter mit Tochter und fielen danach über deren Nachbarin her. Ein besonders gerissener Mann gab sich als Abwehrgent aus und berief die Frauen seines Bezirks zur Untersuchung ein: Die von ihm auserwählte und vergewaltigte Frau fand man tags darauf mit einer Kugel im Kopf in einem Graben. Bei Hausdurchsuchungen in Botoschani stiess man eines Nachts im Mai auf etwa hundert Soldaten, überwiegend Offiziere, die mit Anwohnerinnen im Bett lagen.⁷⁷ Diebstahl und Erpressung von Zivilisten waren gang und gäbe, doch gab es auch organisierte Kriminalität. Eine Bande forderte von den Dörflern in der Nähe ihrer Stellung zweihundert Schafe und verlangte nach deren Lieferung weitere zweihundert, bereitzustellen am nächsten Morgen.⁷⁸ Für Transport und Vermarktung war gesorgt.

Solche Vorfälle alarmierten die politischen Kommissare. Im Juni erliess Moskau eine spezielle Anordnung über den Stand der politischen Bildung bei der in Rumänien stationierten Truppe, und danach mussten die Politruks ihre Lehrbücher hervorholen.⁷⁹ Die 2. Ukrainische Front in Rumänien galt auch als warnendes Beispiel für andere. Hoch im Norden, nahe der litauischen Stadt Kaunas, hörte Ermolenko im August einen Vortrag über die rumänischen «Exzesse». Im Anschluss daran schrieb er: «Die Rote Armee ist keine Bande von Räubern oder Marodeuren. Wenn wir auf bewaffneten Widerstand treffen, müssen wir diesen selbstverständlich brechen, doch Raub und Mord lassen wir nicht zu.» Allerdings waren er und «die Jungs» wenige Tage zuvor selbst «auf Raubzug» gegangen.⁸⁰ Die Befehlslage erschien ihnen konfus. Ihre Umwelt war bereits völlig zerstört und verwüstet. Alle hatten ihre Habe verloren. Manchmal erhielten die Männer direkte Befehle, das Land zu meiden. Eigentumsrechte, die Sowjetbürgern immer schon

fremd waren, spielten in solchen chaotischen Verhältnissen kaum eine Rolle. Und dann gab es ja noch den Wunsch nach Rache, ganz zu schweigen von den materiellen Bedürfnissen der Soldaten. Die Politruks konnten predigen, aber selbst ihnen waren die Regeln nicht klar. Und jeden Tag fuhren mit Beute beladene LKW für die Stabsoffiziere in die Heimat.

Insgesamt war der Spätsommer 1944 eine verwirrende, angstvolle Zeit. Die Befreiungsarmee, jene Vorhut des Kampfes für die Gerechtigkeit, verkam zu einem Pöbelhaufen. Neue Männer ersetzten die gefallenen, doch das blieb nicht die einzige Veränderung. Sogar die Veteranen, die Helden von Kursk und Orel, standen vor ungeahnten Herausforderungen, Versuchungen, denen sie nicht widerstehen konnten. Erschöpfte Männer, gerade erst wieder durch Gefechte verschlissen, sahen die Grenze durch einen Nebel von Gefühlen wie in einer Epiphanie, und dabei gab es kein Zurück. Lew Kopelew suchte sein Heil darin, die Augen vor bestimmten Widerwärtigkeiten zu verschliessen und einfach beduselt in den Tag hinein zu leben: «Meine Feldflasche war immer gefüllt mit Cognac Frères Ogiers, meine Taschen voller Zigarren. Ich war an starkes Kraut gewöhnt. ... Wir rauchten die langen starken Zigarren wie gewöhnliche, selbstgedrehte Machorka. Anfangs wird einem zwar schwindling und etwas übel davon, aber man gewöhnt sich rasch daran. Alle die Cognacs, Schnäpse, Liköre – wir tranken die ganze Zeit ziemlich viel – und der herbe, ätzende Tabakqualm schufen ein etwas verschwommenes, vages Gleichgewicht der Gefühle und des Bewusstseins. Es war grässlich und ekelhaft, was rings um uns geschah und gesprochen wurde.»⁸¹

Gleichgültig, wann sie die Grenze erreichten, niemand konnte vergessen, was er dabei empfand. Jeder Veteran hat eine Geschichte zu erzählen. «Wir weinten, als wir die Häuser sahen», sagte mir ein Mann. «So hübsche Häuser, klein, und alle weiss gestrichen.» Der heute in der Provinz Moskau beheimatete ehemalige Bauer Iwan Wasilewitsch erinnerte sich daran, welchen Gefallen er an dem Vieh fand. Der Hof, auf dem er in jenem Sommer einquartiert war, stand leer. Wie so viele waren die Inhaber geflohen, als sie die ersten sowjetischen Geschütze hörten. Das Korn konnte sich selbst überlassen bleiben, doch seit Tagen hatte niemand die Kühe versorgt. Iwan Wasilewitsch berührte sie voller Bewunderung, spürte das feste Fleisch. Dann nahm

er sich einen Schemel, um sie zu melken. Ihr Muhen klang ihm in jenen ersten Tagen wie Musik in den Ohren.

Bis zum Kriegsende sollte Iwan Washewitsch noch viele andere Kühe melken und versorgen. «Das Vieh war hungrig», berichtete er, «und in der Nähe gab es Heu. Also fütterte ich erst mal, denn es musste ja fressen. Später plante ich, die Stalltür offen stehen zu lassen, damit es auch etwas bekam, wenn wir fort waren.» Die privaten Höfe faszinierten dieses an kommunistische Versäumnisse gewöhnte Kolchoskind. «Es war interessant, Vergleiche zu ziehen», fing er an. «Ich meine, weil auch ich in der Landwirtschaft aufgewachsen war.» Dann stockte er, druckste ein wenig herum. Wie Tausende anderer hatte er etwas entdeckt, das ihn am Sinn des ganzen Kriegs, an der Revolution und am sowjetischen Traum zweifeln liess.⁸² Damals blieb es zuerst noch nebulös und verschwommen, aber er konnte den Eindruck nicht mehr vergessen. «Es ist das Wort ‚reich‘», sagte er. «Die kapitalistischen Höfe waren einfach reicher!»⁸³



Soldaten gingen sehr unterschiedlich mit dem wahren Gesicht des Kapitalismus um. Manche wurden neidisch, andere neugierig. Später, als sie nach Deutschland kamen, empfanden sie hauptsächlich Wut. Niemand konnte verstehen, warum die wohlhabenden Deutschen ihre östlichen Nachbarn überfallen wollten, warum ein Volk, das so viel besass, noch mehr an sich reißen musste. Einen Politoffizier habe der «Überfluss angeekelt», und er bekannte seine Wut beim Blick in eine Speisekammer: «Am liebsten hätte ich all diese Reihen von Gläsern und Flaschen vom Regal gefegt.»⁸⁴ Wo sie in Europa auch hinkamen, die Rotarmisten waren ebenso angewidert wie fasziniert von der Burschui, der Bourgeoisie, mit ihrem geordneten Leben und den seltsamen Ansichten über das Eigentum. Doch in jenem Sommer waren die Bürger, denen die Soldaten im Süden begegneten, Rumänen: zwar ehemalige Feinde, aber keine Stürmer oder Millionäre. Ihr bescheidener Wohlstand löste bei den Männern Groll und sogar antisowjetische Hetze aus. Wenn der Kommunismus so gut sei, warum lebten diese Bauern dann so viel besser?⁸⁵ Doch statt die rumänischen Höfe abzufackeln begnügten sich die Soldaten damit, sie auszuplündern.

Der Schock des relativen Überflusses wiederholte sich in Polen, nur gab es dort auf dem stark verwüsteten Lande weniger zu holen. Doch als die sowjetischen Truppen die sandigen Ebenen und Kiefernwälder durchqueren, mussten sie sich wieder einer schmerzlichen Einsicht stellen, sahen erneut eine lange gehegte Überzeugung verraten. Zwar hatte Stalin den Internationalismus bei Kriegsausbruch aus seiner Rhetorik verbannt, aber nach dem Überschreiten der Grenze wurde der Mythos wieder belebt, dass sich die Rote Armee auf einer brüderlichen Befreiungsmision befand. Theoretisch hätten die Polen sich als Nutzniesser der Sowjetmacht betrachten müssen, als Opfer der nationalsozialistischen Aggression, die auf ihre Erlösung warteten. Ursprünglich hatten die Alliierten im September 1939 ja gerade darauf ihre Kriegserklärung gestützt – damals jedoch war Stalin mit Hitler verbündet, und Polen sah sich von beiden Diktaturen gleichzeitig zerstückelt. Jetzt, da die Rote Armee an der Seite des demokratischen Westens kämpfte, sollte ihre Ankunft in Polen ein Grund zum Jubeln sein, nach diesem Albtraum der faschistischen Besatzung. Doch hatten die ethnischen Polen allen Grund, am Segen von Stalins zynischer Umarmung zu zweifeln. Heute noch erzählt man sich den Witz, dass ein Vöglein vom Himmel fällt, direkt in einen Kuhfladen. Eine Katze rettet es daraus, natürlich um des Frasses willen. «Die Moral», so erklärte mir eine polnische Freundin, «ist die: Nicht jeder, der dich aus der Scheisse holt, muss auch dein Freund sein.»

Kurzfristig waren einige Polen bereit, an der Seite der Roten Armee zu kämpfen, und im April 1943 war auf sowjetischem Boden die 1. Polnische Armee entstanden. Polen schlugen im Juli 1944 für Tschuikows 8. Gardearmee den Weg nach Lublin frei und blieben dann bis zum Fall Berlins zehn Monate später dabei.⁸⁶ Doch Stalins Sympathien lagen nie bei den Polen, und die meisten polnischen Soldaten wussten das. Sie klagten darüber, dass ihre Uniformen und alles andere nicht der Norm entsprachen, dass sie vor dem Winter keine warme Kleidung erhielten und dass man ihnen stets die gefährlichsten Aufgaben übertrug.⁸⁷ Am tiefsten sank die Moral, als sie vom Schicksal ihrer Landsleute in Warschau hörten.

Ermutigt durch die konkrete Chance ihrer Befreiung, organisierte der nationalistische Untergrund Warschaus im August 1944 einen Aufstand der polnischen Bürger mit dem Ziel, die deutsche Garnison zu zerstören. Da Ro-

kossowskis Truppen an der Weichsel lagerten, konnte man mit einer konzentrierten Aktion rechnen. Doch das Projekt schlug fehl, und dafür musste die ganze Bevölkerung Warschaus mit ihrem Blut bezahlen. Tausende wurden hingemetzelt, bevor Hitler anordnete, die Hauptstadt dem Erdboden gleichzumachen. Am meisten empörte die polnischen Soldaten jedoch, dass die Sowjets nicht einmal einzugreifen versuchten. Auch wenn Rokossowskis Truppen im August 1944 höchstwahrscheinlich nicht in der Lage waren, Warschau zu retten, Stalin kaum frische Reserven gefunden hätte⁸⁸ und sich die Dynamik der Operation «Bagration» im grossen Schlag von Minsk erschöpft hatte: Die Vernichtung der polnischen Nationalisten in Warschau kam Stalins langfristigen Zielen durchaus entgegen. Ebenso wie das Massaker von Katyn 1940 sollte diese Tragödie die russisch-polnischen Beziehungen für Jahrzehnte vergiften.

Später erklärten die Sowjets – wie zur Rechtfertigung –, dass sie für eine übernationale Sache gekämpft hätten. Zwar hatten sie den Internationalismus seit Kriegsbeginn heruntergespielt, und den russischen Soldaten selbst war er gewiss überflüssig erschienen, als sie 1941 an der Front auf ihre vermeintlichen deutschen Brüder stiessen. Doch die Vorstellung der Sowjetunion als eines einzigartigen, wegweisenden und übernationalen Staates liessen sie nie fallen. Noch heute geben ehemalige Rotarmisten und Partisanen an, dass sie sich «sowjetisch» fühlten, um damit die misslichen Spaltungen zwischen den ethnischen Russen und all den anderen an der Front zu überwinden. Die Polen hätten ebenso wie die Sapadniki einfach der Bruderschaft beitreten können. Das habe ihre Zukunft im Sowjetsystem – im Unterschied zur nationalsozialistischen Tyrannei – gesichert.

Diese geschickte Lösung entsprach nie den Tatsachen, schon weil Stalin selbst die ethnischen Säuberungen betrieb. Im Sommer 1944 quollen der Gulag und die Arbeitslager Zentralasiens mit Wolgadeutschen, Tschetschenen, Tataren, Kalmücken und anderen «Sträflingen» über. Im letzten Kriegsjahr folgten Ukrainer und Polen. Die Volkszugehörigkeit hatte inzwischen den Sozial- oder Klassenstatus als Vorwand für Massenfestnahmen abgelöst.⁸⁹ Doch kam die sowjetische Rhetorik auch beim Volk kaum an. Russen mochten behaupten, dass es in Uniform keine Unterschiede zwischen ethnischen Gruppen gebe, allerdings befanden sie sich nirgends in der Minder-

heit. «Wir sind alle gleich» ist ein imperialistischer Gedanke, der die Ansprüche und Perspektiven von Minoritäten verachtet. Zwar kämpften Millionen von Polen, Ukrainern, Georgiern, Juden, Kasachen und so fort an der Seite der Russen, zum Teil explizit im Dienste der Sowjetmacht, aber Randgruppen waren in der Armee weder gleich noch unsichtbar. Man bezeichnete sie, in der Regel geringschätzig, als Nazmen, hergeleitet vom russischen Wort für ethnische Minderheiten: eine Horde von elenden Gefangenen, die von Odessa über Tallinn bis Ulan Bator überall her stammen konnten.

Ironischerweise schienen sich die Juden am ehesten mit den Träumen vom Internationalismus anfreunden zu können. Offiziell verurteilte und verpönte der Sowjetstaat den Antisemitismus. Dies war ein Fortschritt gegenüber dem Zarenregime und ein ausgeprägter Kontrast zum Dritten Reich. Doch ebenso wie sein Bekenntnis zum Internationalismus musste auch seine Ausrichtung am Szientifismus und Urbanismus ein Volk anziehen, das traditionell überwiegend in den Städten gelebt hatte. 1941 waren Juden zu Tausenden für die sowjetische Sache angetreten. Moskauer Studenten hatten ihre Bücher beiseite gelegt, Jungkommunisten im Staatsdienst um Zuteilung zur Front gebeten. Juden, und nicht nur in der Sowjetunion geborene, gehörten zu denen, die sich bei allen Waffengattungen am eifrigsten freiwillig meldeten. Im Frühjahr 1941 kamen aus Polen und der westlichen Ukraine Flüchtlinge ins Land geströmt und standen bis Sommer im Dienst der Roten Armee. Der Tod ihrer Angehörigen in der alten Heimat führte ihnen drastisch vor Augen, dass ihre Loyalität zur Sache Stalins begründet war.

Die Rote Armee selbst rühmte sich einer Reihe von Vorschriften gegen den Antisemitismus, darunter ein Verbot des diffamierenden Ausdrucks Schid (Jid). Antisemitische Bemerkungen von Soldaten waren ebenso unter Strafe gestellt wie rassistische Parolen. Daher glaubten nun viele idealistische Kommunisten (viele davon in der Tat Juden), dass die Sowjets wirklich den Hass der zaristischen Vergangenheit überwunden hatten. Juden konnten jedoch die Rote Armee nur in einem Anfall von leidenschaftlichem Idealismus für ein günstiges Umfeld halten. Zwar gab es die gewissenhafte offizielle Rhetorik, aber untereinander nahmen Soldaten – und auch viele Offiziere – kein Blatt vor den Mund, worauf die Behörden kaum reagierten. Das NKWD registrierte die gemeldeten Fälle nebst Strafmassen. Ein Mittdreissi-

ger musste für fünf Tage ins Gefängnis, weil er vor einem jüdischen Kameraden erklärt hatte: «Mein Vater hat die Jidden verachtet, ich verachte sie, und meine Kinder werden sie auch verachten.»⁹⁰ Wohingegen ein anderer Soldat, der einen Schützen angefaucht hatte, «Was willst du eigentlich, Judengesicht», dafür mit seinem Ausschluss aus dem Komsomol bezahlen musste. Das war besser als der Nationalsozialismus, aber es lag noch ein weiter Weg vor ihnen.

Schlimmer waren die Witze, also der vom NKWD so streng kontrollierte Humor. Landläufig hiess es, die Juden hätten auch in der Armee wieder ihren üblichen Trick abgezogen. Sie hätten sich also vor der Front gedrückt und in die sichere Schreibstube gerettet. Als Zehntausende in den ersten Kriegsmonaten geflohen waren, bezeichnete man sie als «Taschkent-Partisanen», nach ihrem Hauptzufluchtsort. «Sie haben jetzt ein eigenes Bataillon gegründet», ging ein Witz bei russischen Soldaten, «um Taschkent und Alma-Ata zu erobern.»⁹¹ Ein anderer hiess: «Mit der Seele ist ein Jude immer an der Front, aber sein Körper bleibt lieber jenseits des Ural.» Trotz des aktuellen Kontextes waren es urtümliche Klischees. Man sagte Juden sogar nach, dass sie krumme Gewehre bevorzugten.⁹²

Andere Gerüchte bauten auf antike Themen wie das Blutopfer beim Passahfest und die Magie der Kabbala. Man lastete jüdischen Ärzten an, verwundete Russen fronttauglich zu schreiben, noch bevor sie wieder stehen konnten.⁹³ Eine Geschichte aus dem Jahr 1944 griff auf die Idee der zionistischen Weltverschwörung zurück: Der Schütze Abram Abramowitsch bringt immer deutsche Trophäen aus den Gefechten mit, Gewehre, Karten, sogar eine Regimentsfahne. Als man ihn für seine Heldentaten auszeichnet, fragt jemand, wie er das geschafft hat. «Ach», sagt der, «ich habe einen Freund auf der deutschen Seite, Mark Markowitsch, und mit ihm tausche ich Trophäen der Roten Armee gegen solche der Wehrmacht.»⁹⁴ Wenn einige Russen darüber lachten, so mussten sie bei einem Blick auf ihre deutschen Feinde feststellen, dass es dort gar keine Mark Markowitschs mehr gab.

Die Judenverfolgung gehörte zu den nationalsozialistischen Gräueln, die man in der sowjetischen Öffentlichkeit ignorierte. Den Kern des Problems bildete ab 1944 eine imaginäre Hierarchie des Leidens, und in diesem Krieg sah Russland sich selbst als das grösste Opfer an. Man hatte eine Invasion mit extremen Verwüstungen erlebt. Man stand allein, als Europa schief; und

bei der Verteidigung Stalingrads hatte man sich regelrecht ausbluten lassen. Zwar führte die Sowjetunion diesen Krieg, aber in der Roten Armee dienten mehr Russen als Angehörige anderer ethnischer Gruppen. Soldaten sahen oft – in ihren Augen grosszügig – über die Herkunft der Kameraden hinweg und nahmen sie im Herzen alle als «Russen» an.⁹⁵ Russische Soldaten waren es, die in unvergleichlich höherer Zahl als alle anderen in deutscher Kriegsgefangenschaft hungerten und starben, und russische Zivilisten hatten unter der Invasion und den Kämpfen unvorstellbar zu leiden.⁹⁶ Russland und die anderen Sowjetrepubliken hatten unter fast jedem Aspekt einen viel höheren Preis für den Krieg zahlen müssen als die Alliierten. Doch die erbrachten Opfer zählten zu Hause wie auch auf der diplomatischen Ebene als eine Art Kapital. International gewährten sie Ansprüche auf erhebliche Reparationen sowie moralische Wiedergutmachung. In der Heimat lösten sie einen Sturm des Patriotismus aus, der dem Namen nach sowjetisch, doch in der Sache russisch war. Das Epizentrum all dessen bildete Stalin selbst (ungeachtet seiner georgischen Herkunft), der mit seinem Volk gelitten, gerackert und geblutet hatte. Man identifizierte ihn mit jedem Moment des allgemeinen Schmerzes.

Im Einzelnen ging es um wahrhaft entsetzliche Ausmasse. Mehr als drei Millionen sowjetische (überwiegend russische) Kriegsgefangene waren in Nazilagern umgekommen. Viele starben infolge direkter brutaler und illegaler Gewalteinwirkung. Sogar ein deutscher Zeuge – ein Soldat, der 1942 über die Erfolge der Wehrmacht schrieb – war irritiert über die Zustände. Die Insassen, denen angeblich Nahrung und Unterkünfte (ja sogar Rotkreuz-Päckchen) zustanden, waren so verängstigt und ausgehungert, dass sie «winselnd vor uns herumkrochen, Menschen, an denen keine Spur von Menschlichkeit mehr war». Vielleicht half dieser Eindruck den Aufsehern, die Männer foltern zu können. Die deutschen Wachen machten sich einen Spass daraus, einen toten Hund in das Gehege der Gefangenen zu werfen. «Die Russen brüllten wie wahnsinnig», schrieb der Zeuge, «fielen über das Tier her und rissen es mit blossen Händen in Stücke ... Die Innereien stopften sie sich, gleichsam als eiserne Ration, in die Taschen.» Die wenigen, die dort überlebten, erinnern sich an den Schrecken, die Demütigung und die makabre Praxis des Ljudoestwo, Leichen zu fleddern und zu verzehren.⁹⁷ Keine andere Armee litt in diesem Ausmass, nicht einmal in Asien.

Auch Zivilisten waren Gewalt aller Art ausgesetzt. Von den ersten Tagen der Invasion im Jahr 1941 an führte die Wehrmacht einen Krieg gegen Partisanen, bei dem sie faktisch neben echten Guerrillas viele Unbeteiligte erschoss oder erhängte. Hinzu kam die Requirierung von Nahrung und sonstigem Eigentum. Daraus resultierte eine derart entsetzliche Hungersnot, dass mancherorts Einheimische in ihrer Verzweiflung an den deutschen Lagern erschienen «und bettelten oder darum baten, dass man sie erschoss».⁹⁸ Das Elend zog unter der Zivilbevölkerung der besetzten Zone Epidemien nach sich. Besonders schlimm wütete 1943 das Fleckfieber. Unter der Nazibesatzung sollen knapp 7,5 Millionen Sowjetbürger umgekommen sein, die meisten in der Ukraine (3,2), in Russland (1,8) und in Weissrussland (1,5 Millionen).⁹⁹ Andere fielen der Zwangsarbeit zum Opfer, und mindestens drei (einer russischen Quelle zufolge sogar mehr als fünf) Millionen Männer und Frauen gelangten auf diese Weise als Sklaven ins Reich. Viele davon – wahrscheinlich mehr als zwei Millionen – mussten so schwere Arbeit verrichten, dass sie schliesslich den Juden Europas in die Todeslager folgten. Das Reich gab sie zur Vernichtung frei, so wie man alte Klepper zum Abdecker bringt.¹⁰⁰

Russland hatte also wirklich lange Qualen zu erleiden, und wie meist bei Verfolgung erwuchs daraus in den Opfern ein Gefühl der Empörung, Anspruchsberechtigung und Solidarität. Denn niemand hatte die Last des Kriegs geduldiger ertragen, niemand mehr gekämpft und geackert. Das war die Geschichte, und sie wurde zum politischen Refrain. Doch hätte Russland seinen Anspruch auf Empörung – und Stalins überlegene Pose darin – so kaum durchhalten können, wenn es zweierlei bedacht hätte. Zum einen, dass die konzentrierteste Gewalt der Nazis, eine selbst in diesem äusserst böartigen Krieg beispiellose Grausamkeit, nicht die Russen, sondern die Juden traf. Zum anderen, dass Sowjetbürger in den besetzten Gebieten, darunter Tausende von Ukrainern und Balten, den Genozid nicht allein geduldet, sondern begrüsst und unterstützt hatten.

Es war die Armee, die alle einschlägigen Entdeckungen machte, so dass gerade Soldaten am besten über das wahre Schicksal der Juden Bescheid wussten. Zwar waren schon 1941 bei Kertsch erste Indizien für den Massenmord aufgetaucht, als sowjetische Truppen unter grossen Opfern versucht hatten, die Krim zurückzuerobern.¹⁰¹ Das volle Bild zeichnete sich jedoch



*Russischer Kriegsgefangener mit eintätowierter Nummer
(aus dem Staatsarchiv der Russischen Föderation)*

erst von 1943 an beim Vormarsch nach Westen ab. In Krasnodar vergasteten die Nazis siebentausend Juden bei einem Experiment mit speziell hergerichteten Lastwagen (eine Technik, die das NKWD schon seit 1937 beherrschte, doch war es ein Schock, sie von anderen angewandt zu sehen). Als man das Massengrab fand, wurde ein Teil der Leichen zeremoniell exhumiert, mit frischem Leinen umhüllt (wie es einem russischen Leichnam gebührt) und mit allen Ehren vor der weinenden Menge bestattet.¹⁰²

Ende 1943 machte die sowjetische Presse mit berechtigter Empörung das Geheimnis der nahe Kiew gelegenen Schlucht von Babi Jar publik, in der Leichen von mindestens hunderttausend Juden lagen. Für das Sowinformbüro bedeutete das eine echte Herausforderung. Denn die mit Benzin über-gossenen und mit Asche beschmutzten Körper riefen Gespenster wach, mit denen Moskau schwer umgehen konnte. Der Holocaust, so ein Kommentar, war «ein unverdaulicher Brocken im Bauch des sowjetischen Triumphes».¹⁰³ Zwar hätte Moskau dem Massenmord an den Juden niemals zustimmen können, es wollte ihnen aber auch keinen Sonderplatz im Mythos des Kriegs zugestehen. Russland hätte sonst seine Opferrolle teilen müssen. Dies wiederum hätte das kommunistische Regime gezwungen, eine besondere Nähe zwischen Juden und Bolschewiken anzuerkennen, gegen die sich Stalin seit Jahren nach Kräften wandte (indem er nicht zuletzt auch jüdische Genossen festnehmen liess). Diese Leichen bedrohten also, ähnlich wie die der polnischen Offiziere im Wald bei Smolensk, das empfindliche Gleichgewicht von sowjetischer Rechtschaffenheit und russischer Selbstgewissheit.

Ebenso gefährlich war, dass diverse ukrainische Nationalisten den Genozid seinerzeit begrüsst hatten. Der im Mitteleuropa der dreissiger und vierziger Jahre aufkommende Rassenwahn war, genau wie der Bolschewikenhass, nicht auf Deutschland beschränkt geblieben. So hatte 1941, unter der deutschen Besatzung, der Chef der ukrainischen Kriegsregierung selbst die Ansicht vertreten, dass «Juden Moskau helfen, seinen Zugriff auf die Ukraine zu festigen. Deshalb bin ich der Meinung, dass man die Juden auslöschen und dazu auch in der Ukraine die deutschen Vernichtungsmethoden anwenden sollte.»¹⁰⁴ Danach hetzte er die sturen ukrainischen Bauern auf, alle «jüdisch-moskowitzischen Proletarier» zu hassen. Einige schlossen sich daraufhin den Mordkommandos an.¹⁰⁵ Doch das alles zu wiederholen und nochmals aufzuwärmen, hätte den zerbrechlichen Rahmen der sowjetischen Bruderschaft gesprengt. Es hätte zweifellos auch das Verhältnis Moskaus zum Gros der Ukrainer gefährdet, insbesondere zu jenen, die in Moskaus Namen an der Westfront kämpften.

Die Reaktion war, alle Berichte von den Tatorten zu redigieren. Meldungen über den Genozid erschienen fortan als Teile des schrecklichen grösse-

ren Ganzen. Besonderes Gewicht legte man auf die von Russen zu tragenden Bürden. Während die Inspektoren den Bericht über das erste von der Armee entdeckte Todeslager schrieben, erfuhren *Prawda*-Leser von einem Ort in der Ukraine, wo Gefangene der Roten Armee verhungert waren, und zudem von einem Lager, in dem man Russen vorsätzlich mit Fleckfieber infiziert und hatte sterben lassen.¹⁰⁶ Zu dieser Strategie der Zensur trug bei, dass die nach und nach ans Licht kommenden Tatsachen in ihrer Grausigkeit jede Vorstellung überstiegen. Als Alexander Werth seinen ersten Bericht über ein Vernichtungslager der Nazis – «Die Todesfabrik» – bei der BBC einreichte, sendete diese ihn nicht: Die Geschichte sei derart schrecklich, meinten die Direktoren, dass sie nur eine weitere Propagandanummer der Sowjets sein könne.¹⁰⁷

Die Wahrheit begann im Sommer 1944 durchzudringen. Lublin liegt direkt hinter der Grenze, und als die Rote Armee es im Juli befreite, fand sie eine durch Besatzung und Bombardement vernarbte Stadt, die jedoch trotz der Schäden mit ihren Kirchen und weiss getünchten Häusern den Reiz von Jahrhunderten behalten hatte. Das Geheimnis lag wie ein dunkler Schatten kaum drei Kilometer entfernt. Majdanek war das erste von einer der Armeen entdeckte Lager, eine fünfundzwanzig Quadratkilometer grosse, rigoros durchorganisierte Anlage mit Gefängnissen, Gaskammern und Schloten, in der die Nazis anderthalb Millionen Menschen ermordeten. Der Geruch von Leichen und verbranntem Fleisch liess die Anwohner ihre Fenster geschlossen halten. Er verschlug ihnen den Atem und raubte ihnen den Schlaf. Das Ausmass des Grauens erschütterte alle Zeitzeugen.

Majdanek gab eine Vorahnung vom Genozid. Ihr folgte die Entdeckung von Auschwitz und Belsen. Es gab die einsame kleine Strasse, den Stacheldrahtzaun, die Wachtürme. Ein Torbogen wölbte sich über dem Eingang, und dahinter lagen im Dunst Baracken und unheilverkündende Schornsteine. Jeder Hof hatte einen starken rechtwinkligen Galgen. Es gab Betonduschblöcke mit der Aufschrift «Bad und Desinfektion»: die Kammern, in die man Tausende verängstigter, ihr Schicksal dunkel ahnender nackter Menschen getrieben hatte. Als Werth durch die Anlage ging, dachte er über ihre letzten Augenblicke nach, stellte sich vor, wie die blauen Kügelchen des Zyklon-B durch ein Deckengitter strömten und sich allmählich auflösten. Er stand ge-

nau dort, wo die SS-Wachen gestanden hatten, überblickte den Raum aus ihrer Perspektive. Dann sah er unter sich auf den Estrich und erkannte zu seinen Füßen einen blauen Schriftzug, den er noch als «vergast» entziffern konnte, darüber ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen. «Der knappe Vermerk mit blauer Kreide – das bedeutete: Auftrag erledigt, der nächste Schub, bitte!»¹⁰⁸

Werth behauptete, dass die *Prawda* über alles berichtete, doch das ist nicht ganz richtig. Zwar brachte sie eindringliche Reportagen, die immens gewirkt haben müssen, sie stellte allerdings nicht die Juden als Hauptopfer dar. Vielleicht kam dem entgegen, dass Majdanek ein echtes Mischlager war, zu dessen Insassen neben Juden auch viele andere Europäer, Russen und Polen gehörten. Dieser Umstand machte es der Presse leichter, darüber zu schreiben. Im Gegensatz dazu hörte die sowjetische Öffentlichkeit von Oswięcim (Auschwitz) erst am 7. Mai, also ganz kurz vor der Siegesmeldung, obwohl die Rote Armee das Lager schon im Januar 1945 entdeckte (und darin mehr als eine Million Kleidungsstücke gezählt) hatte.



*Scheiterhaufen mit Leichen,
als Beweis für deutsche Kriegsverbrechen im estnischen Klooga aufgenommen
(aus dem Staatsarchiv der Russischen Föderation)*

Eine offene Frage ist, was die Soldaten bei alledem dachten. In Majdanek hatte man ihnen den Befehl gegeben, das ganze Lager zu besichtigen, und auch in Auschwitz sahen sie das Unfassbare mit eigenen Augen. Die Bilder des Abscheulichen mögen ihren Hass auf Hitler noch verstärkt und ihren Mut bis zum Erbarmungslosen gesteigert haben. Ebenso der Anblick in Klooga vor Tallinn, wo Täter die Leichen ermordeter Juden zwischen Holzscheiten aufgestapelt und zum Anzünden mit Benzin übergossen hatten.¹⁰⁹ Auf den Fotos der verkohlten Überreste sieht man Rotarmisten im Schnee stehen und auf die grässliche Szene starren, während Offiziere in Zivil ihr Protokoll fertigen. Was jene Soldaten später lasen, entsprach allerdings nicht dem Erlebten. Die *Prawda* trug dazu bei, andere Erinnerungen zu schaffen, und berichtete derart grauenhafte Details, dass man sie weder in Betracht ziehen noch vergessen konnte. Statt der entsetzlichen Realität der Endlösung bot sie eine simplere Lektion: Die sowjetische Wut war gerechtfertigt, die russische Rache gerecht.

Diese Lehre hilft, die daran anschliessende Gewalt zu erklären. Was die Faschisten taten, war in den Augen der Soldaten weit von allem entfernt, was «wir» – sie – jemals anrichten könnten. So hat die sowjetische Propaganda den Feind bis hin zum fast Unmenschlichen herabgewürdigt. Mit «uns» war er jedenfalls nicht mehr vergleichbar. Ausserdem verlangte der Opferstatus des russischen Volkes nach Vergeltung und Wiedergutmachung. Binnen weniger Monate beging die Rote Armee in Ostpreussen unter dem Schutz dieser Doppelmoral Gräueltaten wie Morde, Vergewaltigungen und Raubzüge. Ähnlich widersprüchlich ging man mit «unseren» Juden um. Wenn ein Russe murrte, dass die Juden besser tot wären, so war das etwas ganz anderes als im Fall eines Faschisten. Das NKWD hörte 1944 Männer schwärmen: «Hitler hat das gut gemacht, die Juden zu vermöbeln!»¹¹⁰

Diverse invalide Veteranen der Armee gaben jetzt ihre groben Vorurteile bei der sowjetischen Zivilbevölkerung zum Besten. Es waren die üblichen Geschichten. Juden kämpften nicht, sondern sässen nur in warmen Schreibstuben oder andernorts herum, wo es etwas zu schmarotzen gebe. Dann folgten die Witze, die Wertungen, die Ressentiments. Im Frühsommer diskutierte die Führung der Militärzeitung *Roter Stern* sogar darüber, ob man nicht Berichte über jüdische Helden der Sowjetunion und Frontgeneräle bringen

müsse, um den Rassismus zu bekämpfen. «Wir sehen eine regelrechte Agitation für Pogrome», schrieb einer der Redakteure im Mai¹¹¹, und wenige Monate später folgten die befürchteten Lynchaktionen. Das Kiewer Pogrom von 1945 begann nach dem Streit zwischen zwei betrunkenen Ukrainern und einem jüdischen NKWD-Agenten: Dieser hatte die Angreifer erschossen, und ihre Beerdigung löste antisemitische Krawalle aus.¹¹² Doch Nachkriegs-russland ging bald mit aller Macht des Staates gegen die Juden vor. Ab 1948 sahen diese sich wieder Festnahmen, Denunziationen und öffentlichen Demütigungen ausgesetzt. Sie verloren ihre Stellungen und ihr Ansehen, und den Kindern verwehrte man das Recht auf Schulbildung. Schliesslich sollte sich auch Stalins letzte grosse Säuberung gegen die Juden richten.¹¹³

Bei den Recherchen für dieses Buch habe ich festgestellt, dass es unter den gesprächsbereiten Veteranen unverhältnismässig viele Juden gab. Das war weder Zufall noch durch ein Vorurteil meinerseits bedingt. Es lag zum Teil daran, dass sich bestimmte Veteranen nach wie vor einem Schweigege-lübde unterworfen fühlen. Auch wenn der Staat, dem gegenüber sie es ab-legten, heute so nicht mehr existiert, halten sie in ihrer politischen Phantasie an ihm fest. Juden hingegen, die in der Nachkriegswelt so häufig ausgegrenzt wurden, dürfte es leichter fallen als ethnischen Russen, diese alten Regeln als absurd zu betrachten. Ferner gibt es Loyalitätsfragen, denn Juden hatten unter dem Sturz des Kommunismus zu leiden. Sie hatten also wenig Grund, den neuen, chauvinistischen russischen Staat zu begrüssen. Auch deshalb konnten sie leichter reden. Sie erzählten lebhaft, schreckliche, humorvolle und oft traurige Dinge, jedoch nicht im Stil von Funktionären. Juden gehörten an allen sowjetischen Fronten zu den entschlossensten Kombattanten – Grund genug zum Kämpfen hatten sie. Ausserdem neigte gerade diese Ge-neration zu den grossen Idealen des Internationalismus und des utopischen Kommunismus, des gerechten Kampfes, der Revolution und neuer Formen der Brüderlichkeit. Nemanow kämpfte in der Nähe von Stalingrad und von dort weiter in Richtung Kursk. Kirill überlebte die Belagerung Leningrads und führte seine Truppe durch Ostpreussen. Beide nahmen an den gefähr-lichsten Einsätzen des gesamten Kriegs teil.

Einen Morgen verbrachte ich mit dem einstigen Kombattanten Boris Gri-gorewitsch aus Kiew. Seine Eltern waren beide Juden, doch er bezeichnete sich als sowjetisch. «Gab es Rassismus?», wiederholte er lächelnd meine

Frage. «Selbstverständlich nicht. Wir waren ja alle sowjetische Bürger, alle gleichermassen.» Sein bester Freund sei ein Mingrele aus dem Kaukasus gewesen. «Wir waren wie Brüder», sagte er mir. Der Freund sei inzwischen verstorben, «aber ich gehöre noch zu seiner Familie, sie behandeln mich wie einen Sohn». Das war jedoch nicht sein letztes Wort zum Thema. Ich fragte nach seinen Ängsten in den langen Nächten vor Gefechten. «Ich fürchtete, dass man mich für einen Feigling hielt», antwortete er. «Als Jude musste ich immer beweisen, dass ich keine Furcht hatte.» Es dauerte Jahre, bevor Boris sicher wusste, dass sein Vater in Babi Jar umgekommen war.

9. Schändungen

Dreieinhalb Jahre nach dem Überfall vom Juni 1941 konnte die Rote Armee Stalins Drohung wahr machen, den Krieg ins Feindesland zu tragen. Doch bevor er Ende 1944 auf den Vorstoss in Richtung Berlin drängte, war die Dynamik der Operation «Bagration» im Oktober faktisch ausgeschöpft. Den Rest des Jahres verbrachten die beteiligten Soldaten in polnischen Dörfern oder lagerten am Fuss der Karpaten. Wenn die Truppen, darunter die Verbände von Schukows 1. Weissrussischer Front, an Silvester auf das neue Jahr tranken, so mit der Perspektive, noch die Überreste von Warschau einnehmen zu müssen. Nordwärts bereiteten sich die Einheiten der 2. und 3. Weissrussischen Front unter dem charismatischen Helden von Kursk, Konstantin Rokossowski, und dem erst achtunddreissigjährigen glänzenden Iwan Tschernjakowski darauf vor, den Ring um die Ostseezitadelle Königsberg zu schliessen. Bei den Militärs spürte man förmlich die Erwartung: Die Stunde der Rache hatte geschlagen.

Der aus dem weissrussischen Witebsk stammende Jakow Sinowiewitsch Aronow kam im Mai 1944 zur Roten Armee und fiel neun Monate später bei Königsberg. Für Schulung blieb somit kaum Zeit, und sein Dienst endete wie er begann: in einem deutschen Feuersturm. Als sich im Juni die Schlacht um Witebsk entschieden hatte, teilte man Aronow einem Artillerieregiment der 3. Weissrussischen Front zu, das auf seinem Marsch westwärts mückenverseuchte Wälder und nasskaltes Tiefland im Eiltempo durchquerte. Das Regiment kam so schnell voran, dass es die litauische Hauptstadt Wilna bereits Anfang Juli erreichte. Das war ein harter und nicht immer dankbarer Gang. In Litauen stiessen die Männer häufiger auf verstockten Widerstand,

als dass man sie mit Nelken und Roten Fahnen begrüsst hätte. Die Strassen nach Ostpreussen waren übersät mit ausgebrannten Panzern, die aussahen wie «auf den Knien liegende Kamele». ¹ Im Winter dann sah man andere Gestalten aus dem Schnee herausragen, Silhouetten von halb gefrorenen Leichenbergen. «Wir müssen um jeden Meter russischen [das heisst: litauischen] Bodens kämpfen», schrieb Aronow seiner Schwester. Seine Briefe nach Hause verraten nichts von Furcht. «Man kann kein Volk besiegen, das eine Kommunistische Partei anführt», betonte er. «Du wirst sagen, dass ich Dich jetzt wieder agitiere, aber nein, das ist keine Agitation. Ich schreibe nur, was ich jetzt denke. Wenn Du wüsstest, was ich alles von der ‚Neuen Deutschen Ordnung‘ gesehen habe, Du würdest vor Zorn mit den Zähnen knirschen und schreien – aber tröste Dich: Wir ballen die Fäuste und marschieren unerbittlich westwärts.» ²

Zwischen Oktober und Neujahr kam der Vormarsch für einige Wochen zum Stillstand. Die Strategen brauchten mehr Zeit, um den Feldzug nach Berlin zu koordinieren, an dem Armeen vom Finnischen Meerbusen bis zur südlichen Ukraine teilnehmen sollten. Andernorts jedoch stürmte die Rote Armee bereits voran. Bis Ende Januar hatte sie Rumänien neutralisiert und rückte am 30. August in Bukarest ein. Am 20. Oktober konnte eine sowjetisch-jugoslawische Streitmacht Belgrad zurückerobern. Budapest, die Hauptstadt Ungarns, das als einziger Staat noch mit dem Reich verbündet war, erlitt den Belagerungszustand. Millionen von Rotarmisten marschierten in Europa ein. Augenscheinlich war eine magische Grenze, eine Barriere durchbrochen, sodass die exotische Welt des Kapitalismus in der Frontkultur kaum mehr als geheimnisvoll galt. Deutschland blieb jedoch etwas Besonderes. Die Aussicht, direkt vor Ort Vergeltung üben zu können, bot Kitzel genug, um noch den trübsten Winter reizvoll erscheinen zu lassen. Am 12. Januar startete die Rote Armee ihren abschliessenden Feldzug, der sie durch Polen nach Ostpreussen und weiter bis vor die Tore Berlins führen sollte.

Die Soldaten schöpften ihre Kraft aus der Wut. Sie legten alles, von den gefallenen Freunden bis zu den abgebrannten Städten, von den hungernden Kindern der Heimat bis zur Sorge über einen weiteren Granatenhagel, alles – sogar den bourgeois Wohlstand – den Deutschen zur Last. Ob bewusst oder nicht, viele Rotarmisten machten bald auch einem Ärger Luft, der sich

im Lauf der Jahrzehnte durch die staatliche Unterdrückung und endemische Gewalt angestaut hatte. Als sie schliesslich Ende Januar 1945 ins Feindgebiet überwechselten, konnte sich dieser Ärger praktisch an alles heften. Schon in Ostpreussen, einer windzerpeitschten Enklave an der Ostseeküste, wussten sie sich in Deutschland, in der Brutstätte der Peiniger Russlands. Alles, was die Soldaten dort sahen, galt ihnen als Beweis für Gier, Korruptheit und Arroganz. «Stolz haben wir den Raubtierbau erreicht», schrieb ein Soldat namens Besuglow seinen Freunden in der Kolchose. «Jetzt werden wir uns rächen und diesen Bestien das Erlittene heimzahlen. ... Man sieht allerorten, dass Hitler seinen blutrünstigen Fritzen zuliebe ganz Europa ausgeraubt hat: Vieh der besten Zuchtbetriebe, feinste russische Merinoschafe, Bestände aus Lagern und Fabriken des ganzen Kontinents. Bald werden diese Güter als Trophäen in unseren russischen Geschäften ausliegen.»³

Die Männer wussten, dass sie jetzt selbst verrohten. «Ich muss gestehen, dass mich der Krieg sehr verändert hat», schrieb Aronow. «Krieg macht Menschen nicht weich, sondern vielmehr verschlossen, ziemlich grob und sehr grausam. Das ist eine Tatsache.»⁴ Er meinte das jedoch nicht als Entschuldigung, und auch seine Kameraden zeigten wenig Scham. «Unsere Männer sind mit Ostpreussen nicht schlimmer umgegangen als die Deutschen mit Smolensk», schrieb ein russischer Soldat von einer preussischen Stadt aus nach Hause. «Wir hassen Deutschland und die Deutschen sehr. In einem Hause z.B. haben unsere Jungs eine ermordete Frau mit 2 Kindern gesehen. Auch auf den Strassen sieht man oft ermordete Zivilisten. Und die Deutschen haben diese Gräueltaten verdient, mit denen sie angefangen haben. Man braucht nur an ‚Majdanek‘ zu denken ... Gewiss, es ist unwahrscheinlich grausam, die Kinder zu töten, aber die deutsche Kaltblütigkeit in Majdanek ist hundertmal schlimmer gewesen.»⁵

Die Organe für politische Bildung in der Roten Armee förderten dieses Denken. Ehrenburg hatte mit seiner Botschaft vom unerbittlichen Hass auf die Deutschen als Nation das Denken der Armee über Vergeltung geprägt. Erst im Frühjahr 1945 bremste ihn Stalins Propagandachef G.F. Alexandrow. Bis dahin galten Ehrenburgs Schriften in der Truppe als so heilig, dass die Männer das Papier seiner Druckwerke als eine Ausnahme von wenigen

nie zum Zigarettdrehen benutzten.⁶ Das aus seiner Feder fließende Gift passte zur Kriegsstimmung der Soldaten, und diese verschärfte sich beim Vormarsch auf preussischem Boden noch.⁷ «Nicht nur Divisionen und Armeen marschieren auf Berlin», schrieb Ehrenburg. «Die Leichen all der Unschuldigen aus den Massengräbern, Gräben und Schluchten marschieren auf Berlin. ... Wenn wir durch Pommern ziehen, haben wir das verwüstete, blutgetränkte Weissrussland vor Augen. ... Wer kann uns jetzt noch aufhalten? Der Volkssturm? Nein, Deutschland, es ist zu spät, Du kannst Dich drehen und wenden und im Todeskampf brüllen: Die Stunde der Rache hat geschlagen!»⁸ Die Rache erschien gerechtfertigt, fast eine heilige Pflicht. Dafür genügte es, dass man den besten Freund eines Mannes getötet, seine Schwester verschleppt, ein Dorf auf dem Weg geplündert und in Brand gesetzt hatte. Ebenso genügte es, eine deutsche Küche voller glänzender Töpfe, ein Regal mit edlem Porzellan vorzufinden. Wo es keine Deutschen zu töten gab, konnte man immerhin ihre antiken Gläser zerschossen, ihre sauberen Hütten, ihre Scheunen und sogar ihre Lebensmittellager in ein Flammenmeer verwandeln.⁹

Die Wut vom Krieg gestresster, erschöpfter, verängstigter, aufgewühlter, überdrehter Männer, denen immer neues Leid stark zugesetzt hatte, wäre leicht zu provozieren gewesen. Doch auch in der Anfangsphase des Einmarsches nach Deutschland galten strenge Befehle. Den Politruks zufolge bestand ihre neue Aufgabe darin, im Namen des Volkes Vergeltung zu üben, also die natürliche Gerechtigkeit zu vertreten. «Der Zorn des Soldaten im Kampf sei fürchterlich», verkündete eine Parole der Zeit. «Er wolle nicht nur kämpfen, er wolle vielmehr gleichzeitig das Volksgericht verkörpern.»¹⁰ Da diese Wendung in Hunderten von Briefen auftaucht, muss sie bei den Männern den richtigen Ton getroffen haben. «Was für ein erbärmlich feiger Haufen diese Deutschen sind, wenn sie zur Abwechslung einmal selbst die Schläge abbekommen», schrieb ein Soldat aus Wladimir im Februar 1945. «Überall spürt man die niederschmetternde Macht der Roten Armee. Die Sitzung ist eröffnet, und das Gericht tagt. Wir werden sie alle an Ort und Stelle richten, und das Urteil lautet immer gleich: Vergeltung.»¹¹ «Ich hatte Dir schon geschrieben, dass ich in Deutschland bin», so Slesarew in jenem Winter an seinen Vater. «Du wolltest, dass wir den Deutschen ihre Untaten heim-

zahlen. Das Verfahren läuft, und bestimmt werden sie den Marsch unserer Armee durch ihr Gebiet so schnell nicht vergessen.»¹²

Slesarew war ebenso Kommunist wie Aronow zum Zeitpunkt seines Todes und Zehntausende der anderen olivgrün gekleideten Sowjets, die ab Januar 1945 nach Ostpreussen strömten. Ihre Partei forderte strenge Moral, die Tugend des geschichtsbewussten Bürgers, der sein Leben in den Dienst des Aufbaus einer besseren Welt stellt. Sie gab den humanen Fortschritt als einen Kampf zwischen Gut und Böse aus, obwohl jenes Epos, das den Soldaten aus der Seele sprach, mehr in russischer Folklore und in den Psalmen wurzelte als in Marx. Die Partei machte ihre dröge Ideologie mit simplen moralischen Appellen etwas schmackhafter. Gute Kommunisten arbeiteten ein Leben lang an ihrer Läuterung, an Bildung und Reinlichkeit und später dann an der Vervollkommnung der Gesellschaft selbst. Ein Soldat wusch sich den Hals, um die Läuse zu bekämpfen, ein Kommunist aber befand sich auf einer Reinigungsmission, die am Ende die ganze Welt einschliessen musste. Parteianwärter in der Armee seien zu erziehen «zu wahren Führern der Rotarmisten-Massen, die sich ihrer Verantwortung für eiserne Disziplin, hohen politisch-moralischen Zustand der Mannschaften, für Gefechtserfolge, Wahrung der Ehre und des Kampfesruhmes der eigenen Einheit oder des Truppenteils bewusst sind».¹³

«Die ideologische Ausbildung der Mitglieder ist jetzt nötiger denn je», urteilte im September 1944 auch die Soldatenzeitung *Roter Stern*. Niemand konnte die Entwicklungen in Rumänien vergessen und: «Die Front verläuft jetzt durch Gebiete ausserhalb unserer Grenzen. Um unter diesen neuen Bedingungen seinen Weg gehen zu können, braucht der Kommunist besseres ideologisches Rüstzeug als je zuvor.»¹⁴ Unter diesem Aspekt verschärfte die Partei nicht nur ihre Aufnahmebedingungen, sondern richtete auch neue Kurse für Politruks ein. Doch gerade in dieser Phase hatten die Soldaten ihren eigenen Kopf. Viele Frontowiki blickten fast verächtlich auf die weichlichten Propagandisten aus der Nachhut herab. Auch im Hinblick auf Brüderlichkeit und Moral kam kein Predigen gegen die Fronterfahrung selbst an. Aronow betrachtete den Krieg, die Truppe und die Partei als eingebettet in die eine heilige Idee. «Zwar stammen wir aus verschiedenen Teilen der Sowjetunion», schrieb er im November, bezogen auf seine Kameraden im Unterstand, «verfolgen aber alle ein Ziel: den Feind so schnell wie

möglich zu besiegen und ins Vaterland heimzukehren. Wir sind gemeinsam von Witebsk bis nach Ostpreussen marschiert, erinnern uns an alle unsere Schlachten, versuchen jedoch, über die schönen Dinge zu sprechen, über unser Leben und unsere Träume, über die gute und helle Zukunft.»¹⁵

Das war eine damals wie heute herzerreissende Ironie der Geschichte. Denn in jenem Winter feierten zahlreiche dieser Helden und Vorboten der hellen Zukunft regelrechte Orgien von Kriegsverbrechen. Manche Historiker bezeichneten sie als bestialisch und grausam, als hätten sie wie Tiere aus einem Instinkt heraus gehandelt. Es gehörte jedoch seitens der Partei viel Überzeugungsarbeit und eine Art Gehirnwäsche zu ihrer gründlichen Vorbereitung. Wie in Reaktion darauf machten die durch Ostpreussen tobenden Männer auch der Enttäuschung Luft, die sich durch jahrelanges Leiden angestaut hatte: ein Schmerz, der nicht erst im Krieg selbst, sondern schon in den Jahrzehnten der Demütigung, Entmündigung und Furcht entstanden war. Jene Partei, die ihnen gepredigt und ihre menschlichsten Schwächen getadelt hatte, erteilte ihnen jetzt einen Freibrief, und sie nahmen ihn an, fühlten sich gedeckt, und das zu Recht. Weder Reden noch Berichte, noch Leitartikel der *Prawda* erwähnten je die sowjetischen Gräueltaten. Offiziell existierten diese überhaupt nicht und fanden daher auch keinen Eingang in die Aufzeichnungen von Soldaten. Die üblen Szenen mögen sich tief in das Bewusstsein Tausender von Frontkämpfern eingebrannt haben, doch obwohl viele Mord und Vergewaltigung miterlebten, schrieben sie in ihren Briefen nach Hause weiter über das Wetter.

Anders der sowjetische Offizier und glühende Parteigenosse Lew Kopelew. Er schilderte, was er sah. Er hatte den Mut, eigenständig darüber nachzudenken und sich dem moralischen Druck der Zeit zu entziehen. Er machte den Männern keine Vorwürfe, nicht einmal dem Feind, auch wenn es dessen Krieg war, der die Gewalt geboren hatte. Seine ganze Wut richtete sich gegen die Partei, zumindest gegen einige Funktionäre darin. Ungeachtet aller Abscheulichkeiten der Nazis war für die jetzt aufbrechende Krise, diese humanitäre Katastrophe, in seinen Augen allein die kommunistische Führung verantwortlich: «Millionen von Menschen sind verroht, vertiert und demoralisiert durch den Faschismus», schrieb er, «den Krieg und unsere eigene militaristische nationalistische und oft verlogene Propaganda. Dass diese

Propaganda vor und vor allem im Krieg notwendig gewesen war, daran zweifelte ich nicht; aber ich war mir klar darüber, dass sie giftige Früchte zeitigen musste.»¹⁶ Die bittere Ernte begann, lange bevor die Truppen ihre eigene Grenze überschritten. Sie erreichte ihren Gipfel jedoch erst in Ostpreussen. Die Lehre, mit der man den Krieg gewonnen hatte, schien jetzt Gräueltaten zu rechtfertigen. «Was wird später nach dem Krieg», sinnierte Kopelew mit Blick auf seine Kameraden, «aus diesen jungen Burschen, die von der Schule an die Front gegangen waren, ohne etwas gelernt zu haben ausser schiessen, sich eingraben, vorstossen, in Deckung gehen, Granaten werfen? Sie sind an Blut, Tod, Grausamkeit gewöhnt. Sie müssen sich täglich davon überzeugen, dass Zeitungen und Radio, sogar ihre eigenen Vorgesetzten bei den Meetings durchaus nicht so vom Kriege sprechen, wie sie ihn selbst tagaus, tagein stündlich sehen und erleben.»¹⁷

Die ersten Gerüchte über Gräueltaten kamen aus Ungarn. Rotarmisten sollten nach dem Fall der Hauptstadt in dieser gewütet haben, wie ein Zeitzeuge berichtete: «Man konnte keinen Tag, nicht einmal eine Stunde in Budapest verbringen, ohne von Ausschreitungen russischer Soldaten zu hören.»¹⁸ Ungarische Frauen und Mädchen wurden in das sowjetische Militärquartier auf der Budaer Seite gesperrt und wiederholt vergewaltigt. Häuser und Keller wurden nach Lebensmitteln und Wein durchsucht als Auftakt für mehrfache Notzucht an den Bewohnerinnen. Dann hiess es, Rotarmisten hätten die psychiatrische Klinik von Nagy-Kallo überfallen, um Patientinnen im Alter zwischen sechzehn und sechzig zu missbrauchen und anschliessend zu töten.¹⁹

Das waren nicht mehr die Marodeure von Rumänien. In Budapest trat eine neue Grausamkeit zutage. Den Hintergrund bildeten die langen Kämpfe um die Stadt, deren letzte Phasen an die schwärzesten Tage von Stalingrad erinnerten.²⁰ Achtzigtausend sowjetische Soldaten verloren dabei ihr Leben. Es war ein zermürbender, qualvoller und tödlicher Feldzug. Als die Zivilisten der zertrümmerten Stadt aus ihren Häusern hervorkamen, zum Teil mit Brot, Schinken, Eiern und Tokaier bepackt, genügten den Eroberern diese Gaben nicht.²¹ Nicht gerade förderlich wirkten die in Deutschland wie in Ungarn bestehenden Sprachbarrieren. Vielmehr hatten sie von Anfang an den Zorn der Sowjets noch gesteigert und dadurch Unheil über ungarische Frauen gebracht. Zeugenaussagen von Überlebenden veranschaulichen dies: «Balazs

Maria, verh., Mutter von 4 Kindern, wurde von 3 Russen nacheinander im Beisein ihres Mannes ... vergewaltigt. Geraubt wurden ausserdem 1'700 Pengö. ... Berta Jolan, geb. 1923, Berta Ida, geb. 1925 und Berta Ilona, geb. 1926. Bei diesen 3 Schwestern wurde von 3 Russen, nachdem die Eltern eingesperrt wurden, der Versuch unternommen, sie zu vergewaltigen. Nur auf das Schreien der Mädchen, das andere Bewohner herbeirief, wurde davon Abstand genommen.»²² Es gibt zahllose solcher Zeugenaussagen.

In Ostpreussen ging es noch schlimmer zu. Dort sollten sich drei Jahre des von der Propaganda geschürten Hasses in einem kathartischen Ausbruch entladen. Als sich die Männer der Grenze näherten, standen sie vor der Höhle des Löwen selbst. Es folgte eine bewusste Schändung: das Durchbrechen einer Grenze, die niemand zu überschreiten sie eingeladen hatte. Lew Kopelew hatte die deutsche Kultur immer bewundert und sprach gut Deutsch, doch sogar er forderte seine Leute auf, aus ihren LKW zu steigen, um auf den verhassten Boden zu urinieren. «Nachdem wir auf der Karte genau diese Linie gefunden hatten, kommandierte ich: ‚Alles raus zum Pinkeln!‘»²³ Eine andere Gruppe schlich sich bei Goldap, direkt südlich von Königsberg, in einem Kampfeinsatz an die Grenze heran. Ihre Politruks «krochen von einem Schützen zum anderen und sagten: ‚Dort hinter den Gräben, hinter den Drahthindernissen ist Deutschlands» Dann erinnerten sie daran, dass dies keine blosse Invasion sei. Die Rote Armee könne sich nach wie vor als Befreierin ansehen, diesmal für Zehntausende von Sowjets, die in Deutschland Zwangsarbeit leisten mussten: «Dort in Deutschland quälen sich in der Sklaverei bei deutschen Frauen unsere Schwestern. ... Vorwärts, zur endgültigen Vernichtung des Feindes in seiner eigenen Höhle.»²⁴

An der Grenze selbst steckten sowjetische Truppen eine kleine rote Fahne in die Erde. Oft versammelten sie sich zu spontanen politischen Sitzungen, hörten erneut von den zu rächenden Untaten, von der Verschleppung und Vergewaltigung russischer Frauen und von den Tränen der jetzt allein in der Heimat wartenden Mütter. In Goldap nutzten siebzehn Männer die Gelegenheit, um die Aufnahme in die Kommunistische Partei zu beantragen.²⁵ Dieses Regiment sollte Görings Burg umzingeln und einnehmen. Gleich vielen anderen erwies es sich aber als nicht so straff organisiert und kaltblütig wie

gewünscht. Tausende von Soldaten für den Preussenfeldzug, darunter Aro-now selbst, stammten aus den besetzten Zonen Weissrusslands und der Ukraine, und man hatte sie in den Militärdienst gedrängt. Ungeschult, schlecht ausgerüstet und ohne Kampferfahrung, gerieten die Rekruten in Goldap wie zu erwarten in Panik und meuterten, sodass man ihre Rebellion mit Gewaltandrohung unterdrücken musste. Die daraus resultierenden schweren Verluste waren nicht überraschend, ebenso wenig vielleicht wie der anschließende Wutausbruch. Denn die Männer hatten unerträgliche Ängste durchlitten, sie hatten ihre eigene Schwäche aushalten müssen und standen jetzt unter Schock. Doch die Partei versicherte ihnen, dass die Deutschen schuld an allem waren, und drängte sie mit Macht, sich zu rächen. «Je näher wir dem Sieg kommen», verkündete Stalin im Februar 1945, «desto wachsamer müssen wir sein und desto heftiger auf den Feind einschlagen.»²⁶

Das muss ein traumartig surreales Zwischenspiel gewesen sein. Zuerst kamen die Grenze und die Vorträge über Wachsamkeit und gerechtfertigte Vergeltung. Man warnte die Männer: Was sie an Nahrung oder Wein fänden, möge der Feind vergiftet haben, Frauen könnten Granaten verbergen, und überhaupt drohe jeder, den man antreffe, ein Spion zu sein. Anschließend folgten die verlassenen Siedlungen, die Geisterstädte voller unbeaufsichtigter Beute. Goebbels hatte das deutsche Volk vor den Russen gewarnt. Er verunglimpft sie als asiatische Horden, einen barbarischen Abschaum von Wilden, die nur auf Vernichtung und primitive Rache sännen. Als Reaktion darauf hatten Hunderttausende preussischer Zivilisten ihre Sachen zur Flucht gepackt, um einem bitterkalten Winter und dem drohenden Bombardement zum Trotz die grösste Flüchtlingswelle Europas im gesamten Krieg zu bilden. «Hier ist kein einziger Zivilist mehr», schrieb Ermolenko, als er am 23. Januar in Insterburg ankam. «Wieso denn? Wir hätten sie ja nicht gefressen.»

Was für ein Meister des Selbstbetrugs! Seine Armee sollte beweisen, dass sie zu jeder Art von Verbrechen fähig war. Doch standen auch ihr weitere Leiden bevor, Gewalt und Strapazen. Es war eine Zeit der Extreme, der Kontraste, in der täglich Verwundungen oder Tod drohten. Der Ort Insterburg selbst sollte bald umbenannt werden in Tschernjakowsk, zum Gedenken an den jungen, in der Schlacht um Königsberg gefallenen General. Noch im Januar ging der Ort in Flammen auf, sodass die Burg und die eleganten spit-

zen Kirchtürme aus den Schichten des staubigen, beissenden Rauchs herausragten wie düstere Skelette. Auf den Strassen lagen neben verlassenen LKW und ausgebranntem Mobiliar die Leichen von Menschen und Pferden. Über den Ruinen hing dichter Qualm. Die Zerstörung der Lager stand allerdings noch bevor. «Hier gibt es Butter, Honig, Marmelade, Wein und verschiedenartige Schnäpse», stellte Ermolenko beglückt fest. «Die Zivilisten haben ihre Häuser ordentlich zurückgelassen. Wir Funker haben ein Zimmer im ersten Stock bezogen. In der Ecke stehen ein Klavier, zwei Sofas, hübsche Stühle und Sessel sowie Anrichten mit Blumen. Wir haben uns in einer deutschen Küche, auf deutschem Geschirr, ein phantastisches Essen zubereitet.»²⁷

Auch Aronow kam in jenem Januar nach Insterburg. Als letzten Gruss erhielt seine Schwester eine Ansichtskarte von ihm, mit einem Foto der Lutherkirche und ihrem schönen Vorplatz. Das NKWD schritt bald gegen die Verwendung solcher bourgeoisen Bilder ein, aber ihn sollte das nicht mehr kümmern. «Hallo, liebe Schwester», schrieb er. «Grüsse aus Insterburg. Ich bin am Leben und wohlauf und sende Dir dies mit den besten Wünschen. Ich



Eine Kolonne sowjetischer Soldaten der 3. Weissrussischen Front zieht in eine ostpreussische Stadt ein, 24. Januar 1945

küsse Dich.»²⁸ Viel später – es kam seinerzeit bei der Feldpost zu Verzögerungen, da die Eisenbahnen so viele Kisten mit Beutegut aus Deutschland befördern mussten – erhielt die Schwester folgenden Brief: «Ich schreibe Ihnen als Unbekannter», las sie. Er sei Soldat und befinde sich zwei Tage nach einer schweren Verwundung im Lazarett. Er habe sich, sobald er wieder sitzen konnte, um Papier und einen Stift bemüht. «Vielleicht hat Ihnen schon jemand die traurige Nachricht übermittelt», hiess es weiter, «doch als Jaschas bester Freund wollte ich Sie persönlich von seinem Tod unterrichten. Ihr Bruder und ich waren vom 10. Mai 1944 bis zum Ende seines Armeelebens zusammen. Wie viele Sorgen und Nöte wir geteilt haben! Und jetzt wurden wir direkt vor Königsberg auseinandergerissen. Ich kann nicht weiter schreiben.»²⁹



Die engen Beziehungen zwischen den Männern (der Absender dieses Briefes sollte Aronows Schwester später heiraten, als sei das Band zu seinem besten Freund unauflöslich geblieben) erklären zum Teil, was in der Folge geschah, denn die Rote Armee führte viele ihrer schrecklichen Racheaktionen in Banden aus. Hier kam es nicht auf die Beziehungen zwischen den Männern und ihren deutschen Opfern an. Im Vordergrund stand das Verhältnis zwischen den Kumpanen, das durch ihre gemeinsamen Erinnerungen an das Grauen geprägt war. Die Opfer selbst scheinen sie dabei kaum als Menschen wahrgenommen zu haben. «Obgleich sie Russisch keine Spur verstehen», schrieb ein Soldat im Februar 1945 an einen Freund. «Aber das ist für uns noch einfacher. Man braucht sie nicht zu überreden, einfach den Nagan angesetzt und das Kommando ‚Hinlegen‘, erledigst das Geschäft und gehst weiter.»³⁰ Zwar hatte der Krieg die Männer zu roher Gewalt erzogen, aber hier äusserte sich mehr als blinde Wut. Bei den Ereignissen von Ostpreussen spielte nicht nur Hass eine Rolle, sondern auch Hoffnung und Leidenschaft, insbesondere die Liebe zueinander, und auch die – selbst durch Meere von Wein und Schnaps nicht zu ertränkende – Trauer um all die verlorenen Menschen und Möglichkeiten.³¹ Zu den Zielen des Hasses aber sollten deutsche Frauen und Mädchen werden, deren Leichen bald die Strassen nach Westen säumten.

Zu den sowjetischen Truppen, die den Strom der preussischen Flüchtlinge aus Insterburg und Goldap einholten, gehörte ein junger Offizier namens Leonid Rabitschew, der erst Jahrzehnte später die Kraft fand, über die miterlebten Gräueltaten zu schreiben. «Frauen, Mütter und ihre Kinder liegen rechts und links an der Strasse», schrieb er, «und vor jeder Einzelnen stehen raue Mengen von Männern mit heruntergelassenen Hosen.» Er hätte noch hinzufügen können, dass sich darunter auch Heranwachsende befanden, die mit diesem grausamen Ritual die erste sexuelle Erfahrung ihres Lebens machten. «Die blutenden oder ohnmächtigen Frauen schafft man zur Seite», fuhr Rabitschew fort, «und unsere Männer erschossen all jene, die ihre Kinder zu retten versuchen.» Unterdessen stand eine Gruppe von Offizieren «grinsend» dabei, und einer von ihnen «leitete – nein, regelte – das Ganze, um sicherzustellen, dass ausnahmslos jeder Soldat daran teilnahm».³²

Am Abend schickte man Rabitschew und seine Leute zum Übernachten in einen verlassenen deutschen Unterstand, in dem überall Leichen herumlagen: Kinder, alte Männer, auch Frauen, die man offensichtlich vor ihrem Tod mehrfach vergewaltigt hatte. «Wir waren so müde, dass wir uns zwischen ihnen auf den Boden legten und sofort einschließen», schrieb Rabitschew.³³ Schliesslich waren weitere Tote nichts Erschreckendes mehr. Als sie in einem Gebäude die Leichen von Frauen fanden, die man nacheinander vergewaltigt, verstümmelt und jeweils mit einer leeren Weinflasche in der Vagina zurückgelassen hatte, verloren Rabitschews Leute doch die Fassung.³⁴ Das Problem lag jedoch darin, dass die Führung Mitleid mit Feindfrauen aktiv bekämpfte; auch verschmolz der Gruppendruck die Männer im Verbrechen miteinander. Als man Rabitschew bei einem anderen Anlass einlud, sich ein deutsches Mädchen aus einem Pulk von verängstigten Gefangenen auszusuchen, kam als Erstes eine Befürchtung in ihm auf: Seine eigenen Männer könnten ihn für einen Feigling halten, falls er ablehnte; schlimmer noch erschien vielleicht, dass sie ihn als impotent einschätzen mochten.³⁵

Lew Kopelew beobachtete als erste Gräueltat das Niederbrennen einer preussischen Stadt ohne jeden militärischen Grund. Wertvolle Lebensmittel und andere Dinge – Decken, Kleidung, ja sogar Medikamente – gingen in den Flammen auf. Diese Art Zerstörungswut, das Vergeuden von Ressourcen, sollte schliesslich dem grossen Raubzug durch Ostpreussen ein Ende machen. Die Kriegsbelange, so Rokossowski, erforderten mehr Disziplin.

Das militärische Denken scheint jedoch in diesen wilden ersten Tagen ausgesetzt zu haben oder besser: Es hatte sich eine neue Taktik durchgesetzt. Die Parole lautete, wie Kopelew schrieb: «Schlagt alles kaputt, verbrennt alles! Übt Rache!» Viele seiner Offizierskollegen waren entsetzt, besonders über die sinnlose Zerstörung, aber der zuständige Politoffizier zerstreute ihre Bedenken: «Die Fritzen haben die ganze Welt ausgeraubt, bloss daher haben sie so viel. Bei uns haben sie alles zerstört, jetzt geht es umgekehrt. Mitleid haben die nicht verdient.»³⁶ Kopelews Skrupel führte man bald auf seine «intelligenzlerische Weichlichkeit» zurück, und innerhalb weniger Wochen nach seiner ersten Beschwerde kam er in Arrest.

Doch die meisten Rotarmisten liessen in diesen rauen Tagen keine bürgerlichen oder humanitären Anwandlungen erkennen. «In einigen von der RA [Roten Armee] besetzten deutschen Gebieten ist das Verhalten gegenüber der Zivilbevölkerung, wie nicht anders zu erwarten war, in den meisten Fällen grauenhaft», berichtete der deutsche Geheimdienst. «Bestialische Ermordung, Vergewaltigung von Frauen und jungen Mädchen sowie sinnloseste Zerstörung sind an der Tagesordnung und sollen nach einer Kgf.-Aussage lt. Stalin-Befehl aus Rache für angebliche von den Deutschen begangene Gräueltaten genehmigt sein. Eine Bestätigung für einen solchen Stalin-Befehl liegt bisher noch nicht vor.»³⁷ Diese Bestätigung kam auch nicht, denn es erging nie ein spezifischer Befehl über Notzucht und Zerstörung. Vielmehr stand in allen diesen Monaten auf Vergewaltigung und Plünderung, zumindest formal, die sofortige Todesstrafe.³⁸ Die Leute interpretierten jedoch in jeden Befehl, den sie erhielten, eine Lizenz zur Vergeltung hinein. «Soldat der Roten Armee!», hiess es auf einem damaligen Plakat. «Du stehst jetzt auf deutschem Boden. Die Stunde der Rache hat geschlagen!»³⁹ Ähnliches bezeugen auch russische Briefe, die der deutsche Geheimdienst im Februar 1945 abfing: «Und wie freut sich das Herz», schrieb ein Rotarmist an seine Eltern, «wenn man durch eine brennende deutsche Stadt fährt. Endlich schlagen wir die Deutschen in ihrem eigenen Lande, in ihrem verfluchten Schlupfwinkel. Wir nehmen Rache für alles und unsere Rache ist gerecht. Feuer um Feuer, Blut um Blut, Tod um Tod!»⁴⁰

«Gegen Abend kamen wir nach Neidenburg», schrieb Kopelew. Das war eine Kleinstadt, viel ärmllicher als Insterburg und wie alle anderen fast ganz

verwaist. Die Rote Armee hatte Feuer gelegt. Durch den Rauch sah der Offizier «die Leiche einer alten Frau: ihr Kleid war zerrissen, zwischen den mageren Schenkeln stand ein Telefonapparat. Der Hörer war ihr, so gut es ging, in die Scheide gestossen.» Zur Rechtfertigung erklärte ein Soldat redselig, «die Deutsche da sei eine Spionin gewesen; sie hatten sie beim Telefonieren erwischt, da liess man sie nicht erst lange kreischen».⁴¹ Es war der erste von mehreren Morden, die Kopelew in diesem verwünschten Ort sah. Dann folgte Allenstein mit weiteren Bränden und weiteren Toten. In der Nähe des Postamtes traf er eine Frau mit bandagiertem Kopf, die ein weinendes Mädchen an der Hand führte. Es hatte «weissblonde Zöpfe, ein verweintes Gesicht, und die hellen Strümpfe an ihren langen Fohlenbeinchen sind blutig». Die Mutter bestürmte Kopelew: «Die Soldaten haben uns fortgejagt, haben uns geschlagen, vergewaltigt. Auch die Tochter, sie ist erst 13 – so ein Unglück – zweimal. Mich haben viele...» Er solle ihr helfen, ihren kleinen Sohn zu retten. Eine andere Frau bat Kopelew: «Bitte, Soldat, erschiess mich. Bitte, sei so gut.»⁴²

Obwohl die Gewalt unübersehbare Ausmasse annahm, verschwand sie aus dem sowjetischen Bewusstsein. Zeugen wie Kopelew waren bald geächtet, Deutsche dagegen ausgewiesen oder zum Schweigen gebracht. Also bedurfte es ausländischer Beobachter, speziell Historiker, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, Aussagen zu sammeln und zu beschreiben, wie in einigen ostpreussischen Städten fast alle Frauen vergewaltigt wurden. «Man hörte die Hilfeschreie der Opfer Tag und Nacht», berichtete eine Zeugin.⁴³ In dieser polyglotten Grauzone kam es nicht darauf an, ob die Frauen Deutsche oder Polinnen – und damit Verbündete der Russen – waren. Es spielte auch keine Rolle, ob sie jung oder alt waren, denn es ging gar nicht in erster Linie um die Frauen selbst.⁴⁴ Die Opfer der Bandenvergewaltigungen waren nichts als «Fleisch», verkörperten die Deutschen schlechthin und dienten damit als Zielscheiben der sowjetischen und der individuellen Rache. Angeblich fanden viele Soldaten sie «widerlich».⁴⁵

Die Rotarmisten zogen nicht nur vergewaltigend durch Ostpreussen, sondern steckten auch Städte in Brand, ermordeten Beamte und beschossen aus der Luft Flüchtlingstrecks mit Ziel Berlin.⁴⁶ Allerdings herrschte unter den Gewaltverbrechen die Notzucht vor. Ein Grund lag im grossen Frauenüberschuss, doch wirkten auch andere Faktoren mit. Vergewaltigung gehört als

eine erschreckend gängige Begleiterscheinung der militärischen Eroberung und Besatzung zu den üblichen Methoden der Kriegführung.⁴⁷ Man könnte die Gräueltaten in Ostpreussen mit denen zum Beispiel in Bosnien oder Bangladesch vergleichen. Aber dies war nicht irgendein Krieg und der Nationalsozialismus nicht irgendein System. In Ostpreussen sahen sich die Rotarmisten einem Feindvolk gegenüber, das nicht ruhen würde, bis es ihre Welt zerstört hätte. «Wenn wir sie jetzt nicht richtig einschüchtern», endete Besuglows Brief an seine Freunde, «so wird sich ein weiterer Krieg in Zukunft jedenfalls nicht vermeiden lassen.»⁴⁸ Rabitschew spekulierte in seinen Erinnerungen darüber, dass Stalin insgeheim Tschernjakowski ermutigt haben könnte, seine Männer in eine, wie es eine Generation später hiess, «ethnische Säuberung» zu treiben.⁴⁹ Schliesslich ebneten die Morde im Umkreis von Königsberg den Weg für die sowjetische Besiedelung des Gebiets, und die Vergewaltigungen sorgten auch für sowjetischen Nachwuchs.

Gewiss könnte man diese Kriegsverbrechen Stalin und seiner Führung anlasten. Wie als Echo auf die deutsche Nachkriegsdebatte zum Thema werden sich die russischen Nachfahren eines Tages dem Problem persönlicher Schuld unter totalitärer Herrschaft stellen müssen.⁵⁰ Ohne Zweifel hat Moskau die Taten der Männer gefördert, wenn nicht gar gesteuert. Bei ihrer Feindwahrnehmung und bei der Rechtfertigung von Rache spielte die Propaganda eine aktive Rolle. Das Sowinformbüro schürte den kollektiven Zorn durch vorgefertigte Bilder, die sich so tief einprägen konnten, dass die Männer sie für eigene Erfahrungen hielten. Davon zeugen die allgemeinen Übereinstimmungen ihrer Berichte. Atina Grossman konstatierte in ihrer Nachlese zu den Vergewaltigungen: «In russischen Rachedgedanken stand meistens nicht die vorausgegangene Vergewaltigung russischer Frauen durch deutsche Männer im Vordergrund, sondern ein anderes Bild: Ein deutscher Soldat schleudert ein Baby, das er dessen Mutter entrissen hat, gegen eine Wand – die Mutter schreit, das Hirn des Babys spritzt heraus, der Soldat lacht.»⁵¹

Gleichwohl hatten die Männer auch eigene Motive. Sie waren weder passiv noch hilflos, trotz genereller Weisungsabhängigkeit. Wenn viele in einer Art Trance handelten, so mag das nicht zuletzt daran gelegen haben, dass sie sich aus verständlichen Gründen mit Alkohol betäubten. «Nicht zu trinken ist hier unmöglich», schrieb ein Soldat im Februar nach Hause. «Alles, was

wir hier erleben, ist schwer zu beschreiben; wenn man getrunken hat, ist es einem leichter.»⁵² «Ein betrunkenere Russe ist ein ganz anderer Mensch als ein nüchterner», schrieb ein deutscher Zeitzeuge. «Er verliert alle Hemmungen, gerät in eine totale Wildheit, wird lüstern, brutal und blutrünstig.»⁵³ «Alkoholvorräte [seien laut OKW-Befehl] niemals zu vernichten», sinnierte die Anonyma in ihrem Berliner Tagebuch, «sondern dem nachsetzenden Feinde zu überlassen, da erfahrungsgemäss dieser durch Alkohol aufgehalten und in seiner weiteren Kampfkraft beeinträchtigt werde. Das ist so Männerschnack, von Männern für Männer ausgeheckt. Die sollen sich bloss mal zwei Minuten überlegen, dass Schnaps geil macht und den Trieb gewaltig steigert. Ich bin überzeugt, dass ohne den vielen Alkohol, den die Burschen überall bei uns fanden, nur halb so viele Schändungen vorgekommen wären. Casanovas sind diese Männer nicht. Sie müssen sich erst selber zu frechen Taten anstacheln, haben Hemmungen wegzuschwemmen.»⁵⁴ Die Folge waren Gelage mit zahlreichen Opfern. Manchmal besiegte der Alkohol den Menschen. Gabriel Temkin gehörte zu den vielen Soldaten, die in Ungarn tüchtig den Tokaiern zusprachen. Der süsse Wein war fatalerweise ganz nach dem russischen Geschmack. «Als ich einen riesigen Weinkeller mit Reihen grosser schwarzer Eichenfässer betrat, bot sich mir eine unbeschreibliche Szene», erinnerte sich der alte Soldat. «Der Boden war knietief mit Wein bedeckt, und in diesem schwammen die Leichen dreier ertrunkener Soldaten. Zuvor hatten sie mit ihren Maschinenpistolen Löcher in die Fässer geschossen – die ‚bequemste Methode‘, ihre Blechnäpfe zu füllen – und dann nach dem Probieren offenbar nicht mehr aufhören können zu trinken, sodass sie schliesslich völlig berauscht darin umkamen.»⁵⁵

Etwas nüchternere Männer hätten ihr Treiben vielleicht mit einem Luststau erklärt. Später behandelten einige russische Soldaten deutsche Frauen zweifellos als Kriegsbeute und suchten sich, sofern sie überhaupt die Wahl hatten, die hübschesten aus.⁵⁶ Jene besagte Anonyma beobachtete von ihrem Kellerraum aus, «dass sie die Dicken suchen. Dick gleich schön, da mehr Weib, mehr unterschieden vom Mannskörper». Das sei der Geschmack «primitiver Völker», doch machte sie sich auch über ein Opfer lustig: «Da können sie in unserem Land jetzt lange suchen. ... Die Likörfabrikantin freilich hat keine Not gelitten. Sie hat den ganzen Krieg hindurch was zum Tauschen

gehabt. Nun muss sie ihr ungerechtes Fett bezahlen.»⁵⁷ Doch ob die Soldaten ihre Opfer auswählen konnten oder nicht, in Ostpreussen trieb sie nicht hauptsächlich sexuelle Begierde. In jenen schlimmen ersten Wochen erfolgten die Vergewaltigungen sowohl auf systematische als auch auf ausserordentlich brutale Weise.

Gründe für einen «Triebstau» gab es genügend. Im Unterschied zu den Deutschen (die sich dafür erbeuteter sowjetischer Frauen bedienten) unterhielten die Sowjets in Frontnähe keine Bordelle. Offiziell existierte Sex kaum. Gabriel Temkin berichtet, wie ein Regiment reagierte, als die Männer ein Versteck mit deutschen Kondomen aufspürten: «Die Soldaten bliesen sie auf und spielten mit den Kugeln wie mit Luftballons.»⁵⁸ Die ganze Partei- und Vaterlandskultur war nur noch dem aufopferungsvollen Kampf gewidmet. So warteten die Frauen keusch zu Hause, während ihre Männer – theoretisch zumindest – exklusiv an ihre Pflicht dachten. Wenn sie tapfer kämpften und in der Freizeit Lenin und Marx lasen, blieb kein Raum für erotische Phantasien.

Diese Prüderie beschränkte sich nicht auf die Armee und war auch schon lange vor dem Krieg entstanden. Lenin selbst hatte die Lust verpönt. Stattdessen hatte er gymnastische Übungen und lange Sitzungen mit Büchern bevorzugt. Das Aufblühen der Sexualität im Zuge der Revolution, das silberne Zeitalter der Erotik, hatten die Stiefel und Hämmer des stalinistischen Kollektivismus zerschmettert. Sexuelle Leidenschaft war ein Laster der Bourgeoisie (insgeheim aber auch für die bolschewistische Elite). Gute Arbeiter steckten ihre ganze Kraft in lange Schichten an der Werkbank, und wenn sie genug Kugellager hergestellt hatten, hörten sie sich einen Vortrag an oder lasen die *Prawda*. «Dialog in sowjetischem Film», notierte der Satiriker Ilja Ilf in seinem Tagebuch, «Liebe ist das abscheulichste Laster.» Selbst die Venus von Milo gelte inzwischen als «pornographisch».⁵⁹ Auf Libertinismus folgten immer strengere scheidungs-, abtreibungs- und familienrechtliche Vorschriften. Unterdessen mussten zahllose Menschen auf engstem Raum zusammenleben, sich oft ein Zimmer mit Kindern teilen, die hinter Vorhängen oder auf Hochbetten schliefen, aber auch mit anderen Erwachsenen, sogar ganzen Familien. Wenn der brave Arbeiter aus der sowjetischen Ikonographie einen strengen Gesichtsausdruck hat und es seinen scharfkantigen

Zügen an Sinnlichkeit oder Humor fehlt, so vielleicht nur deshalb, weil er nie einen Nachmittag im Bett verträdeln durfte.⁶⁰

Wie fast alle Lüste spielte sich auch Sex im Land der Brüderlichkeit meist im Untergrund ab. Die öffentliche Betonung strikter Moral und schierer harter Arbeit verdrängte ihn ins Dunkle, in eine von Schweiß, Tabakrauch und Unmengen Wodka geprägte Grauzone. Nirgends zeigte sich die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit deutlicher als unter den Frontsoldaten. Es war eine männliche Welt, mit billigem Fusel – Machorka – und zerfallenden Stiefeln, in der viele Soldaten ihren geliebten Frauen nur noch in Briefen oder in Geschichten nahe kamen. «Mein Armeefreund erzählt uns von seinem Leben», schrieb Aronow eines Abends, «und es ist nicht das erste Mal. Jetzt ist er gerade bei seiner ersten grossen Liebe.»⁶¹ Sein Vorkriegsleben hatte sich ins Phantastische verflüchtigt und konnte wie alle Träume schöner sein als die Wahrheit. «Nach dem Krieg», erzählte ein anderer seinen Kameraden, «gehe ich irgendwo in den Süden und unterrichte an einem Mädcheninternat Mathe und Physik. Es muss eine Vorschrift geben, dass die Mädchen das Haus nicht verlassen dürfen, und dafür werde ich all meine militärische Erfahrung einsetzen.»⁶² Die Sehnsucht war vorhanden, der Wunsch nach Flucht an den Busen des Weiblichen, doch diese Begierden waren meilenweit entfernt von Bandenvergewaltigung oder in den Bauch gestossenen Bajonetten.

Welche Geilheit die Männer auch verspüren mochten, viele von ihnen hatten stärkere Gründe, Vertreterinnen des anderen Geschlechts zu verachten oder sogar zu hassen. Den ganzen Krieg lang bekamen sie düstere Briefe von zu Hause, die teils von Hunger, teils von Vergewaltigung und Mord, teils aber auch vom Verlassen handelten. Familien lösten sich auf, und es begannen neue Lebensläufe in getrennten Welten. Solche Spannungen zwischen den Soldaten und ihren Angehörigen trugen zur grossen Kluft zwischen Kombattanten und Zivilisten bei. Sie waren jedoch auch ein Symptom des männlich dominierten Armeelebens. In einer misogynen Welt erregen Frauen Verdacht und gelten als Fremdkörper. So wurden die Briefe der Soldaten im Lauf der Jahre zusehends misstrauischer und mürrischer. «Wir haben vom ersten Tag an für unser Land gekämpft», schrieb ein Rotarmist seinerzeit an den sowjetischen Präsidenten Kalinin. «Einige von uns wurden mehrfach verwundet, aber wir opferten uns heldenhaft für das Vaterland und die

Familien. Jetzt jedoch fangen die Frauen an, uns zu betrügen ... und unsere Kinder kennen ihre Väter nicht mehr. ... Deshalb brauchen wir strenge gesetzliche Massnahmen gegen diese Betrügerinnen, die ihre Männer hintergehen und beleidigen.»⁶³ Derartige Anträge strömten zu Hunderten bei den Behörden ein.

Auch die offizielle Haltung änderte sich. Im Juli 1944 begann Moskau mit seiner Kampagne, Mutterikonen zu schaffen, und prägte Orden für Frauen, die viele gesunde Kinder in die Welt gesetzt hatten. Wenn man den entsprechenden Fotos glaubt, so war die ideale Frau streng und fürsorglich. Sie war als Panzerfahrerin hart im Nehmen, sie war Betreuerin und Lehrerin künftiger Armeen.⁶⁴ Sie konnte aber auch lieblich, naiv und ungetrübt durch Nöte wie den Krieg sein. Frivoler Sex spielte, trotz der vielen Kinder, in ihrem Leben keine Rolle. Soldaten begannen, den Typus zu preisen und von der treuen, mondgesichtigen Frau mit ihren gesunden, wohlgenährten Söhnen zu träumen. Manch einem fiel damals auf, wie rührend freundlich viele sowjetische Soldaten mit kleinen Kindern umgingen. Spätestens im April 1945 erfuhren Einheimische, dass Frauen mit Kindern praktisch gegen Vergewaltigung gefeit waren. Doch gerade rührselige Männer mit den Taschen voller Süssigkeiten für deutsche Kinder machten sich Sorgen um ihre Familien in der Heimat: Ihre eigenen hatten sie schon so lange nicht mehr gesehen.

Und es gab Grund zur Sorge. Selbst stärkste Ehen gerieten ins Wanken. Der klassische Brief, wie ihn Tausende von Männern erhielten, kündigte den kühlen Empfang an: «Unsere Flamme war nicht mehr heiss genug.»⁶⁵ Below argwöhnte bei langen Abständen zwischen den Briefen stets, dass seine Ehe in die Brüche ging. «Habe einen Brief von meiner Frau erhalten», schrieb er im März 1944. «Anscheinend bahnt sich zwischen uns ein grosser Krach an. Es ist eine sehr ungute Vorahnung, eine Art Lähmung.»⁶⁶ Vielleicht hatte sie sich, ebenso wie Taranitschews Natalja, Sorgen über den Preis der Trennung gemacht. «Wenn der Krieg noch lange andauert, wirst Du uns gar nicht mehr kennen», schrieb diese im Oktober 1944. «Es ist schade, dass Du uns so fremd geworden bist.»⁶⁷ «Ich schreibe, so oft ich kann», antwortete ihr Mann in einem brüskten, vorwurfsvollen Ton. «Sogar auf dem Marsch. Ich möchte Dich aber daran erinnern, dass meine Stimmung manchmal wegen der allgemeinen Lage so beschissen ist, dass ich, auch wenn ich Zeit hätte, nicht

einmal eine Karte schreiben könnte. Stalingrad wird mir noch lange nachgehen!»⁶⁸

Die Männer, deren Ehen zerbrochen, waren noch erboster, ungeachtet eigener Fehltritte. Das Problem lag zum Teil in der kriegsbedingten Idealisierung der sowjetischen Frau als geduldig wartender Freundin und Hüterin der Familie, für die ja alle Soldaten kämpften. In der Heimat, wo das Überleben mit Demütigung und erschöpfender Mühsal einherging, entsprachen die realen Verhältnisse in keiner Weise dem Bild. Ebenso wenig glichen die realen Frauen den Träumen, die sich Soldaten von ihnen machten. Auch an der Front hatte sich eine neue Moral durchgesetzt. Kopelew, ein verheirateter Mann mit Kindern, rechnete fest damit, nach dem Ende des Kriegs wieder in seine Familie zurückkehren zu können. Doch wie zahllose andere Offiziere nahm er sich an der Front eine «Zweitfrau»: «Schliesslich sagte ich ihr, wenn wir schon Tag und Nacht zusammen arbeiteten, würde es sich nicht vermeiden lassen, auch zusammen zu schlafen; wozu das auf die lange Bank schieben? Vielleicht stürben wir ja auch eines Tages zusammen durch dieselbe Granate.»⁶⁹ Was allerdings dem Herrn an der Front recht war, sollte der Dame zu Hause nicht unbedingt billig sein. In den letzten Kriegsmonaten beantragten Frontsoldaten unter anderem neue Vorschriften für das Sorgerecht, für ein postalisches Scheidungsverfahren und für die Strafbarkeit des Ehebruchs.⁷⁰

Doch in der Heimat konnten die Kämpfer nichts ausrichten. Macht und Einfluss hatten sie nur vor Ort in Deutschland, wo jene verwöhnten Frauen, denen sie ihren Ruin verdankten, sich nach wie vor, so phantasierten die Soldaten zumindest, in Seiden- und Pelzstolen hüllten, während russische Kinder hungern mussten. Wenn russische Frauen ihre Bauernblusen und bestickten Sarafans trugen (jedenfalls theoretisch und in der Folklore), so kleideten sich diese deutschen provozierend im westlichen Stil, legten Rouge auf und stolzierten in Stöckelschuhen umher.⁷¹ Diese ganze Kultur, die sie hervorgebracht hatte, erschien krank, ekelhaft – und auf böartige Weise verführerisch. Man warf manchen deutschen Frauen vor, sich bewusst zu prostituieren. «Deutsche Damen sind bereit, sofort mit den ‚Reparationszahlungen‘ anzufangen», stellte ein sowjetischer Offizier angewidert fest. «Das wird aber so nicht klappen!»⁷² «Europa befindet sich in einem schmutzigen Abgrund», schrieb ein Soldat in jenem Winter aus Ostpreussen nach Hause.

«Ich habe mir die deutschen Zeitschriften angesehen, und es hat mich dabei nur geekelt. ... Und das soll Europa sein! Nein, lieber dann schon in Sibirien weit weg von Europa leben! Ja, sogar die Musik hat man unsittlich gemacht! Und das nennt man hohe Zivilisation.»⁷³ Einem anderen fiel bei Königsberg «eine Sammlung von deutschen pornographischen Fotografien» in die Hände (vermutlich nicht mit der Venus von Milo), und er schrieb: «Was könnte abscheulicher sein? Und unsere Kultur steht schon deshalb höher als die deutsche, weil bei uns solche Aufnahmen nicht zu finden sind.»⁷⁴

In den Vergewaltigungen verband sich demnach ein Rachebedürfnis mit Zerstörungswut, dem tiefen Hass auf den im Nazideutschland herrschenden Luxus und Überfluss; damit strafte man nicht nur die Frauen ab, sondern bestätigte sich auch seine labile Männlichkeit. Man unterstrich zugleich die emotionalen Bindungen innerhalb der Banden – und es waren gewöhnlich Banden, aus denen die Einzelnen die nötige Anonymität und kriminelle Energie schöpften! Gewiss trug die Vergewaltigung auch dazu bei, kollektive Triumphe zu feiern. Und obwohl Frauen die Hauptlast der Gewalt zu tragen hatten, traf es auch die deutschen Männer in gewisser Masse. Nicht zufällig fanden viele Vergewaltigungen im Beisein von Ehemännern und Vätern statt. Man führte ihnen vor Augen, wie machtlos sie waren. Sie mussten dabei zusehen und die intimste aller Entwürdigungen erleiden.⁷⁵ Eine Zeitzeugin erzählte von einem Rechtsanwalt, der seiner jüdischen Frau die ganze Nazizeit hindurch beigestanden und sich trotz der grossen Risiken nicht von ihr hatte scheiden lassen. Als die Sowjets kamen, beschützte er sie erneut, bis diese ihn mit einem Schuss in die Hüfte niederstreckten. Verblutend musste er mit ansehen, wie drei Männer seine Frau vergewaltigten.⁷⁶

Diese Zeugnisse füllen ganze Aktenberge. Doch die genauen Zahlen werden immer unbekannt bleiben. Auch wenn die Gewalt in Ostpreussen ihre furchtbarsten Ausmasse annahm: Vergewaltigungen traten überall auf, wo die Rote Armee über Feinde herfiel. Zweifellos ereilte Zehn-, höchstwahrscheinlich sogar Hunderttausende deutscher Frauen und Mädchen dieses Schicksal.⁷⁷ Doch Zahlen sind gefährlich, da sie auf dem Papier eine Gewissheit erzeugen, die nichts mit dem wirklichen Leben zu tun hat. In der damaligen Welt der Propaganda herrschte Goebbels mit seiner Feder über alle Farben und Schattierungen. Zahlen konnten die Russen schrecklicher erscheinen lassen, die Deutschen als blosse Opfer hinstellen und vielleicht

sogar ein paar dunkle Punkte aus der Nazivergangenheit löschen. Jedenfalls trugen sie dazu bei, das Bild der Roten Armee als einer asiatischen Horde zu verstärken.⁷⁸ Doch während die nach 1945 kursierenden Geschichten über eine hohe Anzahl von Abtreibungen und Geschlechtskrankheiten an sich schon als eine Art Beleg dienen⁷⁹, können andere Zahlen diesen Status eher nicht beanspruchen. So mokiert sich die Anonyma über den «fetten Schändungsbalken» (das heisst die Schlagzeile) einer Berliner Zeitung, «Siebzigjährige Greisin geschändet. Ordensschwester vierundzwanzigmal vergewaltigt», und frotzelt mitleidig lakonisch: «Wer zählte da mit?»⁸⁰

Ebenso schwierig ist es, die Zahl der Täter zu schätzen. Die Veteranen dürften kaum von sich aus neue Namenlisten vorlegen. Einige Offiziere, die ich kennen lernte, nannten mir Beispiele dafür, dass sie selbst die Disziplin wiederherstellten. So bedrohte beispielsweise Kirill in Ostpreussen zwei Täter («selbstverständlich nicht aus meiner Einheit») mit der Pistole. Einfache Soldaten, die Gräueltaten zumindest miterlebt haben müssen, weigerten sich jedoch, darüber zu sprechen. «Die haben gesehen, dass es Vergewaltigungen gab», sagte mir ein Mann. «Ich aber nie. Der Punkt ist, dass wir eigentlich überhaupt keine Deutschen zu Gesicht bekamen. Sie waren immer schon weggelaufen, wenn wir in irgendeine Stadt einzogen.» Für viele bildete das Schweigen eine Art selektive Amnesie, die zweifellos aus Scham geboren war. Doch dabei wirkten auch ganz andere Mechanismen mit. Auch wenn keine Armee ihre Verbrechen an die grosse Glocke hängt. Das offizielle Schweigen der Sowjets über Vergewaltigungen erzwang eine Starre. Dies belegen die Berichte der NKWD-Truppen. Für Disziplin und Ordnung in Frontgebieten zuständige Beamte konnten nach eigenem Ermessen jederzeit Verstösse melden. Doch obwohl man solche Akten als «streng geheim» führte, erwähnen selbst diese internen Dokumente so gut wie keine Fälle von Bandenvergewaltigung und kaum individuelle Straftaten. Es erinnerte an eine Verschwörung der Offiziere, die derlei aus den schriftlichen Bulletins heraushalten wollten und diese stattdessen mit Massregelungen wegen Trunkenheit oder unerlaubter Entfernung von der Truppe füllten.

Die NKWD-Truppen an der 1. Weissrussischen Front befanden sich zwar mitten im Auge des von der Roten Armee entfachten Wirbelsturmes, doch der Ton ihrer Berichte blieb ruhig. «In einem Haus fanden wir acht Deut-

sche», schrieb ein Offizier, «einen alten Mann, fünf Frauen und zwei Zwölf- bis Dreizehnjährige.» Wie viele andere – es waren Hunderte – hatten sie sich erhängt. Laut Bericht gaben örtliche Zeugen an, «obwohl die meisten Frauen des Ortes schon älter seien», hätten die Opfer sich gefürchtet, weil «russische Soldaten Deutsche vergewaltigen».⁸¹ Obwohl dies im Januar 1945 offenbar gang und gäbe war, klingen hier Zweifel an, als würde von einer Marienerscheinung berichtet. Seinerzeit machte man sich bei dieser Armee schon seit sechs Monaten Sorgen über die Zunahme der Geschlechtskrankheiten unter den in Polen, auf dem Baltikum und in Rumänien stationierten Truppen und hatte deshalb monatliche Untersuchungen aller Soldaten beiderlei Geschlechts angeordnet.⁸² Wenn es jedoch um die Disziplinarberichte ging, räumte das NKWD ideologischen Schwankungen viel mehr Platz ein als Vergewaltigungen. Erst im April und Mai 1945, nachdem Stalin persönlich eingegriffen hatte, tauchten in den Berichten auch «Beziehungen zur deutschen Zivilbevölkerung» auf.⁸³

Ebenso schwer wiegt, dass Vergewaltigung, besonders anfangs, selten bestraft wurde. In den ersten Monaten bis zum Frühjahr 1945 kämpften die Soldaten noch unter dem Befehl, Rache zu üben. Danach erkannte sogar die sowjetische Führung den hohen Preis der unmilitärischen Gewalt und forderte – auf Disziplin und Kampfbereitschaft bezogen – strengere Massnahmen. Einige Offiziere zogen daraufhin die Zügel an, und es fanden sogar Exekutionen wegen der Übergriffe statt. Rabitschew berichtet, dass im April 1945, als sich seine Armee in Schlesien mit den Truppen Konews verband, vierzig Soldaten und Offiziere vor ihren Einheiten erschossen wurden, um ein Exempel zu statuieren.⁸⁴ «Gewisse Kommandeure», murrt die Soldaten, «erschossen die eigenen Leute wegen einer deutschen Hure!»⁸⁵ Üblicherweise kamen die Täter jedoch, sofern man ihnen nicht ganz verzieh, mit ziemlich milden Strafen davon: In der Regel verurteilte man sie zu fünf Jahren Haft, die sich, speziell bei Soldaten mit guter Kampfbilanz, auf zwei oder noch weniger reduzieren liessen.⁸⁶ Jedenfalls brauchte man die Männer an der Front, weshalb man fast alle Urteile bis zum Ende der Kampfhandlungen aussetzte. Bis dahin würden – das war «bester Stil» der Roten Armee – ohnehin viele «ihre Taten mit dem eigenen Blute gesühnt haben». Kurz, Vergewaltigung wurde milder bestraft als Desertion, Diebstahl oder – wie im

Fall Kopelews – der persönliche Einsatz für deutsche Zivilisten. Abgesehen von bestimmten Fällen (in denen gewöhnlich noch andere Disziplinarverstöße beteiligt waren) verschwanden die meisten einfach aus den Akten.

Nicht alle Veteranen, mit denen ich sprach, dürften völlig schuldlos geblieben sein. Aber es bestand für sie kein Anreiz, heute über die Gräueltaten zu sprechen. Damals jedoch ging es darum, den Krieg zu gewinnen. Sie kämpften, sie litten, und viele endeten selbst als Opfer, als Invaliden. Nach sechzig Jahren mögen sie nicht mehr an Momente der Wut zurückdenken, sondern an die langen Tage im Lazarett, an Kameraden, an Nachtmärsche, an Lieder. Frauen, Babi – das abwertende russische Wort bedeutet etwas zwischen Hure und alte Ziege –, waren keinen Gedanken wert, verglichen mit dem Regiment, dem Sieg. Auch in der Heimat zählten diese Babi nicht viel. Warum sollten sie dann in jener anderen Welt etwas so Besonderes sein, gegen das Verbrechen von Majdanek, die Tränen russischer Kinder ins Gewicht fallen? «Sie wollen doch etwas über den Krieg wissen», pflegten die alten Männer zu sagen. «Also reden wir darüber. Nur Journalisten interessieren sich für diese Skandale.»



Die Männer nahmen mehr als nur Erinnerungen aus Ostpreussen mit. Es war ein harter Feldzug mit Zehntausenden von Gefallenen und doch auch eine Zeit sonderbaren Überflusses. Deutschland war reich. Ungarn ebenfalls, und sogar Bukarest bot noch genügend Beutegut. Theoretisch stand die letzte Kriegsphase für den Triumph des Kommunismus, doch praktisch erinnerte sie eher an einen grossen Ausverkauf. Auch in dieser Hinsicht haben sich nicht nur die Sowjets versündigt. Die Alliierten plünderten ebenfalls Keller und Häuser von reichen Leuten aus. Gleiches gilt für Tausende ehemaliger Kriegsgefangener und anderer DPs, die sich dann in Deutschland auf freiem Fuss befanden.⁸⁷ Allerdings ging die Rote Armee im exorbitanten Stil zu Werke. Sie hatte mehr gelitten und verloren als alle anderen und verlangte dafür jetzt ihren Lohn. Stalin befand, dass das Reich seinem Volk Reparationen im Wert von mindestens zehn Milliarden Dollar schuldete.⁸⁸ Die Armee begann, mehr oder weniger mit Einwilligung des Regimes, sofort nach dem Einmarsch in Deutschland einen Teil der Schuld einzutreiben.

Für den Umgang mit «Trophäen» galten ab 1944 besondere Vorschriften, mit denen eine umfassende Liste einherging. Alles, was man im Gefecht eroberte oder was der Feind aufgab – darunter Waffen, Munition, Treibstoff, Nahrung, Schuhwerk, Vieh, Waggons, Gleise, Kraftfahrzeuge, Bernstein und Champagner –, galt als Eigentum der Roten Armee beziehungsweise des sowjetischen Staates. Später baute man ganze Fabriken ab. Noch vor dem Eintreffen der Alliierten 1945 hatten die Sowjets achtzig Prozent der Berliner Industriemaschinen fortgeschafft. «Sie hatten die Kühlanlage des Schlachthauses demontiert», erklärte ein amerikanischer Offizier, «Herde und Versorgungsleitungen aus Gaststättenküchen gerissen, Hütten und Fabriken leergeräumt, und waren bei unserer Ankunft gerade dabei, die amerikanische Singer-Nähmaschinenfabrik auszuplündern.»⁸⁹ Auch wenn dem Ganzen die völlige Verwüstung der eigenen Westgebiete vorausgegangen war, erschien die radikale Zerstörung zumindest westlichen Beobachtern oft als willkürlich. Unterdessen galt in der Sowjetunion selbst auch die Arbeitskraft von gefangenen deutschen Exsoldaten als eine Trophäe – wenn jemand die demontierten Fabriken wieder zusammenbauen konnte, dann sie.

Soldaten, die vor dem Chaos einer Gefechtszone standen, bedienten sich unausweichlich an allem, was sie fanden. Einige Beutestücke trugen wesentlich zu den Kriegsanstrengungen bei. Die Nachschublinien für Schukows vorrückende Truppen standen kurz vor dem Kollaps. Die deutschen Mahlzeiten, die Aronow und Ermolenko in Insterburg einnahmen, waren ihre besten «Rationen» seit Wochen, sie zeugten also nicht von Gefrässigkeit. Ein Offizier schrieb seiner Familie über ein Essen, das er mit seinen erschöpften, hungrigen Leuten kurz nach dem Fall Königsbergs genoss. Die Einheit bekam Ausweise für das örtliche Militärlager mit Trophäen aller Art, von Nahrung bis zu Gebrauchsartikeln. Um elf Uhr kamen die Männer dort an, und sie verliessen das Gelände nachmittags gegen fünf, nachdem sie Bier, Wein und Wodka getrunken, Würste gegessen und sich ausserdem mit Zunge, Keksen, Schokolade, Trüffeln, Rosinen und Datteln vollgestopft hatten.⁹⁰

Nachdem sie selbst gesättigt waren, dachten einige der Männer auch an ihre Angehörigen zu Hause, zumal sie wussten, dass es in Russland nichts zu kaufen gab. Ihre Vorgesetzten liessen bereits Kisten mit feinem Porzellan, Bettwäsche und kostbaren deutschen Rauchwaren packen. Hohe Offi-

ziere requirierten Lastwagen, um das Beutegut in die Heimat zu schaffen. Später im Krieg setzten sie sogar ganze Sonderzüge ein.⁹¹ Bald begannen die Männer, in die gleiche Richtung zu denken. Am 26. Dezember 1944, rechtzeitig vor dem russischen Neujahrsfest, bekräftigte das sowjetische Verteidigungsministerium eine Regelung, wonach Armeeangehörige von der Front Päckchen nach Hause schicken durften.⁹² Dies war faktisch eine Erlaubnis zur Selbstbedienung. Wenn ein Offizier hörte, dass seine Leute nicht sehr viel heimschickten, musste er sie künftig sogar anhalten «tüchtiger zuzugreifen».⁹³

Wie üblich kam es auch beim Plündern auf Privilegien und Dienstränge an. Nur Soldaten mit gutem Leumund durften Päckchen gen Osten schicken, und auch sie nur eines pro Monat. Das zulässige Gewicht reichte von fünf Kilo für Soldaten bis sechzehn Kilo für Generäle (Letzteres allerdings nur auf dem Papier).⁹⁴ Kopelew blätterte in einer Bibliothek wertvolle, rare Bücher durch. Seine Waffenbrüder suchten sich alte Meister, Jagdgewehre, ja sogar ein Klavier aus.⁹⁵ Frontowiki hatten den ersten Zugriff und zerstörten oft alles, was sie nicht selbst mitnahmen.⁹⁶ In dieser Hinsicht konnte es sich plötzlich als ungünstig erweisen, der zweiten Welle zugeteilt zu sein. «So ein Elend!», schrieb Taranitschew an seine Natalja. «Man hat uns gerade gesagt, dass wir [Offiziere] monatlich zehn Kilo nach Hause schicken können, aber hier gibt es gar nichts. Alles ist schon ausgeplündert, und die Preise sind völlig verrückt.»⁹⁷ Doch seine Enttäuschung sollte sich bald legen, denn selbst die rückwärtigsten Offiziere und «Nachhut-Ratten» konnten ihre Quoten erfüllen, wenn sie richtig hinzuschauen lernten. Nahrung war immer sehr begehrt. «Lasst es Euch schmecken!», wünschte ein Offizier seiner Frau und Tochter zu einer Sendung mit Dosenfleisch, Zucker und Schokolade. «Habt keine Gewissensbisse und denkt nicht daran, etwas wegzuschenken.»⁹⁸ Andere Männer schickten Kisten mit Nägeln nach Hause, Fensterscheiben, aber auch reizvollere Geschenke wie Porzellan, Werkzeug, Schuhe oder Kleidung.⁹⁹ Bei dem grossen Beutezug musste man keine Schuldgefühle haben. Noch heute sprechen die Veteranen ohne Verlegenheit darüber, so als erzählten sie von einer besonders reichen Kollekte. Sich die besten Stücke zu sichern, galt als Beweis für Geschick, Fürsorglichkeit und die Fähigkeit, klug mit der neuen Bestie, dem Kapitalismus, umzugehen.

Manchmal legten die Männer einen schrägen oder zumindest etwas seltsamen Geschmack an den Tag. Soldaten schleppten Schreibmaschinen ab, mit denen sie mangels kyrillischer Typen nichts anfangen konnten. Taranitschew suchte sich schliesslich ein Radio aus («von einem sehr guten deutschen Hersteller»), «doch dafür brauchten wir leider Strom. Wo wir auch nach dem Krieg leben werden, es muss dort Elektrizität geben.»¹⁰⁰ Er sprach es nicht aus, aber ein Radio war in der Heimat wirklich etwas Exklusives – nach den Beschlagnahmungen von 1941 durch das Sowinformbüro. Doch auch andere Artikel waren selten genug, darunter solche mit einem eher direkten Nutzen. Der Pionier schickte Lebensmittel, einen Mantel, eine Dauendecke mit Seidenbezug, diverse Laken und wattierte Hosen für künftige Jagdausflüge nach Hause. Seine Frau bedachte er mit einem Ballen schwarzer Seide und gelbem Leder für Stiefel.¹⁰¹ So führte Natalja ähnlich wie andere sowjetische Frauen mitteleuropäische Moden der vierziger Jahre in der Steppe des Nachkriegsturkestan ein – nicht immer mit den passenden Accessoires.

An praktischen Dingen schickte Taranitschew jedem seiner Kinder ein Paar Schuhe, jeweils ein paar Nummern zu gross zum Hineinwachsen, ausserdem Wollstoff für Wintermäntel, weisses Flanell für Unterwäsche und Leder für weitere Schuhe.¹⁰² Er füllte die Päckchen voller Stolz. Ebenso Kirill. Der junge Offizier verbrachte den letzten Kriegswinter in Polen und bezeichnete seinen Dienst dort als eine Art Friedenssicherung, eine Kombination aus Aufsicht, Pionierarbeit und Verbrechensprävention. Anständige Zivilisten hätten allen Grund gehabt, ihm dankbar zu sein. Als es darum ging, etwas nach Hause zu schicken, packte er ein oder zwei Steppdecken ein, auch er eine Schreibmaschine, liess aber durchblicken, dass seine Frau einen Kinderwagen für ihre Tochter brauchte: Am nächsten Morgen standen zwei Dutzend Modelle vor seinem Quartier. «Ich suchte mir den besten aus», lächelte er. Die Grosszügigkeit der Einheimischen schien zu bestätigen, dass er ein humaner Soldat war, ein kommunistischer Offizier der besten Sorte.

Die Päckchen dienten zwar der Moral, belasteten indes den Postdienst erheblich. Wegen ihrer «übergeordneten politischen Bedeutung» galten Diebstahl, Verzug und schlechte Lagerung als Staatsverbrechen. Als der Grossversand im Januar mitten im russischen Winter begann, sah der Ausladebahnhof von Kursk (wie auch der von anderen Städten mit vielen Soldaten-



*Infanteristen eines Garderegiments verladen
Fahrräder auf ein Schiff, Mai 1945*

familien) binnen Kurzem aus wie ein riesiges Lager. Wenn im Januar 1945 dreihundert Päckchen in Kursk ankamen, so waren es im Mai schon rund fünfzig- und in dem gesamten Fünfmonatszeitraum alles in allem etwa siebenundachtzigtausend. Mitte Mai warteten zwanzigttausend Güterwagen mit Beutegut auf die Löschung ihrer Fracht. Man errichtete neben dem Bahnhof ein Spezialzelt, um die Sendungen vor Regen zu schützen. Doch die Lagerung war nur der Anfang. Viele der Empfänger wohnte in abgelegenen Dör-

fern, und es gab keine Autos. Also benutzte man «deutsche Trophäenpferde», von der Wehrmacht aufgegebene, vielfach kranke oder verletzte Klepper. Im Lauf der Zeit musste man immer mehr Leute (und Pferde) beschäftigen und baute am Kursker Bahnhof eigens dafür ein Personalwohnheim.¹⁰³

In Deutschland selbst bestahlen die Soldaten sich gegenseitig. «Ich möchte im Moment lieber nichts schicken», erklärte Ageew seiner Frau im Mai, «da so viel wegkommt.»¹⁰⁴ Bestimmte Artikel sollten jedoch nie in die Post gelangen. Waffen und Munition, für den Privatgebrauch streng verboten, verkauften sich im Spätsommer 1944 gut auf dem polnischen Schwarzmarkt, und neben Spirituosen und Tabak weckten Fahrräder und Uhren starke Begierden.¹⁰⁵ Manche Männer liessen sich mit mehreren Uhren an jedem Arm fotografieren: ein Beweis für ihre gute Kriegsbilanz und den zu erwartenden Verkaufserlös. «Die deutschen Modelle liefen dauernd ab», erläuterte ein Veteran, «deshalb brauchten wir mehrere.» Ähnlich verhielt es sich mit den Fahrrädern. Die Männer konnten kaum damit umgehen, geschweige denn sie reparieren. Dazu eine Augenzeugin: «Auf dem Fahrweg radeln etliche Russen auf frisch geklauten Rädern. Sie bringen sich gegenseitig das Fahren bei, sitzen so steif auf dem Sattel wie die radfahrende Schimpansin Susi im Zoo, prallen gegen die Bäume und krähen vergnügt.»¹⁰⁶ Die Wracks liess man einfach an Ort und Stelle liegen, denn es gab ja genügend Nachschub. Ein bekanntes Foto aus jener Phase zeigt, wie ein Rotarmist einer empörten Besitzerin ihr Fahrrad aus den Händen reisst. Andere dokumentieren das Verstauen für den langen Transport.¹⁰⁷ Der Sinn für Fremdeigentum war ebenso verblasst wie der für Privatheit oder Frieden. Inmitten der allgemeinen Verwüstung schien nichts mehr irgendwem zu gehören – es sei denn, der Inhaber war bewaffnet oder trug eine Dienstmarke.

Während sich die Front westwärts auf Berlin zu verschob, bekamen die Soldaten der Nachhut und die ihnen beigestellten NKWD-Truppen schon einen Vorgeschmack auf den Sieg. Es gab Orgien von Plünderungen, Saufgelage und chaotische Beziehungen zu einheimischen Frauen, darunter sowohl «Ehen» als auch Vergewaltigungen. In Wochen entluden sich die Ängste und Spannungen von vier Jahren. Jetzt fürchteten nur noch wenige Soldaten die Westgrenze. Man konnte die Welt entdecken, sie schmecken,

trinken, greifen und sie sich gefügig machen. Berichte aus jener Zeit handeln vom Chaos hinter den Linien, von Trunkenheit, von Soldaten, die Kleidung und Schmuck stehlen, sich als Zivilisten verkleiden, bei Geliebten einquartieren oder in einem Affenzahn mit Militärfahrzeugen herumrasen. In allen «befreiten» Zonen stand das Verhältnis zur Zivilbevölkerung vor einer schweren Zerreißprobe.¹⁰⁸ Ein NKWD-Kommando – Hüter der Disziplin selbst – torkelte unter Absingen «schmutziger Lieder» durch eine polnische Stadt. Später fielen die Männer sogar betrunken bei einer Parteiversammlung ein und lallten etwas über den Ruhm der Armee, bis jemand sie zur Ausnüchterung brachte.¹⁰⁹



Zwar stand die Niederlage des Deutschen Reiches Anfang 1945 fest, aber der Krieg war noch nicht vorbei. Hitler wollte nicht kapitulieren und liess die Resttruppen der Wehrmacht bis zum totalen Zusammenbruch kämpfen. Diese Halsstarrigkeit entsprach dem zähen Widerstand der Sowjets, auf den sie so stolz waren und den sie drei Jahre durchhielten. Sie zögerte die Schlacht um Berlin hinaus, die Tschuikow, der stoische Kommandeur von Stalingrad, im Februar 1945 hatte beenden wollen. In der Roten Armee löste der deutsche Trotz keineswegs Bewunderung, sondern nur Verachtung aus. Ageew setzten die Deutschen weiterhin in Erstaunen. «Unter den Fritzen, die wir jetzt gefangen genommen haben», schrieb er seiner Frau, «befand sich ein fast Sechzigjähriger, der keinen einzigen Zahn mehr im Mund hatte, doch dieser Bastard kämpfte weiter wie ein hirnloser Automat, obwohl er nicht einmal mehr ein Stück trockenes Brot hätte kauen können.»¹¹⁰ Gewiss empörte Ageew daran vor allem die Einsicht, dass der bevorstehende Sieg kein Spaziergang würde.

Wirklich ernsthaft begann die Schlacht um Berlin Mitte April. Inzwischen war Königsberg gefallen, ebenso die preussische Stadt Küstrin. Die letzten Feldzüge – oft als ein «Aufräumen» bezeichnet – waren hart und kosteten die Rote Armee Tausende von Männern. Doch erschien das in Berlin selbst Bevorstehende noch viel erschreckender. Man konnte ja nicht wissen, wie ungenügend und stümperhaft die letzten Vorbereitungen auf die Verteidigung der Stadt hatten ausfallen müs-

sen.¹¹¹ Man rechnete mit komplexen Minenfeldern, Bombenfallen und Drahtverhauen. Wie um den Mythos des leichten Sieges, den Traum von 1938, umzumünzen in eine Legende über verzweifelten Widerstand, beschwor man die grosse Gefahr regelrecht, um dadurch das Schlusskapitel des europäischen Kriegs entsprechend zu glorifizieren. Obwohl es die Rotarmisten am Ende mit einem gebrochenen, hungrigen und demoralisierten Feind zu tun hatten, wussten sie: Jetzt standen sie direkt in Hitlers Zitadelle. Wie überlegen sie auch sein mochten (und die Angreifer waren zahlenmässig mindestens doppelt so stark wie die Verteidiger¹¹²), die Schlacht um Berlin blieb eine Herausforderung. Die Veteranen von Stalingrad – darunter Tschuikow selbst – begannen jetzt, eine weitere Generation im Nahkampf auszubilden.¹¹³

Das letzte Kapitel begann am 16. April. «Einen Tag wie heute hat es bisher an der Front noch nicht gegeben», schrieb der Pionier Petr Sebelew, der seit 1941 zur Truppe gehörte, an jenem Abend nach Hause. «Um vier Uhr morgens eröffneten Tausende von Maschinengewehren und Stalinorgeln das Feuer und erleuchteten den Himmel taghell, soweit das Auge reichte. Auf der deutschen Seite lag alles unter Rauch und säulenartig aufsteigenden dicken Erdfontänen. Bald schwirrten riesige Schwärme aufgeschreckter Vögel durch die Luft, ein ständiges Brummen und Krachen, dazwischen die donnernden Explosionen. Dann kamen die Panzer. Vor der ganzen Kolonne strahlten Scheinwerfer, um die Deutschen zu blenden. Später erschallte überall der Ruf ‚Nach Berlin! Nach Berlin!‘»¹¹⁴ Über die gleiche Szene schrieb Tschuikow: «Flammen loderten zum Himmel auf und das Konterfei Lenins blickte von den roten Bannern auf die Befreier-Soldaten herab, als sei er lebendig und wolle sie zur Entschlossenheit im letzten Gefecht mit dem verhassten Feind aufrufen.»¹¹⁵ Das Donnern der Geschütze war derart ohrenbetäubend, dass selbst erfahrene Artilleristen darüber erschrakten. «Wir mussten uns die Ohren zuhalten, damit uns nicht die Trommelfelle platzen.»¹¹⁶

Nicht nur der Kitzel des Gefechts nach so langer Wartezeit, auch die Freude über den nun fast gewonnenen Krieg erregte die Männer. «Heute denkt niemand an den Tod», schrieb Sebelew, «sondern alle fiebern nur dem schnellen Einmarsch in Berlin entgegen.» Die Sowjets schienen entschlossen, nun endgültig die Höhle der Faschisten zu stürmen. Ein letztes Mal jedoch trog die Rotarmisten ihr Optimismus.

Schukows Angriff auf die Berlin vorgelagerten Seelower Höhen drohte infolge seiner eigenen Fehlkalkulation zu scheitern. Die Scheinwerfer, die er von einer Vorhut hatte aufstellen lassen – eine wie er meinte ganz neue Methode, den Feind zu blenden und zu verwirren –, erwiesen sich als ein Bumerang und blendeten schliesslich nur die eigenen Leute, als die von der Artillerie erzeugte Rauchwand ihr Licht reflektierte.¹¹⁷ Ausserdem hatte ihr Bombardement das gesamte Vorfeld unpassierbar gemacht. Es kam noch schlimmer, denn die unter so heftigen Beschuss genommenen Gräben erwiesen sich als verlassen. Ein in Gefangenschaft geratener Rotarmist hatte die Deutschen am Vortag vor dem Sturm gewarnt, was diese nutzten, um sich deutlich hinter die Vorauslinie zurückzuziehen.¹¹⁸ Weit davon entfernt, triumphierend in Berlin einzumarschieren, blieben die Truppen unter Schukows Befehl stecken und kamen nicht über das zweite deutsche Verteidigungsbollwerk hinaus.

Für Schukows Rivalen Iwan Konew war das allerdings eine gute Nachricht. Die beiden Kommandeure hätten beim Feldzug gegen Berlin eng zusammenarbeiten sollen, und theoretisch bestand Konews Auftrag darin, über Leipzig und Dresden vom Süden her kommend die deutsche Front zu spalten. Zuvor hatte Stalin wohlweislich den beruflichen Ehrgeiz der beiden Marschälle etwas angestachelt, also eine Art Wettrennen nach Berlin provoziert. Schukows Probleme brachten dabei kurzfristig Konew in Führung. Es war ein grotesker Wettlauf, und beide stritten bis an ihr Lebensende über die wirkliche Abfolge der Ereignisse. Jedenfalls stellte er sicher, dass die Sowjets in Berlin gegenüber den Alliierten die Nase vorn hatten. Strategisch gesehen war er jedoch eine reine Katastrophe. In seiner Raserei zwang Schukow unerfahrene Leute – teils ehemalige Kriegsgefangene, teils Zwangsarbeiter ohne jede Ausbildung –, sich durch tödliche Strassen und verminten Stellungen zu kämpfen, um Berlin als Erster einzunehmen. Nachzügler drohte er, wie üblich, mit Erschiessung oder Strafbataillon und setzte sogar erfahrene Soldaten unter extremen Druck. Tschuikow, der bald ebenfalls Schukows scharfe Zunge zu spüren bekam¹¹⁹, rief alle seine Männer zur Wachsamkeit auf und riet ihnen, mit brachialer Gewalt vorzugehen. «Der Feind ist in Kellern und in Gebäuden versteckt», erklärte er. «Beim Kampf in einer Stadt geht es um Feuerkraft auf engstem Raum, indem man nicht nur automatische Waffen, sondern auch mächtige Artillerie- und Panzergeschüt-



Die Sowjets in Berlin, Mai 1945

ze einsetzt, alle auf kurze Distanzen von wenigen Metern.»¹²⁰ Als sie ihr Ziel aufs Korn nahmen, hatten die Rotarmisten keine Zeit, sich um das Schicksal der Zivilisten zu kümmern, die ihnen dabei noch in die Quere kamen.

Berlin selbst stand am Rande des Todes. Schon seit Tagen gab es keine Nahrungslieferungen mehr, und viele der Wasserleitungen waren zerstört. «Die Kinder verrecken», kolportierte die Anonyma ein Gespräch in der Bäckerei. «Die Alten fressen Gras wie die Tiere.» Die Berliner verkrochen sich, kauerten im schwachen Kerzenschein, während draussen auf den Strassen der Frühling mit unheimlicher, fast höhnischer Klarheit andauerte. Eines Nachmittags machte die Berliner Chronistin einen Ausflug und fand das Licht überraschend. «Plötzlich fällt einem der Frühling ein. Durch die brand-schwarzen Ruinen der Siedlung weht ein Schwaden Fliederduft aus herrenlosen Gärten», schrieb sie in ihre Kladde. «Nur die Vögel misstrauen diesem April. Unsere Dachrinne ist spatzenleer.»¹²¹ Vor dem Sturm hatte sie nur an Hunger denken können, wie das Opfer einer Belagerung. Dann kam das

Bombardement, das Erdbeben von Granateinschlägen und der ohrenbetäubende Lärm. Schliesslich folgten Soldaten, «Iwans», die langsam von Haus zu Haus, von Raum zu Raum vorrückten, Handgranaten in Eingänge und Treppenhäuser warfen, zuerst feuerten und anschliessend Fragen stellten. Bald kreiste alles, was die Anonyma schrieb, um diese Fremden, die Rotarmisten mit ihrer Sauferei und dem fleghaften Benehmen, ihren bandagierten Gliedmassen, vernarbten Gesichtern und dem endlosen unstillbaren Bedürfnis.

Nachdem die Vorhut das Labyrinth der Fallen überwunden und die Stadtränder eingenommen hatte, rückten weitere Truppen nach, um die befreiten Zonen abzusichern. Obwohl nicht mehr viel von Berlin übrig war, fanden sie noch einiges an Lebensmitteln und anderen Gütern. Fast schon gewohnheitsmässig und jetzt ohne den noch drei Monate zuvor lodernden Hass nahmen die Soldaten auch ihre Rache an den Berlinerinnen. Das förderte weder die Disziplin noch die Gesundheit (bei ohnehin bereits grassierenden Infektionen aller Art).¹²² Plünderungen und Saufgelage bildeten die Ursache für den verheerenden Ruf der Roten Armee bei den Alliierten und bei der deutschen Zivilbevölkerung. Im April schritten Stalin und Schukow ein und erliessen eine Reihe neuer Befehle über Eigentumsrechte, zivile Wohngebiete und die euphemistisch so bezeichneten «Beziehungen» zu einheimischen Frauen. Auch wenn die bekannteste Vorschrift verwirrenderweise das freizügige Verhalten gegenüber den Deutschen in einem Atemzug mit der ausufernden Brutalität nannte¹²³, war die Botschaft unmissverständlich. Der Stalin-Ukas, wie er bei den Männern bald hiess, forderte mehr Zurückhaltung. Man las ihn den Soldaten bei politischen Sitzungen vor, und deutsche Frauen beriefen sich darauf, um die Iwans mit einem Zauberwort abzuschrecken. Er scheint jedoch in Berlin nicht sehr viel bewirkt zu haben. Als ein Offizier seine Leute anhielt, «doch den Ukas des Genossen Stalin im Sinn zu behalten», so die Anonyma, «zwinkerte er ihnen verschmitzt zu, und die Männer grinsten zurück». ¹²⁴ Ausser der gezückten Nagan eines Vorgesetzten konnte nur die absolute Priorität der Kampfziele für jene besagte «Zurückhaltung» sorgen.

Schukows Truppen rückten am 21. April in Berlin ein, und tags darauf überquerte Konew mit seinen Leuten den Teltowkanal. Jene, darunter Tschuikows Einheiten, umstellten und stürmten später auch das acht mal zwei Kilometer grosse Tiergarten-Viertel, das nicht nur den Zoo barg, son-

dem auch die Zitadelle der Nazis. Die mit Flaks gesicherten Bunker im Inneren hatten zwei Meter dicke Mauern. Einer beherbergte die Gestapo, ein anderer, mehr am Rand gelegen, war der des «Führers» mit der Kommandozentrale und einem kleinen Salon. Nördlich davon, jenseits des Brandenburger Tors, lag das Reichstagsgebäude, das die Sowjets nun zum Symbol der Herrschaft Hitlers auserkoren. Quer durch den Tiergarten selbst verläuft der Landwehrkanal, der sich in eine Sperre und später in eine Todesfalle verwandelte, als die SS die tief darunter gelegenen Bunker sprengte. Das jedoch war ihr letzter Verzweigungsakt. Am 29. April glich das ganze Viertel einer Kraterlandschaft, und das unheilvolle rote Glühen der Brände erleuchtete jetzt den dunklen Himmel über dem Schutt, Rauch und Staub. Obwohl längst kein Zweifel mehr am Ausgang der Geschichte bestand, zeigte sich das Dritte Reich in seinem Totenkampf ebenso wenig freundlich wie zuvor.

Erst nach drei Tagen schwerer Kämpfe konnte die Rote Armee diese Totem-Gebäude einnehmen. Entscheidend symbolträchtig war wie gesagt die Erstürmung des Reichstages, und deshalb hatte Stalin die Meldung darüber (und im Idealfall über die Kapitulation Berlins) zum sowjetischen Maifeiertag verkünden wollen. Tatsächlich kam das berühmte Foto, auf dem die Feldwebel Jegorow und Kantarija (Letzterer wie Stalin ein Georgier) ihre Rote Fahne auf dem Dach des Reichstages hissen, erst später zustande, als die Gefahr gebannt war. Zunächst jedoch mussten sich die beteiligten Verbände durch Maschinengewehrfeuer vorkämpfen, stets dem Risiko von Granaten und Bombenfallen ausgesetzt. Dreihundert Verteidigern, von denen mehr als zwei Drittel fielen, gelang es, sie mehr als acht Stunden lang aufzuhalten. Ähnliches spielte sich andernorts ab, zum Beispiel im Südwesten am gewaltigen Zoobunker mit dem Flakturm. Bei der Einnahme jedes der Bollwerke kapitulierten Dutzende bis Hunderte von Soldaten der Wehrmacht. Viele weitere, die Verwundeten und Sterbenden, warteten in den Kellern auf das Ende.¹²⁵ Hitler selbst war schon tot, er hatte am 30. April zusammen mit den engsten Vertrauten Suizid begangen. «Die Wehrmacht kämpfte weiter», schrieb ein Zeitzeuge, «wie ein Huhn mit abgeschlagenem Kopf.»¹²⁶ Erst am 2. Mai um 18 Uhr kapitulierte General Weidling als Kampfkommandant der Garnison Berlin gegenüber der Roten Armee.¹²⁷

Nikolai Below hatte das alles miterlebt. «Am 1. Mai hätte ich Dir so gerne schreiben wollen», erklärte er seiner Lidija am 3., «aber wir standen die ganze Zeit im Gefecht, und zudem waren das auch noch äusserst harte und zähe Kämpfe, bei denen an Schreiben nicht einmal zu denken war.» An jenem Tag seien vier Briefe von ihr angekommen, doch er habe im Tiergarten unter Granatbeschuss gelegen und sie danach vor Müdigkeit nicht einmal mehr öffnen können. Mit der Kapitulation sei eine Waffenruhe eingetreten, und auch er habe sich schliesslich ausruhen können. «So wie jetzt habe ich lange nicht mehr geschlafen – wie ein Toter», schrieb er, doch jetzt stehe das Ende des Kriegs ganz kurz bevor. «Ich weiss nicht, ob es noch weitere schwere Kämpfe geben wird, bezweifle es aber. In Berlin ist alles aus.» Als Weidling die Kapitulation unterschrieb, schlief Below.

Das Ende der Operation «Bagration» hatte der Leutnant nicht mehr miterlebt. Er war im Spätsommer 1944, einige Wochen nach dem letzten Tagebucheintrag, verwundet worden und hatte als Lohn seinen ersten Heimaturlaub im gesamten Krieg erhalten: erneute Flitterwochen mit Lidija. Am 3. Mai dachte er beim Schreiben an zu Hause. Einer der Kollegen habe ihn in sein «fürstliches» Berliner Quartier eingeladen, um – nachträglich – den 1. Mai zu feiern und «sich ein wenig zu entspannen», doch der Gedanke an Luxus widerte ihn an. «Zum Teufel mit dem ganzen Kram», schrieb Below. «Ich wäre lieber irgendwo in einer Hütte – irgendwo, nur müsste es in Russland sein, damit ich den ganzen Albtraum des Kriegs und der blutrünstigen Deutschen vergessen könnte.» Der Luxus hätte auch sein Gewissen belastet, da er selbst keine Zeit hatte, ein Päckchen nach Hause zu schicken, seiner Familie aber unbedingt helfen wollte. Er war erschöpft, kriegsmüde, doch leuchtete aus seinem Brief ein echter Hoffnungsfunken.

Schliesslich erwartete Lidija ein Baby, das sie in seinem Heimaturlaub gezeugt hatten, und er redete die Schwangere mit «Dickerchen» an, drängte sie liebevoll, genug zu essen und viel zu ruhen. Ernsthafter überlegte er sich, was er seinen Kindern einmal antworten würde, wenn sie nach seiner Rolle im Krieg fragten. Er hatte sich nichts vorzuwerfen, und die Einsicht machte ihn stolz. Sie müssten, dachte er, «sich nicht schämen, weil wir bis zuletzt unsere Pflicht getan haben». Doch das lag in der Zukunft, und in diesen ersten Maitagen war der Krieg noch nicht ganz vorüber, genauso wenig der

Stress, die im Inneren endlos weiterlaufenden Gefechte. «Ihr seid bestimmt schon am Feiern», mutmasste er, «und ich kann mir gut vorstellen, wie beglückt das ganze Volk sein muss. Aber wir Soldaten können das ganze Ausmass unseres Sieges kaum fassen, da wir immer bloss anstreben, eine Stadt einzunehmen oder eine Schlacht zu gewinnen und den Stellenwert der jeweiligen Teiletappe abwägen, also erst dann anfangen können, über den Gesamtsieg nachzudenken, wenn der letzte Schuss gefallen ist.»

Below wusste jedoch, dass es nicht mehr lange dauern konnte. «Vielleicht», schloss er, «wird der Krieg schon zu Ende sein, bevor Du diesen Brief in Händen hältst.» Fünf Tage später nahm Schukow die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches an. Die Schlusszeremonie war so ehrwürdig, wie es die Kriegsbedingungen erlaubten. Als der Oberbefehlshaber der Wehrmacht Keitel am 9. Mai kurz nach Mitternacht seinen Handschuh abstreifte, um diese Unterschrift zu leisten, blitzten die Kameras der Weltpresse. Nachdem die deutsche Delegation den Saal verlassen hatte, löste sich bei den Vertretern der Sowjets und der Alliierten sofort die Spannung. Auf den grün betuchten Konferenztischen tauchten Wein- und Wodkaflaschen auf. «Marschall Schukow selbst legte unter lautem Jubel seiner Generäle einen Russentanz hin.»¹²⁸ Draussen begrüßten die Männer den Sieg mit heftigen Geschütz- und Gewehrsalven, und auch dort kreisten Flaschen. Below hörte weder den letzten Schuss des Kriegs, noch sah er je seine Tochter, die einen Monat später zur Welt kam. Am 4. Mai musste er zum Einsatz nach Burg an der Elbe, wo er tags darauf fiel.¹²⁹



In den Feldzügen mit Ziel Berlin starben mehr als dreihundertsechzigtausend sowjetische und polnische Soldaten, fast ein Zehntel davon bei den Gefechten um die Hauptstadt selbst.¹³⁰ Die Gespenster der Toten begleiteten die Siegesfeier am 9. Mai. Dennoch konnten die meisten der Anwesenden für ein paar Stunden nur an das Leben und nicht an den Tod denken. «Heute Nacht um drei haben wir die freudige Nachricht im Radio gehört», schrieb Taranitschew nach Hause an seine Frau. «Wer schlief wurde sofort geweckt, und wir versammelten uns draussen, gaben Salven aus allen möglichen Waffen ab, sodass die Stadt unter dem schweren Feuer bis zum Morgengrauen

wirkte wie bei einem echten Gefecht. Meine Lieben, Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie sehr sich unsere Offiziere und Männer über das Ende des Kriegs freuen. Zwar habt auch ihr zu Hause hinter den Linien schwer gelitten, hat auch die Nachhut zum Sieg über die faschistische Bestie beigetragen, aber am härtesten war es doch für uns an der Front, und ihr müsst uns Frontowiki verstehen!»¹³¹ Ageew sprach vielen aus dem Herzen, als er jubelte, «nie zuvor war das sowjetische Volk so glücklich und stolz wie heute».¹³² Am Standort Samoilows hatte man seit dem Fall Berlins am 2. Mai gefeiert, und als am 7. das Gerücht zu kursieren begann, dass der Krieg endgültig vorüber war, feuerten einige in die Luft. Das wiederholte sich am 8., nachdem die BBC Deutschlands Kapitulation bekanntgegeben hatte, doch das Saufgelage der Männer folgte erst auf Keitels Unterwerfungsgeste gegenüber Schukow persönlich.¹³³

Andernorts wartete man nicht so lange. Am 5. Mai fand ein Soldat der NKWD-Grenzwachen zufällig im Hof einer der Berliner SMERSCH- Stationen einen Kanister mit Holzgeist. Er kostete einen Schluck und füllte dann eine Teekanne voll ab, die er sich mit zwei anderen Mitgliedern des Sicherheitsdienstes teilte. Auf die Kanne folgte ein Drei-Liter- Behälter, und als später der Koch hinzukam, musste man erneut nachschenken. Im Lauf des Abends kamen weitere sieben Mann dazu und bedienten sich, während die anderen bereits das Bewusstsein verloren hatten, uneingedenk der Tatsache, dass der Krieg noch nicht gewonnen war. Den Sieg selbst erlebten sie nicht mehr. Die ersten drei Männer starben am nächsten Tag, der Rest wenig später.¹³⁴ Ähnliches trug sich überall an der Front zu, nicht nur mit Holzgeist, sondern auch mit Frostschutzmittel, Spiritus oder erbeutetem Schnaps.¹³⁵ Den Opfern blieben wenigstens die Enttäuschungen des Friedens erspart.

Am nächsten Tag, dem 10. Mai, wirkte Berlin still und verlassen. Die Strassen waren leer, und die öffentlichen Plätze, auf denen die Wehrmacht im Dienst der Artillerie Bäume gefällt hatte, waren verwaist, sogar von Vögeln. Die meisten Soldaten schliefen ihren Rausch aus. Doch es waren nicht alle in der deutschen Hauptstadt geblieben, um dort das Kriegsende zu begrüßen. So befand sich zum Beispiel Ermolenkos Einheit bereits auf dem Weg ostwärts und erhielt die Nachricht vom Sieg kurz vor dem Ural im Zug.¹³⁶ Ihr Ziel war die Mandschurei, doch kannte er die Einzelheiten der

neuen Mission noch nicht. Nach dem Ende des Kriegs in Europa sollte sich die Sowjetunion nun dem Kampf gegen Japan anschliessen.

Es war ein erster Hinweis darauf, dass die Niederlage Deutschlands für Rotarmisten nicht das Ende des Militärdienstes bedeutete. Sie hatten, wie Below hervorhob, stets klaglos ihre Pflicht erfüllt, doch nun lauerten die ersten von vielen Enttäuschungen. Viele der Männer sollten ihre Frauen und Familien nicht in wenigen Wochen, sondern erst nach Monaten, teils sogar Jahren wiedersehen. Was ihre Hoffnungen anging, Träume, die sie an langen Abenden in Gesprächen und Briefen genährt hatten, so mussten sie auf deren Einlösung noch länger warten. Kopelew hatte angesichts der Flammen von Neidenburg begriffen, dass diese Männer jetzt zu fast allem fähig waren und man nicht absehen konnte, wie sie mit dem Frieden umgehen würden. Sicher war trotz des über den Trümmern von Berlin heraufziehenden Frühlings nur eines: Der Staat, für den so viele von ihnen gestorben waren, würde seine Macht erbarmungslos ausüben. Erst hatten sie ihn gerettet, und jetzt sollten sie das Mass seiner Dankbarkeit kennen lernen.

10. Der kalte Frieden

Den 9. Mai beging Moskau als grossen Ruhmestag. In der Nacht zuvor um kurz nach ein Uhr hatte Juri Lewitan als Kriegssprecher des Sowinformbüros mit seiner wohlbekannten Stimme bestätigt, dass der Krieg mit Deutschland beendet sei. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt, indem Nachbarn einander weckten und jene Vorsicht ausser Acht liessen, die normalerweise das Zusammenleben in der Hauptstadt prägte. Ganze Familien eilten auf die Strassen hinaus, die Männer griffen nach ihren Flaschen, die sie genau für diesen Anlass aufbewahrt hatten, und es begann ein grosses Fest, das bis zum nächsten Abend ging. Mit der Morgendämmerung strömten weitere Menschen in die Stadt, und bis zum Nachmittag feierten mehr als drei Millionen auf den offenen Plätzen rings um den Kreml. Ein solcher Tag wäre an sich schon unvergesslich gewesen. Doch gegen 22 Uhr fluteten Hunderte von Scheinwerfern auf und strahlten das berühmte Ensemble an: die Art-déco-Fassaden der Hotels und die Zinnen der Türme und Mauern. Sie überzogen das Ganze mit Wellen aus Purpur, Rot und Gold. Ein Geschwader flog niedrig über den Roten Platz und feuerte farbige Leuchtkugeln in die Dunkelheit. Dies war der Auftakt zum grössten Feuerwerk, das man in Russland jemals gesehen hatte. «Die spontane Freude», schrieb Werth, «war so tief, wie ich es vorher in Moskau noch nie erlebt hatte. Man tanzte und sang auf den Strassen. Soldaten und Offiziere wurden geküsst.» Die Menschen seien so freudentrunken gewesen, dass sie gar keinen Alkohol mehr brauchten.¹

Der Sieg schien allen zu gehören. Einen Moment lang gab es keine echten Unterschiede mehr zwischen Fabrikarbeitern und Büroangestellten, Schriftsetzern, Ingenieuren, Kolchosbauern und Panzerplanern: Sie alle hatten, je-

der an seinem Platz, ihren Beitrag zur Bezwingung des Faschismus geleistet. Doch niemand empfand mehr Stolz und grösseren Triumph als die Soldaten selbst. «In diesen freudigen, glücklichen Tagen sende ich Dir Grüsse aus Berlin», schrieb Orest Kusnezow am 10. Mai seiner Schwester auf einer Ansichtskarte von «Unter den Linden», deren deutschen Titel er geschwärzt hatte. «Wenn du selbst dabei warst und alles mit eigenen Augen gesehen hast, jetzt als Eroberer und Herrscher durch den ‚Bau‘ gehen kannst, findest du kaum Worte für die Freude über diesen Sieg. Alle Offiziere und Soldaten strahlen vor Glück über unsere unbeschreibliche Leistung. Der Grosse Vaterländische Krieg ist vorbei – eingegangen ins Goldene Buch der Geschichte. Ich gratuliere Dir zu diesem grossen Fest.»²

In der Euphorie wollte kaum jemand daran denken, was für einen hohen Preis man für diesen Freudentag hatte bezahlen müssen oder wie viel der Frieden künftig noch kosten würde. Denn solche Erwägungen hätten Zweifel am Wert des Sieges selbst nähren können. Durfte ein Volk überhaupt triumphieren, nachdem fast siebenundzwanzig Millionen der Seinen umgekommen waren? Und welchen Beifall konnte die Armee wirklich beanspruchen, wenn doppelt so viele Zivilisten wie Soldaten ihr Leben verloren hatten? Es war ein seltsamer Sieg, in dessen Folge fünfundzwanzig Millionen Menschen obdachlos waren, in Semljanki oder zusammengedrängt in fensterlosen Korridoren hausten. Verhältnismässig gesehen hatte nur Polen grössere Verluste erlitten und war jetzt eine elende, zertrümmerte Halbkolonie.³ Gewiss hatte auch Deutschland einen hohen Preis bezahlt. Fast drei Viertel seiner militärischen Verluste – an Menschen und Material – waren an der Ostfront entstanden. Die Rote Armee hatte also die Invasoren wahrhaft bestraft und vernichtend geschlagen, allerdings mit einem grösseren Blutzoll als aufseiten der Feinde.⁴ Vom Ausmass des Blutbades zeugt, dass die Verlustschätzungen im Millionenbereich schwanken. Konsens besteht lediglich darüber, dass im Krieg nicht weniger als 8,6 Millionen Angehörige der Roten Armee umkamen, entweder als Gefangene in Nazilagern oder auf dem Schlachtfeld. Das ist die gesicherte Zahl – es gibt auch viel höhere Schätzungen –, und schon sie entspricht fast einem Drittel des von der Sowjetunion mobilisierten Personals.⁵

Zu den Toten auf sowjetischer Seite gehörten viele der besten, tüchtigsten und produktivsten Bürger, drei Viertel davon im Alter zwischen neunzehn

und fünfunddreissig Jahren. Von den Rekruten des Jahrganges 1921, die in Kiew, Charkow und Stalingrad selbst antreten mussten, fielen bis zu neunzig Prozent. Nach Kriegsende gab es vielerorts keine jungen Männer mehr, also auch auf Jahre hinaus weniger junge Ehepaare und Kinder. Neben der Trauer, einer Last, an der besonders sowjetische Frauen jahrzehntelang zu tragen hatten, forderte der Tod also auch ökonomisch langfristig seinen Preis. Rein bilanztechnisch gesehen hat der Krieg knapp dreieinhalb Trillionen Rubel gekostet, etwa ein Drittel des sowjetischen Volksvermögens.⁶ In den Augen einer erschöpften, dezimierten Arbeiterschaft muss der Wiederaufbau fast ebenso erschreckend erschienen sein wie ein weiterer Winter im Gefechtsfeuer.

Gleichwohl war in jenem Mai Pessimismus kaum verbreitet. In Russland selbst und in grossen Teilen des übrigen Sowjetreiches legten Zivilisten eine Arbeitspause ein, um die Befreiung zu feiern; der Sieg schien zu bezeugen, dass sich dieses Volk niemals versklaven liess. Ausserdem hatte sich der Staat, das Regime in Person des jetzt verehrten, grossen Stalin, einen Logenplatz in der Weltpolitik gesichert mit dem Recht, die fernere Zukunft jenseits der Vorkriegsgrenzen mitzubestimmen. An der Front, in Berlin, in Prag und quer durch ganz Mitteleuropa, erlaubten sich Soldaten – und insbesondere junge Offiziere –, vom kommenden Utopia zu träumen. Dazu gehörte ein besseres Leben als gerechter Lohn für das Volk. «Wenn der Krieg vorbei ist, wird das Leben in Russland sehr angenehm sein», hatte ein sowjetischer Schriftsteller 1944 prophezeit, mit Millionen seiner Landsleute die Hoffnung teilend, dass die neue Freundschaft mit den Vereinigten Staaten und mit Grossbritannien auf Dauer Früchte tragen und dank des im Krieg gewonnenen weltweiten Ansehens der UdSSR seit 1917 verschlossene Türen öffnen würde. «Es wird ein einziges Kommen und Gehen sein», fuhr er fort, «und zum Westen werden wir zahlreiche Kontakte unterhalten. Jeder wird lesen dürfen, was er will. Wir werden einen Studentenaustausch organisieren, und man wird ohne Schwierigkeiten ins Ausland reisen können.»⁷

In derlei Hoffnungen spiegelten sich Erfahrungen und Interessen wider. So traten die meisten Offiziere für Reformen ein, die nichts an der sowjetischen Disziplin und konservativen Moral änderten. Sie glaubten aber gleichwohl an Neuerungen, und viele fühlten sich berechtigt, ja sogar verpflichtet, der Führung ihre Ansichten über die Friedensordnung zu unterbreiten. Seit

1942 hatte das Militär denken gelernt, und 1945 setzte es seine neu errungenen Fertigkeiten sowie das Gefühl persönlicher Verantwortung beim fälligen Wiederaufbau ein. Zwar läge zunächst einmal harte Arbeit vor ihnen, aber das war man ja gewohnt. Jetzt ging es um Taten und nicht um blossе Versprechungen. «Wer nach künftigen Freunden sucht», warnt ein fiktiver Lehrer in einem zeitgenössischen Roman einen Veteranen, «ist zur Einsamkeit verdammt.»⁸ Konstantin Simonow dagegen fing die entschlossene, hoffnungsfrohe Aufbruchsstimmung der damaligen Zeit in den Gedanken seines Helden Saburow ein: «Er hatte sich im Krieg davon überzeugt, dass die Menschen einfacher, anständiger und klüger geworden sind. Vielleicht waren sie im Grunde dieselben wie früher geblieben, aber das Gute trat bei ihnen zutage, weil man sie nicht mehr nach zahlreichen diffusen Gradmessern beurteilte, zum Beispiel ob sie Versammlungen besuchten oder nicht. Ich weiss nicht», betonte Saburow, «wie diese Menschen vor dem Krieg waren und wie sie nachher sein werden, aber jetzt sind sie tatsächlich fast alle gut. Und ich glaube, die meisten werden gut bleiben.»⁹

In der Tat ging es darum, wie man diese Veränderungen durchsetzen und wo man anfangen sollte. Erneut waren Offiziere der Roten Armee um Ratschläge nicht verlegen. Nach wie vor dort stationiert, wo sie den Sieges салut gesehen hatten – vielleicht uneingedenk der sowjetischen Welt, die im Osten auf sie wartete –, wandten viele sich an ihren Fürsprecher in Moskau, Präsident Michail Kalinin. Ihm schrieb ein Leutnant in jenem Juli: «Ich habe eine Reihe von Anregungen für die nächste Sitzung des Präsidiums des Obersten Sowjet.»¹⁰ Wie Tausende anderer hatte er erlebt, wie sich eine Diktatur, zugegeben eine faschistische, von aussen darstellte. Auch ging ihm der Eindruck des Todeslagers Majdanek nach. Man müsse, beantragte er, das Gesetz über politische Häftlinge revidieren. Auch die Sowjetunion habe ihre Majdaneks. Wenn es dafür je eine Rechtfertigung gegeben habe, so sei diese durch das von den Bürgern dargebrachte Opfer entfallen. Solche Ansichten hörte man in fast jedem Armeelager. Welche Schuld das Volk vor dem Krieg auf sich geladen haben mochte, indem es Verrat an der grossen historischen Vision Lenins, sogar am eigenen Schicksal übte: Diese sei jetzt gesühnt. Man müsse die Schatten der dreissiger Jahre vertreiben.

Der Leutnant kritisierte nicht nur willkürliche Festnahmen und Inhaftierungen, sondern auch die Kollektivierung. «Gebt das Land den Leuten selbst», forderte er. Er habe seinen Männern zugehört und kenne ihre Meinungen über den bäuerlichen Alltag. Gemeinsam mit ihnen habe er den Zustand der Landwirtschaft in Rumänien und Polen gesehen. Verglichen mit dem wohl genährten Vieh und den vollen Scheunen dort sei ihm die Erinnerung an heimische Kolchosen wie ein böser Traum erschienen. Darüber hinaus gebe es die kleineren Anliegen seiner Leute: Sie wollten ihre Post schneller haben, und die Angehörigen der gefallenen Kameraden sollten ebenso Päckchen bekommen wie ihre eigenen. Ausserdem bäten sie um gerechte Brotrationen für alle. Schliesslich beschwerten sie sich einträchtig über das Rowdityum auf den verwüsteten, gesetzlosen Strassen Russlands. «Wir müssen alle Formen von Hooliganismus bekämpfen.»¹¹

Ähnliches hätten in jenem Sommer fast alle Offiziere einklagen können.¹² Es war doch fast ein Gemeinplatz, dass die Bevölkerung für ihre Opfer etwas mehr verdient hatte als nur Sklaverei, und dem verliehen die Geister der Toten Nachdruck. Konnte man einen so hohen Preis für nichts bezahlt haben? Nein, dass alles vergossene Blut nur dem Ehrgeiz von Diktatoren diene und nicht den Träumen des Volkes, schien undenkbar. Offiziere forderten mehr Freiheit, mehr Bildung und ein reicheres kulturelles Leben. Einer wünschte sich ein neues Superministerium für Wohnungsbau, Ernährung und Gesundheit, ein anderer – besorgt über den kriegsbedingten Kahlschlag – ein Kultusministerium, zuständig für alle Aspekte der Literatur, von öffentlichen Bibliotheken bis zum Pressewesen.¹³ Keiner jedoch, auch niemand unter den Reformern, verlangte Demokratie, geschweige denn Stalins Rücktritt, und diese unglaubliche Bescheidenheit, zumal angesichts der erbrachten Opfer, lässt die Reaktion des Regimes noch hartherziger erscheinen. Denn in Wahrheit hatte nie eine Chance bestanden, auch nur eine der genannten Forderungen durchzusetzen.

Man könnte jedoch einwenden, dass die Träumer immer mehr verlangten, als ein verwüstetes Land zu geben vermochte: Bei so viel wartender Arbeit musste schon persönliche Freiheit als ein Luxus gelten. Aus Stalins Sicht bürgten allein Zwangsarbeit und «freiwilliger» Frondienst für den nationalen Wiederaufbau. Bis 1950 hatte die sowjetische Wirtschaft ihr Volumen von 1945 bereits verdoppelt, und ein so hohes Wachstum liess sich gewiss

nicht durch Müsiggang erreichen.¹⁴ Auch andere europäische Staaten, darunter Grossbritannien, mussten zur Disziplin aufrufen. Doch obwohl der Krieg den Kontinent auf Jahre hinaus verarmt hatte, überschritten das absolute Misstrauen und die schiere Brutalität der Unterdrückung im Spätstalinismus alle Wirtschafts- und Sicherheitserfordernisse. Die sich über das Land senkende Düsternis musste andere Gründe haben.

Nachdenklich veranlagte Veteranen neigten zu Selbstvorwürfen, erkannten aber zu spät, dass sie sich an der Front verausgabt hatten. Viele waren verwundet, wenn nicht sogar verkrüppelt, fast alle seelisch belastet bis traumatisiert. Die daraus erwachsenden lähmenden Schuldgefühle und kollektiven Depressionen liessen kaum Initiativen für soziale Veränderungen aufkommen. «Die Toten beobachten mich», schrieb ein Soldat 1948 in einem Gedicht, und diesen Eindruck kannten alle. Wie Michail Gefter, seinerseits Veteran und Überlebender, es später ausdrückte, «quälte» ihn der Gedanke, «dass ich sie hätte retten können».¹⁵ Einige sollten sich später ganz der Aufgabe widmen, nach den Gräbern ihrer Kameraden zu suchen.

Allen fiel es schwer, sich auf den Frieden einzustellen. Im Krieg gab ein Offizier Befehle, und diese wurden befolgt. Sein ganzes Leben kreiste um klare Ziele, und daneben gab es heimliche kleine Freuden – Beutecognac oder hübsche Frontfrauen – als Ausgleich für die militärischen Härten. Auch Infanteristen hatten einen fest umgrenzten Alltag, und als sich dann der Frieden abzeichnete, erschienen die alten Routinen und engen Kameradschaften sonderbar sicher. Mit dem Ende des Kriegs gab es keine absoluten Prioritäten, keine Regeln mehr. Manche Soldaten meinten, sie kämen mit der Veränderung nie zurecht, und bis heute stehen viele Veteranen um Punkt halb sechs auf – eine Gewohnheit, die weder der Ruhestand noch die Tatenlosigkeit der Armut durchbrochen hat. Doch seinerzeit konnten sogar die Eingefleischten allein schon den Gedanken an Frieden kaum ertragen. Begierig griffen sie Gerüchte über einen weiteren Krieg auf, diesmal mit Grossbritannien und den Vereinigten Staaten.¹⁶ Einige verstiegen sich zu der Behauptung, in Simferopol die ersten Reihen von Verwundeten gesehen zu haben.¹⁷ Offenbar war es sehr verlockend, an alten Ängsten und vertrauten Stressmustern festzuhalten. Während der Krieg die einzige Lebensweise rechtfertigte, die sich viele der Betroffenen noch vorstellen konnten, bedeutete Frie-

den, sich wieder der komplizierten Welt von einst zu stellen und sogar all des Verlorenen innezuwerden.

Andere Nachkriegsregierungen taten mehr für die Wiedereingliederung ihrer Veteranen¹⁸ – in einigen Fällen trotz der besonders hohen Folgeschäden und Kosten des Kriegs. Schwierig war es überall, aber keine andere Kombattantennation ging mit einer so eiskalten Diktatur aus dem Konflikt hervor wie die Sowjetunion Stalins. Schuld daran waren weder der Krieg allein noch die Veteranen, noch die schlimmen Erinnerungen, Stalin selbst war schuld, der den Sieg ganz für sich beanspruchte, obwohl die Tinte von Schukows Unterschrift auf der Kapitulationsurkunde noch nicht trocken war: Stalin und der Schwarm von Schergen und Bürokraten, die von seinem Despotismus profitierten, regelten die Nachkriegsbeziehungen zwischen Staat und Volk. Als sich die spontane Freude von Anfang Mai zu legen begann, planten die Bonzen des Regimes ihre eigene Siegesparade. Den Karneval des Volkes sollte damit ein Zeremoniell auf streng sowjetischen Linien ablösen, das jedem eine feste Rolle zuwies.

Die Ausarbeitung des Planes dauerte mehrere Wochen. Inzwischen begannen sich einige zu fragen, ob sie wirklich einen solchen Prunk wünschten. Neben Murren über die Kosten gab es auch eher persönliche Klagen. «Ich gehe nicht zur Parade», erklärte ein Moskowiter. «Mein Sohn ist gefallen. Ich ginge lieber zu einer Totenmesse.»¹⁹ Andere forderten in ganz ähnlicher Stimmung einen Trauertag oder sogar eine jährliche Trauerwoche, auch wenn keine Geste den extremen Verlusten der Bevölkerung hätte gerecht werden können. In den folgenden fünfzehn Jahren durchdrang wirkliches Erinnern den Siegestag Anfang Mai mit einem Ernst, den kein anderer sozialistischer Feiertag, auch nicht das Gedenken an Lenins Staatsstreich oder der Tag der Roten Armee, zu erreichen vermochte. Die Kriegsoffer lagen als ein tief dunkler Schatten über der ganzen Nation. Für viele bedeuteten sie das Ende des Familienglücks. «Ich habe zwei Kinder und bekomme keinerlei Hilfe», klagte eine Frau. «Insofern kann ich nicht feiern, denn für mich gibt es keinen Grund zur Freude.»²⁰

Als der Winter herannahte, wuchsen Angst und Einsamkeit und besonders für Witwen und Waisen auch die Furcht vor Not. Im Juni jedoch bestand noch ein Konsens für den Staatsakt, als eine Art Ritual, um das emotionale Chaos aus Siegesstolz, Entsetzen und Sorge sowohl zu verkörpern als auch

einzu-dämmen. Das bedeutete wie üblich eine Choreographie und eine handverlesene Menge und muss atemberaubende Kosten verursacht haben. Man holte ausgewählte Soldaten, Matrosen und Flieger aus Deutschland und vom Baltikum heim. Die Kavallerie musste eigens dafür ihre Stiefel wischen, Regimentskapellen traten auf, Panzer, Geschütze und todbringende Stalinorgeln wurden liebevoll eingölt. Ganze Kompanien junger Kadetten aus den Moskauer Offiziersschulen, künftige Artilleristen und Pioniere, erhielten rasch noch Sonderunterricht im fortgeschrittenen Exerzieren.²¹ Jede Geste, jeder Schritt wurde einstudiert, sogar bei Schukow und der Generalität. Unbezähmbar blieb allerdings – ebenso wie Schukows launischer grauer Hengst – das Moskauer Wetter: Die grosse Prachtparade, der Höhepunkt nach vier Jahren Krieg, sollte am 24. Juni bei strömendem Regen stattfinden.

Auch wenn Tausende von Moskauern, noch unter dem Eindruck des Kriegsendes stehend, ihn vielleicht nicht bemerkten, hätte der Stimmungswandel seit dem 9. Mai kaum offener zu Tage treten können. Statt eines fröhlichen Chaos brachte die Veranstaltung geometrische Präzision. Nicht Menschen, sondern Figuren füllten den Roten Platz. Die Parade bestand aus Rechtecken von Uniformierten. In der rigiden Tradition autoritärer Staaten (vom Umfang abgesehen hätte dies sogar ein Nazisportfest sein können) bewegten sie sich alle schablonenhaft und blickten starr in die gleiche Richtung. Es war eine aufdringliche Schau der Goldlitzen, gewidmet einer Armee mit strenger Hierarchie und starken Führern, nicht einer Volksmiliz oder gar der Lanze des Weltproletariats. Schukow selbst nahm die Parade ab, völlig durchnässt auf dem reizbaren Ross sitzend. Als Hauptthemen des Tages figurierten Triumph und Autorität. Mit dem Sieg hatte man, wie sich zeigte, nicht die Freiheit Russlands, sondern die Niederlage Deutschlands erkämpft. So wurden in einer grossen Eroberungsgeste die erbeuteten Flaggen, jede mit einem Silberadler versehen, vor dem Leninmausoleum auf einen Haufen geworfen. Doch statt in der Junisonne zu glitzern, gingen ihre Farben im matschigen Grau unter.

Stalin beobachtete alles aus der sicheren Entfernung seiner Tribüne. Er war offenkundig sehr erschöpft und stark gealtert. Von seiner ängstlichen Eifersucht hatte er jedoch nichts verloren. Am Abend brachte er bei einem Bankett für zweitausendfünfhundert Offiziere und Soldaten einen Toast auf

das sowjetische Volk aus. Eigentlich hätte dies der Höhepunkt des Ruhmes und der Dankbarkeit sein sollen, doch stattdessen waren seine Worte dazu angetan, eine ganze Nation erschauern zu lassen. Denn obwohl Stalin anerkannte, dass dies ein echter Volkskrieg gewesen war, lag ihm nichts daran, Rivalen auf den Schild zu heben. Die Zeit für simplen Stolz war vorbei. Während man die Millionen, die tapfer gekämpft respektive gerackert hatten, um die Truppen ständig mit allem Nötigen zu versorgen, als Helden hätte feiern können, erschienen sie nun als die «kleinen Rädchen» im grossen Getriebe des Staates.²² Ihnen sollte im folgenden Jahrzehnt nicht mehr Bedeutung zukommen als austauschbaren Teilen einer Maschine. Ein Frieden mit solchen Vorzeichen musste vielen Zivilisten als herbe Enttäuschung erscheinen. Für die Frontowiki jedoch, die grosse Hoffnungen gehegt und zu neuer Stärke gefunden hatten, erwies er sich als eine Art Tod, als ein Ich-Verlust, in vieler Hinsicht auch als Verrat.



«Wir leben schon seit etwa einer Woche unter Friedensbedingungen», teilte Taranitschew am 15. Mai Natalja mit. «Die Kanonen und Maschinengewehre schweigen, die Flugzeuge bleiben am Boden, und wir müssen keine Verdunkelung mehr einhalten, können nachts bei geöffneten Fenstern arbeiten und die frische Luft atmen. Doch gibt es ... nach wie vor viel zu tun, und wir werden vermutlich noch mindestens ein paar Monate hier sein.» Wie er weiter schrieb, ging es ihm relativ gut. Er sei zusammen mit einem Kameraden bei einer Familie unweit der Basis in der Tschechoslowakei einquartiert, bei ehrerbietigen und grosszügigen Leuten. «Sie boten uns alle Bequemlichkeiten: Direkt nach der Ankunft konnten wir beide ein Bad nehmen und bekamen ein eigenes Zimmer mit wunderbaren Betten und schneeweissem Leinen.»²³ Ihnen stand sogar ein deutsches Radio zur Verfügung, das Taranitschew (den freundlichen Gastgeber zum Trotz) mit nach Hause zu nehmen gedachte. Ein Grossteil seines Briefes handelte von den Päckchen, die er nach Aschchabad aufgegeben hatte. Ansonsten ging es vor allem um die Zukunft: Ähnlich wie seine Kameraden sehnte sich Taranitschew danach zu erfahren, wann er würde heimkehren dürfen.

Die Mehrheit der Frontsoldaten war in Mittel- und Osteuropa stationiert. Ihre Entlassung war nicht nur aus menschlichen Gründen erwünscht, sondern auch deshalb, weil es sich der Staat kaum leisten konnte, mehrere Millionen Mann in Uniform zu unterhalten. Doch der Traum, bald in den Schoss der Familie zurückzukehren, sollte sich für viele nicht erfüllen. Keine Armee lässt sich über Nacht auflösen. Und während das Regime an Transportplänen für rund eine Million Soldaten arbeitete, setzte es sie auch als billige Arbeitskräfte ein – wie Taranitschew andeutete in Bereichen wie Strassenbau, Objektschutz und der Unterbringung von ehemaligen Gefangenen und Flüchtlingen. Wenn sich Soldaten nach Kriegsende auf dem Schauplatz Europas langweilten, so nur deshalb, weil Frieden etwas vergleichsweise Eintöniges ist. Doch einigen der Rotarmisten standen noch Kämpfe bevor.

Der Krieg hatte nicht an jenem viel gefeierten Maiabend geendet. Im August 1945 sahen sich neunzig Divisionen der Roten Armee in der Mandschurei stationiert, teils aus Fernost, aus der sowjetischen Mandschurei, teils wie Ermolenkos Gruppe vom Baltikum und aus Mitteleuropa abkommandiert. Ermolenko selbst trug seit 1942 Uniform. Als letztes Gefecht in Europa hatte er die Schlacht um Königsberg miterlebt, eine der bittersten von 1945. Dann war auf einen Streit mit einem Vorgesetzten Ende April überraschenderweise der Befehl gefolgt, den Zug in Richtung Osten zu nehmen. Sechs Wochen später, als seine ehemaligen Kameraden in Berlin weiter die Korken knallen liessen, errichtete er seine Funkstation am Fusse des Grand Khingan. «Wir haben mit Interesse gehört», vermerkte er am 28. Juni, «dass soeben ein Gesetz über die Entlassung von Soldaten ab dem Alter von dreissig ergangen ist. Für mich gilt das nicht. Hier lässt man vorerst niemanden gehen.»²⁴

Die Kämpfe in der Mandschurei waren kurz, aber heftig. Offenbar hatte man Truppen dorthin geschickt, um Verpflichtungen gegenüber den Alliierten nachzukommen. Wenn man für Blut Wohlwollen kaufen konnte, so bezahlten die Sowjets den Preis. In nur elf Tagen fielen genau 12031 Rotarmisten in einem Krieg, dem zu Hause kaum jemand Bedeutung beimass.²⁵ Stalin jedoch versuchte bereits, sich den sowjetischen Fernen Osten zu sichern. Zudem wollte er den Anspruch auf wertvolle Gebiete wie die Kurilen und Sachalin geltend machen. Nach dem 6. August, als die auf Hiroshima

abgeworfene Atombombe das Ende des Kriegs ankündigte, schien vor allem Eile geboten, da die sowjetische Hilfe überflüssig zu werden drohte. Genau an dem Tag, als die sowjetischen Feindseligkeiten gegen Japan begannen, zerstörte die zweite Bombe Nagasaki. Washingtons grausame Macht demonstration diente Stalin sofort als Warnung. Er liess seine Truppen in einige der entlegensten und unwirtlichsten Gegenden ganz Asiens vorrücken. Damit verfolgte er die Absicht, einen Teil Hokkaidos zu besetzen, was er nach einigen Wochen in der Tat hätte verwirklichen können. Was Ermolenko neben Hunger, Furcht und völliger Verwirrung erlebte, waren also die ersten Schusswechsel des Kalten Kriegs.

Schatten des neuen Konfliktes fielen auch auf die in Deutschland stationierten Truppen. Zwar arbeiteten die Alliierten – USA, Grossbritannien, Frankreich und UdSSR – offensichtlich noch zusammen und halfen einander beim Nachschub, bei der Wiederherstellung des Fernmeldewesens und bei der dringend erforderlichen Repatriierung von DPs. Unter der Oberfläche aber kriselte es. Obwohl die Bombe das Verhältnis zwischen den beiden Lagern beherrschte, tauchte sie in den Briefen der Soldaten vom August kaum auf. Vielleicht wirkte sie zu beängstigend, vielleicht konnte man sich ihr erst stellen, nachdem Molotow der Welt versichert hatte, dass Moskau seinerseits eine Nuklearwaffe bauen werde. Die Amerikafurcht bildete jedoch nicht das einzige Problem: Weitaus gefährlicher erschien, zumindest aus Moskauer Sicht, dass die in Europa stationierten Veteranen eine halb neidvolle, halb naive Bewunderung für die Götter des Kapitalismus an den Tag legten.

Obwohl die Supermächte auf Jahrzehnte hinaus verfeindet sein sollten, schienen ihre Soldaten vorerst einmal Freundschaft zu schliessen. Die wechselseitige Anziehung beruhte auf Respekt, Dankbarkeit und einander ergänzenden sozialen Fähigkeiten: Amerikaner genossen vor allem die Spontaneität, Trinkfreudigkeit und Musikalität der Russen.²⁶ Rotarmisten fanden Gefallen an Rasierklingen, Zigaretten und bunt verpackten Kaugummis. Auch sowjetischen Utopisten galt Chicago als Prototyp, und diese gesund aussehenden Grossmäuler mochten als Vorbild für die heranzuziehenden Kinder dienen. Amerika fing an, gefährlich reizvoll zu wirken. Der Teufel, hiess es, hat immer die besten Melodien, und den Politruks machte es Sorgen, dass Blues und Jitterbug gegenüber den Hymnen der Roten Armee rasch an Boden gewannen.

Je länger ihre Kriegshelden in Deutschland blieben, desto unzuverlässiger schienen sie in puncto Ideologie und Disziplin zu werden.

Es dauerte jedoch eine Zeit lang, bis die Kriegsdisziplin und die Furcht vor Strafkompagnien bei den siegreichen Sowjettruppen nachzulassen begannen. Diese neue Stimmung bildete sich im Kontext einer anarchischen Trümmerlandschaft heraus. Mit ihren Feldzügen hatte die Rote Armee selbst zur Zerstörung Deutschlands beigetragen. Jetzt musste sie sich – ebenso wie ihre ehemaligen Feinde – in all dem Schutt und Schmutz einrichten. Zum Beispiel in Potsdam, dieser einst eleganten Stadt, die im Juli 1945 das Gipfeltreffen zwischen Stalin, Churchill und dem neuen US-Präsidenten Harry Truman beherbergte, freilich ohne ein Luxuskurort zu sein, da kaum noch ein grösseres Gebäude stand. Am 14. April hatten alliierte Bomber die zentralen Industrieanlagen, Kraftwerke, Bahnhöfe, Lagerhäuser, Wasserwerke und den Wagenpark der Strassenbahnen zerstört. Als die Rote Armee am 27. April dort eintraf, war längst die Wasser-, Strom-, Gas- und Arzneimittelversorgung unterbrochen, und die Bevölkerung hatte seit zwei vollen Wochen keine Nahrungslieferungen mehr erhalten. Unter diesen Bedingungen konnten sich Seuchen wie Typhus und Ruhr ausbreiten. Besonders gefährdet waren Kinder, doch stand die gesamte Bevölkerung kurz vor dem moralischen und physischen Zusammenbruch. Hinzu kam noch, dass die Stadt als Anlaufstation für Flüchtlinge diente. Schliesslich fand dort Ende April ein regelrechtes Gefecht statt, mit schweren Zerstörungen durch Haubitzen und Minen.²⁷

Der Wiederaufbau eines solchen Trümmerfeldes – und vieler ähnlicher – hätte in jeder Phase eine beängstigende Aufgabe dargestellt, doch jetzt standen weder Ressourcen noch Nahrungs- oder Treibstoffreserven zur Verfügung. Ausserdem fehlte es an Fachkräften. In der Regel liess die Rote Armee ihre weniger fähigen Offiziere für Rekonstruktionsarbeiten zurück, nachdem die Front weitergezogen war. In Potsdam bestanden die Hilfsmannschaften für Brücken- und Strassenreparaturen aus frontunfähigen ehemaligen Kriegsgefangenen, aber auch aus Freiwilligen aus den Reihen der vielen Tausend in Deutschland vorgefundenen Ausländer. «Diese Männer sind überwiegend ... extrem undiszipliniert», klagten die Militärbehörden, «beteiligen sich an Saufgelagen und Plünderungen.» Entscheidend war daher, Einheimische heranzuziehen, doch erwiesen sich die meisten Zivilisten als

arbeitsscheu. Frauen, die Schutt von den Strassen räumen sollten, drohten Übergriffe. Einmal wurden alle sechs Mädchen eines Trupps nach Feierabend vergewaltigt. Die Leichen anderer tauchten unter Müllbergen auf.²⁸

Nach Kriegsende kamen Vergewaltigungen nur noch sporadisch vor. Sie folgten dem Impuls oder der Ankunft neuer Truppen. Einige deutsche Beamte unterstellten, dass die Sowjets dabei ein Auge zudrückten, besonders an Feiertagen, die für Frauen in der Nähe von Stützpunkten stets gefährlich werden konnten.²⁹ Heute behaupten Frontowiki zwar, dass die Missetäter in diesen Fällen Nachhut-Ratten und Zivilisten waren, doch spricht die Beweislage gegen alle Gruppen von Männern. Am stärksten war die Neigung zu Disziplinlosigkeit oft sogar bei ehemaligen Frontsoldaten ausgeprägt. Stabs-offiziere und Politiker setzten klare Rangabgrenzungen durch, an der Front dagegen hatte sich zwischen Offizieren und Mannschaften eine enge Vertrautheit entwickelt. Ironischerweise hatte der Sieg über die Nazis dazu beigetragen, die Furcht und das wechselseitige Misstrauen abzubauen, die Stalins Regime von Anfang an errichten wollte. Zum Beispiel duzten sich viele Offiziere gewöhnlich mit ihren Leuten, obwohl das gegen die Vorschriften versties, allen voran Feldwebel und altgediente Recken, aber auch Leutnants, die ausserdem offenbar häufig die Kleiderordnung missachteten.³⁰ Als die Soldaten sich heimisch einrichteten, ihre zugeteilten Pflichten erfüllten und die Wände der neuen Kasernen tünchten, erinnerte ihr Leben von aussen betrachtet an so etwas wie häusliches Glück.³¹

Im Krieg hatten gute Offiziere ihre Pappenheimer kennen und durch Vertrauen und Autorität führen gelernt. Jetzt machten es sich eben diese Offiziere aus der Sicht des NKWD zu oft unter ihren Mannschaften bequem. Sie liessen Straftaten durchgehen, sofern diese dem Wohl aller dienten. Draussen befand sich das ganze Land im Zusammenbruch, im Inneren liess es sich dagegen fast komfortabel leben. In jenem Juni entstand in Potsdam ein Armeedorf, das die Soldaten im bürgerlichen Stil selbst bauten. Hierfür trugen sie Holz, Glas und sogar Fensterrahmen aus deutschen Ruinen zusammen. Danach waren sie hauptsächlich mit dem «Haushalt» beschäftigt – mit Bettwäsche, Eiern und Heizmaterial, kurz mit dem, was in einem damaligen Bericht als «Selbstbedienung» figurierte.³² Es gab sogar Grammopho-

ne – ebenfalls Beutegut –, auf denen die Männer amerikanischen Jazz und Jitterbug spielen konnten. Diese Art der Eigenhilfe endete nicht am Kasernenzaun. Andernorts in Deutschland versorgten sich Soldaten von Bauernhöfen, indem sie regelmässige Eier- und Fleischlieferungen forderten. Ein Hauptmann liess sich mit einer Beute von drei Pferden, einem Ponygefährt, dreissig Kilo Butter und einundzwanzig lebenden Gänsen erwischen. Ein anderer hatte von den Einheimischen im Umkreis seines Quartiers verlangt, ihm täglich hundert Eier und fünfundzwanzig Liter Milch zu liefern.³³

Ein Grossteil der so requirierten Esswaren wurde für Unsummen verkauft. Der Schwarzmarkt florierte weiter, da praktisch nichts als wertlos galt. Selbst Telefonhörer ohne Anschlusskabel hatten irgendwo in Europa noch eine Zukunft. Man musste bloss einen Käufer finden. In einer Kleinstadt ergatterten Rotarmisten binnen weniger Wochen nach Kriegsende fünfzehnhundert Fahrräder. Auch Treibstoff war äusserst begehrt, zumal die Soldaten gerne mit amerikanischen Lastwagen oder gestohlenen Motorrädern herumkurvten. Kennern winkten Kunstwerke, denn 1945 betrachteten die Sowjets die Kleinode Deutschlands, darunter wertvolle Gemälde und in Westeuropa erbeutete Objekte, als Reparationen. Die Lager, in denen die Kisten auf ihren Abtransport warteten, waren nicht sicherer als andere Armeestützpunkte. Am Schwarzhandel mit Kunstwerken beteiligten sich Soldaten aller Ränge, auch die Militärpolizei.³⁴ Später liessen sie sich auf noch gefährlichere Geschäfte ein, als 1946 Devisen, Fahrkarten und kostbare Geleitbriefe für den Westen die höchsten Preise erzielten.³⁵

Wie üblich überwachten die sowjetischen Behörden alles, was die Einheimischen sagten und taten. «Eindeutig», hiess es in einem Bericht, «hält die ganze Bevölkerung, von einigen echten Antifaschisten abgesehen, die Anwesenheit der Roten Armee in Deutschland für ein Unglück, sehnt und betet die Ankunft der Amerikaner und Briten herbei.»³⁶ Die Deutschen brachten ihr Unbehagen auf vielfältige Weisen zum Ausdruck. An einigen Cafés und Bars erschienen bald zweisprachige Schilder, die auf kyrillisch um Kundschaft warben, im deutschen dagegen üble Beschimpfungen enthielten.³⁷ Schlimmer noch, wenn Soldaten allein oder in kleinen Gruppen ausgingen, fand man sie oft anderntags mit aufgeschlitzter Kehle oder einer Kugel im Kopf.³⁸ Wenn die Besatzung andauern und die sowjetische Zone

nicht übermässig an Stalins Reserven zehren sollte, musste man also irgend ein Einvernehmen zwischen der Roten Armee und ihren widerwilligen Gastgebern herstellen. Es ging jedoch nicht allein darum, ehemalige Frontowiki zu zähmen. Dem harten Kern der Berufssoldaten und Offiziere stand die viel grössere Zahl der Wehrpflichtigen, Exgefangenen und sowjetischen Vertriebenen gegenüber. Sie alle befanden sich in einem Schockzustand voller Ungewissheit darüber, ob der Krieg wirklich beendet war. In jenem Juni begann die politische Verwaltung, einen Friedenskonsens auszuarbeiten.

Als Erstes musste man den Hass beenden, und am 11. Juni erging der Befehl, die Worte «Tod den deutschen Besatzern!» aus dem Impressum der militärischen Zeitungen und Zeitschriften zu streichen und durch «Für unsere sowjetische Heimat!» zu ersetzen.³⁹ Soldaten hörten bald auch Vorträge über die Irrtümer ihres einstigen Idols Ilja Ehrenburg, denn man wollte sie auf etwas anderes einswören, als Deutsche zu töten. Allerdings war ihnen die Gewalt inzwischen derart zur zweiten Natur geworden, dass solche Parolen allein nicht ausreichten, um den Hass zu überwinden, der seit Jahren in den Veteranen brannte. Der soeben von seinem Triumph auf dem Roten Platz zurückgekehrte Schukow setzte handfeste Drohungen ein. Er schickte einem Befehl vom 30. Juni folgende Feststellung voraus: «Bis heute mehren sich Beschwerden über Raub, Vergewaltigung und Fälle von Banditentum seitens Personen in der Uniform der Roten Armee.» Er setzte der Truppe eine Frist von fünf Tagen, den antideutschen Handlungen ein Ende zu machen. Fortan durften Soldaten die Stützpunkte nicht mehr verlassen, sofern sie nicht streng überwachten offiziellen Aufgaben nachgingen. Bezüglich des zunehmenden Brauches «wilder Ehen» zwischen Rotarmisten und deutschen Frauen ordnete Schukow an, jeden Soldaten, der ein Privathaus betrat oder verliess, festzunehmen und zu bestrafen. In dem Wissen, dass viele Offiziere mit ihren Leuten unter einer Decke steckten, forderte der Marschall ausserdem dazu auf, all jene zu benennen und abzusetzen, die nicht für strenge Disziplin sorgten.⁴⁰

Der Befehl zeigte in den folgenden Wochen Wirkung. Jeder Stützpunkt konnte zumindest einen gewissen Rückgang der Straftaten melden, auch wenn spätere Untersuchungen ergaben, dass Offiziere nach wie vor ihre Leute deckten und Einzelheiten über Verstösse zurückhielten, um sie vor Schukows Militärpolizei zu schützen. Allerdings legen die Statistiken einen ech-

ten Stimmungswandel nahe⁴¹, wobei das Prestige Schukows und der ihm entgegengebrachte tiefe Respekt eine grosse Rolle gespielt haben dürften. Ebenso naturgemäss waren die Folgen des Friedens. Ab Ende Juni ging zum Beispiel die Anzahl der Vergewaltigungen zurück. Dies geschah allerdings nicht zuletzt deshalb, weil Soldaten jetzt festere Verhältnisse mit einheimischen Frauen anstrebten; manche gründeten sogar richtiggehende Haushalte in der Hoffnung, im Lande zu bleiben und dort ein neues Leben anzufangen. Das war derart verbreitet, dass man bald nur noch Fälle von krasser Unmoral bestrafte, wie etwa den eines Offiziers, der zwischen Polen und Berlin sechs Frauen geschwängert hatte.⁴² Dem Bürgermeister von Königsberg zufolge hatten von den Deutschen in der Stadt nur die Mätressen sowjetischer Soldaten in jenem Winter genug zu essen.⁴³ Ab Spätsommer waren die wichtigsten Disziplinarvergehen Trunkenheit, Verstösse gegen die Kleiderordnung und mangelnder Respekt vor ranghohen Offizieren.⁴⁴ Offenbar war der Rachedurst gestillt.

Das andere Problem der Zone lag darin, die Männer von der Bedeutung der Friedensarbeit zu überzeugen. Frontowiki, darunter ehemalige Mitglieder von Strafeinheiten, spotteten über die Anmassungen von Disziplin und regelmässigen Dienstzeiten. «Ich habe schon so viel gesehen», erklärte ein Veteran. «Hier kann mich nichts mehr halten.»⁴⁵ Männer, die seit Langem ganz auf Töten abgerichtet waren, musste der Wachdienst langweilen, und viele hassten es, Schutt von deutschen Strassen zu räumen. Weit verbreitet war auch die Ansicht, dass man die gefährliche Aufgabe der Minenräumung deutschen Zivilisten überlassen sollte. Vielerorts räumten Trupps von Freiwilligen Minen unter militärischer Aufsicht. Dafür erhielten sie Zusatzrationen.⁴⁶ Wenn schon die Abrüstung und Entmilitarisierung der sowjetischen Zone grosse Anforderungen stellte, so erst recht das Projekt, Industrieanlagen als Beitrag zu den Reparationen abzubauen und zu versenden. Angesichts der Zeugnisse deutschen Wohlstandes fragten sich die Männer, warum der Krieg überhaupt ausgebrochen war und wozu ein so reiches Land ihr sowjetisches Gebiet brauchte. Doch trotz allem mussten sich die Rotarmisten, wie sie sich auch verhielten, als Sieger fühlen und bei allem, was sie in Angriff nahmen, daran glauben, dass ihr Leben von nun an besser würde. Ungeachtet aller ihrer Probleme bildeten die Frontowiki in der besetzten Zone eine Elite.

Anders stellte sich die Lage für jene sowjetischen Truppen dar, die in Gefangenschaft geraten waren. Zwar lebte 1945 nur noch ein Bruchteil von ihnen, aber bei der hohen Gesamtzahl aus den ersten Kriegsjahren harnten damals in Mitteleuropa Tausende der Befreiung. Vergebens hofften sie auf eine schnelle Entlassung, geschweige denn eine Rückführung. Am 11. Mai 1945 unterschrieb Stalin seinen Befehl über die Errichtung eines weiteren Lagernetzes in Mitteleuropa, und allein entlang der 1. und 2. Weissrussischen Front sollten fünfundvierzig Lager für je zehntausend Mann entstehen. Im Juni gab es auf sowjetischem Gebiet bereits neunundsechzig, in Europa vierundsiebzig Sondergefangenenlager⁴⁷ mit dem Zweck, ehemals kriegsgefangene Rotarmisten «auszusieben», das heisst nach Spionen, Feiglingen und «Vaterlandsverrätern» zu fahnden.

Das Schicksal eines von ihnen, P. M. Gawrilows, der 1941 zu den wenigen Überlebenden der Schlacht um Brest gehört hatte, zeugt vom sowjetischen Rechtsverständnis. Gawrilow war ein echter Held. Schwer verwundet und todgeweiht, kämpfte er bis zur letzten Kugel weiter, eine Handgranate aufhebend, um sie kurz vor der Ohnmacht durch Blutverlust gegen den Feind zu schleudern. Sein Mut beeindruckte (die nicht gerade zur Sentimentalität neigenden) Deutschen so sehr, dass sie den fast leblosen Körper zu einem Verbandsplatz trugen, von wo man ihn in ein Kriegsgefangenenlager brachte. Wegen dieser «Kapitulation» fand er sich nach der Befreiung dieses Lagers im Mai 1945 angeklagt. Er kam in ein anderes Lager, diesmal in ein sowjetisches. Insgesamt endeten etwa 1,8 Millionen Gefangene wie er in den Händen der SMERSCH.⁴⁸

Haftlager für diese «Sondergruppe» von Veteranen zu bauen, stellte zwar bei knappen Mitteln eine Herausforderung dar, aber den sowjetischen Geheimpolizisten fiel immer etwas ein. «Das Gehege liegt ausserhalb der Stadt», so ein NKWD-Bericht vom Sommer, «ist fest umzäunt und besitzt Baulichkeiten für Sonderkontingente.» Vom Gefängnisbau verstanden die Nazis schon immer etwas, und hier ging es um das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg, in dem sie fast dreissigtausend Menschen ermordet hatten. Die Rote Armee hatte es am 22. April befreit und dabei einige Hundert Überlebende in einem so erbärmlichen Zustand vorgefunden, dass viele von ihnen starben, bevor Ärzte ihnen helfen konnten. Trotz dieser Umstände war es mit seinen Wachtürmen ein solides, geeignetes Lager, in

dem Häftlinge jahrelang auf ihre SMERSCH-Verhöre, auf dunkle Zellen oder auf den Osttransport warteten.⁴⁹

Das elendeste Schicksal blieb den « Wlasow-Leuten » vorbehalten, die überwiegend auch eine Zeit als Kriegsgefangene hinter sich hatten. Unter ihnen befanden sich jene Männer, die lieber aufseiten des Reichs kämpften, als in den Lagern zu verrotten. Einige davon hatten gegen die Sowjetunion agitiert, besonders die Anführer der so genannten nationalen Legionen für den Kaukasus, das Baltikum und die Ukraine. Andere erlebten das Kriegsende in Westeuropa, da sie in Frankreich oder Belgien gekämpft hatten. Stalins ehemalige europäische Verbündete « repatriierten » sie in den achtzehn Monaten nach dem Fall Berlins ebenso wie Zehntausende von Leidensgenossen auf dem Amtsweg. Bis Ende 1946 hatten sie insgesamt 5,5 Millionen zurückgeschickt. Etwa ein Fünftel von ihnen wurde sofort exekutiert oder zu fünfundzwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Andere nahmen sich das Leben, oft sogar zusammen mit Angehörigen, um nicht in die Hände der sowjetischen Militärpolizei zu fallen.⁵⁰

Die begleitenden Wachtrupps der Roten Armee vergassen ihre sowjetische Brüderlichkeit, da Politruks ihnen eingeredet hatten, dass Wlasow-Leute die übelsten Verräter seien. Sie raubten ganze Gruppen aus und öffneten ihre Koffer, um Seife, Tabak, Rasierklingen und Socken an sich zu nehmen und zu verkaufen. « Ich benutzte sein Hemd, um mein Gewehr zu reinigen », sagte ein Soldat bei der Militärpolizei aus. So etwas passierte laufend.⁵¹ Bis zum Aussieben behandelte man alle in den « Sonderkontingenten » wie Sträflinge, und dann oblag es ihnen, ihre Unschuld zu beweisen. Das Verfahren konnte Monate, sogar Jahre dauern. Noch in den fünfziger Jahren siebten die SMERSCH und ihre Nachfolgeorganisationen DPs aus.⁵² Inzwischen mussten sich die Opfer beleidigen und schikanieren lassen. Besonders schlecht erging es ihnen später in den Arbeitslagern, die bis August 1945 bereits gut eine halbe Million Häftlinge fassten. Gewisse Quoten ehemaliger Kriegsgefangener und « Verräter » wies man dem Kohlebergbau und verschiedenen Industrien zu, in denen ein akuter Mangel an Arbeitskräften und Geld herrschte. Die Betroffenen sollten Stalin auch noch dankbar dafür sein, dass er sie am Leben liess.

Einer der Überlebenden verglich die Bedingungen mit denen in Nazilagern. Exkombattanten mussten ohne Schuhwerk und Oberbekleidung in den

Bauhöfen des Kaukasus arbeiten. Ohne feste Unterkünfte und Bäder litten sie endlos unter Läusen.⁵³ Andere hungerten, und Lohn gab es für die wenigsten. «Ich zahle euch keine Kopeke», erklärte ein Aufseher seinen Leuten, «ihr wurdet uns als Vaterlandsverräter und Egoisten geschickt und seid nur zum Arbeiten da.» Der Leiter einer sibirischen Mine betonte: «Eine Tonne Kohle ist uns mehr wert als euer Leben.»⁵⁴ Sein Hass wurzelte tief, denn viele der Grobiane, die jetzt ehemalige Soldaten beaufsichtigten, waren früher selbst Opfer gewesen. So herrschten in den Lagern und Minen Sibiriens frühere Kulaken, in den dreissiger Jahren vom Kommunismus enteignete Bauern. Sie konnten dort ihre Wut an den in Ungnade gefallenen Soldaten auslassen. «Sobald eure Offiziere nicht mehr da sind», zischelte einer von ihnen, «lassen wir euch zu Tode hungern und arbeiten. Und ihr habt es nicht besser verdient, da ihr es wart, die uns 1929/30 dekulakisiert haben.»⁵⁵

Die sowjetischen Behörden drängten aus mehreren Gründen auf die Rückführung. Zum einen wollten sie an gewissen Verrätern Exempel statuieren, zum anderen fürchteten sie fast in allen Fällen, wie Richard Overy es formulierte, dass die Wlasow-Leute in Westeuropa «unerwünschte Zeugen gegen den Kommunismus» seien.⁵⁶ Allerdings erwiesen sie sich auf der Heimreise oft als ebenso unerwünschte Verfechter des Kapitalismus, da sich Gespräche zwischen ihnen und den Wachen der Roten Armee nicht vermeiden liessen. Tausende dieser Frontowiki waren von den kapitalistischen Höfen und Betrieben stark beeindruckt und diskutierten deshalb mit ihren Häftlingen darüber. «Ich hatte mein ganzes Leben lang nicht genug zu essen», sagte ein junger Soldat. «Warum können die in Polen so kultiviert und anständig leben und wir nicht?»⁵⁷ Über solche Naivität konnten die ehemaligen Wlasow-Leute nur lachen. Polen sei rückständig, völlig vom Krieg zerstört und kaum ein beneidenswertes Land. Einige von ihnen hatten Frankreich, Holland oder Belgien gesehen. Ein ganzes Kontingent georgischer Soldaten war auf der Insel Texel stationiert, Ukrainer mussten in Frankreich kämpfen. «Belgien ist ein hoch kultiviertes Land», erklärte ein Veteran seinen Zuhörern, «mit einer hoch entwickelten Wirtschaft. Dort lässt sich's gut leben.» Als ein kecker Komsomolze auf die hohen Arbeitslosenquoten hinwies – das sowjetische Standardargument gegen den Kapitalismus –, antwortete der Veteran: «Ach ja, die Frauen haben nichts zu tun, aber dafür können sie sich ganz der Liebe widmen.»⁵⁸

Die Reaktion der Partei bestand wie üblich aus Vorträgen und schieren Drohungen. Häftlinge wie Soldaten mussten Predigten über sich ergehen lassen zu Themen wie: «Die Ansichten des Genossen Stalin über die Ziele der Roten Armee und des sowjetischen Volkes sowie über das Verhältnis zur deutschen Bevölkerung», «Die Hauptaufgaben unserer Wirtschaft» oder «Wir müssen im Ausland wachsamer sein».⁵⁹ Unterdessen lauschten Agenten der SMERSCH auf verräterische Töne. Alle ehemaligen Gefangenen oder Deportierten waren vom «Aussieben» betroffen, und viele brachen unter der Last der Verdächtigungen zusammen. Doch sogar gute Frontowiki sahen sich unter Beobachtung gestellt. Als Massensanktion stand dem Regime Stalins nur das Arbeitslager zu Gebote. Während des Kriegs war die Belegschaft des Gulag drastisch gesunken, hauptsächlich durch tödliche Härten, und ab 1946 füllte er sich wieder.

Die Rote Armee hatte nicht gesiegt, um Gefängnisse zu leiten. Je länger ihre Soldaten in Deutschland stationiert blieben, desto weniger kümmerten sie sich um die Vorhaltungen und Drohungen Moskaus. Unter den alten Hasen entwickelte sich eine eigene Kultur, geprägt vor allem durch Trinken, Frauen, Mauschelei und harte Devisen. Damit erkannten Stalins Beamte achtzehn Monate nach Kriegsende, dass man fast keinen Veteranen im Ausland lassen konnte, da sie sonst später einen für die Disziplin und strenge Ideologie schädlichen liberalen Einfluss ausüben würden. Als die Schlimmsten galten jene, die mit ehemaligen Kriegsgefangenen und Wlasow-Leuten gearbeitet hatten. Bis Frühjahr 1947 gelangten die sowjetischen Militärbehörden in Deutschland zu der Ansicht, dass alle Soldaten mit mindestens zwei Dienstjahren dort (das heisst alle ehemaligen Frontkämpfer) und all jene, die in enge Berührung mit Kandidaten für die Repatriierung gekommen waren, unverzüglich heimgeholt werden mussten.⁶⁰ Man wollte sie durch zuverlässigere, jüngere, weniger kapriziöse Männer ersetzen. Die Frontowiki mochten Kriege gewinnen können, doch für ein autoritäres Militärregime brauchte man bürokratische Typen.



Die ersten Betroffenen erfuhren Ende Juni von ihrem Glück: Es waren ausgewählte Männer ab dreissig (die «höheren Altersgruppen») und Frauen oh-

ne Spezialausbildung. Dabei nahm man an, dass sich diese Älteren am meisten auf zu Hause freuten, wo Familien auf sie warteten. «Sie sollten ein Komitee gründen, um alle Soldaten ab dreissig zu entlassen», hiess es wie gerufen in einem Brief vom 20. Juni an Kalinin. «Darüber sind wir uns alle einig.... Wie soll ich meiner Frau erklären, dass ich mit über dreissig noch keinen Sohn habe? In fünf bis zehn Jahren werde ich beim weiblichen Geschlecht keine Chancen mehr haben. Es ist ja kein Geheimnis, dass damit ab fünfunddreissig, vierzig Schluss ist.» Drei Tage später kam ein Demobilisierungsgesetz, das jedoch keineswegs alle betraf. «Was würden Sie machen», fuhr der ungeduldige Veteran fort, «wenn alle Soldaten auf einen Schlag heimkehren wollten? Dann könnten unsere Wachen und Offiziere nichts mehr ausrichten und würden ebenfalls abziehen. Das ist Volksmacht.»⁶¹

In Wirklichkeit sassen die Soldaten zumindest vorerst in der Falle, zumal die überlasteten, von Bomben beschädigten Verkehrswege zwischen Berlin und Brest den sofortigen Heimtransport gar nicht zuliessen. Aus behördlicher Sicht stellten indes die Legionäre selbst das Problem dar: Sie ohne gründliche Vorbereitung einfach zurückzuschicken, erschien ideologisch zu riskant. So ein furchtbarer, blutiger Sieg verlangte nach einer Heldenverehrung, das heisst man musste ihren Empfang sorgfältig inszenieren. Ausserdem bestand die Gefahr, dass die Veteranen den Kapitalismus oder das Leben ohne Kolchosen rühmen würden. Sie konnten über Brutalitäten sprechen, über Frontexekutionen, die SMERSCH oder den grauenhaften Tod im Gefecht. Es galt, das an der Front eingerissene freie Denken zu unterdrücken, bevor es auch die Zivilisten infizierte.

Man begann also, die Entlassung als ein Privileg und nicht als Dankeschuld des Staates gegenüber seinen Kämpfern darzustellen. Die Politruks beriefen eifrig weitere Kleinsitzungen ein und erklärten darin alles Nötige. Man müsse «militärische oder Staatsgeheimnisse daheim ebenso streng wahren wie an der Front, und jeder Demobilisierte solle seine Einheit und seine Kriegskameraden in guter Erinnerung behalten» – und möglichst nicht über anderes sprechen. «Wir mussten etwas unterschreiben», sagte ein Veteran. Faktisch gab man ihnen die Warnung mit auf den Weg, dass ihre Entlassung und die entsprechende materielle Unterstützung an das Versprechen gebunden waren, gewisse Kriegserlebnisse für sich zu behalten, insbesonde-

re die Verlustraten und Gräueltaten, aber auch Missstände wie fehlende Verpflegung und Kleidung.⁶² Die heutige Diskretion der Veteranen, die oft an glatte Lügen grenzt, geht darauf zurück, dass sie jenes Dokument unterschrieben hatten.

Und unterschreiben mussten sie, denn das war die Bedingung für die Rückkehr ins Zivilleben. Zwar entschieden sich einige Soldaten für den Verbleib in der Armee – so zum Beispiel Kirill –, aber die meisten sehnten sich nach Hause. Man handigte den Auserwählten zivile Kleidung und ein Paar Schuhe aus, ausserdem Reisepässe mit Geleitbriefen, Nahrungspakete und andere kleine Aufmerksamkeiten. Ihr Gepäck füllte bald die Netze und Abteile der Personenzüge bis auf die Gänge hinaus und trug zum diffusen Tabak-, Knoblauch-, Muff- und Dieselgeruch bei. In Erfurt erhielten abreisende Soldaten 1946 «einen Sportanzug, einen Pullover, Unterwäsche, Lederschuhe und Pantoffeln» und, nur für Offiziere, «ein Paar Damenschuhe». Ausserdem gab man ihnen fünf Kilo Zucker, zehn Kilo Mehl, einen Kessel, Löffel, eine Reisetasche, ein Handtuch und Kekse für die Fahrt.⁶³ Die meisten bekamen auch Geld, wobei die Höhe des Betrages vom Rang und der Dienstzeit abhing.⁶⁴ Doch dieser Grosszügigkeit stand eine Dauerüberwachung gegenüber. Man warnte die Männer davor, Waffen mitzunehmen, und durchsuchte vor dem Aufbruch ihre Taschen.⁶⁵ Dies war jedoch ein vergebliches Ritual, da man sich Waffen und Sprengstoffe einfach beschaffen konnte, indem man sie auf den verkohlten Schlachtfeldern der Heimat ausgrub.

Schliesslich kam in traumhafter Unvermeidlichkeit der Augenblick des Grenzübertritts, womit man das Armeeleben ein für alle Mal hinter sich liess. Die meisten Veteranen erinnern sich an einen schmerzlichen Verlust. Wie sehr sie sich auch nach Hause sehnten: Ihre Kameraden zu verlassen bedeutete doch einen Einschnitt. Die letzten Stunden entfielen auf Ansprachen und Gesänge. «Wir sangen noch einmal unsere aufrichtenden Marschlieder», schrieb Puschkarew, doch diese handelten vom Sieg, während die echten Gefühle an den Elegien von 1942 hingen, die um Verlust und Heimweh kreisten – «Warte auf mich», «Semljanka», «Der lange Weg» und «Dunkle Nacht» –, Stützen im Kampf mit der Verzweiflung.⁶⁶ Die Melodien sollten später nie mehr klingen und solche Bedeutung gewinnen sie damals. Viele der Männer weinten vor der Abfahrt der Züge. Als sie sich

von denen verabschiedeten, die den Krieg wie sie kannten, den Einzigen, die ihre Geschichten je verstehen würden, trennten sich wahre Seelenverwandte. Sie sollten einander zeit ihres Lebens vermissen, obwohl der Kontakt zwischen den meisten nicht abbriss.

Gewiss war es eine seltsame Heimfahrt. Zuerst musste man diesen unhandlich schweren Sack verstauen, dann den kleineren Tornister mit dem Tabak und den Papieren. In ihm steckten die Zeichen des Kriegs, die Statthalter dessen, was jemand gesehen und erlebt hatte. Das begann fast immer mit Orden – für Siege, geleistete Dienste, Tapferkeit – und konnte bis zu einem grossen Roten Stern oder Banner gehen. Dann kamen die Fotos. Im Krieg hatten sich Pressefotografen etwas hinzuverdient, indem sie Schnappschüsse machten, Porträts für die Ehefrauen oder aber Gruppenbilder zur Erinnerung an die Kameraden aufnahmen. Schon unterwegs nach Brest oder Smolensk müssen diese herumgegangen sein, gewiss mit Kommentaren über die bedrohlich aufragenden Geschütze, das Sonnenlicht in den spätsommerlichen Zweigen, das Lächeln in den Gesichtern der längst gefallenen jungen Männer. Und die Geschenke, die Schuhe und Uhren: Sie schienen jetzt eine neue Bedeutung anzunehmen. An der Front leichte Beute, Bruchstücke eines kräftigen Sieges, mutierten sie jetzt, da die Welt der triumphalen Kameradschaft zu versinken begann, zu raren, kostbaren Totems, wenn auch mit dem Makel nagender Schuldgefühle der Überlebenden.

Der Zug überquerte, diesmal ostwärts, die Grenze der Heimat, fuhr durch die vertrauten Orte Weissrusslands und danach Russlands, deren Namen man mit euphorischem Triumphgeschrei beschworen hatte, als die Rote Armee nach Westen stürmte. Doch jetzt hatten die Männer Zeit, genauer hinzuschauen, und manche bemerkten den hohen Preis des Kriegs. Weissrussland war verwüstet, Kiew rauchgeschwärzt und zerstört. Ganze Ländereien wirkten verwahrlost, da in den vergangenen fünf Jahren viele Bewohner umgekommen waren und es kaum noch Männer oder Pferde für schwere Arbeiten gab. Das Land barg auch tödliche Gefahren, es war übersät mit Blindgängern und Minen. Zwar hatte man schon Brücken und Bahnlinien repariert, doch wer für die letzten Kilometer einen LKW anhielt, fand die Strassen in einem chaotischen Zustand – aufgebrochen, verschlammt und von endlosen Panzerskeletten gesäumt. Das alles im Krieg zu sehen, im Verbund und mit dem Kampf vor Augen, war etwas ganz anderes gewesen als jetzt,

da man die Trümmerfelder Leningrads, Pskows oder Stalingrads betrachtete und wusste, dass man dieses alles würde aufräumen, sichern und wieder aufbauen müssen. Gewiss hatte Berlin kaum besser ausgesehen, aber das betraf ja nicht die eigene Verantwortung und Zukunft.

Vor der Rückkehr der Soldaten ins Zivilleben lag eine weitere Station, wieder einmal geprägt durch Stalins harsches Gesicht. Man hatte die Züge mit seinem Konterfei geschmückt, seinen Namen gross auf die Banner gedruckt, die über den örtlichen Parteizentralen wehten. Doch die Begrüssungsfeiern für Heimkehrer erschöpften sich nicht in Parteipropaganda, sondern waren Ausdruck tief empfundener Freude, und Hunderte von Angehörigen – nicht die Partei allein – hatten Geld für die Blumen gesammelt, mit denen man die in Charkow, Kursk und Stalingrad einfahrenden Züge überhäufte. An jeder Station der Strecke wurden rote Teppiche ausgerollt, und man überreichte den Männern Geschenke und Naschereien. Mancherorts spielte auch die Musik (bekannte Hymnen der Roten Armee), oft sogar mit richtigen Kapellen inmitten all der Stalinporträts und Roten Fahnen. Alle Bahnsteige ertranken in einem Meer von roten Flaggen, Blumen und jubelnden Massen, und einige dieser frühen Willkommenszeremonien erinnerten an ausgelassene Volksfeste.

Vielleicht konnte die Feierstimmung den Schock der Heimkehr etwas lindern, doch muss dies eine sehr angespannte, ja furchterregende Zeit gewesen sein. Viele mochten sich nach diesem Moment gesehnt und an fast nichts anderes gedacht haben, doch das Wiedersehen mit Eltern, Kindern, Ehefrauen und Freunden belastete sie emotional schwer. Bei der Einfahrt des Zuges sahen die Männer ein grosses Menschengedänge mit erwartungsvollen Fremden und so vielen Frauen. Sie suchten die Menge ab, erfassten gemusterte Sommerkleider und Kinder mit Fotos von den einst strahlenden Vätern. Wenn sie die Ihren gefunden hatten, muss ihnen ein zweites Mal aufgegangen sein, was inzwischen passiert war. Jedenfalls wirken die Veteranen auf den Fotos aus jenem Juli wie von einem anderen Stern. Staubig und sonnenverbrannt in ein lange vergessenes Licht blinzelnd, scheinen sie völlig beziehungslos zwischen all den Zivilisten zu stehen. Gewiss sind sie sehr gealtert, und ihre Haut, die sie den Kindern zum Kuss darbieten, erinnert an sprödes, trockenes Leder. Wie jedoch die Bilder zeigen, strahlte der Moment auch echte Freude aus.



Demobilisierte Soldaten bei der Ankunft in Iwanowo, 1945

Örtliche Parteifilialen hatten die Begrüssungszeremonien bis ins Kleinste geplant. Derart auf die Bedürfnisse der Rückkehrer einzugehen, war nicht nur eine Frage der Dankbarkeit – auch wenn diese zweifellos eine wichtige Rolle spielte –, sondern das Spektakel sollte die Männer auch beeindrucken. Wenn an der Front Politruks sie auf Kurs brachten, so bemühten sich nun Parteiaktivisten um ihre angemessene Schulung und Unterhaltung, lieferten

ihnen regelmässig Zeitungen und Propagandablätter. In ihren Unterkünften standen Limonaden, Süssigkeiten und Tabak bereit. Verheiratete, deren Angehörige sie abholen gekommen waren, konnten mitunter in Hotels warten, bis Pferdegespanne eintrafen, um sie alle zusammen nach Hause zu bringen. Alleinstehende, besonders Obdachlose, auf die lange Transitphasen zukamen, erhielten neben den gewöhnlichen Rationskarten für Zivilisten noch besondere Lebensmittelpakete. Auch sie mussten Vorträge über sich ergehen lassen. In Kursk, wo sich viele durchreisende Exsoldaten aufhielten, gehörten zum damaligen Sommerprogramm Referate über die Weltlage, die grosse Vergangenheit des russischen Volkes, Leben und Zeit Maxim Gorkis und Gesundheitsfragen, vermutlich Läuse, Alkohol und Geschlechtskrankheiten. Hierzu erschienen etwa zweitausend Personen. Sehr viele Besucher fanden auch die von den städtischen Behörden veranstalteten kostenlosen Filmvorführungen und Konzerte. Immerhin konnte man die Veteranen ja nicht im eigenen Saft schmoren lassen.⁶⁷

Im Alltag musste man sich auch um Unterkunft, Familienleben und Arbeit kümmern. Manche der «Hotels», in denen die Männer wohnten, waren kaum mehr als Zelte. Wo die Wehrmacht und später die Rote Armee gewütet hatten, standen kaum noch intakte Häuser. Wenn Männer «nach Hause» kamen,



Einfahrt eines Veteranenzuges in Moskau, 1945

fanden sie ihre Frauen und Kinder in Einzelzimmern ohne Küche, ohne fließendes Wasser und mit leckendem Dach vor, andere sogar in Erdlöchern, schlimmer noch als jene von Stalingrad oder der Krim. Die Kommunalbehörden mussten ab 1945 rackern, um Unterkünfte für heimkehrende Helden bereitzustellen. In Smolensk, das sehr schwer unter der Besatzung zu leiden hatte, war im Januar 1946 noch knapp ein Viertel von ihnen obdachlos.⁶⁸ In Kursk konnten sie nicht einmal Schuhe oder Kleidung reparieren lassen, weil die Geschäfte in Trümmern lagen.⁶⁹ Dennoch bildeten die Veteranen eine Elite.

Den grössten Zuspruch erhielten die ersten Rückkehrer. Ab 1946 dann empfing sie nur noch Schweigen oder vielleicht eine Ansprache mit anschließender Warteschlange an der Brotausgabestelle. Doch alle, auch die Ersten, hatten Schwierigkeiten, wieder auf die Beine zu kommen. Die meisten nahmen mit Billigung der Behörden einige Tage Urlaub. Einige nutzten die Zeit, um sich wieder in ihren Familien einzuleben. Es gab so viel zu bereden, aber auch zu beschweigen, wenn Zweifel nagten. Dann aber kam die Frage der Arbeit. Gesucht wurden vor allem Lehrer, in erster Linie für technische Fächer, denn jetzt brauchte der Staat seine Spezialisten dringender als je zuvor. Als Nächstes hatte man sich um die kriegsbedingten Studienabbrecher zu kümmern, die jetzt in Schlangen für ihre Wiedereinschreibung anstanden.⁷⁰ Je nach Bedarfslage mochte für sie das Ende des Kriegsdienstes der Beginn eines sozialen Aufstiegs sein.

Zu den ersten Gruppen von Entlassenen gehörten Soldaten mit einer Dienstzeit ab sieben Jahren, die Älteren (nach Armeedefinition) und die mindestens dreimal Schwerverwundeten. In der Regel waren sie keine Fachkräfte und eigneten sich nur für die Landwirtschaft. Gut die Hälfte der Veteranen stammte aus Dörfern. Bis Januar 1946 waren fast vierundvierzigtausend allein aus dem Raum Smolensk zurückgekehrt, und rund drei Viertel davon hatten dort Stellen in der Landwirtschaft gefunden. Einige leiteten Kolchosen oder Arbeitsbrigaden. Einem Veteranen gebührte Achtung – zumindest wenn er kein Krüppel war. Doch die meisten, insgesamt abermals drei Viertel, fanden sich nach der Front erneut in der Gesellschaft von Schlamm und Schaben wieder.⁷¹ Aufgrund der Missernte von 1946 mussten in der Ukraine und in Südrussland viele hungern. Ihre Leiber schwellen an,

und es begannen Geschichten über sonderbare Morde, ja sogar über Kannibalismus umzugehen. Da mögen sich manche der Rückkehrer gefragt haben, wofür sie eigentlich gekämpft und gelitten hatten.



Gewiss wollten sie um das verheissene bessere Leben kämpfen. Sie standen jedoch nur für kurze Zeit im Rampenlicht. Nachkriegsgesellschaften können ihre Veteranen wahrscheinlich nie genug in Ehren halten. Es gibt zu viele Gründe, diese Fremdlinge abzuweisen, zumal nachdem sich die durch ihren Abmarsch gerissenen Lücken wieder geschlossen haben. Zwar bemühten sich der Staat und viele Familien nach Kräften, den Veteranen 1945 und 1946 einen würdigen Empfang zu bereiten, wobei die in Ungnade gefallen und geächteten naturgemäss rasch von der Bildfläche verschwanden. Aber im Kampf um das Vergessen hatte sich der Jubel bald verbraucht. Dann schlug Stalin in der Öffentlichkeit neue Töne an. Stolz auf seinen Sieg, wollte er die Lorbeeren nicht teilen. Ihm war bewusst, dass schon Gerüchte über seine Fehler kursierten, besonders im Zusammenhang mit dem Debakel und Gemetzel von 1941. Doch das Problem liess sich leicht lösen: Im Frühjahr 1946 begann Stalin, seine Haupttrivalen, Schukow inklusive, zu degradieren, anzuprangern oder zu inhaftieren. Bis 1948, also innerhalb von nur drei Friedensjahren, wagte fast niemand mehr vom Krieg zu sprechen.⁷² Zwar gab es nach wie vor Bemühungen um das Gedenken an die Toten und Kommissionen für die Organisation und Pflege der Kriegsgräber. Aber nachdenkliche Veteranen mögen sich gefragt haben, ob der Staat nicht tote Helden vor lebenden bevorzugte.⁷³

Anfangs bot man den Rückkehrern vor allem materielle Hilfen an. Kalinins Präsidium schien bei jeder Sitzung neue Pensionen oder Zuwendungen für Invaliden, Kranke, Witwen und Waisen vorzuschlagen. Für den Winter sollten die Bedürftigen auch Heizmaterial erhalten – Torf oder Holz –, ausserdem Mehl und Kartoffeln. Ferner teilte man sie notdürftig reparierten, wieder als bewohnbar geltenden Häusern zu, befreite die Kinder von Schulgebühren, gab Gutscheine für Kleidung aus und versprach mehr Milch. Die Veteranen selbst bekamen Pensionen, abgestuft nach Dienstzeit, Rang und Schwere der Verwundung. Doch über alle diese Gaben und Pakete wachten

überarbeitete Staatsbeamte, in den Kleinstädten und Dörfern örtliche Netzwerke von Bürokraten, die während des gesamten Kriegs weit hinter den Linien gesessen hatten. Bei den Veteranen galten diese Männer als «Sesselfurzer» und «Ratten», die im Grunde immer nur an sich dachten. Die Spannungen zwischen den Kämpfern und den Daheimgebliebenen äusserten sich nun in Streitigkeiten über Wohnungen und Brennstoffe, Nahrung und Kinderschuhe.

Noch qualvoller stellte sich die Lage für Invaliden dar. In den ersten Friedensmonaten gelang es den Behörden nicht, ihre Gesamtzahl zu ermitteln, und viele der Schwerkranken verstarben noch vor 1945. Bis Frühjahr 1946 hatte der Staat indessen errechnet, dass etwa 2,75 Millionen Invaliden den Krieg überlebt haben mussten.⁷⁴ Wie üblich unterteilte die Regierung sie in eine Reihe von Kategorien, die auf dem Behinderungsgrad und Behandlungsbedarf beruhten. Alle erhielten als Entschädigung Pensionen, viele zusätzlich Päckchen mit Leckereien wie Kascha, Trockenfisch oder Eier. Zudem sollten sie die bestmögliche medizinische Betreuung erhalten, doch hier lagen die Dinge schwieriger. Da es kaum noch intakte Krankenhäuser gab, waren die meisten Stationen in Baracken oder ehemaligen Schulen untergebracht.⁷⁵ Im Übrigen fehlte es an Ärzten, Pflegern, Medikamenten und Prothesen. Beinamputierte fuhren auf selbstgebauten Karren herum, und verkrüppelte Bettler prägten das Strassenbild russischer Städte.

Die Behinderten wurden auf grausame Weise mehrfach belastet. Gewiss war die Sowjetunion verzweifelt arm und konnte daher ganz elementare Bedürfnisse nicht befriedigen. Das jedoch hätten die Betroffenen, zumindest eine Zeit lang, hingenommen. Was sie am meisten verletzte, war die öffentliche Einstellung ihnen gegenüber. Die geplagte Nation versuchte zu vergessen. Der Jazz und die geckenhafte Kleidung, die 1946 bei den jungen Leuten gross in Mode kamen, gehörten zum allgemeinen Freiheitsstreben mit dem Ziel, aus dem Schatten der Kriegsstrenge zu treten. Behinderte störten dabei durch ihre Peinlichkeit. Als ehemalige Infanteristen hatten die meisten weder Bildung noch Einfluss, noch Geld.⁷⁶ Statt Dankbarkeit ernteten solche Iwans oft gehässiges Schweigen. Je mehr sie über den Krieg sprachen, desto mehr plädierten sie für ihre Sache, erschienen aufdringlich und lästig. Den schwersten Schlag versetzte ihnen 1947 Stalins Befehl, die Bettler, darunter

viele amputierte, aus den Stadtzentren zu beseitigen. Danach verfrachtete man die Betroffenen auf Züge und deportierte sie nordwärts, besonders auf die Insel Walaam im Ladogasee. Viele von ihnen starben im Exil.⁷⁷

In den entlegeneren Dörfern erlitten Invaliden ein anderes Schicksal. Gewöhnlich konnten sie nicht mehr reiten⁷⁸, und der nächste Bahnhof lag oft kilometerweit entfernt, sodass ihnen die Bauernkate zum Gefängnis wurde. Viele blieben jahrelang ohne jede medizinische Betreuung, Zuwendung oder Arbeit. Gelegentlich schlug der Staat neue Fortbildungsprogramme vor, doch die Bedingungen mussten ehemalige Kämpfer beleidigen. Zum Beispiel ermutigte man blinde Veteranen, ein Musikinstrument spielen zu lernen. Grundsätzlich beabsichtigte man damit, sie aus den Depressionen zu holen und ihnen zu helfen, ihren Unterhalt selbst zu verdienen, doch vielen fehlte dazu jede Lust und Begabung.⁷⁹ Echte Fähigkeiten lagen dagegen mangels einer kreativeren Unterstützung meist brach. Bald mieden viele Invaliden von sich aus die ärztliche Betreuung. Angesichts einkerkernder Klinikmauern und der Tyrannei von Schwestern schien es vernünftiger, daheim zu bleiben, Erinnerungen zu pflegen und Schmerzen mit Samogon zu betäuben.⁸⁰

Auch psychische Spätfolgen wie Schocks und Traumata bekämpften viele mit Alkohol, zumal der Staat die heute so genannten posttraumatischen Belastungsstörungen kaum anerkannte, da doch alle Alpträume hätten. Die ganze Nation habe gelitten, sogar Kinder. Die Gewalt war zwar im Ausmass und in der Heftigkeit neu, aber nicht beispiellos in einem Land, das jahrzehntelang Bürgerkrieg und Staatsterror erlebt hatte. Damit gab es anscheinend keine klare Grenzlinie zwischen Schock, Depression und Erschöpfung als allgemeine Phänomene und spezifischen psychischen Erkrankungen. Ärzte stellten zwar nicht nur Quetschungen fest, sondern reagierten auch auf die akutesten mentalen Probleme, sodass sich Diagnosen wie Neurose, Schizophrenie oder Manie häuften. Eine Fachbehandlung wegen Gefechtsschock kam aber eher selten vor. Stattdessen gab man den Veteranen Vitamine oder sperrte sie in Extremfällen weg, meist jedoch appellierte man an ihr Pflichtgefühl und forderte sie auf, sich am Riemen zu reissen.⁸¹ Auf der seelischen Erkrankung lag ein echtes Stigma, und offiziell galt sie vor allem als Schwäche.

Dennoch machten gewissenhafte Ärzte ihre Beobachtungen und nahmen Symptome wahr, die das amtliche Dogma kaum erklären konnte. Wenn in

den Monaten nach Kriegsende vermehrt Blutdruck-, Verdauungs- und Herzbeschwerden auftraten⁸², so konnte man diese durchaus auf die allgemeinen Lebensbedingungen zurückführen. Im Übrigen waren die Krankenhäuser und Behandlungsaussichten derart abschreckend, dass ihre Patientenzahl ab 1946 drastisch sank.⁸³ Während Veteranen oft von der guten alten Zeit des grossen gemeinsamen Kampfes sprechen, erwähnen sie weder die weit verbreitete Schlaflosigkeit und Unterernährung noch ihre endlos nicht behandelten Zahnschmerzen oder chronische Plagen wie Läuse, Durchfall und Furunkel. Wer dennoch ein hohes Alter erreichte, gehörte rein körperlich gesehen einer kleinen Elite an. Millionen bezahlten die Verwundungen und Entbehrungen mit einer verkürzten Lebenszeit.

Keine Phantasie vom guten Krieg könnte stärker sein als die Idee des Zusammenhaltes. Gewiss war es verlockend, nach einer heimlichen Belohnung für die offenkundigen Kosten des Kriegs Ausschau zu halten – in der Hoffnung, dass all das Leiden auch etwas Gutes gebracht hatte. Gewiss gab auch die einzigartige Zielstrebigkeit – und Leistung – manchem eine aussergewöhnliche innere Stärke, aber die Idee einer trauten Gemeinschaft war entweder Propaganda oder blosses Wunschdenken. Für die vom Staat bestraften Soldaten war das Nachkriegsleben grausam, für alle anderen ein Gemisch aus Erleichterung und innerer Unruhe. Ausserdem konnte man kaum übersehen, dass die sowjetische Gesellschaft noch härter, brutaler und kälter geworden war.

Dabei gaben die Politik und das Auftreten von Stalins herrschender Clique den bösen Ton an. Der rachsüchtige Umgang mit befreiten Kriegsgefangenen, die anhaltende Bespitzelung sowie neue Festnahmen und Prozesse bildeten keine Gemeinschaft, sondern nährten das Misstrauen. Zwar trugen die Veteranen keine Schuld an Stalins Genozidplänen, aber viele stimmten ihnen zu und wurden so zu willigen Erben der Tyrannei. Für jene, die ohnehin keinen Schlaf fanden, gab es noch Gegenden, die vom Kriegsende nichts wussten. In der Ukraine und auf dem Baltikum kämpften nationalistische Partisanen bis Ende der vierziger Jahre weiter. Gegen sie führte der Staat Sondertruppen ins Feld, die Nachfolger von Michail Iwanowitschs OSM-BON, verstärkt durch Sicherheitspolizei. Bis 1950 soll diese in der Westukraine dreihunderttausend Personen festgenommen und deportiert haben. In der Idylle von Obstgärten und Lupinenfeldern tauchen heute noch Massen-

gräber auf.⁸⁴ Veteranen der Roten Armee, die sich dann ihren Kriegstraum erfüllten, in die Ukraine zu ziehen, liessen sich auf gestohlenem Boden in verlassenem Häusern nieder, ebenso Tausende auf der für den Ruhestand beliebten Krim. Das zuvor an den Tataren begangene Verbrechen wurde offiziell totgeschwiegen. Über Skrupel halfen die Reize der Küstendörfer hinweg. Schliesslich befand man sich als Sieger auf sowjetischem Gebiet.

Grundsätzlich hatte der Krieg viele familiäre und soziale Netze zerstört, Werte wie Mitgefühl, Solidarität oder einfach Anstand unterhöhlt. Das Gefüge war zersplittert, und alle betrachteten einander voller Entsetzen. Zwischen Gefangenen, Exsoldaten und Zivilisten schienen Welten zu liegen. Veteranen wie Wasili Grossman erschreckte die Kälte der Nachkriegszeit. «Moskau hatte ihn mit Bitterkeit erfüllt, betäubt, erdrückt. Die Stadt erschien ihm als ein riesenhafter dressierter Mechanismus.»⁸⁵ Und auch die Frontkameradschaft hielt dem Frieden nicht stand. Straftaten wie Diebstahl und Rauschdelikte grassierten unvermindert weiter – sogar noch gefördert durch die Flüchtlings- und Siedlerströme, ganz zu schweigen von den vielen Waffen.⁸⁶

Die kriegsgeschädigten Männer sollten Trost bei der Familie finden: So zumindest stellten die stalinistische Propaganda und auch ein Grossteil der Nachkriegsliteratur es dar.⁸⁷ Doch ahnten die wenigsten der Soldaten bei ihrer Ankunft unter Girlanden, welchen Tribut der Krieg dem häuslichen Leben abverlangt hatte. Die so genannte Heimatfront hatte sehr schwer auf Frauen gelastet. Einige gaben unter der Plackerei ihre Weiblichkeit endgültig auf.⁸⁸ Weder nutzte sie etwas, noch brachte sie Freude. Auch in ländlichen Gegenden gab es fast keine Männer mehr. «Ich stand allein mit drei Söhnen da», berichtete eine Witwe Alexijewitsch, «die noch zu klein waren, um aufeinander aufzupassen. Ich musste Korngarben, Holz, Kartoffeln und Heuballen schleppen, zog selbst Egge und Pflug. In fast allen Hütten lebten Witwen oder Soldatenfrauen nicht nur ohne Männer, denn auch die Pferde waren bei der Armee.»⁸⁹ Die Frauen wurden im Lauf der Zeit zäh und unerschrocken. Einige hegten Groll auf die Armee, die sie über so viele Monate hinweg den Deutschen überlassen hatte. Als dann ihre invaliden Männer heimkehrten, konnten sie nicht unbedingt mit Nestwärme rechnen. Manche Frauen heirateten sogar bewusst Invaliden, um der Beihilfen willen – Pensionen, Nahrung, Brennstoff und Medikamente.⁹⁰

«Was spielten wir damals eigentlich?», fragte sich ein Mann, der in diesen grauenhaften Jahren geboren war. «Wir spielten fast gar nicht, sondern mussten schnell erwachsen werden.» In der Tat lehrte man Kinder, dass es im Leben Wichtigeres gab als Spiele. Viele erhielten lange Zeit überhaupt keinen Unterricht, darunter Slesarews kleine Schwester Mascha und Tausende von «Regimentssöhnen», die jetzt heimkehrten. Keine Zusatzstunden hätten ihnen das Versäumte ersetzen und nichts die Kriegsbilder auslöschen können. Mascha Slesarewa, die mit vierzehn bereits ganztags auf den Feldern arbeitete, steht damit als Beispiel für Millionen von Kindern. Doch obwohl diese sich an nicht viel Spass erinnern, gab es unvergessliche Momente. «Wir spielten oft ‚die Schlucht des Grauens‘», erzählte ein Mann. «Wir warfen Granaten in eine vor der Stadt gelegene Rinne, um zu sehen, welche noch scharf waren.» Einer seiner Freunde hatte dabei beide Hände verloren.⁹¹

Ihr Daheim erwies sich nicht als so paradiesisch, wie es sich viele Soldaten erträumt hatten, wenn sie an ihre Frauen schrieben. Auch jene Paare, denen es doch gelang, sich wieder ein gemeinsames Leben aufzubauen, spürten eine Kluft, eine Leere, die sich durch Gespräche nicht überbrücken liess – eine herbe Enttäuschung nach der Wartezeit und den Briefen. Vitali Tarantschew und Natalja Kusnezowa schlugen sich durch, doch war es ein steiniger Weg bis zum Wiedersehen. Im Sommer 1945 wurden seine Briefe immer ungeduldiger. Im August litt er unter schlechter Ernährung, zumal nach der Versetzung in die Westukraine. Im September schien endlich seine Entlassung aus dem Militärdienst in greifbare Nähe gerückt. Diese Hoffnung zerschlug sich indes bald wieder. Stattdessen musste er südostwärts ziehen, um im unruhigen Tschetschenien beim Wiederaufbau der Eisenbahnlinien nach Grosni zu helfen. Stationiert war er ganz in der Nähe von Aschabad. «Wir haben eine Zweizimmerwohnung mit Veranda», schrieb er heim. «Das zweite ist kein Durchgangszimmer, und ich habe es für mich genommen. Wenn Du kommen würdest, könnten wir es uns hier schön machen, sogar zusammen kochen und essen.»⁹²

Da Vitali keinen Urlaub bekam, musste Natalja die Mühsal des Reisens auf sich nehmen. Im Oktober 1945 nahm sie sich frei, stand für Fahrkarten an, brachte die Kinder unter und begab sich in ein ausserplanmässiges Abenteuer. Zuerst fuhr sie westwärts durch die Halbwüste zum Kaspischen Meer, überquerte dieses mit einem Dampfer und erreichte dann wieder mit einem

Zug die Ausläufer des Kaukasus. Die Reise nach Tschetschenien dauerte insgesamt länger als die Zeit, die sie mit ihrem Mann verbringen konnte. Dem an das Unterwegssein gewöhnten Vitali schien das die Sache wert zu sein, aber Natalja nahm alles sehr mit. «Dein Schweigen bedrückt mich wirklich», schrieb sie ihm nach der Rückkehr. «Seit meiner Abreise hast Du mir keine einzige Zeile mehr geschrieben. ... Vielleicht warst Du von mir enttäuscht und denkst nicht mehr so liebevoll an mich wie vor unserem Treffen in Grosni.» Doch ihre Briefe überkreuzten sich im November, und Vitali schrieb: «Meine Vermieterin und ich reden die ganze Zeit über Dich», fing er an. «Ich hatte mich schon so an Dein Hiersein gewöhnt, dass ich beim Eintreten immer halb damit rechne, Dich anzutreffen.» Er konnte sich gewiss nicht vorstellen, wie verunsichert Natalja durch den angespannten uniformierten Fremden war, den er ihr dargeboten hatte. «Ob es sein kann, Vitja», grübelte sie, «dass Du nicht mehr derselbe bist wie früher und mir nicht mehr so zugetan? Es tut mir weh, das zu denken. Ich warte ungeduldig auf Deine Heimkehr», endete sie. «Nur Deine Augen verraten mir, wer Du wirklich bist.»⁹³ Doch zehn Monate später wartete Natalja immer noch auf ihn.

Vielen Paaren erging es ähnlich. Typischer für jüngere Leute war jedoch vermutlich die Geschichte von Walentina (Walja) und ihrem Mann, die kurz vor dem Krieg geheiratet und bis zu dessen Abfahrt an die Front kaum Zeit miteinander verbracht hatten. Sie waren einander also noch fremd, und der Krieg vertiefte diese Kluft. Zwar schrieb er regelmässig, aber die Briefe kamen schubweise in Bündeln und mit Schwärzungen der Zensur an. Sie erreichten Walja in der Munitionsfabrik, in die man sie als Chemikerin evakuiert hatte. Dort arbeitete sie während des ganzen Kriegs, ein Fließband überwachend, das ununterbrochen dröhnte. Ihre Schichten konnten zehn bis zwölf Stunden lang sein, wobei das NKWD jeden ihrer Schritte überwachte. Bei all dem Druck gab es eine unerwartete Quelle der Entspannung: «Die deutschen Kriegsgefangenen [die auch dort arbeiteten] waren nett», sagte sie. «Und so sauber.» Ich fragte, ob sie je mit einem gesprochen habe. «Gesprochen? Wir tanzten zusammen. Sie waren ja die einzigen Männer weit und breit, und so gute Tänzer!»

Ihr Mann hatte seine eigene Meinung über die Deutschen. Waljas Kriegsordner enthielt Fotos von ihm als Soldat, teils in Uniform, teils in Badehose

beim Bootfahren. In Berlin ging es ihm gut, und er war erst 1946 heimgekehrt. Auch diese beiden fanden wieder zueinander, das heisst die Rückkehr endete nicht in der Scheidung. Vielmehr dauerte ihre Ehe bis zu seinem Tod im Jahr 2001. Aus ihr ging ein Sohn hervor, der allerdings früh an Herzversagen starb. Man lebte komfortabel, angesehen und privilegiert in einer Dreizimmerwohnung im Herzen Moskaus.

Walja zeigte mir die Feldpostbriefe ihres Mannes, liess mich sogar einiges auf Band diktieren, während sie Tee kochte. Dann bemerkte ich, dass sie schluchzte, als seien diese Erinnerungen unerträglich schmerzhaft. Sofort gab ich mir die Schuld daran, packte das Aufnahmegerät ein und ging sie trösten, da ich offenbar alte Wunden aufgerissen hatte. «Ach nein», sagte sie, als wir Tassen und Gebäck hinübertrugen. «Die alten Briefe machen mir nichts aus. Doch waren es solche Lügen. All dieser Kram über Liebe und Heimweh. Und die ganze Zeit war er mit ihr zusammen, dieser Deutschen. Sie hatten sogar ein Kind, aber er verliess sie einen Tag nach der Geburt.» Walja empfand eine mörderische Wut. Sie wollte den Mann nicht mehr, doch bekam man kaum Wohnungen, und Ehepaare – besonders solche von Veteranen – genossen Vorrang. Als Walja Ende 1946 schwanger wurde, wollte sie das Kind indes nicht austragen. Abtreibung war verboten und gefährlich, aber irgendwie fand sie einen Arzt, der sie vornahm.

Unter dem verbissenen Schweigen der Nachkriegszeit verbargen sich Geschichten dieser Art. Das erbrachte Opfer und die epische Hoffnung verloren sich in der Wohnungssuche, in einem Urlaub auf der jüngst russifizierten Krim oder vielleicht in einer Sammlung kitschiger Artikel aus Panzerteilen (etwa Wanduhren aus Lochscheiben, die kurz in Mode kamen).⁹⁴ Der in den ersten Wochen nach dem Sieg auflebende Altruismus verebbte ebenso wie die Jazzwelle bald wieder. Die begünstigten Veteranen waren privilegiert. Ihre kleinen Vorteile, das Wissen, dass ihre Nachbarn sie beneideten, band sie als eine Art Mittelschicht der Nachkriegszeit fest an den Stalinismus. Diese Bindung brachte wohlgerne nicht nur die kleinen Vorteile, sondern hatte auch die Angst vor Chaos, Unruhen, Festnahmen oder willkürlichen Racheakten zur Folge. Gewiss hatten die Kriegshelden nicht für Urlaub oder eine Extrawurst gekämpft. Es grenzte zwar an Verrat, wenn man zuliess, dass sich die Passionen der Veteranen an kleine Lügen, Wodka und hausge-

machte Marmelade hefteten. Die wahre Tragödie und Perfidie der letzten Jahre Stalins lag jedoch darin, dass man sie zwang, sich aus Furcht in seine Tyrannei zu fügen, und ihnen damit fast alle grossen Ideale raubte, für die sie im Krieg gekämpft hatten.

Während die langfristigen Probleme, der Zusammenbruch der Sowjetunion und die endgültige Niederlage des Kommunismus erst im höheren Alter auf die Veteranen warteten, wirkte sich der Verrat im Kleinen sofort aus. So hielt man an den Kollektiven fest, und oft oblag es sogar den Veteranen selbst, für das Funktionieren der Landwirtschaft zu sorgen. Ausserdem halfen sie, das verachtete Modell in das zurückeroberte Baltikum und in die Westukraine zu exportieren. Sie überwachten später auch seine Einrichtung in Ostblockstaaten wie Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei. Und wie stand es um die Hoffnung, mit vereinten Kräften die solidarische Gesellschaft aufzubauen, in der weder Klassen- noch Religions- oder Volkszugehörigkeit eine massgebliche Rolle spielen sollten? Sie ging unter in den Hasskampagnen, den Deportationen und den rassistischen Diffamierungen, mit denen das Sowjetregime schliesslich die Methoden der Nazis nachahmte – grausamerweise auch gegenüber den Juden.⁹⁵ Also schwoll der Gulag wieder an, zog hungrig immer neue Gruppen – darunter auch Veteranen selbst – ins Zwielflicht der Zwangsarbeit.⁹⁶ Auch die von Soldaten an der Front stets sehr geschätzten Künste fanden sich widerlichen, erdrückenden Angriffen ausgesetzt, darunter viele Werke von Dichtern und Schriftstellern, die der Wahrheit des Kriegs nachzugehen versucht hatten.⁹⁷ Erneut stützte sich Stalins Diktatur nur auf Ausgrenzung und Furcht, und jene, die am meisten zu verlieren hatten (auch wenn es erbärmlich wenig war), erwiesen sich als seine stärksten Unterstützer.

Zweifellos hätte Russland – und ein Grossteil der Sowjetunion – schrecklich gelitten, wenn es Hitler 1941 gelungen wäre, Moskau einzunehmen, wenn Stalingrad kapitulierte oder wenn sich die sowjetische Kriegsregierung aufgelöst hätte. Ähnliches gilt für ganz Europa und sogar die Vereinigten Staaten: eine undenkbar Katastrophe. Stalingrad, Kursk und Berlin waren echte Siege, nicht nur für Moskau, sondern auch für seine Verbündeten. Den Preis bezahlten Stalins Soldaten. Ob sie nun für ihn persönlich eintraten oder nicht, alle bis auf eine ganz geringe Minderheit glaubten an die Gerechtigkeit ihrer Sache. Auch wenn es nicht den einen Soldaten, den einen Iwan gab, so

doch eine grosse Hoffnung, und dieser diente man nicht durch Rettung einer Diktatur, die genauso brutal war wie die bekämpfte. Leider beliess das sowjetische Volk, das sich zuerst widerstrebend in das Aufkommen des Stalinismus gefügt, dann dafür gestritten und gelitten hatte, jetzt den Tyrannen an der Macht. Auf diese Weise hatte sich das Vaterland zwar nicht erobert, jedoch versklaven lassen, wie Overy in seinem eindrucksvollen Resümee bilanziert: «Niemand bezweifelt, dass der Sieg mit geringeren Kosten hätte errungen werden können, mit weniger Unterdrückung, unter menschlicheren Bedingungen, vor allem mit einer weit geringeren Zahl von Toten und Gefallenen. Das freilich war die Tragik des sowjetischen Krieges. Die grossen Opfer eines gepeinigten Volkes brachten den Sieg, aber nicht die Befreiung, einen Augenblick bittersüssen Triumphes in einer langen Geschichte des Leids.»⁹⁸

11. Die Kultur des Gedenkens

Der Iwan-Mythos kam schon mitten im Krieg auf – als ein Produkt des Sowinformbüros, der Kriegslieder und Kriegsgedichte sowie gern gelesener Geschichten. Sogar die Soldaten selbst sahen sich mitunter als romantische Helden an, die freiwillig in den Kampf für das Vaterland zogen. Obwohl die Realität der Gefechte gewiss nicht dem Ideal entsprach: Vor Einsätzen oder danach, wenn die Überlebenden unter der Erschöpfung und dem Schock litten, bewährte es sich immer wieder, die hölzerne Figur der Propaganda zu beschwören. Der simple Held und seine versierten, selbstlosen Offiziere dienten den Männern als sinngebende Vorbilder. Sie verherrlichten nicht nur das brutale Töten, sondern deckten auch den Mantel der Barmherzigkeit über Taten, die niemand offen anerkennen wollte. In ironischer Umkehrung eigneten sich solche mythischen Gestalten gleichzeitig als Zielscheiben für derbe selbstkasteiende Witze, zumal Iwan keineswegs immer Herr über seine Waffen oder seinen Körper war – geschweige denn über die letzte Parteirichtlinie. Die Kriegspropaganda befriedigte sogar noch lange nach dem Ende der Kampfhandlungen Grundbedürfnisse, auch wenn sich die Männer über die spiessigen Vorschriften und den gestelzten Ernst lustig machten. Als die Wehrpflichtigen ins zivile Leben zurückkehrten, sicherte ihnen die Vorstellung des tapfereren einfachen Schützen Würde und öffentliches Ansehen, unabhängig davon, was sie dabei verbargen.

Im Lauf der Zeit begannen die von den Männern benutzten Parolen fast heilig zu klingen. Das sowjetische Vaterland war unverletzlich und sein Volk in fester Loyalität vereint. Doch vollzogen sich unter der häufigen Wiederholung vertrauter Worte echte Bedeutungsverschiebungen. Der Patriotismus galt zwar schon 1941 als ein radikales, befreiendes und sogar

revolutionäres Ideal. Durch die Invasion der Faschisten erhielt er aber noch moralischen Auftrieb: Jetzt hatten die wahren Patrioten einen handfesten Eindringling zu besiegen und nicht nur die von der Geheimpolizei vorgeführten schattenhaften Verräter. Der Fanatismus von 1941 belebte sogar den Geist des Internationalismus wieder. Im sowjetischen Sinne patriotisch zu sein hiess damals nämlich auch, sich als stolze Speerspitze des Weltproletariats zu verstehen – als entschlossener Gegner des Faschismus, dessen Grausamkeit, wie sich zeigte, Millionen in die Arme des Sozialismus trieb. Ganz unmittelbar jedoch ging es beim Patriotismus um eine Selbstverteidigung, um den kollektiven Kampf des gesamten Sowjetvolkes gegen den Aggressor. Jene, die sich daran beteiligten – das heisst die Mehrheit der Russen und wahrscheinlich der Sowjetbürger –, konnten in Selbstgerechtigkeit schwelgen. «Unsere Sache ist gerecht», hatte Molotow 1941 im Radio versichert. Wie weit die Rote Armee auch vorrückte, und welche Gräueltaten sie später beging: An diese Worte glaubten die meisten trotz allem weiterhin.

Das massenhafte Sterben und Leiden heiligte den patriotischen Impuls zusehends. So galten in der Nachkriegszeit die angeblichen Vaterlandsverräter als die schlimmsten Verbrecher. Auch wenn der patriotische Stolz bis dahin nichts von seiner frömmelnden Leidenschaft verloren hatte, gewann er nun eine neue Bedeutung. Nach innen gewandt, bezog er sich auf Stalins Staat und vor allem auf Russland.¹ Anstatt nach Freiheit zu streben, trugen die Patrioten fortan, ob wissentlich oder nur duldend, zur Unterdrückung von Minderheiten, zu Massenfestnahmen und nicht zuletzt zur Durchsetzung eines drögen, tödlichen Dogmas bei, das fast im diametralen Gegensatz zu den schönen Verheissungen stand, die in den revolutionären Monaten des Jahres 1917 so viele auf den Schlossplatz gelockt hatten. In den Folgejahren diente der neue sowjetische Patriotismus dazu, alle möglichen Dissidenten zu verurteilen und auszugrenzen. Die Kriegsveteranen – oft noch berauscht von dem ursprünglichen idealistischen Gebräu und vom alten Pietismus erfüllt – sassens in der Falle, da sie weder unpatriotisch noch staatsfeindlich sein wollten. Hier ging es um das Land (und sein «Idol»), für das Ströme von Blut geflossen waren. Insofern dauerte es nicht lange, bis sich die Veteranen in eine konservative Bastion des Sowjetregimes verwandelt hatten.

Dies lief allerdings nicht reibungslos ab. Immer wieder gab es Krisen, bei denen ehemalige Soldaten vor Wut schäumten, zum Beispiel bei der von Stalins Nachfolger Nikita Chruschtschow gestarteten Kampagne, die Armee zu verkleinern.² Direkt nach seiner berühmten Denunziation Stalins in der so genannten Geheimrede von 1956³, die viele Veteranen verwirrte und absties, löste der augenscheinliche Verrat an den Streitkräften weithin Unruhe aus. Doch wenig später bekannten sie sich wieder uneingeschränkt zum Staat. Leonid Breschnew, dessen Kriegsbilanz kaum eine Fussnote verdient hätte, wenn nicht die Umstände – darunter der Tod seiner begabteren potenziellen Rivalen – ihn in die politische Elite katapultiert hätten, war ab 1965 zielstrebig an die Spitze aufgestiegen. Dort angekommen, versuchte er gar nicht erst, die erlahmende Einheit der Sowjetunion durch den direkten Appell an revolutionäre Ideale wiederaufzufrischen, sondern spannte dafür ohne weiteres den Kriegsmythos ein. Derart entwickelte sich seine Amtszeit zu einem goldenen Zeitalter für staatlich geförderte vielbändige Geschichtswerke über den Zweiten Weltkrieg, feierliche Gedenkreden, Spenden, neue Orden und massenhaften Denkmalsbau.⁴ Die Botschaft lautete, dass die Nation als ein grosses Ganzes gekämpft und viele junge Menschen ihr Leben verloren hatten, weshalb die späteren Generationen der Vergangenheit (und ihrer gegenwärtigen Führung) grenzenlose Loyalität und Dankbarkeit schuldeten.

Die damals im mittleren Alter stehenden Veteranen sahen sich abermals aufgerufen, etwas für ihr Vaterland zu tun. Wenn sie sich zuvor nur zum Gedenken an den Krieg versammelt hatten, so forderte man sie nun auf, in die Schulen zu gehen, von den Schlachten zu erzählen und die romantischen Phantasien der jungen Bürger anzufeuern.⁵ Dahinter stand die Vorstellung, eine Generation, die den Krieg nicht kannte, enger in das sowjetische Ideal einzubinden. Ein mythischer Soldat kehrte als sowjetischer Held zurück, um seinen Anspruch auf die Loyalität der Nation geltend zu machen. Dieser Soldat war ein streng moralischer und unerschütterlich mutiger Mann, der nur leider in vielen Geschichten nicht mehr lebte. Obwohl sich die meisten Veteranen noch gut an den zwanzigsten Jahrestag des Sieges 1965 als den Höhepunkt des Gedenkens erinnerten, war dem in den sechziger Jahren aus der Asche Stalingrads und Kursks aufsteigenden historischen Phönix etwas sinnbildhaft Eindimensionales eigen.⁶ Der Staat übte handfesten Druck aus,

um es dabei zu belassen. Hatte beispielsweise der Zensor die offizielle Geschichtsschreibung abgesegnet, so durfte nichts anderes mehr über den Krieg veröffentlicht werden.⁷ Die Archive selbst, mit ihren endlosen Reihen von Aktenschränken, blieben für fast jedermann geschlossen, nicht zuletzt auch für die Forscher. Ganze Bereiche des Kriegsalltags, darunter Desertion, Kriminalität, Feigheit und Notzucht, blieben der Öffentlichkeit unzugänglich, und gewisse Gräueltaten wie das Massaker von Katyn lagen unter Bergen von Dementis begraben.⁸ Anstelle der so komplexen und allzu menschlichen Wahrheit errichtete der Staat ein mythisch glitzerndes Truggebilde.

Diese Täuschung infrage zu stellen, kam Veteranen kaum in den Sinn, zumal der Mythos ihnen gefiel. Viele benutzten den Kriegsdienst als Sprungbrett für Karrieren. Ausserdem bezogen die loyalen Soldaten wohlbemessene Pensionen. Der Heldenmythos hatte ja auch etwas Wahres, so viel zumindest, dass nachfolgende Generationen dankbar schienen. Darin herumzuwühlen, um irgendwelche Schwächen oder Verbrechen aufzuspüren, mochte in einer kollektiven Tragödie enden, sogar Zweifel am Wert der Sowjetmacht aufkommen lassen. Das Regime Breschnew konnte nie über einen Mangel an ausländischen Kritikern klagen. Das diente seinen Befürwortern als Rechtfertigung dafür, auf strikte Einheit im Inneren zu pochen. «Krieg ist Krieg», pflegten die Veteranen zu sagen. Und dann wäre es an der Zeit, wieder jene alten Gesänge anzustimmen, die Fotos herauszuholen und in Erinnerungen zu schwelgen. Die Schatten der Vergangenheit liessen sich durch den Glanz kollektiven Ruhmes vertreiben, harte Vorwürfe mit Euphemismen auflösen. Schliesslich hatte Stalin selbst über den Rotarmisten als Sexualverbrecher gesagt: «Was ist schon dabei, wenn er sich mit einer Frau amüsiert?»⁹

Der äussere Rahmen für Breschnews Umdichtung des Kriegsepos besteht noch heute und blieb sogar in den Jahren des Stillstands recht ergiebig. Am stärksten konzentrierten sich die neuen Monumente im Umkreis ehemaliger Schlachtfelder; man sucht sie am besten in der Nähe berühmter historischer Stätten. Zum Beispiel steht auf der Sapun-Anhöhe vor Sewastopol ein Mahnmal aus Granit, das aus überwältigenden glänzenden Steinquadern geschaffen wurde. Es gleicht einem vorgefertigten dachlosen Dom oder gar einem riesigen Krematorium, da Gasdüsen eine Reihe fahler ewiger Feuer erzeugen

und aus Wandlautsprechern Musik vom Band ertönt. Wie die meisten Denkmale ruft auch dieses nicht die Niederlagen von 1941 ins Gedächtnis, sondern erinnert an einen Sieg: Es steht für die Wiedereinnahme der Krim. In Kiew, wo die Rote Armee in jenem Jahr ihre grosse Demütigung erlitt, feiert ein überdimensionales Mütterchen Russland die Befreiung der Stadt im selben Geiste. Das erhobene Schwert der Statue am Ufer des Dnjepr überragt alle anderen Landmarken in der Nähe, auch die Kuppeln der mittelalterlichen Klosterkirche. Direkt darunter liegt das Kriegsmuseum, ein weiteres Produkt der Breschnew-Ära, eine wie üblich flache, vierschrotige Ansammlung von übergrossen, mit roten Teppichböden ausgelegten Sälen. Wer dort alles sehen will, muss stundenlang laufen, meist im Halbdunkel durch endlose Flure zwischen Räumen, in denen unter verstaubten Fahnen Orden, Grossaufnahmen und Geschütze vor sich hin stauben.

Beide Mahnmale liegen ironischerweise auf dem Gebiet der unabhängigen Ukraine, die nicht mehr der Sowjetunion angehört und seit der Orangen Revolution vom Januar 2005 nur noch schwache Beziehungen zu Russland unterhält. Tatsächlich hat der Patriotismus, für den solche Gebäude stehen, nirgends mehr eine politische Heimat. Einige junge Ukrainer, und gewiss die Nachfahren von Menschen aus der westlichen Gegend um Lemberg, empören sich über derlei monströse Gedenkstätten für einen Krieg, der ihnen nichts als Schmerz gebracht hat. Dies gilt auch für andere ehemalige Sowjetrepubliken. Wäre der Beton leichter und nicht so klobig, die betreffenden Regierungen hätten gewiss erwogen, diese grossen Klötze zusammen mit den Lenin- und Dserschinskistatuen auf ihren öffentlichen Plätzen zu entfernen. Abgesehen davon hätte das auch kaum zu füllende Krater hinterlassen. Nicht nur Russland hat für Hitlers Krieg einen hohen Preis bezahlt. Nach wie vor fällt schwer ins Gewicht, dass die Ukrainer unter allen Sowjetvölkern die meisten zivilen Opfer zu beklagen hatten. Doch auch in Weissrussland verloren einige Städte ein Viertel ihrer Einwohner. Wie die Bürger dieser Staaten auch zu der Sowjetmacht stehen mögen: Das Gedenken an ihre Toten spielt nach wie vor eine bedeutende Rolle und geht den Millionen von Überlebenden sehr nahe. Man kann es also nicht einfach als ein Ärgernis beiseite schieben.

Aus russischer Sicht stellt sich die Sache etwas anders dar. Immerhin war es doch weitgehend Russlands Krieg, und gewiss bleibt das Gedenken ein

Prüfstein für jene, die in der wirren postimperialen Gegenwart darum kämpfen, die letztvergangenen hundert Jahre ihres Landes angemessen zu feiern. Das Moskauer Revolutionsmuseum dokumentiert diese Spannungen: Ehemals ein wahrer Schrein für die Leistungen der Kommunistischen Partei, wurde es nach 1991 umgestaltet, da die bloße Idee kommunistischer Leistungen als ein Widerspruch in sich erschien. Heute zeigt es die bitteren Früchte des utopischen Projekts. In einem Raum sieht man Fotos von Warteschlangen, in einem anderen Fetzen und Überreste aus dem Gulag und in zwei weiteren eine Auswahl der Staatsgeschenke Stalins von Genossen weltweit. Schränke voller Kitsch: Bemaltes Porzellan, handgewobene Teppiche, Kristallglas und Jagdmesser mit Intarsien. Aus irgendeinem Grund hatten seine mexikanischen Bewunderer ihm ein ausgestopftes, vergoldetes Gürteltier verehrt, das in einer Vitrine mit zierlichen Goldfüßen ruht.

Die meisten Exponate sind neueren Datums, doch zwei der Räume blieben unberührt. In dem einen sieht man Schauschränke mit Orden, Porträts und Regimentsfahnen, im zweiten, immer abgedunkelten, sind Tarnnetze aufgespannt. In ihnen hängen Helme und Gewehre, und in der Düsternis hört man Geschützfeuer vom Tonband. «Die Menschen scheinen das zu brauchen», hüstelte die Kuratorin, «denn man hat uns nie aufgefordert, die Räume zu ändern.» Darin könnte in der Tat ein echtes Bedürfnis stecken. Beim Sturz des Kommunismus befand sich eine andere Moskauer Sehenswürdigkeit, der Park für den Sieg im Grossen Vaterländischen Krieg auf dem Pochlonajahügel, gerade im Bau. In dieser Phase drängten einige Kritiker die Planer, den Ort wieder in einen Kiefernwald zu verwandeln.¹⁰ Die Arbeiten gingen allerdings unbeirrt weiter. Inzwischen ist der Park fertig und spiegelt eine eklektische Phantasie à la Goldblätter und Marmor im Stil von Disneyland wider. Das riesige, sich rings um den Exerzierplatz erstreckende Kriegsmuseum ist ein weisses Ungeheuer mit einer klassizistischen Kolonnade, die Mussolini entzückt hätte.

Heute hat sich eine Industrie des Gedenkens angenommen, doch ihre Nutzniesser sind kaum je die Veteranen selbst, sondern meist eher dickliche Staatsfunktionäre mittleren Alters, die sich durch häufige Jahrestagsbankette, hochkarätige Planungskonferenzen und sogar die Arroganz des sechzig Jahre alten Triumphes aufgewertet fühlen. «Britin», vermerkte eine Uniformierte, die an der Tür des Verwaltungsgebäudes hinter dem Museum im

Siegespark meinen Ausweis kontrollierte. «Sie standen auf unserer Seite, nicht wahr?» Ich nickte unterwürfig und verkniff mir einen Kommentar zu 1939. «Sie können nach oben gehen», sagte sie. «Trotzdem war es nicht gut, dass Churchill so lange gebraucht hat, eine zweite Front zu eröffnen.»

Diesen Kult des Vaterländischen Kriegs zu kritisieren, gilt nach wie vor als Nörgelei. «Wenn euch der Krieg, so wie er war, nicht gefällt», spöttelte der Dichter Boris Sluzki, an die Jugend gewandt, «so müsst ihr versuchen, ihn auf eure Weise zu gewinnen.»¹¹ Dieser Ansicht können die Veteranen gewiss unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten zustimmen. Seit Ende der achtziger Jahre die Archive geöffnet wurden, stellt sich die Geschichte der Sowjetunion als ein Schlachtfeld dar. Während die Soldaten beanspruchen, ihrem Krieg die Treue zu halten, hat der russische Staat das alte Dogma der historischen Wahrheit in mindestens einer bedeutenden Hinsicht aufgegeben. Mit dem Verlust eines Reiches und insofern zugleich eines mobilisierenden Kredos konfrontiert, haben sich die Nachfolger Gorbatschows im Kreml dafür entschieden, wieder auf eine der antiken Säulen der russischen Identität zu bauen, namentlich die orthodoxe Kirche. «Ich bezeichne diese Politiker als Podsweschniki», schimpfte ein Veteran angewidert – ein Wortspiel mit Swetschka (Kerze) und Podsneschniki (Schneeflocken). Heute sind führende Russen bei Kirchenfeiern immer gut vertreten, und Wladimir Putin trägt seine fromme Kerze bei den grossen Gottesdiensten in der Moskauer Erlöserkirche – einem genauen Nachbau des Originals, das die Bolschewiken 1931 gesprengt hatten. Und genau wie orthodoxe Priester ehemalige KGB-Agenten in ihren neuen Staatsämtern segnen, so müssen sie jetzt auch für die Toten der Roten Armee beten.

Im Krieg war Religiosität nicht sehr verbreitet, und obschon es unter den Soldaten nur wenige Gläubige gab, benutzten die meisten abergläubische Gebete und rituelle Gesten, indem sie sich zum Beispiel als eine Art Zauberspruch gegen den Tod bekreuzigten. Nach zwei Jahrzehnten des gottlosen Sozialismus kämpfte die Mehrzahl der Rotarmisten ohne priesterlichen Beistand oder lehnte sogar Religion gänzlich ab. Insofern passt es nicht ganz, dass heute in Moskau Siegespark eine Kirche steht. Mehrere Hundert Kilometer entfernt, in Prochorowka, haben die Planer soeben eine weitere fertig gestellt, genau im Stil jener russischen Gotteshäuser aus dem 19. Jahr-

hundert, die Komsomolzen in den dreissiger Jahren so gerne abrissen. Doch anstatt der traditionellen Fresken schmückten ihre Innenwände die Namen der sowjetischen Soldaten, die in der Schlacht um Kursk fielen. Das massive hohe Gewölbe passt nicht auf ein einzelnes Foto. Auch die Kreuzgestalt widersetzt sich der Kamera, denn es ist ein traditionelles Kirchenschiff, im Inneren achteckig mit einer Kuppel in der Mitte. Trotz sehr kleiner Buchstaben ist der gesamte Putz ihrer acht Wände beschriftet. Es sind unvorstellbare Zahlen, die den Besucher erschlagen. Dabei steht aber auch fest, dass die russische Kirche mit den Namen der Soldaten eine Art Geiselnahme betreibt.

Der Anspruch der orthodoxen Kirche hätte durchaus einen Dogmenkonflikt auslösen können, aber kaum ein Veteran hat sich darüber beschwert. Einige finden die Kirche sogar mehr nach ihrem Geschmack als die Angebote des sozialistischen Realismus, die unter Breschnew gross in Mode kamen. Weihrauch und Priester scheinen zum schwierigen Geschäft des Trauerns zu passen. Doch in gewisser Weise beunruhigt viele alte Russen die neue Frömmigkeit und die Vorstellung der orthodoxen Kirche als «Seele der Nation». Im Rückblick auf den Krieg erinnern sie sich daran, wie einfach es damals erschien, sein Leben im patriotischen Kampf zu lassen. Die Kameraden ihrer Jugend waren noch für eine Sache gestorben, doch der Gedanke an den nahe bevorstehenden eigenen Tod verwirrte sie. Wenn sich nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Ideologie schon ein Sinn des Lebens nicht mehr eindeutig konstruieren lässt, so fällt es den grossen alten Männern noch schwerer, einen Sinn des Sterbens in der postsowjetischen Ära auszumachen.

Am besten hat Anatoli Schewelew dieses Dilemma beschrieben. «Meine Frau lag im Sterben», erzählte er. «Man hatte sie wegen Kehlkopfkrebs neunmal operiert, und darüber war sie zum christlichen Glauben gelangt. Ich selbst habe dafür keine Ader, bin ein völliger Atheist. Zwar gehe ich manchmal in die Kirche, aber nur, weil ich die Lieder mag. Wie dem auch sei, meine Frau bat mich, für sie beten zu gehen. Das war schwierig, da ich kein einziges Gebet kannte und bis dahin noch nie in einer Kirche war. Als ich jedoch an diesem Tag von dort zurückkam und ihr davon berichtete, umarmte sie mich und weinte vor Dankbarkeit, denn sie wusste, dass ich mein Bestes gegeben hatte.»

Schewelew hüstelte und fing an, sein Gebet aus dem Gedächtnis zu rezitieren. «Lieber Gott», sprach er, «verzeih mir, dass ich mein Leben lang Atheist war, nicht aus freier Wahl, sondern weil mich von klein an niemand in die Kirche gebracht hat. Ich bin in einer ungläubigen Welt aufgewachsen. Ich bewundere die russisch-orthodoxe Kirche und habe sie dieser Tage auch schätzen gelernt, denn ohne sie gäbe es weder Russland noch unseren Staat. Also habe ich in Wahrheit keinen Streit mit der Kirche. Und bitte, bedenke zu meinen Gunsten, dass ich unser Vaterland und dadurch letzten Endes auch Deine orthodoxe Kirche zusammen mit Millionen anderer Atheisten gerettet habe. Ich bitte Dich, Gott, um die Genesung meiner Frau, und dass Du mir vergeben mögest.» Er machte eine Pause. «Wie ging es dann weiter?... Ah ja – vergib mir, denn ich war immer Mitglied der Kommunistischen Partei der Sowjetunion.»



Der veränderte politische Kontext beeinflusst die Art und Weise, wie man heute in Russland den Krieg sieht und darstellt. Er prägt auch die Erinnerungen der Soldaten, die meist mit Szenen aus Kriegsfilmern und Kriegsromanen sowie mit Geschichten aus der fernerer Vergangenheit gespickt sind. Die Urkunden selbst haben sich allerdings nicht verändert – obwohl seit sechzig Jahren Mäuse, Insekten, Feuchtigkeit und Staub an ihnen nagen. Archivquellen geben die Stimmen der Vergangenheit, das Idiom der Soldaten und ihrer Oberen, wie es inmitten des Kriegs aufgezeichnet wurde, authentisch wieder. Es wäre jedoch falsch, ihnen eine objektive Wahrheit beizumessen. Denn ein Grossteil des Soldatenlebens, darunter fast der gesamte Fronthumor, viele derbe Flüche sowie Einzelheiten über Exzesse und Gräueltaten, fand nie Eingang in Druckwerke. Gleichwohl bilden archivierte Briefe und andere Schriftstücke ein willkommenes Korrektiv für die prude Ehrerbietigkeit, die einen Grossteil der öffentlichen Diskussionen über den Krieg in Russland zu umgeben scheint. Jedenfalls helfen sie, den Charakter der Armee zu verstehen und damit den sich verändernden Kampfgeist der Soldaten. Das Hauptproblem liegt also nicht im Materialmangel, sondern darin, den Bedeutungswandel nachzuvollziehen. Worte und Vorstellungen, die 1945 relativ klar erschienen, gingen bei Kriegsausbruch mit dunkleren Konnotationen und trübere Aussichten einher.

Ein klassisches Beispiel dafür bildet das Ideal des Vaterlandes. Alle Schriftsteller von Tolstoi an haben die Heimatliebe der russischen Soldaten hervorgehoben. Ähnliches gilt auch für andere – wie etwa die Georgier –, wengleich das Heimatgefühl von einer Kultur zur anderen variiert.¹² Heute bestehen diesbezüglich kaum Unklarheiten, zumindest für Menschen, die sich nie zur Sowjetunion bekannt hatten. Doch für die ersten Sowjetgenerationen war «Vaterland» ein sehr problematischer Begriff ohne feste Grenzen und einheitliche Bedeutung. Der Begriff konnte sich nicht auf das Ganze beziehen, auf ein in allem, ausser dem Namen, multinationales Reich. Heimat bedeutete auch ein bestimmtes Dorf oder Gebiet. In der sowjetischen Kultur gebar ethnische Vielfalt eher Verwirrung als Stolz, und wie im Fall des Patriotismus hatte die Invasion von 1941 zumindest anfangs manches geklärt. Nun stellte sich das Vaterland als der Raum dar, den die Eindringlinge «uns», den Sowjets, streitig machen wollten. Die Arroganz Hitlers, mit der stillschweigenden Annahme, das rückständige Russland werde bald zusammenbrechen, löste bei sowjetischen Soldaten echte Wut aus. Diese trug wiederum an sich schon dazu bei, die ersten schrecklichen Wochen durchzustehen.¹³

Der tief verwurzelte Vaterlandsbegriff durchlief einen Wandel. Zwar galt die Heimat weiterhin als etwas Liebenswertes, aber im Lauf des Kriegs lernten Rotarmisten neue Formen kennen, sie sich vorzustellen. Bauern aus der tiefsten Provinz sahen in der Folge erstmals die Ruinen von Pskow, die Berge der Krim, die Klippen am Dnjepr, und während sie marschierten und kämpften, erweiterte sich ihr Horizont für das zu Verteidigende. Naturgemäss spielte dabei auch eine wichtige Rolle, dass es ab 1943 westwärts in Richtung Berlin ging. Als die Heimat noch im ätzenden Gefechtsrauch lag, muss sie weniger zauberhaft erschienen sein. Ab Anfang 1943, als die Armee von Stalingrad aufbrach, gewann die zuvor abstrakte Idee des Vaterlandes einen neuen, innigen Zusammenhang mit einer politischen Geographie. Die sowjetischen Grenzen nahmen konkrete Gestalt an in Form von breiten Flüssen und hohen Gebirgen. Das alles gehörte zu «uns», von den Weingärten des Schwarzen Meeres bis zu den Dünen der Ostsee. Doch dieses «uns» bedeutete in einer Zeit des zunehmenden Chauvinismus tendenziell immer mehr «Russland». Doch den Veteranen, die regelmässig in ihren Clubs und Vereinen zusammenkommen, erscheint die Idee, dass eine Republik dieses

Riesenreiches die Unabhängigkeit anstreben könnte, nach wie vor nahezu beleidigend.¹⁴

Seinerzeit gab es indes, jenseits aller Ideale, auch Wehrpflichtige anderer Art, denen man nur mit Zwang und Drohungen beikam. Die Mythen über Iwan und sein Vaterland nehmen kaum Kenntnis von Westukrainern oder von den zahllosen weissrussischen Jugendlichen, die man im Sommer 1944 zu den Waffen rief. Sie erzählen auch nicht von den nichtrussischen ethnischen Loyalitäten oder von der schlichten Weigerung mitzukämpfen. Die Rote Armee hielt viele der Zweifler mittels Drohungen und physischer Gewalt in Uniform und im Feld. Brutalität aller Art gehörte immer zur Frontkultur, doch auch nach Kriegsende schlug man den Ungehorsam im Baltikum und in der westlichen Ukraine mit Gewalt und Terror nieder. Diese Tatsachen kamen nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion wieder ans Licht und sind in Archiven dokumentiert. Sie harren aber noch einer gründlichen historischen Analyse. Offenbar haben einige vergessene Soldaten fast kein anderes Motiv gekannt als die Furcht.

Schliesslich gibt es, so möchte man wenigstens denken, eine Domäne, die jedermann versteht. Furcht erscheint in dieser entsetzlichen Welt als etwas derart Natürliches, dass jemand, der die Geschichte der Region nicht kennt, fast alles damit erklären könnte. Man darf allerdings nicht annehmen, dass diese sowjetischen Bürger, die eine Orgie der Gewalt überlebt hatten, wie ein friedensgewohntes Volk reagierten. Die Furcht war allgegenwärtig, und gleichzeitig bestand der tiefe Wunsch zu leben. In dieser tödlich brutalen Welt war Furcht auch etwas Relatives. Man musste also stets abwägen, was Rotarmisten oft von Kindheit an gelernt hatten. Wie zum Beispiel Deserteure 1941 bewiesen, genügte blosses Drohungen nicht, wenn der Feind schrecklicher erschien als jeder Kommissar und der Tod unter feindlichem Feuer als sicher galt. Bis 1944 hatten sich die Gleichgewichte verschoben: Nun stand fest, dass die Rote Armee in den Gebieten, wo sie neue Rekruten einzog, die Oberhand erlangte. Es war die Ära der «1943er Partisanen» und anderer, die sich trotz verständlicher Furcht noch gerade rechtzeitig auf die Siegerseite schlugen.

Der Krieg schuf eine Landschaft, in der jede Entscheidung für Soldaten wie Zivilisten tödlich sein konnte. Sich freiwillig zu melden mochte ironischerweise sogar helfen, den Albtraum zu bannen, zumal der Armeedienst

manch einem weniger gefährlich erschien als das Naziregime mit seinem Genozid. Jedenfalls war er im Vergleich mit den Arbeitslagern kalkulierbarer und weniger brutal, er hatte vor allem auch Sinn und Wert. Bei Mitgliedern der Garderegimenter und der Kommunistischen Partei lag das auf der Hand, doch das Gefühl einer gemeinsamen Sache ging weit über diese kleine Elite hinaus. Angehörige von Strafbataillonen erhielten dagegen keine Ausbildung. Man wollte sie eher demütigen und entmenschlichen. Zudem konnten sie fast sicher damit rechnen, dass die nächste Schlacht ihre letzte sein würde. Einige desertierten, andere gerieten in Panik, und die grosse Mehrheit fiel. Es zeugt vom Geist dieser Zeit (und von der Macht des später aufgebauten Heldenmythos), dass sich einige dieser Überlebenden nicht nur an Gemetzel und Furcht, sondern auch an Stolz und grosse Ziele erinnern.¹⁵ Obwohl sie Opfer, Ausgestossene, Elende waren, brachte sie der Hass auf den Feind (ihr eigener, nicht der verordnete) dazu, ihre Furcht und Empörung in Kampfesmut umzuwandeln.

Wenn Furcht als Triebkraft nicht ausreichte, dann Ideologie als solche schon gar nicht. Auch diese sollte sich indes ändern, und damit haben wir einen weiteren Begriff, dessen Bedeutung es sorgsam zu rekonstruieren gilt. Im Selbstgefühl vieler Sowjetbürger spielten die Idiome des Fortschritts und der Moral eine zentrale Rolle. Die Ideologie war kein simpler Universalkode, sondern umfasste eine Anzahl verschiedener Dinge. «Wir glaubten daran», betonten Offiziere, Soldaten und überlebende NKWD-Beamte. Der junge OSMBON-Mann Michail Iwanowitsch war sein ganzes Leben lang gläubig, bis er schliesslich beim KGB eintrat. Am Ende erbat er sogar ein kommunistisches Begräbnis. Sein Glaube stützte ihn, als er auf andere Moskauer schiessen musste, und gab ihm die Kraft für einen Gewaltmarsch durch zweihundert Kilometer Eiswüste bis hinter die deutschen Linien. Insofern war er ein typischer ehemaliger Bauer, der mit Hilfe des Militärdienstes Abenteuer und Förderung fand. Zwar darf man der Landbevölkerung keine grosse Liebe zum Kommunismus unterstellen, wo aber die neuen Ideen Wurzeln schlugen, da konnten sie einen Fanatismus hervorrufen, der an die Inquisition oder an den neuen Dschihad erinnert. Diese Ideologie war ebenso unerbittlich und persönlich wie ein religiöser Glaube.

Der Stalinismus hatte die Sprache seiner Zeit geprägt und gehörte daher 1941 der Lebenswelt aller an. Selbst ungebildete Wehrpflichtige erkannten Politruks und wussten, welche Rolle sie spielten, selbst Bauern konnten das schwierige Adjektiv «proletarisch» aussprechen. Doch das eher formal systematische ideologische Verständnis der Vorkriegsära stand weiterhin nur den Gebildeten offen und erschien im Extremfall jetzt sogar absurd. «Bitte schickt mir etwas zum Lesen», schrieb ein verwundeter Kadett 1941 aus dem Lazarett nach Hause. «Etwas, das nicht vom Krieg handelt. Einen der Klassiker, vielleicht Lenins ‚Staat und Revolution‘.»¹⁶ Doch der Krieg brachte ja gerade die Naivität und Irrelevanz des gelehrten Marxismus-Leninismus zum Vorschein. Im Laufe der Kämpfe setzte sich ein neues Verständnis durch, bestehend aus etwas simpleren Überzeugungen, die fast jeder Soldat teilen konnte. Sich im Rausch des Patriotismus freiwillig zu melden, war schliesslich etwas ganz anderes, als angesichts eines Gefechtsbefehls weiter über klassenlose Gesellschaft und Dialektik nachzudenken. Wahrscheinlich nahm kein Schütze Zuflucht bei Marx, wenn der Geschützdonner ertönte und die Schreie begannen.

Moskwins Gedanken zeichnen den Weg vieler Kommunisten der Vorkriegszeit nach. Anfangs gab sich der Politruk, obwohl er ziemlich klug und bereits ein erfahrener Soldat war, gewissen Phantasien und Bildern aus Vorkriegsfilmen hin. In den ersten Stunden des Kriegs war er fest davon überzeugt, dass die eigene Seite obsiegen müsse. So laute das Urteil der Geschichte, an dem gemessen das Einzelleben wenig zähle. Der Glaube an diese alte Lüge zerbarst jedoch im deutschen Granatenhagel, und so löste sich der blauäugige Utopismus von 1938 entweder auf oder wich etwas Neuem. Bei Moskwins und Tausenden wie ihm überlebte der Glaube deshalb, weil es ihnen undenkbar erschien, für nichts zu sterben und sich eine Alternative vorerst nicht bot. Der Glaube eines sowjetischen Kommunisten musste einem ähnlichen Paradigma folgen, zumal sogar Ungläubige vom Vokabular der Partei zehrten, wengleich er im Krieg finsterner, grobschlächtiger und provisorischer war als sonst. In düsteren Waldnächten war es besser, an Schukow und Stalin als an gar nichts zu glauben. Auch spielten Ideale keine so wichtige Rolle wie Ziele. Im Gefecht selbst genügte als Utopie wohl schon das blanke Überleben.

Siege und sogar die ersten Anzeichen dafür, dass die Niederlage abgewendet war, veränderten erneut die Natur des Glaubens. Wie Stalin 1943 hervorhob, bewies der Vormarsch der Armee den Erfolg des Kommunismus. Davon zeugten auch die vielen Panzer, Geschütze und Flugzeuge, die seine jungen Rekruten bedienten. Allerdings bildeten sich Frontsoldaten ihr eigenes Urteil, und ihre Sicht des Kommunismus erschöpfte sich nicht in grauer Theorie: Sie glaubten an den Fortschritt, an das Kollektiv und an den hohen Wert des Erlernens neuer Fähigkeiten. Was sie als kommunistische Überzeugung bezeichneten, hatte mit dem Sieg der Gerechtigkeit über die Düsternis zu tun. Er sollte demonstrieren, dass sich mit einer gemeinsamen Willensanstrengung all die Leiden der Vorkriegszeit in furchtbare Investitionen verwandeln liessen. Das diente auch als eine Art Mitgliedskarte. Wenn jemand ein guter Soldat und Kamerad war, spielten geringe Verfehlungen keine Rolle.

Überdies legten Soldaten ab Ende 1942 viel mehr Wert auf gute militärische Ausbildung und auf solide Gefechterfahrung als auf Vorkriegsideologien. Zwar hielten ideologisch gefärbte Anfeuerungsreden auch nach der Degradierung der politischen Offiziere an. Jetzt aber rief die Nation und ihr Anführer die Soldaten auf, sich ganz auf Taktik, Waffentechnik und den Wert der Befehle zu konzentrieren. Für ihren Erfolg war diese Hinwendung zum Professionalismus entscheidend, und eine Zeit lang ordnete sich sogar die Partei offen den Kommandeuren unter. Doch für Militärs – ob Offiziere oder Pioniere mit fest umgrenzten Aufgaben – setzte sich das Bild des «guten» Soldaten und ihr persönliches Ideal aus Patriotismus, Mannhaftigkeit (ein in der Kriegsliteratur häufig verwendetes Wort), Loyalität zum Kollektiv und Sachverstand zusammen. Das Können gab ihnen Zuversicht, das Kollektiv schenkte ihnen jene Wärme, oft sogar Liebe, die man im Gefecht brauchte. In ihren Augen war es nur ein relativ kleiner Schritt, aus jener Entscheidung heraus in die Kommunistische Partei einzutreten. Dies geschah allerdings nicht auf der Grundlage der Ideologie von 1937 oder der puristischen Lehren politischer Kommissare.

Nach dem Krieg (noch bevor Schukow die Kapitulation Deutschlands angenommen hatte) befasste sich Stalins Regime näher mit dem Frontkollektivismus. Die Veteranen galten nach Massgabe des Staates als Helden. Der Diktator liess jedoch nicht zu, dass sie ihre hart erkämpfte Zuversicht und

Brüderlichkeit in heimischen Staatsämtern zur Schau stellten. Zum Teil lag die Tragödie der Veteranen darin, dass die von ihnen erbrachten Opfer für die Gestaltung der Nachkriegspolitik fast nichts zählten. Gewiss besaßen sie einen enormen symbolischen Wert, doch anstatt ihren Rat zu suchen, benutzte man sie nur. Damit nahm ein ideeller Soldat die Stelle der verschiedenartigen, eigensinnig selbstbewussten Frontheimkehrer ein. Und während man diesen fiktiven Helden pries, wurden die leibhaftigen Veteranen missverstanden und unfreiwillig idealisiert, ansonsten aber gewöhnlich übergangen oder zurückgewiesen. In der Ära Breschnew gefiel es den Mächtigen, alte Soldaten in zahme, ja sogar langweilige Paradeperle des entwickelten Sozialismus zu verwandeln. Zweifelsohne werden auch künftige Regime die Symbole des Vaterländischen Kriegs zum eigenen Vorteil ausschlachten. Wenn der letzte Veteran tot ist, kann niemand mehr den Lobhudeleien auf die Helden des russischen Sieges Grenzen setzen. Doch solange noch einer der Kämpfer lebt, könnte er dagegen aufbegehren.



Die Veteranen von Kursk findet man in einem kalt wirkenden Gebäude, das nach wie vor den Namen Offiziersclub führt. Es ist eine inzwischen ziemlich vernachlässigte Villa im Schatten eines ehemaligen Kinos, das man 2003 wieder seiner ursprünglichen Funktion als Kirche zuführte. Als ich den Ort besuchte, beherrschten noch Gerüste und Sandhaufen das Bild, obwohl der sechzigste Jahrestag der Panzerschlacht kurz bevorstand. Der örtliche Veteranenverein hielt gerade eine seiner üblichen Sitzungen ab. Den Saal zu betreten glich einer Reise in die Vergangenheit, denn an den Wänden hingen Lenin-Porträts, und auf den verglasten Regalen darunter standen düstere Reihen von Memoirenbänden. Der Raum mochte seit zwanzig, vielleicht dreissig Jahren unverändert geblieben sein. Den meisten Platz nahm ein riesiger Tisch ein, als spielten Menschen nur eine Nebenrolle. Doch sie waren da, starr und streng wirkend, als ob sie vor lauter Baulärm kaum ihren Vorsitzenden verstehen könnten. In gewohnter Disziplin waren sie um Punkt neun Uhr morgens erschienen.

Der Vorsitzende hatte mir fünf Minuten gewährt, in denen ich mein Sprüchlein aufsagen und mir einige Namen notieren sollte, um anschliessend

still dabeisitzen und zuzuhören. Es war eine missliche Regelung, die mich zum Eindringling machte. Vor allem wollte man mich offenbar spüren lassen, dass ich als Fremde eigentlich nichts dort zu suchen hatte. Wie immer legte ich dar, dass ich Freiwillige für Interviews über Erinnerungen suchte und nicht gedachte, sie auszuhorchen, um ihnen Geheimnisse zu entlocken. Daraufhin herrschte mich jemand wie aus der Pistole geschossen an, ich sollte nach Moskau zurückgehen. Dort gebe es für Leute wie mich Bücher, in denen sie alles nachlesen könnten. Im Nu sah ich nur noch in verschlossene Gesichter. Dann rief mich jemand zu sich mit der Bitte, mein Anliegen zu wiederholen: der fabelhafte Anatoli Schewelew. Nachdem ich ihm mein Projekt erläutert (und Cognac statt Tee versprochen) hatte, kündigte er sich für den nächsten Morgen bei mir an. Das liess auch andere umdenken, die sich tags darauf in meinem Hotel einfanden. Der Erste kam um 9 Uhr, und die letzte Gruppe verabschiedete sich fast vierzehn Stunden später.

In der Nacht träumte ich dann von Granatbeschuss, sah Tote und wachte schliesslich in einem Wust russischer Worte auf. Irgendwie musste ich das Entsetzen aufgenommen haben, das die Erzählungen von Soldaten immer begleitet. Allerdings hatten die Veteranen nicht lange bei solchen Themen verweilt. Die Bilder von Blut und Flammen mussten also aus meiner Phantasie stammen. Als sie über das Vorkriegsleben, die Zeit zwischen den Gefechten und ihre Anpassung an den Frieden sprachen, konnten die Soldaten sehr lebhaft schildern. In ihren Schlachtberichten blieben sie aber kühl und distanziert. Sie entkörperlichten den Schrecken bis zum abstrakt Unbedrohlichen. Selbst bei ihren Gesprächen untereinander – die Interviews überschritten sich – blendeten sie brutale Einzelheiten aus und versuchten nicht, die schlimmsten Szenen wieder aufleben zu lassen. Vielmehr beschworen sie in der Terminologie des untergegangenen Sowjetstaates Topoi wie Ehre und Stolz, das Recht auf Rache, das Vaterland, Stalin und die Notwendigkeit des Vertrauens. Im Zusammenhang mit Gefechten liessen sie den Einzelnen beiseite, schlossen ihn aus, so als sähe er das alles im Kino. Zwar gab es Leichen und Tränen, aber weder Blut noch Angst oder Exkremete.

Zu Beginn meiner Recherchen hatte diese Zurückhaltung mich beunruhigt, doch während der Reise nach Kursk verstand ich sie schon besser. Die Distanziertheit der Veteranen hing nicht – etwa als Demenz – allein mit ich-

rem Alter zusammen und war auch keine simple Abwehr. Vielmehr verwiesen die von ihnen benutzten Bilder, die bewussten Auslassungen und Beschönigungen, auf das Geheimnis ihres Durchhaltevermögens. Damals, im Krieg, hätten sie leicht die Macht des Grauens spüren und zusammenbrechen können. Dies hätte indes fatale Folgen gehabt. Die Kunst des Überlebens bestand darin, die Fakten stoisch hinzunehmen und sich zu konzentrieren. Daraus erwuchs ein geschäftsmässig optimistisches Vokabular, denn alles andere hätte Verzweiflung bedeutet. Sechzig Jahre danach wäre es wiederum einfach gewesen, durch Gruselgeschichten Mitleid oder Aufmerksamkeit zu erregen. Doch das hätte bedeutet, die Werte zu verraten, auf denen ihre Lebensweise und ihr kollektiver Stolz beruhten.

Der Krieg hatte den Veteranen wenig gegeben. Die bei gewissen wohlgenährten romantischen Konservativen beliebte Annahme, dass Krieg Nationen stärker und positiver macht, hätte den Realitäten von Stalingrad keine fünf Minuten standgehalten. In unseren Gesprächen fragte ich jeden der Veteranen, ob der Dienst sein Leben bereichert habe. Fast alle erzählten mir von Verlusten, an Jugend, an Freiheit, an Gesundheit und an vielen Menschen: Kameraden, Eltern und sonstigen Angehörigen. Gewiss, zahlreiche Soldaten erhielten eine nützliche Ausbildung, aber die meisten meinen (ob zu Recht oder zu Unrecht), dass sie ihre Fähigkeiten im Frieden besser hätten entwickeln können. Was die Beute angehe – jene Federkissen und Kinderschuhe –, so seien sie ein schwacher Ausgleich und Trost für materielle Verluste und für die mageren Nachkriegsjahre gewesen. Kriegspensionen waren einst viel wert, und in den schweren Zeiten der neunziger Jahre konnten die Veteranen damit ihren Kindern und Enkeln helfen. Doch jetzt beginnen sie, unter der Inflation zu leiden. Vielen bleibt daher als Gewinn nur, dass das Elend des Kriegs sie lehrte, das Überleben umso höher zu schätzen. Tatsächlich ist diese Liebe zum Leben genau das, was sie am stärksten verbindet.

Die Veteranen von Kursk waren Sieger. Sie waren weder ehemalige Kriegsgefangene noch Häftlinge aus Strafbataillonen. Ihr Schweigen schützt sie vor Erinnerungen an Unrecht, auch wenn es frivol wäre, ihnen das zu sagen. Keiner von ihnen kam jedoch unversehrt durch den Krieg. Es zeugt von ihrer Stärke und ihrem Überlebenswillen, dass sie über Granatbeschuss, Heckenschützen, faulende Gliedmassen und Wunden überhaupt sprechen

können. Als Massstab einer ganzen Generation kann dienen, dass sie ihre Würde bewahrten. Vielleicht hat diesen Soldaten gerade ihre Seelengrösse zum Sieg verholfen; schliesslich beruht Moral weitgehend auf Hoffnung, und ihnen ist das Gedenken heilig wie das Leben selbst. «Worüber sprechen die alten Leute, wenn sie sich erinnern?», fragte ich die Kuratorin des Museums von Prochorowka, der Stätte für das grösste Schlachtfeld auf russischem Boden. «Sie reden nicht viel», antwortete diese. «Offenbar brauchen sie das nicht. Manchmal stehen sie nur da und weinen.»

Danksagung



Dieses Buch schreiben und dafür recherchieren zu dürfen, erschien mir als ein Privileg, und ich danke allen, die mit ihrer Grosszügigkeit, Geduld und Gelehrsamkeit dazu beigetragen haben. Den grössten Dienst erwiesen mir eine Reihe von Forschungsassistenten und Fremdenführern in der ehemaligen Sowjetunion, insbesondere die Soziologin Oxana Botscharowa und die Ethnologin Marija Belowa. Elena Stroganowa stand mir immer mit klugen und anregenden Ratschlägen zur Seite, ebenso Ekaterina Puschkina und Alexei Schimtschuk in Moskau, Chatuna Tschcheidse in Tiflis und Larisa Schipico in Jalta. Bei der Sichtung und Auswahl der deutschen Archivmaterialien haben mich Carsten Vogelpohl in Freiburg und Thomas Greis in Bristol fachkundig beraten.

Kein Forschungsprojekt dieser Grössenordnung kann ohne Finanzierung gelingen. Ich möchte ausdrücklich dem United Kingdom's Economic and Social Research Council danken, dessen grosszügige Unterstützung es mir ermöglichte, frei von meinen Universitätspflichten durch die ehemalige Sowjetunion zu reisen, danach ausgiebig zu lesen, nachzudenken und zu schreiben. Das Stipendium war in jeder Hinsicht unschätzbar, und daher danke ich auch den Gutachtern, die meinen Antrag befürworteten. Bei der Fertigstellung des Manuskripts hat mir ein weiteres Stipendium, diesmal vonseiten des Arts and Humanities Research Board, für einige Monate den Rücken freigehalten. Dank auch der University of Bristol und Queen Mary, University of London, für ihre Geduld und generöse finanzielle Unterstützung. Besonders bin ich Tim Dee von der BBC verpflichtet, die mich für ihre Sendungen über den Stalinismus in Georgien und auf der Krim in diesen

beiden schönen Gegenden reisen und arbeiten liess, wobei ich auch noch von sehr anregender Gesellschaft und Beratung profitierte.

Meine Reisen führten mich nicht zuletzt in eine Reihe von Archiven und Bibliotheken, deren Mitarbeitern ich für ihre Unterstützung danken möchte: Historische Staatsbibliothek Moskau, Cambridge University Library, British Library, London Library, Staatsarchiv der Russischen Föderation, Russisches Staatsmilitärarchiv, Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst, Russisches Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte und Archiv des Komsomol sowie Staatsarchive für Sozial- und Politikgeschichte und für die Region in Kursk, Staatsarchiv für die Region und Zentrum für Dokumentation der Zeitgeschichte in Smolensk, Zentralarchive des Verteidigungsministeriums in Podolsk, Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg und, für die Abbildungen, Russisches Staatsarchiv für Film, Ton und Fotografie.

Das Leben der Soldaten im Krieg war für mich ein neues Forschungsgebiet, und zum Glück standen in jeder Phase Experten bereit, um mich einzuweisen und zu beraten, darunter Ian Collins, Ira Katznelson, Wladimir Koslow, Norman Naimark, David Reynolds, Artem Scheinin, Ben Shepherd, Steve Smith und Simon Surguladse, ausserdem Elena Senjawskaja und ihr Mentor, der Ethnograph und Kriegsveteran Lew Puschkarew in Moskau. Ich danke auch den Teilnehmern der beiden Seminare über Kultur und Kampfmotivation, die das Centre for History and Economics des King's College in Cambridge 2004 und 2005 veranstaltet hat, besonders der Organisatorin Inga Huld Markan und der unermüdlichen Emma Rothschild.

Bei der Endredaktion konnte ich ganz auf die sehr versierten Lektoren Neil Beiton von Faber und Sara Bershtel von Metropolitan Books bauen, die mich auch schon in der Planungsphase mit freundschaftlichem Elan begleitet und ermutigt hatten, nicht zu vergessen ihre Assistenten und das ganze Team. Mein Londoner Agent Peter Robinson hat mich regelmässig in Erstaunen versetzt durch seine nimmer müde Bereitschaft, Entwürfe zu lesen, Probleme zu lösen und in schwierigen Phasen mit Wein und Sympathie aufzuwarten. Emma Parry in New York schien dagegen Tee zu bevorzugen, um sich zu ihren scharfsinnigen Analysen anzuregen. Mein Vater Philip Merri-dale, seinerseits Veteran, hat einen ersten Entwurf gelesen und mich furchtlos auf Ungereimtheiten hingewiesen. Jasper Kingston stand mir bei der Ar-

beit immer geduldig zur Seite. Schliesslich danke ich Antony Beevor und Sir Roderick Braithwaite, die sich im hektischen Frühjahr 2005 beide die Zeit nahmen, die Endfassung zu lesen und die schlimmsten Fehler zu korrigieren.

Doch nicht nur Gelehrte leisteten ihren Beitrag, sondern ich hatte auch das Glück, Angehörige der aussergewöhnlichen Generationen kennen zu lernen, die im Grossen Vaterländischen Krieg aufseiten der Roten Armee kämpften. Ihnen allen bin ich sehr dankbar, nicht zuletzt für ihre anregenden Geschichten über Überlebenskunst, neue Hoffnung und Versöhnung nach so viel Schmerz. Besonders zwei Männer möchte ich hier herausheben, deren Namen im Unterschied zu den anderen, die anonym bleiben wollten, unverschlüsselt im Text stehen: Lew Lwowitsch Ljachow und Ilja Natanowitsch Nemanow. Beide haben mir viel gegeben und ausdrücklich versichert, dass sie stolz darauf wären, in meinem Buch genannt zu werden. Mit grossem Bedauern habe ich während des Schreibens von ihrem Ableben erfahren. Ich hoffe, dass ihre hier abgedruckten Geschichten eine Art Denkmal für ihren Mut und Humor, ihre Intelligenz und Weisheit sein werden.

Die von den Soldaten heraufbeschworenen Bilder bringen Russland, sogar das Stalins, immer wieder in mir zum Leben, wenn ich nur nach einem der Gesprächsmitschnitte, ermahnenden Briefe oder Fotos von ihnen greife. Als eine ausgesprochen unmilitärische Frau habe ich eine überraschende Liebe für alte Lieder der Roten Armee entwickelt. Der Gedanke an die Steppe der Krim oder die Klippen des Dnjepr erzeugt in mir ebenso ein gewisses Heimweh wie der feine Hauch von Archivstaub. Bei der Erkundung von Russlands Krieg habe ich einen Pass und zwei Paar Schuhe verschlissen und bin sogar, wieder zurück in England, oft hinter einer Wand rot gebundener Bücher mit kyrillischen Schriftzeichen verschwunden. Das mitzutragen oder gar zu verstehen ist viel verlangt. Aus allen diesen und vielen anderen Gründen schulde ich Frank Payne unermesslichen Dank.

Chronologie

1938

- 13. März: Anschluss Österreichs
- 29. September: Das Münchner Abkommen zwingt die Tschechoslowakei, das Sudetenland an das Deutsche Reich abzutreten, schreibt ansonsten jedoch ihre Grenzen fest

1939

- 15. März: Einmarsch der Wehrmacht in die «nach-Münchner» Resttschechoslowakei
- 31. März: Beistandsgarantie Grossbritanniens an Polen
- 23. August: Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der Sowjetunion
- 1. September: Überfall der Wehrmacht auf Polen und Annexion Danzigs
- 3. September: Britisch-französische Kriegserklärung an Deutschland
- 17. September: Die Rote Armee marschiert von Osten her in Polen ein
- 28. September: Die Wehrmacht besetzt Warschau
- 30. November: Russische Invasion Finnlands
- 14. Dezember: Ausschluss der Sowjetunion aus dem Völkerbund

1940

- 11. Februar: Sowjetischer Angriff auf die finnische Mannerheim-Linie
- 3. März: Die Rote Armee nimmt Vyborg (Viipuri) ein
- 12. März: Finnisch-sowjetischer Friedensvertrag mit Abtretung der Karelen und des Ladoga-sees
- 10. Mai: Invasion der Wehrmacht in Holland, Belgien und Luxemburg
- 29. Mai: Beginn der britischen Evakuierung Dünkirchens (bis. 3. Juni)
- 14. Juni: Einmarsch der Wehrmacht in Paris
- 17. -23. Juni: Russische Besetzung des Baltikums
- 22. Juni: Französisch-deutsches Waffenstillstandsabkommen
- 11. -18. August: Höhepunkt der Schlacht um Grossbritannien
- 7. September: Erster «Blitzangriff» auf London
- 9. Dezember: Nordafrika-Offensive der 8. Armee

1941

- 22. Juni: Deutsche Invasion der Sowjetunion, Finnland attackiert Sowjetisch-Karelien
- 27. Juni: Rumänische Kriegserklärung an Russland
- 28. Juni: Die Wehrmacht erobert Minsk
- 3. Juli: Stalins erste Kriegsansprache an das sowjetische Volk
- 16. Juli: Die Wehrmacht erreicht Smolensk
- 25. Juli: Die Wehrmacht nimmt Tallinn ein
- 30. August: Die Wehrmacht schneidet bei Mga die letzte Bahnverbindung nach Leningrad ab
- 17. September: Einkesselung der sowjetischen Truppen bei Kiew
- 30. September: Beginn der Schlacht um Moskau
- 2. Oktober: Die Wehrmacht nimmt Orel ein
- 12. Oktober: Die Wehrmacht nimmt Kaluga ein
- 13. Oktober: Die Wehrmacht nimmt Kalinin (Twer) ein
- 16. Oktober: Höhepunkt der «Moskauer Panik»
- 20. Oktober: Moskau erklärt Belagerungszustand
- 30. Oktober: Auf der Krim beginnt die Belagerung Sewastopols
- 3. November: Die Wehrmacht nimmt Kursk ein
- 22. November: Die Wehrmacht fällt in Klin ein
- 26. November: Die Wehrmacht erobert Istra
- 6. Dezember: Beginn der sowjetischen Gegenoffensive bei Moskau
- 7. Dezember: Japaner bombardieren Pearl Harbour und überfallen Britisch Malaya
- 8. Dezember: Amerikanisch-britische Kriegserklärung an Japan
- 15. Dezember: Die Rote Armee erobert Klin und Istra zurück
- 25. Dezember: Errichtung eines russischen Brückenkopfes auf der östlichen Krim
- 30. Dezember: Rückeroberung Kalugas durch die Rote Armee

1942

- 15. Februar: Singapur fällt an Japan
- 8. Mai: Die Wehrmacht greift im Osten der Krim an
- 12. Mai: Die Rote Armee startet bei Charkow erfolglos eine Offensive
- 20. Mai: Die Wehrmacht erobert die Halbinsel Kertsch zurück
- 3. Juli: Sewastopol fällt
- 30. Juli: Stalins Befehl Nr. 227, «Keinen Schritt zurück»
- 23. August: Vierzigtausend Tote bei Luftangriffen auf Stalingrad
- 13. September: Vorstoss der Wehrmacht auf Stalingrad
- 23. Oktober: Beginn der Schlacht von El Alamein
- 19. November: Sowjetische Gegenoffensive bei Stalingrad

1943

- 31. Januar: Paulus kapituliert in Stalingrad
- 2. Februar: Endgültige Kapitulation der Wehrmacht in Stalingrad
- 8. Februar: Die Rote Armee erobert Kursk zurück
- 14. Februar: Die Rote Armee nimmt Rostow ein

- 16. Februar: Die Rote Armee nimmt Charkow ein
- 15. März: Die Wehrmacht erobert Charkow zurück
- 5. Juli: Beginn des deutschen Angriffs auf Kursk
- 12. Juli: Sowjetische Gegenoffensive bei Kursk
- 5. August: Die Rote Armee nimmt Orel und Belgorod ein
- 23. August: Die Rote Armee erobert Charkow zurück
- 3. September: Invasion der Alliierten in Italien
- 25. September: Die Rote Armee erobert Smolensk zurück
- 6. November: Die Rote Armee erobert Kiew zurück

1944

- 27. Januar: Endgültige Befreiung Leningrads
- 2. April: Einmarsch der Roten Armee in Rumänien
- 9. Mai: Befreiung Sewastopols
- 13. Mai: Entscheidende deutsche Niederlage auf der Krim
- 18. Mai: NKWD-Truppen deportieren Krimtataren nach Mittelasien
- 6. Juni: Invasion der Alliierten in der Normandie
- 22. Juni: Start der Operation «Bagration» in Weissrussland
- 3. Juli: Die Rote Armee erobert Minsk zurück und macht rund hunderttausend Gefangene
- 18. Juli: Truppen der Roten Armee unter Rokossowski marschieren in Polen ein
- 1. August: Beginn des Warschauer Aufstandes
- 25. August: Befreiung von Paris
- 2. Oktober: Kapitulation der polnischen Nationalisten in Warschau

1945

- 17. Januar: Sowjetische Truppen nehmen das zerstörte Warschau ein
- 4. Februar: Beginn der Konferenz von Jalta
- 13. Februar: Budapest fällt an die Sowjetunion
- 9. April: Übergabe Königsbergs an die Sowjets
- 13. April: Die Rote Armee nimmt Wien ein
- 16. April: Beginn der Schlussoffensive auf Berlin
- 23. April: Die Rote Armee erreicht Berlin
- 30. April: Hitler und seine engsten Vertrauten begehen Selbstmord
- 2. Mai: Übergabe Berlins an die Rote Armee
- 8. Mai: Tag des Sieges. Keitel kapituliert gegenüber Schukow (Schlussdokumente kurz nach Mitternacht am 9. Mai unterschrieben)
- 9. Mai: Die Rote Armee nimmt Prag ein. Offizieller «Siegestag» der UdSSR
- 17. Juli: Beginn der Potsdamer Konferenz
- 6. August: Abwurf der Atombombe auf Hiroshima
- 8. August: Sowjetische Kriegserklärung an Japan
- 9. August: Abwurf der Atombombe auf Nagasaki
- 14. August: Japan stimmt der Kapitulation zu
- 2. September: Japan unterschreibt die Kapitulation an Bord der *USS Missouri*

Zu den Quellen

Dieses Buch stützt sich auf umfangreiche Literatur über Soldaten und Gefechte im Zweiten Weltkrieg, greift aber im Wesentlichen auf Primärquellen zurück, insbesondere auf Material aus den Archiven der ehemaligen Sowjetunion und der Bundesrepublik Deutschland. Im Anhang führe ich diese Archive und die verwendeten Abkürzungen detailliert auf.

Zu den herangezogenen Dokumenten gehören auch Briefe und Tagebücher von Soldaten, für Agitations- und Propagandazwecke erstellte Berichte von Politoffizieren und Abwehrgeneten, Verhöre von Kriegsgefangenen sowie Prozessakten aus der Nachkriegszeit. Ausserdem zivile Quellen über das Wirken der Armee in befreiten oder besetzten Gebieten und über die Moral der Angehörigen von Rekruten. Viele der Dokumente hatten seit mehr als sechzig Jahren fast unberührt in ihren Ordnern gelegen. Sofern das Material noch nicht anderweitig veröffentlicht war, habe ich alle Namen von Beteiligten geändert.

Allein in Russland sind im vergangenen Jahrzehnt mehrere vielbändige Quellensammlungen mit buchstäblich zehntausenden von Dokumenten erschienen, die zwar keine brisanten Daten enthalten, aber eine sehr wertvolle Fundgrube darstellen.

Memoiren, Romane und andere literarische Texte sind dagegen mit Vorsicht zu geniessen, und gerade in «Kriegserinnerungen» hat in einem diktatorischen Regime wie dem sowjetischen die Zensur schwer gewütet. Vermeintlich ethnographisches Material, sogar Liedtexte, wurde nach streng selektiven Kriterien gesammelt. Kriegsromane und -filme entstehen zwar nie spontan, sondern stets mit gehöriger Distanz, können aber durch ihren Stil und Duktus das Geschehen und die Stimmung der Überlebenden einfangen, zum Beispiel im Fall Simonows, Grossmans und einiger Filme der sechziger und siebziger Jahre eine starke Ernüchterung, verbunden mit dem Befremden über die offizielle Geschichtskonstruktion.

Im Übrigen habe ich mit Hilfe eines russischen Assistenten mehr als zweihundert Interviews geführt, gewöhnlich bei den Veteranen zu Hause, in Moskau, in der russischen Provinz oder auch in der Ukraine und in Georgien. Mit manchen der Gesprächspartner kam ich mehrfach zusammen, woraus sich engere Beziehungen entwickelten, so dass einige der Betroffenen im Laufe der Arbeit Missverständnisse meinerseits korrigierten oder mir zur Veranschaulichung eigene Unterlagen und Fotos mitbrachten, wofür ich ihnen herzlich danke.

Die Archive

Moskau

- GARF: Gosudarstvennyj Archiv Rossijskoj Federacii (Staatsarchiv der russischen Föderation)
- RGAKFFD: Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv Kinofonofotodokumentov (Krasnogorsk, Region Moskau) (Russisches Staatsarchiv für Film, Ton und Fotografie)
- RGALI: Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv Literatury i Iskusstva (Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst)
- RGASPI: Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv Social'no-Policeskoj Istorii (Russisches Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte)
- RGASPI-M: Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv Social'no-Policeskoj Istorii – Molodez (Archiv des Komsomol)
- RGWA: Rossijskij Gosudarstvennyj Voennyj Archiv (Russisches Staatsmilitärarchiv)
- CAMO: Central'nyj Archiv Ministerstva Oborony (Podolsk, Region Moskau) (Zentralarchiv des Verteidigungsministeriums)

Kursk

- GAOPIKO: Gosudarstvennyj Archiv Obscestvenno-Policeskoj Istorii Kurskoj Oblasti (Staatsarchiv für Politikgeschichte der Region Kursk)
- GAKO: Gosudarstvennyj Archiv Kurskoj Oblasti (Staatsarchiv der Region Kursk)

Smolensk

- G ASO: Gosudarstvennyj Archiv Smolenskoj Oblasti (Staatsarchiv der Region Smolensk)
- CDNISO: Centr Dokumentacii Novejsej Istorii Smolenskoj Oblasti (Dokumentationszentrum für Zeitgeschichte der Region Smolensk)

Freiburg

Bundesarchiv-Militärarchiv

Anmerkungen

Einführung: Wahre Kriegsgeschichten

- 1 Garrard/Garrard (Hrsg.), *World War 2*, S. 1 f.
- 2 Krivosheev (Hrsg.), *Soviet Casualties*, S. 132.
- 3 *Ibid.*, S. 149.
- 4 Man weiss nach wie vor nicht genau, wie viele sowjetische Kriegsgefangene die Deutschen machten, nicht zuletzt deshalb, weil so viele von ihnen starben. Die deutschen Zahlen liegen für die ersten fünf Kriegsmonate bei etwa 2,561 Millionen (Krivosheev [wie Fn. 2], S. 357), bis Kriegsende dürften es 4,5 Millionen gewesen sein (*ibid.*) Koslow spricht (in *Obschestvennoe soznanie*, S. 87) von mehr als fünf Millionen.
- 5 Krivosheev [wie Fn. 2], S. 167.
- 6 Erickson, «The System», S. 236. Dank des amerikanischen Leih-Pacht-Gesetzes bezogen die Sowjets zwar bis 1945 Rasierklingen, aber die meisten Jungreservisten der Roten Armee brauchten noch gar keine.
- 7 Vieles spricht für einen «demographischen Verlust» (ohne zurückgekehrte Kriegsgefangene) in Höhe von 8,6684 Millionen. Näheres bei Erickson [wie Fn. 6], S. 236. Die Statistiken dieses Kriegs sind bekanntlich unzuverlässig, und in Wirklichkeit könnte die Zahl um mehrere Millionen höher liegen.
- 8 Vgl. das 4. Kapitel, S. 145, und das 5. Kapitel, S. 189.
- 9 Zitiert nach Beevor, *Stalingrad*, S. 49.
- 10 Krivosheev [wie Fn. 2] hat ermittelt, dass im Krieg etwa 34'476'700 Männer und Frauen «Uniform trugen».
- 11 Zu den amerikanischen Klassikern gehören Marshall, *Men Against Fire*, und Stouffer et al., *The American Soldier*.
- 12 Eine der ersten Nachkriegsstudien war Shils/Janowitz, «Cohesion and disintegration», von 1948. Die Leistung der Wehrmacht analysiert von Creveld in *Fighting Power*. Eine neuere, aber schon klassische Studie ist Bartov, *Hitlers Army*.
- 13 Zitiert nach Merridale, *Steinerne Nächte*, S. 235. Eine bewegende Darstellung der Hungersnot gibt Conquest in *Ernte des Todes*.
- 14 Dieser Gewalt gehe ich in *Steinerne Nächte* ausführlich nach.

- 15 Overy, *Russlands Krieg*, S. 14.
- 16 Näheres zur Kriegsdichtung bei Hodgson, *Written with the Bayonet*.
- 17 Grossman selbst wurde geächtet, da es seinem grossen Kriegsroman *Leben und Schicksal* an so wichtigen Dingen fehle wie «Mitgefühl, Freundschaft, Liebe und Fürsorglichkeit». Das Verbot von *Leben und Schicksal*, inklusive der Hinweise der Kritiker auf die Bedürfnisse der Veteranen, erörtere ich in *Steinerne Nächte*, S. 341 f.
Diesen Ausdruck benutzt Tim O'Brien als Titel für eine der Erzählungen in *The Things They Carried*.
Zu den stärksten Verfechterinnen dieser These gehört Elena Senjawsckaja von der Moskauer Akademie der Wissenschaften, deren Hilfsbereitschaft und warmherzige Ermutigung von Kollegen, darunter auch ich selbst, eine ganz neue Forschungsschule ins Leben gerufen hat. Siehe zum Beispiel ihr *Psychologija vojny*
- 20 Die wertvollste Serie ist *Velikaja otecestvennaja vojna* des Russkii Archivs, ein vielbändiger Nachdruck von Gesetzen, Vorschriften und Militärverordnungen der Kriegszeit, der seit den neunziger Jahren in Moskau erscheint. Mit ihrem auffallend scharlachroten Einband wirkt sie, zumindest in der Hauptstadt, wie eine Trophäe des echten Veteranenstatus.
- 21 Einige, wie die Ergebnisse des Wettbewerbs 2001/02, sind inzwischen veröffentlicht, vgl. *Rossija-XX vek*, Moskau 2002
- 22 Die Soziologin respektive Ethnologin Oksana Botscharowa und Marija Belowa haben in verschiedenen Phasen auch auf eigene Faust Interviews geführt und anschliessend die Kontakte mit den Veteranen gepflegt. In mehreren Fällen resultierte daraus ein monatelanger Briefwechsel.
- 23 Zitiert nach Ellis, *The Sharp End*, S. 109.
- 24 Näheres bei Tumarkin, *The Living and the Dead*.
- 25 Die Ergebnisse dieser Befragungen und Untersuchungen konnte ich dank der Hilfe deutscher Kollegen nutzen. Sie liegen in der militärischen Sektion des Freiburger Bundesarchivs.
- 26 Lothar Rendulic, «Der Kampfwert des russischen Soldaten», in: Bundesarchiv-Militärarchiv ZA 1/1387, S. 3.
- 27 *Russian Combat Methods in World War II*, Pamphlet 20-230 (1950) der Armeeführung, nachgedruckt in Detwiler et al., *World War II German Military Studies*, Bd. 18.
- 28 Die Beobachtung des Generalleutnants Martel betraf sowjetische Truppen im Jahr 1936, zitiert nach Garthoff, *How Russia Makes War*, S. 226; vgl. auch S. 224.
- 29 Einige beantworteten mit dieser Angabe die Frage nach der «Nationalität» im Zensus von 1937. Das andere Extrem bildete die Antwort «alles, nur nicht sowjetisch», vgl. dazu Meridale, «The USSR Population Census of 1937», S. 225-240.
- 30 Diese demokratische oder quasidemokratische Armee behandelt von Hagen in *Soldiers in the Proletarian Dictatorship*.
- 31 Samoilov, «Ljudi», S. 51.
- 32 Vgl. dazu Bartovs eindrucksvolles Buch *The Eastern Front, 1941-45*.
- 33 Diese erstmals in den vierziger Jahren diskutierte Theorie haben Shils und Janowitz [wie Fn. 12] durch ihre Arbeit auf die politische Agenda gesetzt.

- 34 Dieses Argument entwickelt Bartov, *Hitlers Army*.
 35 Vgl. dazu das 3. und 4. Kapitel.
 36 Beevor, *Stalingrad*, S. 206.
 37 Mit diesem Problem hatten die meisten Nachkriegsbehörden zu kämpfen, vgl. Dunham, *In Stalins Time*, bes. S. 214-224.

1. Die Früchte der Revolution

- 1 Obwohl die Komposition eigentlich von Dmitri und Daniil Pokrass stammte, erinnerten sich viele vor allem an den Namen Lebedew-Kumatschs.
 2 Eine dieser Szenen beschreibt O. W. Druzba in *Velikaja otecestvennaja*, S. 22.
 3 Erickson, *The Road to Stalingrad*, S. 27 f.
 4 Druzba [wie Fn. 2], S. 22f.
 5 Insgesamt starben etwa 1,7 Millionen russische Soldaten, gegenüber 1,686 Millionen deutschen, wobei das Reich allerdings zehn Monate länger kämpfte, und meistens an zwei Fronten. Die britischen Truppen verloren etwa 767'000, die amerikanischen rund 81'000 Mann.
 6 Fitzpatrick, *Stalins Peasants*, S. 80f.
 7 Ab April 1942 durften die Kinder ehemaliger Kulaken an der Front dienen, vgl. dazu das 5. Kapitel, S. 188.
 8 Kopelew, *Aufbewahren für alle Zeit!*, S. 50.
 9 Kopelew, *op. cit.*, S. 49 f.
 10 Shalamov, *Kolyma Tales*, S. 43.
 11 Werth, *Russland im Krieg*, S. 100.
 12 Zaloga/Ness, *Red Army Handbook*, S. 157. Die Sowjets besaßen kaum mehr als 23'000 gepanzerte Fahrzeuge.
 13 Vgl. auch Kotkin, *Magnetic Mountain*, S. 238.
 14 Kopelew, *Und schuf mir einen Götzen*, S. 120.
 15 Fitzpatrick, *Everyday Stalinism*, S. 90 f.
 16 Kotkin [wie Fn. 13], S. 246.
 17 Kondra'ev, «Oplacenko krov'ju», S. 6.
 18 Näheres in den ausgezeichneten biographischen Resümees von Shukman (Hrsg.), *Stalin's Generals*.
 19 Wahrscheinlich handelte es sich eher um Dornier 11 oder Heinkel 111. Kirills Aussage lässt vermuten, dass man zunächst alle deutschen Flugzeuge als «Messer» bezeichnete, bevor man nähere Bekanntschaft mit ihnen machen musste.
 20 Werth [wie Fn. 11], S. 157.
 21 In seiner klassischen Studie über den Weg nach Stalingrad legt Beevor nahe, dass sowjetische Juden nicht mit den Vernichtungsplänen der Nazis rechneten (*Stalingrad*, S. 79). Zwar stand der deutsche Antisemitismus nach dem Molotow-Ribbentrop-Pakt von 1939 nicht mehr im Vordergrund und niemand ahnte das ganze Ausmass der «Endlösung». Aber man hatte die Öffentlichkeit schon vor 1939 mit Beweisen für den deutschen Rassenwahn und

besonders ihren Antisemitismus bombardiert, und viele jüdische Flüchtlinge aus Polen und Österreich konnten die Befürchtungen der sowjetischen Gemeinden nur bestätigen.

- 22 Lothar Rendulic, «Der Kampfwert des russischen Soldaten», in: Bundesarchiv-Militärarchiv, ZA 1/1387, S. 4f. Letzteres sei «wohl nur in sehr beschränktem Mass gelungen, weil es einzelnen bestimmenden Grundzügen des Nationalcharakters widerspricht, die durch Erziehung eben nicht geändert werden können», namentlich dem «mongolischen Hang zur Passivität».
- 23 Dazu gehörte auch, die Leistungen des späten Zarismus abzuwerten, vgl. Brooks, *When Russia Learned to Read*.
- 24 Druzba [wie Fn. 2], S. 9 f.
- 25 *Ibid.*, S.19.
- 26 Fitzpatrick [wie Fn. 15], S. 69.
- 27 Zur Qualität der Ausbildung siehe Odom, *The Soviet Volunteers*. Vgl. auch Pennington, *Wings, Women and War*.
- 28 Fitzpatrick [wie Fn. 15], S. 75.
- 29 Zaloga/Ness [wie Fn. 12], S. 147.
- 30 Dieser stammte vom Mai 1941, vgl. RGASPI17/125/44, S. 57.
- 31 So Angelica Balabanoff, auch zitiert in Merridale, *Steinerne Nächte*, S. 265. Ähnliches äuserten Untertanen anderer ideologisch geprägter Diktaturen, darunter der iranische Autor Azar Nafizi.
- 32 GAOPIKO 1/1/2807, S. 14.
- 33 Das NKWD selbst gab für 1939 eine Zahl von 1 672 438 an, Näheres dazu in Applebaum, *Der Gulag*, S. 609-614.
- 34 Kopelew [wie Fn. 8], S. 28.
- 35 Sidel'nikov (Hrsg.), *Krasnoarmeuskij folkTor*, S. 142f.
- 36 Zur Ironie in Kriegserzählungen siehe Hynes, *The Soldier's Tale*, bes. S. 151.
- 37 Druzba [wie Fn. 2], S. 29.
- 38 *Ibid.*
- 39 Senjavskaja, «Zenskie sud'by», S. 82.

2. Chaotische Verhältnisse

- 1 Berichte über Gräueltaten häuften sich im Lauf des Kriegs, vgl. RGWA 9/31/315, S. 315 (Dezember 1939). Zu den nicht begrabenen Toten siehe *ibid.*, 9/36/3821, S. 56. Dem Beobachter zufolge «beeinflusste der Anblick die politisch-moralische Verfassung von Soldaten auf dem Weg ins Gefecht».
- 2 Krivosheev, *Soviet Casualties*, S. 78. Zu den von ihm genannten 126 875 «unrettbaren Verlusten» gehörten neben den Gefallenen und an Wunden oder Krankheiten verstorbenen auch die Verschollenen.
- 3 *Ibid.*, S. 79.
- 4 *Ibid.*, S. 78.
- 5 *Ibid.*, S. 64.
- 6 Van Dyke, «The Timoshenko Reforms», S. 71.

- 7 Interview für eine Dokumentation des russischen Fernsehens von 2002.
- 8 RGWA 9/31/292, S. 257 (Dezember 1939) und 9/36/3821, S. 7 (Dezember 1939).
- 9 RGWA 9/31/292, S. 318.
- 10 *Ibid.*
- 11 Wladimir W. Posdnjakoff, «German Counterintelligence Activities in Occupied Russia, 1941-1945», in: Bundesarchiv-Militärarchiv, P-122, S. 4.
- 12 *Ibid.*
- 13 Vgl. Reese, *Stalin 's Reluctant Soldiers*, S. 2 f.
- 14 Von Hagen, *Soldiers in the Proletarian Dictatorship*, S. 21-50.
- 15 Erickson, «The System and the Soldier», S. 234.
- 16 RGWA 9/31/292, S. 137.
- 17 RGWA 9/36/3818 (Informationen aus dem Ausbildungslager Tschita), S. 292f. und 309.
- 18 Porsneva, *Mentalitet*, S. 221.
- 19 Von Hagen [wie Fn. 14], S. 273.
- 20 Recherche für Spilrejn, *Jazyk krasnoarmejsca*. Ich danke Dr. W. A. Kolzowa vom Psychologischen Institut Moskau für den Hinweis.
- 21 Vgl. von Hagen, «Soviet Soldiers and officers», S. 79-101.
- 22 Wiktor Krawtschenko zitiert nach Reese [wie Fn. 13], S. 13.
- 23 Porsneva [wie Fn. 18], S. 110.
- 24 Politkovskaya, *A Dirty War*, S. 44.
- 25 Reese [wie Fn. 13], S. 51.
- 26 Temkin, *My Just War*, S. 104.
- 27 Reese [wie Fn. 13], S. 4.
- 28 *Ibid.*, S. 24.
- 29 RGWA 9/31/292, S. 2.
- 30 *Ibid.*, S. 9.
- 31 Zur durchaus charakteristischen Quartierkrise im Wehrkreis Belgorod siehe KPA 1/1/2114, S. 13.
- 32 Beispiele für diese Probleme in GAOPIKO 1/1/2772, S. 16 f.
- 33 RGWA 35077/1/6, S. 16.
- 34 *Ibid.*, S. 18.
- 35 GAOPIKO 1/1/2776, S. 85.
- 36 RGWA 9/31/292, S. 14-21.
- 37 RGWA 9/36/3818, S. 142 und RGWA 9/36/4263, S. 29.
- 38 RGWA 9/31/292, S. 69.
- 39 Reese [wie Fn. 13], S. 50.
- 40 RGWA 35077/1/6, S. 53.
- 41 Reese [wie Fn. 13], S. 47.
- 42 *Ibid.*, S.44.
- 43 RGWA 35077/1/6, S. 403.
- 44 CZAMO 308/82766/66, S. 25.
- 45 PURKKA, Befehl Nr. 282, zitiert nach RGWA 9/362/3818, S. 48.
- 46 RGWA 9/36/4229, S. 77-92.

- 47 Reese [wie Fn 13], S. 55, mit Zitat aus den Vorschriften.
- 48 RGWA 9/36/4229, S. 150.
- 49 Beispiele aus RGWA 9/36/4282, S. 147-149.
- 50 RGWA 9/31/292, S. 43.
- 51 RGWA 9/36/3818, S. 292.
- 52 Knysevskij (Hrsg.), *Skrytaja pravda vojny*, S. 14-21.
- 53 Vgl. Zaloga und Ness, *Red Army Handbook*, S. 189-191, und RGWA 9/36/4262, S. 40-42.
- 54 RGWA 9/36/3818, S. 206.
- 55 RGWA 9/36/4262, S. 40.
- 56 RGWA 350077/1/6, S. 403.
- 57 RGWA 9/31/292, S. 91.
- 58 RGWA 9/36/3818, S. 249 und 292 f.
- 59 Zitiert nach Reese [wie Fn. 13], S. 63.
- 60 *Ibid.*, S. 124.
- 61 Shukman, *Stalins Generals*, S. 255.
- 62 Knysevskij [wie Fn. 52], S. 218.
- 63 Reese, «The Red Army and the Great Purges», S. 213.
- 64 RGWA 9/31/292, S. 46 f., mit monatlichen Suizidraten für 1939.
- 65 Knysevskij [wie Fn. 52], S. 219.
- 66 Reese [wie Fn. 13], S. 163 f.
- 67 RGWA 3/36/4282, S. 148 (Januar 1940).
- 68 RGWA 7/36/3818, S. 123 f.
- 69 Reese [wie Fn. 13], S. 93.
- 70 Van Dyke [wie Fn. 6], S. 79.
- 71 Werth, *Russland im Krieg*, S. 73.
- 72 Interview, Kiew, April 2003.
- 73 Zitiert nach von Hagen [wie Fn. 21], S. 99.
- 74 Puskarev, *Po dorogam vojny*, S. 11.
- 75 Zur Rolle der Roten Armee siehe RGWA 9/31/292, S. 160 f.
- 76 *Ibid.*, S. 209.
- 77 *Ibid.*, S. 181 f.
- 78 RGASPI-M 33/1/1406, S. 4.
- 79 Dean, *Collaboration in the Holocaust*, S. 9.
- 80 RGWA 9/31/292, S. 279.
- 81 CAMO 308/82766/66, S. 16, mit Hinweis auf eine Richtlinie der GlawPURKA vom 14. Januar 1941.
- 82 *Vestnik archivista* 2001,3, S. 56-59.
- 83 GAOPIKO 1/1/2772, S. 16 (22. April 1941).
- 84 CAMO 308/82766/66, S. 17.
- 85 RGASPI17/125/44, S. 23.
- 86 CAMO 308/82766/66, S. 17 (15. Januar 1941).
- 87 RGWA 9/31/292, S. 75.
- 88 Näheres dazu bei Garthoff, *How Russia Makes War*, S. 231.

- 89 RGWA 9/31/292, S. 288 (15. Dezember 1939).
 90 *Ibid.*, S. 250f.
 91 Zu Primärgruppen siehe den Artikel von Shils und Janowitz, «Cohesion and disintegration».
 92 Reese [wie Fn. 13], S. 171.
 93 Zum fehlenden Teamgeist siehe RGWA 9/36/3821, S. 54.
 94 RGWA 9/31/292, S. 245.
 95 *Ibid.*, S. 288 (15. Dezember 1939).
 96 RGWA 9/36/3821, S. 44.
 97 RGWA 9/31/292, S. 255 (2. Dezember 1939).
 98 RGWA 9/36/3821, S. 2.
 99 RGWA 9/31/292, S. 361.
 100 *Ibid.*, S. 351.
 101 RGWA 9/36/3821, S. 8.
 102 Krivosheev [wie Fn. 2], S. 63.
 103 RGWA 9/31/292, S. 290.
 104 *Ibid.*, S. 288 (15. Dezember 1939).
 105 *Ibid.*, S. 253 (2. Dezember 1939).
 106 *Ibid.*, S. 363.
 107 *Ibid.*, S. 360.
 108 *Ibid.*, S. 374.
 109 Garthoff [wie Fn. 88], S. 236.
 110 RGWA 9/36/4282, S. 47.

3. Vorboten der Katastrophe

- 1 Ewseews Memoiren zitiert nach Knysevskij (Hrsg.), *Skrytaja pravda vojny*, S. 330f.
 2 Erickson, *The Road to Stalingrad*, S. 92.
 3 *Ibid.*, S. 112.
 4 Knysevskij [wie Fn. 1], S. 331.
 5 Erickson [wie Fn. 2], S. 104.
 6 Werth, *Russland im Krieg*, S. 126.
 7 RGALI1710/3/49, S. 8.
 8 *Rossija XX vek*, S. 422.
 9 Erickson [wie Fn. 2], S. 106.
 10 RGALI 1710/3/49, S. 9.
 11 Erickson [wie Fn. 2], S. 118 f.
 12 Nach dem finnischen Debakel hatte Timoschenko im Mai 1940 den ebenso eitlen wie unfähigen Woroschilow in seinem Amt abgelöst.
 13 Pawlows Aussage bei seiner Vernehmung am 7. Juli, abgedruckt in A. N. Jakovlev, *1941 god*, S. 455-468.
 14 *Ibid.*, S. 456.

- 16 Jakovlev [wie Fn. 13], S. 459.
- 17 Zitiert nach Werth [wie Fn. 6], S. 127 f.
- 18 *Ibid.*, S. 1281.
- 19 Pawlows Aussage [wie Fn. 13], S. 459.
- 20 Werth [wie Fn. 6], S. 129, Shukman, *Stalin's Generals*, S. 49.
- 21 *Velikaja otecestvennaja: Russkij Archiv*, Bd. 2 (2), S. 58 (mit Text des Befehls 270 und Lobes auf Boldin).
- 22 Jakovlev [wie Fn. 13], S. 472 f.
- 23 Werth [wie Fn. 6], S. 132f.
- 24 Jakovlev [wie Fn. 13], S. 434 f.
- 25 Interview mit Sevelev, Kursk, Juli 2003.
- 26 GAOPIKO 1/1/2636, S. 40-42.
- 27 *Moskva voennaja*, S. 49.
- 28 *Ibid.*, S. 23.
- 29 Werth [wie Fn. 6], S. 132.
- 30 Druzba, *Velikaja otecestvennaja*, S. 302.
- 31 RGASPI17/125/44, S. 70 und 72.
- 32 Interview mit Michail Iwanowitsch, Provinz Moskau, April 2001.
- 33 *Moskva voennaja*, S. 51.
- 34 GAOPIKO 1/1/2636, S. 41.
- 35 RGASPI 17/125/44, S. 69.
- 36 *Moskva voennaja*, S. 52.
- 37 Vgl. Lothar Rendulic, «Der Kampfwert des russischen Soldaten», in: Bundesarchiv- Militärarchiv, ZA 1/1387, S. 5.
- 38 Über eine kleine zum Untergang verurteilte Nationalistengruppe berichteten mir Zeitzeugen im September 2002 in Tiflis.
- 39 GAOPIKO 1/1/2636, S. 34.
- 40 *Moskva voennaja*, S. 53.
- 41 RGASPI 17/125/44, S. 69-71.
- 42 *Moskva voennaja*, S. 52.
- 43 *Ibid.*, S. 531.
- 44 GAOPIKO 1/1/2636, S. 51 f.
- 45 Knysevskij [wie Fn. 1], S. 59.
- 46 *Ibid.*, S. 601.
- 47 RGASPI 17/125/44, S. 71-73.
- 48 *Moskva voennaja*, S. 55.
- 49 Sie wurden allesamt erschossen. Nach dem Einmarsch in der Stadt legten die Deutschen ihre Leichen in den Gefängnishöfen aus, damit die Einheimischen sie sehen konnten – ein wirkungsvolles Propagandamanöver, das eine ohnehin schon antisowjetische Stadt noch stärker gegen Stalin einnahm.
- 50 RGASPI-M 33/1/360, S. 10 f.
- 51 Druzba [wie Fn 30], S. 21.
- 52 Werth [wie Fn. 6], S. 135.
- 53 Zitiert nach *Moskva voennaja*, S. 68.

- 54 *Ibid.*, S. 69.
- 55 GAOPIKO 1/1/2638, S. 30.
- 56 GAOPIKO 1/1/2807, S. 9.
- 57 GAOPIKO 1/1/2636, S. 50 f.
- 58 GAOPIKO 1/1/2807, S. 9.
- 59 Werth [wie Fn. 6], S. 125 f.
- 60 Simonow, *Die Lebenden und die Toten*, S. 73 f.
- 61 GASO, R1500/1/1, S. 1 f.
- 62 *Ibid.*, S. 6.
- 63 Knysevskij [wie Fn. 1], S. 14-16.
- 64 Bericht an Mechlis vom Juli 1941, zitiert nach Knysevskij [wie Fn. 1], S. 66.
- 65 Temkin, *My Just War*, S. 38.
- 66 Zitiert nach Werth [wie Fn. 6], S. 125.
- 67 Jakovlev [wie Fn. 13], S. 499.
- 68 Erickson [wie Fn. 2], S. 162.
- 69 Zaloga und Ness, *Red Army Handbook.*, S. 69.
- 70 Knysevskij [wie Fn. 1], S. 204.
- 71 Max Simon, «Erfahrungen aus dem Kampf mit russischer Artillerie», Bundesarchiv-Militärarchiv, ZA 1/1257, S. 22.
- 72 «O boevych dejstvijach», S. 109.
- 73 Mirskij, *Objazannyj zizn'ju*, S. 19.
- 74 Knysevskij [wie Fn. 1], S. 65.
- 75 Erickson [wie Fn. 2], S. 121.
- 76 Knysevskij [wie Fn. 1]₅ S. 266.
- 77 *Ibid.*, S. 264 f.
- 78 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 21], Bd. 6, S. 61. Sie sperrte auch Soldaten, die «einzeln oder in Kleingruppen» Umzingelungen durchbrochen hatten.
- 79 Krivosheev, *Soviet Casualties*, S. 114.
- 80 Jakovlev [wie Fn. 13], S. 469. Die Massenproduktion der primitiven Wurfgeschosse beruhte auf dem Geheimbefehl Nr. 631 des GKO.
- 81 Knysevskij [wie Fn. 1], S. 104-106.
- 82 Wladimir W. Posdnjakoff, «National Instinct and Governmental Institutions under German Occupation in Western Russia», in: Bundesarchiv-Militärarchiv, P-123, S.5.
- 83 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 21], Bd. 6, S. 42f. (Befehl Nr. 081).
- 84 *Ibid.*, S. 47 (Nr. 085).
- 85 *Vstreci s proslym*, Nr. 6, S. 443.
- 86 RGASPI 17/125/87, S. 1.
- 87 RGASPI 17/125/47, S. 47.
- 88 RGASPI 17/125/47, S. 23.
- 89 Werth gibt eine überwiegend positive Schilderung der Schlacht und beurteilt sie als den ersten sowjetischen Sieg in diesem Konflikt. Anders Beevor, *Stalingrad*, S. 25 ff.
- 90 Zitiert nach Werth [wie Fn. 6], S. 140, Knysevskij [wie Fn. 1], S. 203.
- 91 Druzba [wie Fn. 30], S. 20.

- 92 Dean, *Collaboration in the Holocaust*, S. 26.
 93 Knysevskij [wie Fn. 1], S. 55.
 94 *Ibid.*, S. 304.
 95 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 21], Bd. 2 (2), S. 58-60.
 96 GASO, R1500/1/1, S. 6.

4. Abgründe des Kriegs

- 1 Druzba, *Velikaja otecestvennaja*, S. 40. Bei dem eroberten deutschen Dokument handelt es sich um Günter Heysing: «Sturm bis vor Moskaus Tore. Kämpfe der Panzergruppe 4 in der Schlacht um Moskau vom 14. Okt. 1941-05. Dez. 1941» (Vorwort von Erich Hoepfner), Bundesarchiv-Militärarchiv, RH 21-4/478, S. 6.
 2 Heysing, *ibid.*
 3 Krivosheev, *Soviet Casualties*, S. 139, Erickson, «The System», S. 225.
 4 Sidorov, *Trud voennoplennyč*, S. 60.
 5 *Ibid.*, S. 61.
 6 Erickson [wie Fn 3], S. 233.
 7 *Ibid.*, S.238.
 8 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH 21-4/478 [wie Fn. 1], S. 8.
 9 Werth, *Russland im Krieg*, S. 184.
 10 Jukov et al., *Ot brigady*, S. 45.
 11 Interview mit Michail Iwanowitsch, April 2001; Bukov et al., *Moskva voennaja*, S. 103.
 12 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH 21-4/478 [wie Fn. 1], S. 9.
 13 Overy, *Russlands Krieg*, S. 171 f.
 14 Gordon, «Moskovskoe narodnoe», S. 158-161.
 15 GAOPIKO 1/1/2773, S. 18-21.
 16 Gordon [wie Fn. 14], S. 158-163.
 17 Bericht vom 14. Januar 1942, Knysevskij (Hrsg.), *Skrytaja pravda vojny*, S. 227.
 18 *Ibid.*, S. 226.
 19 Bundesarchiv-Militärarchiv, Oberkommando des Heeres, RH2-1924, S. 23.
 20 Overy [wie Fn. 13], S. 187.
 21 Knysevskij [wie Fn. 17], S. 184, Bericht von der Wolokolamsk-Front, 27. Oktober 1941.
 22 Kozlov, *Obscestvennoe soznanie*, S. 24.
 23 Knysevskij [wie Fn. 17], S. 313.
 24 Bukov [wie Fn 11], S. 167.
 25 *Velikaja otecestvennaja: Russkij Archiv*, Bd. 2 (2), S. 108 f.
 26 Bukov [wie Fn. 11], S. 167f.
 27 RGALI1814/4/5, S. 42.
 28 CDNISO 8/1/212, S. 4.
 29 Knysevskij [wie Fn. 17], S. 187 f.
 30 Auch Bartov mutmasst in seiner Studie über die Wehrmacht, dass strenge Disziplin, feste ideologische Überzeugungen und Todesangst enge Bindungen zwischen den Männern schmiedeten, vgl. *The Eastern Front*, S. 144 f.

- 31 Archiv des Komsomol, in der Folge zitiert als RGASPI-M 33/1/360, S. 3-8.
- 32 CDNISO 8/2/99, S.1f.
- 33 Snetkova, *Pis'ma very*, S. 1.
- 34 RGASPI-M 33/1/276, S. 4.
- 35 *Stroki, opalennye vojnoj*, S. 115 f.
- 36 Gordon [wie Fn. 14], S. 160f.
- 37 Alexander Newski hatte 1242 die Deutschordensritter besiegt, Dmitri Donskoi 1380 die Taren, Min und Poscharski vertrieben im 17. Jahrhundert die Polen, und die letzten beiden Generäle, Suworow und Kutusow, führten 1812 den Feldzug gegen Napoleon an.
- 38 Stalin, «Rec na parade», S. 37-40.
- 39 Bukov [wie Fn. 11], S. 44f.
- 40 Werth [wie Fn. 9], S. 15.
- 41 Bericht des NKWD Kursk, GOAPIKO 3605/1/307, S. 1-3.
- 42 CDNISO 8/1/25, S. 7 f.
- 43 GASO 1500/1/1, S. 16-18.
- 44 Vgl. Bykov, «Za Rodinu! Za Stalina», S. 30-37.
- 45 Zum Fluchen vgl. Senjavsckaja, *Frontovoe pokolenie*, S. 83.
- 46 Gedenkschrift Nr. 2272: «Erinnerungen Walisch Chusanowitsch Chabibulins», hrsg. von Nina Pawlowna Bredenkowa, Tjumen 2002.
- 47 CDNISO 1555/1/3, S. 3-5.
- 48 Knysevskij [wie Fn. 17], S. 355.
- 49 CDNISO 1555/1/3, S. 5.
- 50 Bukov [wie Fn. 11], S. 167.
- 51 RGASPI-M 33/1/1395, S. 6.
- 52 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 25], Bd. 2 (2), S. 155.
- 53 Siehe das charakteristische Foto auf Seite 159.
- 54 Sidorov [wie Fn. 4], S. 60.
- 55 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 25], Bd. 2 (2), S. 114f.
- 56 *Ibid.*, S. 156.
- 57 O.S. 114f. und 193f.
- 58 *Ibid.*, S. 166 und Bd. 6., S. 120.
- 59 Werth [wie Fn. 9], S. 270.
- 60 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 21], Bd. 2 (2), S. 73.
- 61 *Ibid.*, S. 252f. und 166 (zum Diebstahl).
- 62 Knysevskij [wie Fn 17], S. 184, bringt ein Beispiel aus der Schlacht um Moskau.
- 63 Zitiert nach *ibid.*, S. 164.
- 64 CDNISO 1555/1/3, S. 3.
- 65 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 25], Bd. 6, S. 97, Befehl Nr. 307 der Glaw PURKKA.
- 66 CAMO 206/298/2, S. 15 und 49f.
- 67 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-1924, S. 22.
- 68 Werth [wie Fn 9], S. 302.
- 69 GASO 1/1/1500, S. 15.
- 70 CDNISO 8/2/82, S. 50.

- 71 Werth [wie Fn. 9], S. 476.
- 72 RGASPI 17/125/169, S. 5-8.
- 73 CDNISO 8/1/25, S. 12.
- 74 «Vystuplenie po radio», in: Stalin, *O velikoj*, S. 15.
- 75 CDNISO 8/1/25, S. 12.
- 76 Vgl. Armstrong, *Soviet Partisans*, S. 3.
- 77 Den Ausdruck «das grosse Land» – *bolschaja semlja* – benutzten die Partisanen für den unbesetzten Teil der UdSSR. Zur Feldpost im Allgemeinen siehe Druzba [wie Fn. 1], S. 76 und 134.
- 78 Die Zahlen Ponomarenkos stammen aus RGASPI 69/1/19, S. 129.
- 79 GASO 1500/1/1, S. 25-35, CDNISO 8/2/99, S. 17.
- 80 Armstrong [wie Fn. 76], S. 170.
- 81 *Pis'ma s fronta*, S. 77 und 94 f.
- 82 Stalin [wie Fn. 74], S. 43.
- 83 Vgl. dazu Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-1924, S. 21.
- 84 Overy [wie Fn. 13], S. 188.
- 85 Bogdanov (Hrsg.), *Zivaja pamjat'*, S. 392-396.
- 86 *Rodina* 5,1995, S. 68.
- 87 RGALI 1814/4/5, S. 32.
- 88 Werth [wie Fn. 9], S. 286.
- 89 Vgl. dazu das Adschimuskai-Museum und andere Dokumentationsstätten auf Kertsch.
- 90 Ewseew, zitiert nach Knysevskij [wie Fn. 17], S. 334-337.
- 91 Werth [wie Fn. 9], S. 297.
- 92 *Rodina* 6/7,1991, S. 68.
- 93 *Ibid.*, S. 60 (Woenjurist Dolozew).
- 94 *Zivaja pamjat'* (Tagebuch des Wladimir Iwanow), S. 388.

5. Schritt für Schritt

- 1 RGWA 32925/1/504, S. 34.
- 2 Siehe den Bericht Tschuikows in Werth, *Russland im Krieg*, S. 314 ff.
- 3 *Rodina* 5, 1995, S. 60.
- 4 Interview mit Lew Lwowitsch, April 2002 in Moskau; RGWA 32925/1/504, S. 34.
- 5 Ich habe für jede dieser Erklärungen der Feigheit vor dem Feind einen Vertreter zitiert. In der Tat machten fast alle befragten Veteranen umstandslos Zentralasiaten oder Ukrainer für das Versagen der Armee in verschiedenen Kriegsphasen verantwortlich. Die meisten nannten auch Beispiele für «gute» Repräsentanten dieser Gruppen und konnten kaum je «schlechte» anführen, die sie persönlich kannten.
- 6 Sonderbefehle über die nationalen Minderheiten in der Armee, 17. September 1942, vgl. *Velikaja otecestvennaja: Russkij Archiv*, Bd. 6, S. 173 f.
- 7 Vgl. Beevor, *Stalingrad*, S. 110f.
- 8 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 6, S. 153.

- 9 *Ibid.*, Bd. 2 (2), S. 276 f. Neueren sowjetischen Zahlen zufolge waren es sogar neunzig Millionen, vgl. Sidorov, *Trud*, S. 60.
- 10 Zitiert nach Chuikov, *The Beginning of the Road*, S. 175.
- 11 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 2 (2), S. 278.
- 12 GASO 1/1/1500, S. 31.
- 13 Zitiert nach Reese, *The Soviet Military Experience*, S. 115.
- 14 Zahlen bei Overy, *Russlands Krieg*, S. 250.
- 15 Erickson, «The System», S. 244.
- 16 *Rodina* 5,1995, S. 61.
- 17 Gorins Geschichte war 2002 Gegenstand einer Moskauer Fernsehdokumentation, doch er hat sie mir wenig später noch einmal erzählt und Fragen beantwortet.
- 18 Erickson [wie Fn 15], S. 236. Diese Zahl ist fast sicher zu niedrig, denn man entliess mindestens eine Million Häftlinge aus dem Gulag und schickte sie an die Front, wo die meisten in Strafbataillonen dienten, wenige auch in regulären Einheiten, dann aber bei gefährlichen Einsätzen wie der Minenräumung von Hand. Vgl. dazu unten das 6. Kapitel, S. 225 ff.
- 19 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 6, S. 176 f.
- 20 *Ibid.*, S. 157.
- 21 *Ibid.*, Bd. 2 (2), S. 351.
- 22 Vgl. dazu auch Overy [wie Fn 14], S. 250.
- 23 Krivosheev, *Soviet Casualties*, S. 125f., Werth [wie Fn. 2], S. 288.
- 24 CAMO 1128/1/4, S. 61.
- 25 Vgl. den biographischen Essay Wolkogonows in Shukman, *Stalin's Generals*, S. 317- 321.
- 26 Ausführlich dazu Werth [wie Fn. 2], S. 280.
- 27 Vgl. den biographischen Essay Anfilows in Shukman [wie Fn. 25], S. 64.
- 28 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 6, S. 176.
- 29 *Ibid.*, S. 161.
- 30 M, Bd.2 (2), S. 372f.
- 31 Befehl Nr. 307 des Verteidigungskommissariats, *ibid.*, S. 326 f.
- 32 Chuikov [wie Fn. 10], S. 284.
- 33 CAMO 1128/1/4, S. 61.
- 34 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 2 (2), S. 359.
- 35 Beispiele dafür in *ibid.*, S. 281-283 und 318-320.
- 36 CAMO 206/298/4, S. 6. Näheres zu dem Stück bei Werth [wie Fn. 2], S. 303 und 308.
- 37 Temkin, *My Just War*, S. 137, Werth [wie Fn. 2], S. 423. Der T-34 war zwar mit seinem Dieselmotor weniger brandanfällig als die meisten Vorgängermodelle, aber viele der T-34 gingen unter Gefechtsbedingungen immer noch zu schnell in Flammen auf.
- 38 Vgl. Overy [wie Fn. 14], S. 300f. und Werth [wie Fn. 2], S. 424-427.
- 39 Overy [wie Fn. 14], S. 302. Veteranen erinnern sich heute noch an die Markennamen (Studebaker und Spam).
- 40 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 2 (2), S. 287.
- 41 Alexiyevich, *War's Unwomanly Face*, S. 128.
- 42 RGASPI-M 33/1/1454, S. 36.

- 43 Garthoff, *How Russia Makes War*, S. 249.
- 44 Van Creveld, *Fighting Power*, S. 112, RGASPI 17/125/78, S. 123.
- 45 Zu den Auszeichnungen siehe *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 2 (2), S. 360f., zu den Epauletten Bd. 2 (3), S. 30 f.
- 46 CAMO 523/41119C/5, S. 51 (bezogen auf ein Artillerieregiment).
- 47 Vgl. Bundesarchiv-Militärarchiv, RH-2,2467, S. 127.
- 48 Pochlebkina, *Velikaja vojna*, S. 150.
- 49 Werth [wie Fn. 2], S. 334f.
- 50 Alexiyevich [wie Fn. 41], S. 96.
- 51 Stalin und der GKO stimmten der Rekrutierung von Frauen für Kampfeinsätze im April 1942 zu, vgl. dazu *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 2 (2), S. 212-215.
- 52 RGASPI-M 1/47/26, S. 175.
- 53 Näheres dazu bei Chuikov [wie Fn. 10], S. 221-234. Der Marschall beschrieb die Arbeit der Frauen immer mit dem herablassenden Ton von jemandem, der sie bloss als «Mädchen» ansah.
- 54 RGASPI-M 1/47/49, S. 87.
- 55 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 2 (2), S. 285.
- 56 Alexiyevich [wie Fn. 41], S. 46f.
- 57 Die Ausbildung der ersten Scharfschützinnen begann im Februar 1943.
- 58 Alexiyevich [wie Fn. 41], S. 14.
- 59 Penningtons *Wings* enthält ein Kapitel über den Werdegang Raskowas.
- 60 GARF R9550/6/62.
- 61 Interview vom August 2002, Kaluga.
- 62 RGASPI-M 33/1/563, S. 7.
- 63 *Pis'ma s fronta*, S. 87.
- 64 Creveld [wie Fn. 44], S. 73.
- 65 Samoilov, «Ljudi», S. 52 f.
- 66 GASO 2482/1/12, S. 12.
- 67 RGASPI-M 33/1/19, S. 52.
- 68 *Ibid.*, S. 72.
- 69 *Ibid.*, S. 55.
- 70 *Ibid.*, S. 84.
- 71 GASO 2482/1/12, S. 7.
- 72 RGASPI-M 33/1/19, S. 101.
- 73 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 2 (2), S. 281.
- 74 RGASPI-M 33/1/19, S. 36.
- 75 Samoilov [wie Fn. 65], S. 56.
- 76 RGASPI-M 33/1/1454, S. 6.
- 77 Sindel', *Po obe storony fronta*, S. 43.
- 78 RGASPI-M 33/1/360, S. 106.
- 79 Chuikov [wie Fn. 10], S. 66.
- 80 *Ibid.*, S. 78 f.
- 81 Werth [wie Fn. 2], S. 318, Beevor [wie Fn. 7], S. 131 f.
- 82 Zitiert nach Werth [wie Fn. 2], S. 319.

- 83 Zitiert nach Beevor [wie Fn. 7], S. 237.
- 84 Jakovlev et al., *Vnutrennie vojska*, S. 16.
- 85 Die Version, die ich von einem General a. D. hörte, basierte angeblich auf Recherchen in einem geheimen Militärarchiv. Bis Gelehrte Zugang zu den Dokumenten erhalten, werden die Gerüchte weiter sprissen.
- 86 Krivosheev [wie Fn. 23], S. 125. Insgesamt sollen 470'000 sowjetische Infanteristen und Flieger gefallen sein (vgl. Overy [wie Fn. 14], S. 285 f.). Krivosheev (s. o.) nennt für den gesamten Feldzug vom 17. Juli 1942 bis zum 2. Februar 1943 eine Gesamtzahl von 1'129'619 gefallenen, verwundeten und verschollenen sowjetischen Soldaten.
- 87 Das hörte ich von mehreren Veteranen, eine hoffähigere Version findet sich bei Temkin [wie Fn. 37], S. 90.
- 88 Astafev, «Snacala snarjady», S. 55.
- 89 Alexiyevich [wie Fn. 41], S. 59. Hier dürfte nicht eine Mine, sondern eine Granate gemeint sein.
- 90 Interview Mai 2003, Kiew.
- 91 RGASPI-M 33/1/1454, S. 8.
- 92 *Ibid.*, SAM.
- 93 Chuikov [wie Fn. 10], S. 159.
- 94 Caputo zieht in *A Rumor of War* (S. 268) Vergleiche mit einem anderen Krieg.
- 95 Garrard/Garrard, *The Bones of Berdichev*, S. 159.
- 96 Werth [wie Fn. 2], S. 330.
- 97 Beevor [wie Fn. 7], S. 231.
- 98 Zitiert nach Chuikov [wie Fn. 10], S. 253.
- 99 Krivosheev [wie Fn. 23], S. 127.
- 100 Beevor [wie Fn. 7], S. 270.
- 101 *Ibid.*, S. 249.
- 102 *Ibid.*, S. 303.
- 103 CDNISO 8/1/25, S. 5.
- 104 Sindel' [wie Fn. 77], S. 194.
- 105 *Ibid.*, S. 195 f.
- 106 Vgl. etwa Werth [wie Fn. 2], S. 382, siehe bes. engl. Ausg., S. 554.
- 107 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 6], Bd. 2 (3), S. 36 f.
- 108 Werth [wie Fn. 2], S. 385.
- 109 Sindel' [wie Fn. 77], S. 213.
- 110 Werth [wie Fn. 2], S. 330.
- III CAMO 206/298/4, S. 11.
- 112 Zitiert nach Werth [wie Fn. 2], S. 345.
- 113 Viele Politruks stimmen dem zu, ebenso in einer Studie zur Kampfmoral der sowjetischen Kriegshistoriker Amnon Sella, vgl. *The Value of Life in Soviet Warfare*, S. 170.
- 114 RG WA 32925/1/504, S. 29.
- 115 RGASPI 17/125/214, S. 97.
- 116 Vgl. Kenez in Stites (Hrsg.), *Culture and Entertainment*, S. 162.
- 117 *Pis'ma s fronta*, S. 88.

- 118 RGASPI-M 33/1/1454, S. 66.
- 119 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2467, S. 54.
- 120 Zitiert nach Bykov in «Za Rodinu! Za Stalina».
- 121 RGASPI-M 1/47/24, S. 26-34.
- 122 RGWA 32925/1/514, S. 48.
- 123 RGWA 32925/1/504, S. 4 und 20.
- 124 *Ibid.*, S. 31.
- 125 Aus dem gleichen Grund bewarben sich Tausende von Gulag-Insassen um Versetzung an die Front. Dieser Dienst hätte sie nicht nur erlöst, sondern auch das Ansehen ihrer Familien wiederhergestellt, vgl. dazu Kozlov, *Obscestvennoe soznanie*, S. 11, Druzba, *Velikaja otecestvennaja*, S. 30, und Weiner, *Making Sense of War*, S. 148.
- 126 Viktor Astafevs Roman *Prokljaty i ubity* führt das mit schrecklicher Deutlichkeit aus.
- 127 Die ersten Angriffe im November richteten sich faktisch gegen die Rumänen, doch entscheidend war, den Feind zu stellen. Zum Deutschenhass siehe Puskarev, «Pis'mennaja forma», S. 27-29. Der Ethnograph und Historiker Puskarev diente selbst an der Front.
- 128 Vgl. Werth [wie Fn. 2], S. 297.
- 129 Simonows «Tötet ihn!» ist zitiert nach Werth [wie Fn. 2], S. 296.
- 130 RGALI 1828/1/25, S. 35.
- 131 Beevor [wie Fn. 7], S. 256.
- 132 Belovs Tagebuch «Frontovoj dnevnik N. F. Belova» (nachfolgend zitiert als Belov) ist vollständig abgedruckt in *Vologda 2* (Wologda 1997), S. 431-476.
- 133 Belov, S. 442.
- 134 G ASO 1/1/1500, S. 37 f.
- 135 RGWA 32925/1/504, S. 94, Beevor [wie Fn. 7], S. 305.
- 136 RGASPI-M 33/1/157, S. 2.
- 137 Sidorov [wie Fn. 9], S. 83-85.
- 138 RGASPI-M 33/1/157, S. 3 f.
- 139 RGASPI-M 33/1/1454, S. 73.

6. Ein verwüstetes Land

- 1 «Prikaz verchovnogo glavnokomandjuscego», 23. Februar 1943, in: Stalin, O *Velikoj*, S. 89 f.
- 2 *Velikaja otecestvennaja: Russkij Archiv*, Bd. 2 (3), S. 97.
- 3 Die Wehrmacht verlor in Stalingrad 91'000 Mann in Kriegsgefangenschaft und 147'000 an Gefallenen. Unterdessen kostete allein die Stalingrader Gegenoffensive vom November bis Februar, ohne die Verluste vom August bis Oktober, die Rote Armee fast 485'735 an Gefallenen, Vermissten oder Verwundeten. Alle Zahlen aus Erickson/Erickson, *The Eastern Front*, S. 137.
- 4 CAMO 223 SD/1/6, S. 10, mit Einzelheiten über die unterlassenen Meldungen von Schützendivisionen im Januar und Februar 1943.

- 5 Vgl. dazu Merridale, *Steinerne Nächte*, S. 319.
- 6 Ein Beispiel für Angst bei den Panilow-Leuten findet sich in RGASPI 17/125/185, S. 23; vgl. dazu auch Babicenکو, *Literaturnyj Front, passim*.
- 7 Interview mit Ilja Nemanow, Oktober 2002 in Smolensk.
- 8 Druzba, *Velikaja otecestvennaja*, S. 33 f.
- 9 Samoiloв, «Ljudi», 2. Teil, S. 50f.
- 10 Zweites Interview mit Lew Lwowitzsch, Juli 2003 in Moskau. Zu Samoiloв siehe oben, S. 193.
- 11 Samoiloв [wie Fn. 9], S. 57.
- 12 Senjavskaja, *Celovek v vojne*, S. 80, RGALI1814/6/144, S. 21 (Tagebücher Konstantin Simonows).
- 13 Stouffer, *The American Soldier*, Bd. 2, S. 186.
- 14 *Rodina* 6/7, 1991, S. 53.
- 15 Puskarev, *Po dorogam vojny*, S. 34-42.
- 16 Sidel'nikov, *Krasnoarmejskij*, S. 9.
- 17 Vgl. Werth, *Russland im Krieg*, S. 205 f.
- 18 Gudosnikov, *Russkie narodnye pesni*, S. 6.
- 19 Alexiyevich, *War's Unwomanly Face*, S. 46.
- 20 Interview mit Nina Emiljanowa, Moskau 1998.
- 21 Sidel'nikov [wie Fn. 16], S. 9, Alexiyevich [wie Fn. 19], S. 46.
- 22 Puskarev [wie Fn. 15], S. 22f.
- 23 Kozlov, *Obscestvennoe soznaie*, S. 105.
- 24 Vgl. *Twentieth-Century Russian Poetry*, S. 561-567.
- 25 Gudosnikov [wie Fn. 18], S. 83-89.
- 26 *Ibid.*, S. 5.
- 27 RGALI 1828/1/25, S. 35.
- 28 Temkin, *My Just War*, S. 90.
- 29 Interview, Juli 2003 in Kursk.
- 30 In *Fighting Power* erörtert van Creveld den Ablauf des Unterrichtes.
- 31 Erickson, «The System», S. 239.
- 32 Zur US-Army siehe Creveld [wie Fn. 30], bes. S. 77-79.
- 33 Aussage zitiert nach Senjavskaja, *Frontovoe pokolenie*, S. 85.
- 34 Diese Eingaben dienten beim Vorwurf der Desertion oft als Beweismittel, siehe etwa RGWA 32925/1/526.
- 35 Samoiloв, «Ljudi», 1. Teil, S. 69.
- 36 Vgl. *Rodina* 5, 1995, S. 60; Ähnliches berichtete mir der Schtrafnik Iwan Gorin 2002.
Vgl. dazu auch den umstrittenen Roman Viktor Astafevs, *Proklyaty i ubity*
- 37 Interview mit Iwan Gorin, November 2002.
- 38 *Rodina* 5, 1995, S. 63.
- 39 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 2], Bd. 2 (3), S. 109 f.
- 40 Temkin [wie Fn. 28], S. 34.
- 41 Shukman, *Stalin's Generals*, S. 354.
- 42 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 2], Bd. 4 (4), S. 17 f.
- 43 Erickson [wie Fn. 31], S. 246.

- 44 Mirskij, *Objazannyj žizn'ju*, S. 193.
- 45 Overy, *Russlands Krieg*, S. 309, *Velikaja otečestvennaja* [wie Fn. 2], Bd. 4 (4), S. 7, Rokossovskij, *Soldatskij dolg*, S. 207–201.
- 46 Overy, *ibid.*, Suvorov, *Inside the Soviet Army*, S. 99.
- 47 RGASPI-M 33/1/1405, S. 90.
- 48 *Pis'ma s fronta*, S. 90.
- 49 Belov, *Frontovoj dnevnik*, S. 452.
- 50 *Ibid.*, S. 453.
- 51 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH 2/2642.
- 52 GAKO R3322/10/21, S. 15.
- 53 *Ibid.*, S. 1–39.
- 54 *Ibid.*, S. 1–3.
- 55 GAOPIKO 1/1/3478, S. 14f.
- 56 GAKO R3322/10/5, S. 44.
- 57 *Ibid.* und GAKO R3322/10/4, S. 511.
- 58 GAKO R3322/9/106, S. 12f.
- 59 GAKO R3322/10/8, S. 27–33.
- 60 GAKO R3322/10/14, S. 58–64.
- 61 GARF R9550/6/339 (zu den Nesseln) und 527 (zum Wild).
- 62 RGASPI-M 33/1/1404, S. 16.
- 63 GAKO R3322/10/1, S. 55.
- 64 *Stroki, opalennye vojnoj*, S. 71.
- 65 *Velikaja otečestvennaja* [wie Fn. 2], Bd. 4 (4), S. 7.
- 66 *Ibid.*, vgl. auch Zaloga und Ness, *Red Army Handbook*, S. 163–180.
- 67 *Op. cit.*, S. 169.
- 68 Allein 1943 produzierten russische Fabriken 15 529 Standardausführungen des T-34 und (im Dezember) 283 Exemplare des modifizierten T-34 – 85s, *ibid.*, S. 180.
- 69 *Ibid.*, S. 174.
- 70 Vgl. Erickson, *The Road to Berlin*, S. 109.
- 71 *Velikaja otečestvennaja* [wie Fn. 2], Bd. 4 (4), S. 7, Erickson [wie Fn. 31], S. 239.
- 72 *Po obe storony fronta*, S. 52.
- 73 Erickson [wie Fn. 31], S. 239f.
- 74 Max Simon, »Erfahrungen aus dem Kampf mit russischer Infanterie«, in: Bundesarchiv-Militärarchiv, ZA 1/1257, S. 26f.
- 75 *Ibid.*
- 76 *Po obe storony fronta*, S. 52.
- 77 Puškarev, »Pis'mennaja forma«, S. 30.
- 78 *Po obe storony fronta*, S. 51.
- 79 Krivosheevs Zahlen für 1943 bis 1945 legen nahe, dass die Verluste bei den Panzerbesatzungen etwa halb so hoch waren wie die bei den Schützen (obwohl darin die katastrophalen Monate von 1941/42 mangels Daten gar nicht enthalten sind), doch angesichts der enormen Verlusten bei beiden Gruppen ist die Statistik nicht gerade als tröstlich zu bezeichnen, vgl. Krivosheev, *Soviet Casualties*, S. 218f., Tabelle 79 (Verluste der Roten Armee nach Waffengattungen).

- 80 Erickson [wie Fn. 31], S. 239, vgl. auch den Beitrag Reina Penningtons zum selben Band, bes. S. 257 f.
- 81 Schilderungen bei John Ellis, *The Sharp End*, S. 153 f.
- 82 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 2], Bd. 4 (4), S. 26
- 83 *Ibid.*, S.33.
- 84 Belov [wie Fn. 49], S. 454.
- 85 *Ibid.*, S. 456.
- 86 Overy [wie Fn. 45], S. 312.
- 87 *Ibid.*
- 88 *Ibid.*, S. 314.
- 89 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 2], Bd. 4 (4), S. 250.
- 90 Belov [wie Fn. 49], S. 456.
- 91 Krivosheev [wie Fn. 79], S. 132.
- 92 Ovsjannikov, *55 let Kurskoj*, Erinnerungen von B. Iwanow, S. 276 f.
- 93 Erickson [wie Fn. 70], S. 104 f.
- 94 Ovsjannikov [wie Fn. 92], Erinnerungen von B. Brjuchow, S. 265 f.
- 95 Interview, Juli 2003 in Prochorowka.
- 96 Ovsjannikov [wie Fn. 92], B. Brjuchow, S. 265 f.
- 97 *Po obe storony fronta*, S. 53.
- 98 Ovsjannikov [wie Fn. 92], Erinnerungen von B. Iwanow, S. 277, Drobysev, *Nemcy o russkich*, S. 28.
- 99 Alexiyevich [wie Fn. 19], S. 107.
- 100 Erickson [wie Fn. 70], S. 108.
- 101 Overy [wie Fn. 45], S. 221.
- 102 Belov [wie Fn. 49], S. 456.
- 103 *Pis'ma s fronta*, S. 90f.
- 104 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2/2624.
- 105 Belov hatte das schon im Juli beobachtet, vgl. Belov [wie Fn. 49], S. 453.
- 106 Drobysev [wie Fn. 98], S. 28. [Mangels Original aus dem Englischen zurückübersetzt, A.d.Ü.]
- 107 *Ibid.*, S. 32 f.
- 108 Belov [wie Fn. 49], S. 457.
- 109 Zitiert nach Werth [wie Fn. 17], S. 462.
- 110 *Pis'ma s fronta*, S. 91.

7. Verwerfungen

- 1 Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 180.
- 2 Stalin, *O velikoj*, S. 117-120. In seiner Einschätzung der Kriegswirtschaft folgt Richard Overy ebenso wie andere Stalin darin, dass nur ein zentral geplantes System dieser Art das erforderliche Produktionsniveau halten konnte, um die sowjetischen Kriegsanstrengungen zu unterstützen, vgl. Overy, *Russlands Krieg*, S. 325 f. Das mag zwar zutreffen, rechtfertigt jedoch weder die Brutalität des Regimes noch stellt es Stalin als den alleinigen Retter der Sowjetunion ins Pantheon.

- 3 RGASPI-M 33/1/1405, S. 50.
- 4 *Ibid.*, S. 109 f.
- 5 *Po obe storony fronta*, S. 86.
- 6 Ermolenko, *Voennyj dnevnik*, S. 37.
- 7 Van Creveld, *Fighting Power*, S. 83.
- 8 *Rodina* 6/7, 1991, S. 53.
- 9 Das Gedicht trägt den Titel «Gedenke Aljoscha», vgl. *Twentieth-Century Russian Poetry* S. 619-621.
- 10 Zur SMERSCH, die am 13. Mai 1942 als vom NKWD unabhängiges Organ gegründet wurde, siehe Suvorov, *Inside the Soviet Army*, S. 240.
- 11 Das Wort leitet sich vom deutschen «Hilfswillige» her.
- 12 Zur Unterdrückung der Arbeitstrupps siehe Temkin, *My Just War*, S. 53. Zu den Hiwis und ihrer Abgrenzung von den so genannten Wlasowiten vgl. Kopelew, *Aufbewahren für alle Zeit*, S. 41 f.
- 13 Samoilov, «Ljudi», 1. Teil, S. 52 und 67.
- 14 Glantz und House [wie Fn. 1], S. 180.
- 15 CDNISO 6/1/1484, S. 173 (bezogen auf die Region Smolensk im April 1944).
- 16 Belov, «Frontovoj dnevnik», S. 465.
- 17 Ermolenko [wie Fn. 6], S. 36.
- 18 Samoilov [wie Fn. 13], 2. Teil, S. 56.
- 19 *Po obe storony fronta*, S. 99.
- 20 RGASPI-M 33/1/1454, S. 52.
- 21 GASO 2482/1/1, S. 35.
- 22 Snetkova, *Pis 'ma very* S. 38.
- 23 RGASPI-M 33/1/1454, S. 107.
- 24 Urlaube dienten manchmal als Belohnung für herausragenden Mut, wurden jedoch gewöhnlich nur Soldaten gewährt, die man wegen schwerer Verwundungen nicht mehr brauchte. In der Stalingrad-Phase kam zwar (am 9. Oktober 1942) eine Vorschrift über Regelurlaube (speziell für Offiziere), aber in der Praxis behandelte man sie nicht als einen Rechtsanspruch, sondern als eine Auszeichnung, vgl. CAMO 1128/1/4, S. 32.
- 25 RGASPI-M 33/1/1189, S. 3.
- 26 Siehe oben, S. 167.
- 27 *Pis 'ma s fronta*, S. 95 f.
- 28 *Ibid.*, S. 97.
- 29 GAKO 3322/10/21, S. 296.
- 30 GAKO 3322/10/22, S. 2 und 9 f.
- 31 GAOPIKO 1/1/3478, S. 7, siehe dort (S. 85 ff.) auch den Beschluss des Zentralkomitees.
- 32 CDNISO 6/1/1679, S. 190.
- 33 GAKO 3322/10/46, S. 30 und 41.
- 34 *Pis 'ma s fronta*, S. 98. Ein Pud entspricht knapp vierzig Pfund, und selbst wenn sie ihre Ernährung durch Kartoffeln ergänzte, verbrauchte Maschas Familie ein Pud Mehl in zwei Monaten.
- 35 CDNISO 6/1/1695, S. 144 und 219.
- 36 RGWA 32925/1/515, S. 70.

- 37 CDNISO 8/2/109, S. 15.
- 38 CDNISO 6/1/1484, S. 33 und 39.
- 39 Vgl. etwa GAKO R3322/10/1 mit einer Definition ihrer Rolle im Februar 1943, nach der Befreiung der Stadt.
- 40 Garrard/Garrard, *Bones*, S. 155.
- 41 Diese auch von Überlebenden bezeugte Vorliebe stellten auch die örtliche Polizei und die für Trophäen zuständigen Beamten fest.
- 42 RGASPI-M 33/1/1406, S. 52.
- 43 RGASPI-M 33/1/1208, S. 71.
- 44 CAMO 136/24416/24, S. 275.
- 45 RGASPI-M 33/1/1494, S. 48, vgl. dazu auch Kopelew [wie Fn. 12], S. 79, der den Spottbegriff mit «feldmarschmässige Ehefrauen» wiedergibt.
- 46 *Stroki, opalennye vojnoj*, S. 182.
- 47 RGWA 32925/1/514, S. 47.
- 48 Afanasev, *Drugaja vojna*, S. 433. Dort ist von einer entsprechenden Zunahme bei britischen Soldaten um zweihundert Prozent die Rede.
- 49 Armstrong, *Soviet Partisans*, S. 164.
- 50 Vgl. zum Beispiel RGWA 32925/1/515, S. 267.
- 51 GAKO R3322/9/93, S. 15.
- 52 RGASPI-M 33/1/1454, S. 78.
- 53 Alexiyevich, *War's Unwomanly Face*, S. 65.
- 54 Pennington, *Wings*, S. 67.
- 55 Temkin [wie Fn. 12], S. 202.
- 56 RGASPI-M 33/1/1494, S. 48.
- 57 *Ibid.*, S. 78 f.
- 58 RGASPI-M 33/1/1405, S. 100.
- 59 *Ibid.*, S. 64 f.
- 60 Besonders stark hungerten die Leute auf dem Lande, da sie meist kein Anrecht auf Rationskarten hatten. Auf Mundraub stand überall in der Sowjetunion die Todesstrafe, vgl. Moskoff, *The Bread of Affliction*, S. 108 f.
- 61 RGASPI-M 33/1/1404, S. 7.
- 62 *Ibid.*, S. 8 und 5.
- 63 *Ibid.*, S. 3.
- 64 RGASPI-M 33/1/1405, S. 17.
- 65 RGASPI-M 33/1/1454, S. 61.
- 66 Alexiyevich [wie Fn. 53], S. 79.
- 67 Zum Blutspenden siehe Overy [wie Fn. 2], S. 334.
- 68 RGASPI-M 33/1/493, S. 1-6.
- 69 Samoilov [wie Fn. 13], 1. Teil, S. 70.
- 70 RGASPI 17/125/80, S. 3.
- 71 GAKO 5166/1/24, S. 4-7.
- 72 Pennington, «Women in Combat in the Red Army», in: Addison/Calder, *Time to Kill*, S. 257.
- 73 GAKO 5166/1/24, S. 4.

- 74 Reese, *The Soviet Military Experience*, S. 110.
- 75 Piterskij, «Deti na vojne», S. 54-60.
- 76 Samoilov [wie Fn. 13], 2. Teil, S. 79.
- 77 Offenbar suchten viele Soldaten die Nähe zu Tieren. Zu anderen Armeen siehe Keegan, *The Face of Battle*, S. 242. Zu anderen Fronthunden vgl. Bykov, *Ataka s Chodi*, S. 189.
- 78 Samoilov [wie Fn. 13], 2. Teil, S. 68-70.
- 79 Solotarev et al., *Velikaja otecestvennaja vojna*, S. 189 f.
- 80 Zahlenangaben zur Ukraine bei Weiner, *Making Sense of War*, S. 173.
- 81 Solotarev [wie Fn. 79], S. 190.
- 82 Eine dieser Gruppen, die Leschtschinskijs in der Nähe von Smolensk, wurde aufgelöst, da sie «nicht die Führungsrolle der Kommunistischen Partei anerkannt hat», GAOPIKO 8/1/36, S. 14-16.
- 83 Werth, *Russland im Krieg*, S. 531.
- 84 Afanasev, *Drugaja vojna*, S. 318 f. Dieses Schicksal erwartete zum Beispiel auch Alexander Solschenizyn und Lew Kopelew, siehe das 9. Kapitel, S. 340.
- 85 CDNISO 8/1/9, S. 10.
- 86 GASO 1500/1/1, S. 42.
- 87 Overy [wie Fn. 2], S. 207 f.
- 88 RGASPI 17/125/94, S. 34-36, und 17/125/165, S. 46 und 46r.
- 89 Zu Beginn des Kriegs hatten ukrainische Nationalisten mit der Wehrmacht zusammengearbeitet, da beide das Ziel zu verfolgen schienen, die Bolschewiken zu vertreiben, doch dieses brüchige Bündnis lag bereits 1942 in Scherben.
- 90 Shukman, *Stalins Generals*, S. 296f., Overy [wie Fn. 2], S. 360. Als Vergeltung für solche Anschläge wurden mutmasslich nationalistische Partisanen und prominente Kollaborateure 1944 in Kiew öffentlich erhängt.
- 91 Siehe Weiner [wie Fn. 80], S. 248-250.
- 92 RGASPI-M 33/1/73, S. 1-5.
- 93 Vgl. den bei Armstrong [wie Fn. 49], S. 735, abgedruckten Bericht.
- 94 GASO 1500/1/1, S. 40.
- 95 *Ibid.*, S. 39.
- 96 Armstrong [wie Fn. 49], S. 731.
- 97 GASO 1500/1/1, S. 44.
- 98 Vgl. Armstrong [wie Fn. 49], S. 45.
- 99 GASO 1500/1/1, S. 46.
- 100 *Ibid.*, S. 52.
- 101 Zitiert nach Armstrong [wie Fn. 49], S. 738.
- 102 GASO 1500/1/1, S. 52.
- 103 Zitiert nach Armstrong [wie Fn. 49], S. 737.
- 104 Vgl. Werth [wie Fn. 83], S. 553.
- 105 *Ibid.*, S. 554.
- 106 RGASPI-M 33/1/1406, S. 57.
- 107 Fremdenführer erzählen einem beim Anstieg, dass sich «Sapun» von dem türkischen Wort für Seife herleitet.

- 108 Grabungen auf der Krim fördern noch heute Soldatenleichen zutage. Wie mir ein Exhumieret sagte, waren die sowjetischen Toten von 1944 viel besser ausgerüstet als die deutschen.
- 109 Werth [wie Fn. 83], S. 560.
- 110 *Ibid.*, S. 556, Erickson, *Berlin*, S. 195.
- 111 Williams, «The Hidden Ethnie Cleansing», S. 325-327.
- 112 Die meisten Mitglieder der «Tatarenlegion», die bis zum Herbst 1943 ohnehin nur aus sieben Bataillonen bestand, stammten nicht von der Krim, sondern aus dem Wolgagebiet, vgl. Drobjazko, «Sovetskie grazdane», S. 128.
- 113 Meistzitiert ist N. F. Bugais Schätzung von etwas mehr als 191'000 Personen oder 47'000 Familien, vgl. Poljan, *Nepo svoej vole*, S. 126, und Williams [wieFn. III], S. 334.
- 114 Zu den Deportationen aus dem Kaukasus siehe Poljan [wie Fn. 113], S. 116-127.
- 115 Williams [wie Fn. III], S. 333.
- 116 Zur «Schuld» der Tataren siehe Fisher, *The Crimean Tatars*, S. 153-164.
- 117 *Ibid.*, S. 166.

8. Wechselbäder

- 1 Die Berichte über den Beginn schwanken wegen des gewaltigen Umfanges der Operation. An manchen Orten fielen die ersten Schüsse schon am 21. Juni, an anderen erst am 22. oder 23.
- 2 Die Front war insgesamt etwa siebenhundert Kilometer lang, vgl. Werth, *Russland im Krieg*, S. 573.
- 3 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2338, S. 1 (Januar/Februar 1944).
- 4 Belov, «Frontovoj dnevnik», S. 468 (21. März 1944).
- 5 *Ibid.*, S. 462 (28. November 1943).
- 6 *Ibid.*, S. 465 (12. Januar 1944).
- 7 *Ibid.*, S. 468 (13. März 1944).
- 8 *Ibid.*, S. 470 (7. April 1944).
- 9 Bundesarchiv- Militärarchiv, RH2-2338, Monatsbericht für März 1944, S. 1 f.
- 10 Belov [wie Fn. 4], S. 464 (12. Dezember 1943), und S. 465 (17. Januar 1944).
- 11 Ermolenko, *Voennyj dnevnik*, S. 39.
- 12 Vgl. Merridale, «The Collective Mind», S. 41.
- 13 Im Allgemeinen fasste man sie mit anderen Fällen von «amoralischem» oder «aussergewöhnlichem» Verhalten zusammen. Wenn man sie überhaupt erklärte, so mit Hinweis auf suizidale Notizen oder Abschiedsbriefe. Da die Soldaten selbst den Begriff «Trauma» nicht kannten, führten sie ihre Qualen naturgemäss auf direktere Ursachen wie Liebeskummer oder politische Enttäuschung zurück. Beispiele aus Weissrussland im Jahr 1944 finden sich unter RGWA 32925/1/516, S. 177.
- 14 Zur gleichzeitigen Diskussion über die Todesstrafe in der britischen Armee siehe French, «Discipline and Death Penalty», S. 531-545.
- 15 Ich danke Simon Wessely, der mich auf die Korrelation zwischen den Statistiken über die psychischen Opfer der Roten Armee und über die Durchschnittsraten der Erwachsenenpsychiatrie hinwies.

- 16 Gabriel, *Soviet Military Psychiatry*, S. 47. Diese Schätzung basiert auf Interviews mit Überlebenden und ihren Psychologen, aus denen Gabriel für die Rote Armee einen Anteil der psychischen Opfer von etwa sechs Promille ableitet. In der US-Army sollen es im Zweiten Weltkrieg 36 bis 39 Promille gewesen sein.
- 17 Siehe Merridale, *Steinerne Nächte*, S. 326. Bis 2002, als ich die Frage erneut stellte, hatte sich der Konsens in der russischen Psychiatrie verschoben. Der Kontakt mit der europäischen und amerikanischen Medizin hatte die herrschende Meinung zumindest unter den praktizierenden Ärzten stark beeinflusst. Die in Kursk, Smolensk und Tiflis befragten Veteranen, darunter Sanitäterinnen und Psychiater, hielten dagegen an ihrer alten Position fest.
- 18 So Amnon Sella in seinem optimistischen Buch *The Value of Human Life*, S. 47.
- 19 Gabriel [wie Fn. 16], S. 56.
- 20 Ich danke W.A. Kolzowa vom Moskauer Institut für Militärpsychologie, der mir dieses unveröffentlichte Material 2002 zur Verfügung gestellt hat. Vgl. auch Gilgen et al., *Soviet and American Psychology*, *passim*.
- 21 Gabriel [wie Fn. 16], S. 63.
- 22 Einige wurden entlassen, wenn auch für immer als Geistesranke stigmatisiert. Viele von ihnen endeten später in Gefangenenlagern, andere in den Kolonien von Krüppeln am Weissen Meer, wo sie jedoch isoliert lebten. Das schlimmste Schicksal dürfte gewesen sein, in der damaligen sowjetischen Psychiatrie festzusitzen.
- 23 Gabriel [wie Fn. 16], S. 42-48.
- 24 Wjatscheslaw Kondratjew zitiert nach George Gibian, «World War 2 in Russian National Consciousness», in: Garrard/Garrard, *World War II*, S. 153.
- 25 Befehl des stellvertretenden Verteidigungskommissars Nr. 004/073/006/23 ss vom 26. Januar 1944, in: *Velikaja otecestvennaja: Russkij Archiv*, Bd. 2 (3), S. 241.
- 26 Zum Einsatz von Sträflingen für diese Arbeiten siehe den erbeuteten Bericht der 4. Panzerarmee vom 4. August 1944, Bundesarchiv-Militärarchiv RH-2471, S. 16. Vgl. auch daselbst, S. 33 (Kriegsgefangenenberichte). Temkin erinnerte sich in *My Just War*, S. 124, auch daran, dass man in seiner Einheit einen verurteilten Mörder für Aufklärungsmissionen einsetzte.
- 27 Astafev, «Tam, v okopach», S. 24.
- 28 Beispiele dafür in GARF 7523/16/388, mit den Berichten der Kommission, die sich um die Rückgabe von Orden an im Frontdienst wegen Straftaten verurteilter Soldaten kümmerte.
- 29 Drobysev, *Nemcy o russkich*, S. 94.
- 30 Richards zieht in *Old Soldiers Never Die* (S. 194) eine Parallele zur britischen Armee im Ersten Weltkrieg.
- 31 Drobysev [wie Fn. 29], S. 94.
- 32 Chuikov, *The End of the Third Reich*, S. 40.
- 33 Drobysev [wie Fn. 29], S. 94.
- 34 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 25], Bd. 14, S. 619, Bericht vom 1. Oktober 1944.
- 35 Kopelew, *Aufbewahren für alle Zeit!*, S. 90.
- 36 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 25], Bd. 2 (3), S. 265 f.
- 37 *Ibid.*, S. 295.

- 38 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 25], Bd. 6, S. 247, zum traurigen Zustand der Küchen bei den politischen Einheiten der Reserve an der 2. Baltischen Front.
- 39 CAMO 523/41119s/1, S. 17, vgl. auch ähnliche Berichte der deutschen Abwehr, Bundesarchiv-Militärarchiv RH2-2338, S. 10 (1944).
- 40 RGWA 32925/1/516, S. 177 (April 1944).
- 41 RGWA 32925/1/515, S. 139 f.
- 42 RGWA 32925/1/516, S. 4 und 178.
- 43 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 25], Bd. 14, S. 590.
- 44 CAMO 523/41119s/1, S. 169.
- 45 Ermolenko [wie Fn. 11], S. 52.
- 46 Vgl. Overy, *Russlands Krieg*, S. 302 ff., und Erickson, *Berlin*, S. 198-200.
- 47 Chuikov [wie Fn. 32], S. 27.
- 48 Belov [wie Fn. 4], S. 469 (31. März 1944).
- 49 *Ibid.*, S. 473f. (18. Juni 1944).
- 50 Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 209.
- 51 Zitiert nach Garthoff, *How Russia Makes War*, S. 237.
- 52 Erickson [wie Fn. 46], S. 225.
- 53 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2338,44-07, S. 1 f.
- 54 GASOR1500/1/1, S. 63.
- 55 Chuikov [wie Fn. 32], S. 28.
- 56 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2467, zum Fronturlaub. Zu den Geldanreizen siehe RH2-2338.
- 57 Sidorov, *Trud*, S. 99 und 108.
- 58 *Pravda*, 19. Juli 1944, und Werth [wie Fn. 2], S. 574.
- 59 Ermolenko [wie Fn. 11], S. 46.
- 60 *Ibid.*, S. 50.
- 61 *Pis'ma s fronta*, S. 92.
- 62 Stalin, *O velikoj*, S. 145 f.
- 63 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2338, März und April 1944.
- 64 Vgl. etwa die *Pravda* vom 26. August 1944.
- 65 Das betonte die deutsche Spionage immer wieder, vgl. etwa Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2338,44-08 (Monatsbericht für August 1944).
- 66 Zum ethnisch begründeten ukrainischen Nationalismus siehe Weiner, *Making Sense*, S. 240 f.
- 67 Vgl. Docherty, «The Reluctant Warriors», S. 432 f.
- 68 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2468, S. 35.
- 69 *Ibid.*, S. 80.
- 70 *Ibid.*, S. 35 und 38.
- 71 Näheres in RGASPI 17/125/241, S. 93 f.
- 72 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2468, S. 35.
- 73 Besonders hervorgehoben (und geglaubt) von der deutschen Spionage, vgl. *ibid.*, RH2-2338, 44-09, S. 1.
- 74 Vgl. dazu bestätigend *ibid.*, RH2-2468, S. 80.
- 75 RGASPI 17/125/241, S. 88.

- 76 *Ibid.*, S. 89.
- 77 *Ibid.*, S. 91 fund 95.
- 78 *Ibid.*, S. 95.
- 79 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 25], Bd. 6, S. 292-295.
- 80 Ermolenko [wie Fn. 11], S. 59 und 62.
- 81 Kopelew [wie Fn. 35], S. 119.
- 82 Die Sorge der Agitationsabteilung war vollauf berechtigt, vgl. dazu Senjavskaja, *Frontovoe pokolenie*, S. 91.
- 83 Weitere Belege dafür in Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2338,45-02, S. 2 f.
- 84 Beevor, *Berlin*, S. 48.
- 85 Die Kommentare wurden sorgfältig gesammelt. Beispiele aus dem Sommer 1944 in RGWA 32925/1/515.
- 86 Chuikov [wie Fn. 32], S. 34.
- 87 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2468, S. 6f. und 27.
- 88 Vgl. dazu etwa die Einschätzung in Glantz und House [wie Fn. 50], S. 214. Näheres zu diesem Thema in Erickson, *Berlin*, S. 247-290.
- 89 Weiner [wie Fn. 66], S. 149.
- 90 RGWA 32925/1/516, S. 176 (April 1944).
- 91 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2337, S. 58.
- 92 Weil sie damit um die Ecke schiessen konnten.
- 93 Bundesarchiv-Militärarchiv RH2-2337, S. 70 f.
- 94 Über solche Witze berichteten mir Veteranen in mehreren Interviews. Eine Zusammenstellung findet sich in Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2337, einem Wehrmacht-Bericht über sowjetischen Antisemitismus.
- 95 Senjavskaja [wie Fn. 82] zitiert den Brief eines Soldaten von 1943 zu genau dieser Aussage, S. 83.
- 96 Die numerisch meisten zivilen Opfer gab es in der Ukraine, verhältnismässig gesehen in Weissrussland.
- 97 Werth [wie Fn. 2], S. 471-475.
- 98 Bartov, *The Eastern Front*, S. 132.
- 99 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 25], Bd. 4, S. 289.
- 100 *Ibid.*, vgl. auch *Vserossijskaja kniga pamjati*, S. 406, Glantz und House [wie Fn. 50], S. 51.
- 101 Werth [wie Fn. 2], S. 279f.
- 102 *Ibid.*, S. 471, Bundesarchiv-Militärarchiv, RH-2-2337, S. 104.
- 103 Garrard/Garrard [wie Fn. 24], S. 174.
- 104 Weiner [wie Fn. 66], S. 260.
- 105 Näheres dazu in Garrard/Garrard [wie Fn. 24], S. 180-187.
- 106 *Pravda* vom 3. August 1944.
- 107 Werth [wie Fn. 2], S. 593.
- 108 *Ibid.*, S. 595.
- 109 *Ibid.*, S. 471.
- 110 RGWA 32925/1/515, S. 2.
- 111 RGASPI17/125/190, S. 16.

- 112 Im Distrikt der Stadt Podol habe ich eine Reihe von Erklärungen für das Pogrom gehört. Diese hier stammt von Anthony Beevor und basiert auf Moskauer Archivmaterial.
- 113 Overy [wie Fn. 46], S. 439f., zum Ärztekomplott siehe Rapoport, *Stalins War Against the Jews*, und Brent und Naumov, *Stalin's Last Crime: The Doctor's Plot*.

9. Schändungen

- 1 Chuikov, *The End of the Third Reich*, S. 18.
- 2 RGASPI-M 33/1/261, S. 9 und 24.
- 3 RGASPI-M 33/1/1409-19, S. 6.
- 4 RGASPI-M 33/1/261, S. 29.
- 5 Abgefängene Feldpost, Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2688, S. 51 (Januar 1945).
- 6 Ich danke dem Zeitzeugen Professor W. Brus für seine Erläuterungen zum Kriegsstandpunkt Ehrenburgs.
- 7 Duffy, *Red Storm on the Reich*, S. 274.
- 8 Zitiert nach Werth, *Russland im Krieg*, S. 645 f.
- 9 Vgl. Beevor, *Berlin*, S. 48.
- 10 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2467, S. 82.
- 11 *Chronika cuvstv*, S. 175 f.
- 12 *Pis'ma s fronta*, S. 93, Brief vom 26. Februar 1945.
- 13 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2467, S. 86.
- 14 Zitiert nach Werth [wie Fn. 8], S. 628.
- 15 RGASPI-M 33/1/261, S. 27.
- 16 Kopelew, *Aufbewahren für alle Zeit!*, S. 52.
- 17 *Ibid.*, S. 51.
- 18 Julius Hay zitiert nach Naimark, *The Russians in Germany*, S. 70.
- 19 *Ibid.*, und Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2686, S. 37.
- 20 Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 235.
- 21 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2338,45-01.
- 22 *M.*, RH2-2686, S. 40.
- 23 Kopelew [wie Fn. 16], S. 89.
- 24 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2467, S. 9.
- 25 *Ibid.*
- 26 Stalin, *O velikoj*, S. 100 (23. Februar 1945). In dieser Formel hallte eine bewährte frühere Parole über den Kapitalismus nach, die man in den harten Jahren des Klassenkriegs (Kollektivierung) eingesetzt hatte. Damals lautete das Schlagwort, dass der Klassenfeind mit allergrösster Verzweiflung kämpfen würde, wenn der Sieg des Proletariats nahte.
- 27 Ermolenko, *Voennyj dneunik*, S. 105.
- 28 RGASPI-M 33/1/261, S. 35.
- 29 *Ibid.*, S. 38.
- 30 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2688, S. 13 (abgefängener Brief).

- 31 Ein ähnlich inhumanes Verhalten beschreibt Tim O'Brien in *The Things They Carried*, S. 75 f.
- 32 Rabicev, «Vojna vse spiset», S. 163.
- 33 *Ibid.*
- 34 *Ibid.*, S. 159.
- 35 *Ibid.*, S. 165.
- 56 Kopelew [wie Fn. 16], S. 90.
- 37 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2338, S. 67.
- 38 Kopelew [wie Fn. 16], S. 112.
- 39 Werth [wie Fn. 8], S. 644.
- 40 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2688, S. 12.
- 41 Kopelew [wie Fn. 16], S. 91.
- 42 *Ibid.*, S. 120-123.
- 43 Naimark [wie Fn. 18], S. 74.
- 44 Das scheint auf der Hand zu liegen, trotz der Behauptung Werths [wie Fn. 8], S. 644, dass die Soldaten in erster Linie deshalb vergewaltigten, weil sie «sexuell ausgehungert» waren.
- 45 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2688, S. 13.
- 46 Overy, *Russlands Krieg*, S. 324.
- 47 Vgl. dazu Brownmiller, *Against Our Will*, und Tomaselli/Porter (Hrsg.), *Rape*.
- 48 RGASPI-M 33/1/1409-19, S. 6.
- 49 Rabicev [wie Fn. 32], S. 164.
- 50 In einer Kultur der totalen Verleugnung bilden Rabitschews Artikel und Kopelews Buch bis heute in Russland fast die einzige Auseinandersetzung mit dem Thema, und wie die Moskauer Feiern zum Siegestag 2005 zeigten, dürfte es bis zu einer ehrlichen Aufarbeitung des Kriegs noch einige Zeit dauern.
- 51 Grossman, «A Question of Silence», S. 51.
- 52 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2688, S. 13.
- 53 Zitiert nach Naimark [wie Fn. 18], S. 112.
- 54 Anonyma, *Eine Frau in Berlin*, S. 188.
- 55 Temkin, *My Just War*, S. 197.
- 56 Beevor, *Berlin*, S. 376.
- 57 Anonyma [wie Fn. 54], S. 59.
- 58 Temkin [wie Fn. 55], S. 202.
- 59 Kon/Riordan, *Sex and Russian Society*, S. 25 f.
- 60 Zu einer neueren Parallele siehe Gilles Kepels Bemerkungen über algerische Islamisten, «jene verarmten jungen Männer», die ihre beengten häuslichen Verhältnisse zur Abstinenz zwangen, weshalb sie «die ihnen entgangenen Freuden missmutig verurteilten», zitiert nach Burke, *Al Qaeda*, S. 133.
- 61 RGASPI-M 33/1/261, S. 27.
- 62 Inozemcev, *Cena pobedy*, S. 108.
- 63 GARF 7523/16/79, S. 56.
- 64 Ein Beispiel für derartige Propaganda findet sich in der *Pravda* vom 13. Juli 1944, S. 3 (Bericht über Olga Iwanowna Kotowa und ihre zehn Kinder).

- 65 Puskarev, *Po dorogam vojny*, S. 154.
- 66 Belov, *Frontovoj dnevnik*, S. 469.
- 67 RGASPI-M 33/1/1414, S. 57.
- 68 RGASPI-M 33/1/1405, S. 67.
- 69 Kopelew [wie Fn. 16], S. 79.
- 70 GARF 7523/16/79, S. 59, mit einem weiteren Brief zum Sorgerecht der Väter.
- 71 Soldaten schickten ihren Frauen oft zu deren Empörung exotische deutsche Damenunterwäsche, so genannte «Gretchenschlüpfer», vgl. Beevor, [wie Fn. 56], S. 442.
- 72 Zitiert nach Naimark [wie Fn. 18], S. 108.
- 73 Bundesarchiv-Militärarchiv, RH2-2688, S. 51.
- 74 *Ibid.*, S. 52.
- 75 Zu diesem Aspekt der Notzucht siehe Harris, «The ‚Child of the Barbarian‘», *passim*.
- 76 Anonyma [wie Fn. 54], S. 213.
- 77 Barbara Johr hat insgesamt zwei Millionen in ganz Deutschland ermittelt, vgl. Naimark [wie Fn. 18], S. 133. Siehe dazu auch Sander, «Remembering/Forgetting», S. 21.
- 78 Atina Grossman, «Silence», S. 46.
- 79 Die Akten des NKWD und frontnaher Krankenhäuser enthalten Statistiken über Geschlechtskrankheiten. Obwohl der NKWD im Allgemeinen gelassen gegenüber der Epidemie blieb, monierte er gelegentlich das Tempo der Ausbreitung, vgl. RGWA 32925/1/516, S. 178.
- 80 Anonyma [wie Fn. 54], S. 13.
- 81 RGWA 32925/1/526, S. 43. Vgl. auch Naimark [wie Fn. 18], S. 74.
- 82 *Velikaja otecestvennaja: Russkij Archiv*, Bd. 2 (3), S. 304 (Befehl vom 11. Juli 1944).
- 83 Zum Beispiel sind die drei Fälle von Bandenvergewaltigung vom April 1945 zitiert in RGWA 32925/1/527, S. 132. Die Schuldigen wurden der SMERSCH übergeben.
- 84 Rabicev [wie Fn. 32], S. 164.
- 85 Temkin [wie Fn. 55], S. 201, Kopelew [wie Fn. 16], S. 123.
- 86 GARF 7523/16/424, bes. S. 85 und 98.
- 87 Vgl. Botting, *In the Ruins of the Reich*, S. 23 f.
- 88 Naimark [wie Fn. 18], S. 10.
- 89 Botting [wie Fn. 87], S. 99.
- 90 Snetkova, *Pis 'ma very*, S. 47.
- 91 GARFR7317/6/16, S. 81.
- 92 Das bestätigt ein Beschluss des Obersten Kriegsrates vom 23. Dezember 1944, *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 82], Bd. 2 (3), S. 344 f.
- 93 Temkin [wie Fn. 55], S. 199.
- 94 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 82], Bd. 2 (3), S. 344.
- 95 Kopelew [wie Fn. 16], S. 91 f.
- 96 Beevor [wie Fn. 56], S. 49.
- 97 RGASPI-M 33/1/1405, S. 146.
- 98 Snetkova [wie Fn. 90], S. 47.
- 99 Vgl. Beevor [wie Fn. 56], S. 442 f.
- 100 RGASPI-M 33/1/1405, S. 157.
- 101 *Ibid.*, S. 152.

- 102 *Ibid.*, S. 158.
- 103 GAOPKO 1/1/3754, S. 5–9.
- 104 RGASPI-M 33/1/1454, S. 139.
- 105 CAMO 233/2354/1, S. 28.
- 106 Anonyma [wie Fn. 54], S. 56.
- 107 Siehe das Foto auf Seite 355.
- 108 Ein Bericht aus Polen findet sich in RGWA 32925/1/527, S. 86f.
- 109 *Ibid.*, S. 108.
- 110 RGASPI-M 33/1/1454, S. 125.
- 111 Beevor [wie Fn. 56], S. 200f. Anders Glantz und House [wie Fn. 20], S. 255.
- 112 Etwa einer Million Verteidigern sollen zweieinhalb Millionen Rotarmisten und polnische Soldaten gegenübergestanden haben, vgl. Glantz und House [wie Fn. 20], S. 261, und Overy [wie Fn. 46], S. 412.
- 113 Glantz und House [wie Fn. 20], S. 260.
- 114 *Pis'ma s fronta*, S. 160.
- 115 Chuikov [wie Fn. 1], S. 146.
- 116 Beevor [wie Fn. 56], S. 242.
- 117 Chuikov [wie Fn. 1], S. 147.
- 118 Overy [wie Fn. 46], S. 342.
- 119 Beevor [wie Fn. 56], S. 243.
- 120 Chuikov [wie Fn. 1], S. 184.
- 121 Anonyma [wie Fn. 54], S. 13 und 9.
- 122 Vgl. Beevor [wie Fn. 56], S. 449f. Eine damals in Weißrussland tätige Sanitäterin erklärte mir: »Alle hatten sie Geschlechtskrankheiten. Alle!« Das war selbstverständlich übertrieben, aber sie dürfte sich schon gewundert haben, wenn sie nicht infizierte Patienten sah.
- 123 Vgl. dazu RGWA 32925/1/527, S. 10f.
- 124 Anonyma [wie Fn. 54], S. 101.
- 125 Overy [wie Fn. 46], S. 332, Beevor [wie Fn. 56], S. 402, und Chuikov [wie Fn. 1], S. 242–249.
- 126 Glantz und House [wie Fn. 20], S. 269.
- 127 Chuikov [wie Fn. 1], S. 251.
- 128 Beevor [wie Fn. 56], S. 440.
- 129 Belov [wie Fn. 66], S. 476.
- 130 Glantz und House [wie Fn. 20], S. 269. Die höhere Zahl basiert auf Kriwoscheews Gesamtschätzung für die Kampagnen an drei Fronten (1. und 2. Weißrussische und 1. Ukrainische).
- 131 RGASPI-M 33/1/1405, S. 137.
- 132 *Ibid.*, S. 146.
- 133 Samoilov, »Ljudi«, 2. Teil, S. 96.
- 134 RGWA 32925/1/527, S. 50–53.
- 135 Weitere Fälle finden sich auf fast jeder Seite dieses Bandes, vgl. etwa RGWA 32925/1/527, S. 48 und 233.
- 136 Ermolenko [wie Fn. 27], S. 126.

10. Der kalte Frieden

- 1 Werth, *Russland im Krieg*, S. 648.
- 2 RGASPI-M 33/1/1406, S. 70.
- 3 Ein Grund dafür war die Vernichtung von fast drei Millionen polnischer Juden. Polens Gesamtverluste von fast sechs Millionen Menschen entsprachen etwa zwanzig Prozent der Vorkriegsbevölkerung, vgl. dazu Keegan, *The Second World War*, S. 493.
- 4 Angesichts der unterschiedlichen Schätzungen lässt sich das jeweilige Ausmaß der Verluste kaum miteinander vergleichen, eine neuere russische Studie legt jedoch zwischen den militärischen Verlusten auf deutscher und auf russischer Seite ein Verhältnis von 1 zu 1,3 nahe (die jeweiligen Verbündeten inklusive). Bei den Gefallenen der Schlachtfelder könnte das Verhältnis sogar bei mehr als 1 zu 1,6 liegen, vgl. *Velikaja otečestvennaja: Russkij Archiv*, Bd. 4, S. 292, Glantz und House, *When Titans Clashed*, S. 292 und 307, Krivosheev, *Soviet Casualties*, S. 152 f. und 384–392.
- 5 Overy, *Russlands Krieg*, S. 435.
- 6 Zwar lag der amtliche Wechselkurs zwischen Dollar und Rubel 1940 bei 1 zu 5,3, aber das hat angesichts der im Sowjetsystem herrschenden Devisenkontrollen kaum etwas zu bedeuten, *Velikaja otečestvennaja* [wie Fn. 4], Bd. 4, S. 294, vgl. auch Overy [wie Fn. 5], S. 436.
- 7 Wselwolod Wischnewski, zitiert nach Werth [wie Fn. 1], S. 627.
- 8 Vgl. Dunham, *In Stalin's Time*, S. 11.
- 9 Simonow, *Tage und Nächte*, S. 121.
- 10 GARF 7523/16/79, S. 173.
- 11 *Ibid.*
- 12 *Ibid.*, mit mehreren weiteren Beispielen, darunter die Forderung nach einer Generalamnestie und zahlreichen Anträgen auf Änderungen des Strafrechts.
- 13 *Ibid.*, S. 17.
- 14 Overy [wie Fn. 5], S. 437.
- 15 Dunham [wie Fn. 8], S. 9, Merridale, *Steinerne Nächte*, S. 339.
- 16 Dieses Gerücht taucht sogar in Briefen von Soldaten nach Hause auf, vgl. etwa Snetkowa, *Pis'ma very*, S. 48.
- 17 Zubkova, *Obščestvo i reformy*, S. 43.
- 18 Zur Anpassung siehe Shephard, *A War of Nerves*, S. 328 f.
- 19 *Moskva voennaja*, S. 708.
- 20 *Ibid.*, S. 707.
- 21 Die Liste der teilnehmenden Militärs füllt eine ganze Ausgabe des *Voenno-istoričeskij archiv*: 12, 3, 2000. Siehe in Nr. 8, 2000, S. 259–277 die genauen Anweisungen für den Ablauf.
- 22 Werth [wie Fn. 1], S. 668 f.
- 23 RGASPI-M 33/1/1405, S. 157 f.
- 24 Ermolenko, *Voennyj dnevnik*, S. 143.
- 25 Näheres zu dem Feldzug in Glantz und House [wie Fn. 4], S. 278–282.

- 26 Vgl. dazu die Aussage Josef Polovskis in Terkel, *A Good War*, S. 444-450.
- 27 GARF 7077/1/19, S. 7-10.
- 28 GARF 7399/1/3, S. 126.
- 29 Zitiert nach Naimark, *The Russians in Germany*, S. 74.
- 30 GARF 7317/7/147 und 118, S. 31.
- 31 GARF 7077/1/19, S. 13.
- 32 *Ibid.*
- 33 GARF 7399/1/3, S. 153 f.
- 34 *Ibid.*, S. 125-127.
- 35 *Ibid.*, S. 34, und 7317/7/147, S. 76.
- 36 *Ibid.*, S. 98.
- 37 GARF 7077/1/178, S. 10 f.
- 38 GARF 7399/1/3, S. 95.
- 39 GARF 7399/1/1, S. 2.
- 40 *Ibid.*, S. 14 f.
- 41 Ein Beispiel von vielen war Frankfurt an der Oder (GARF 7399/1/3), wo sich die Disziplin bis Anfang Juli «verbessert» hatte. Vgl. auch GARF 7317/7/124b, S. 36-39, bezogen auf Berlin.
- 42 GARF 7317/10/23, S. 48 f.
- 43 Naimark [wie Fn. 29], S. 74.
- 44 GARF 7399/1/1, S. 16.
- 45 GARF7317/7/124b, S. 5.
- 46 Dazu, dass Deutsche für die Säuberung sterben mussten, siehe GARF 7523/16/79, S. 215.
- 47 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 4], Bd. 4, S. 191.
- 48 *Ibid.*
- 49 GARF 7077/1/178.
- 50 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 4], Bd. 4, S. 191 f., Overy [wie Fn. 5], S. 423.
Zu den Repatriierungen im Allgemeinen siehe Tolstoy, *Victims of Yalta*.
- 51 Vorfälle und Interviews in GARF 7317/20/15, S. 42-68.
- 52 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 4], Bd. 4, S. 192f.
- 53 GARF 5446/48a/13, S. 9-11.
- 54 *Ibid.*, S. 26 f.
- 55 *Ibid.*, S. 27.
- 56 Overy [wie Fn. 5], S. 457.
- 57 GARF 7317/7/124V, S. 18 f.
- 58 GARF 7317/20/13, S. 76.
- 59 GARF 7399/1/3, S. 42, und 7317/20/13, S. 74.
- 60 GARF 7184/1/65, S. 180.
- 61 GARF 7523/16/79, S. 163.
- 62 CAMO 136/24416/24, S. 19-21.
- 63 GARF 7184/1/57, S. 347 f.
- 64 *Velikaja otecestvennaja* [wie Fn. 4], Bd. 2 (3), S. 378.
- 65 GARF 7184/1/57, S. 347.

- 66 Puskarev, *Po dorogam vojny*, S. 160.
- 67 GAOPIKO 1/7/3755, S. 53.
- 68 CDNISO 6/1/2005, S. 16.
- 69 GAOPIKO 1/13755, S. 5.
- 70 GARF 7523/16/54, S.1.
- 71 Die Zahlen für Smolensk aus dem Stadtarchiv (CDNISO 6/1/2005, S. 12-16) und den Distriktberichten (6/1/2005, S. 24 und 47).
- 72 Vgl. dazu Tumarkin, *The Living and the Dead*, S. 104, Garrard/Garrard, *Bones*, S. 215 f.
- 73 Zur Befolgung der Sowrnarkom-Beschlüsse über Kriegsgräber siehe GAKO R3322/ 10/81, S. 33 f. Simonows Forderung nach einer staatlichen Denkmalsordnung anstelle persönlicher Vorlieben einzelner Soldaten ist zitiert in RGALI 1814/6/144, S. 52.
- 74 GARF 5446/48a/2657, S. 161.
- 75 Von den 1913 Gebäuden, die im Mai 1945 für Kliniken zur Verfügung standen, waren 333 ehemalige Schulen und 48 deren einstige Wohnheime, *ibid.*
- 76 CDNISO 37/1/264, S. 8.
- 77 Tumarkin [wie Fn. 72], S. 98.
- 78 GARF 8009/35/20, S. 2.
- 79 *Ibid.*, S.2f.
- 80 Merridale, *Steinerne Nächte*, S. 364.
- 81 Literarische Beispiele dafür zitiert Dunham [wie Fn. 8], S. 10 f.
- 82 Bericht über Leningrader Kliniken, ZGASPB 9156/4/321, S. 14 f.
- 83 Merridale [wie Fn. 80], S. 353, mit Berichten über Leningrad in der Nachkriegszeit.
- 84 Vgl. Overy [wie Fn. 5], S. 392.
- 85 *Grossman, Alles fließt...*, S. 61.
- 86 Zu Leningrad siehe Ehrenburg, *Post-War Years*, S. 11.
- 87 Vgl. Dunham [wie Fn. 8], bes. das 13. Kapitel, S. 214-222.
- 88 Landärzte im Umkreis von Leningrad stellten damals auch fest, dass Bäuerinnen nicht mehr menstruierten, was sie als eine Art Trauern deuteten, aber auch die Folge von schlechter Ernährung und schwerer Arbeit gewesen sein könnte, vgl. Merridale [wieFn. 80], S. 361.
- 89 Alexiyevich, *War's Unwomanly Face*, S. 206.
- 90 GARF 8009/35/20, S. 2f.
- 91 Merridale [wie Fn. 80], S. 362; vgl. auch Werth [wie Fn. 1], S. 364.
- 92 RGASPI-M 33/1/1401, S. 131
- 93 *Ibid.*, S. 129, und RGASPI-M 33/1/1405, S. 118.
- 94 Vgl. das herbe Resümee in Dunham [wie Fn. 8], S. 214.
- 95 Vgl. Overy [wie Fn. 5], S. 389, Garrard/Garrard [wie Fn. 72], S. 218f., und Merridale [wie Fn.80], S. 347.
- 96 Applebaum, *Der Gulag*, S. 523 f.
- 97 Merridale [wie Fn. 80], S. 367, vgl. auch Service, *A History of Twentieth-Century Russia*, S. 319.
- 98 Overy [wieFn. 5], S. 499.

11. Die Kultur des Gedenkens

- 1 Zum Stalinismus und russischen Nationalismus von Veteranen nach 1945 siehe Družba, *Velikaja otečestvennaja*, S. 43.
- 2 Wie Stalin setzte auch er Schukow an die Luft, vgl. Service, *Twentieth-Century Russia*, S. 372.
- 3 Chruschtschow griff den von ihm so genannten stalinistischen Personenkult und damit viele Auswüchse der stalinistischen Diktatur an, vgl. *Chruschtschow erinnert sich*, Postskriptum, S. 471 ff.
- 4 Zu den Denkmälern siehe Ignatieff, »Soviet War Memorials«.
- 5 Näheres dazu bei Ignatieff, *op. cit.*, und Tumarkin, *The Living and the Dead*, mit einem Überblick über vierzig Jahre des Kriegskultes.
- 6 Zum Jahr 1965 in den Erinnerungen der Veteranen siehe *Kolomenskij al'manach*, vypusk 4, S. 238.
- 7 Davies, *Soviet History in the Gorbachev Revolution*, S. 101.
- 8 Zu den Ereignissen von Katyn, die erst nach 1990 bekannt wurden, siehe Davies, *Soviet History in the Yeltsin Era*, S. 18 f.
- 9 Djilas, *Gespräche mit Stalin*, S. 141; vgl. auch Montefiore, *Stalin*, S. 547.
- 10 Vgl. dazu ausführlich Tumarkin, »Story of a War Memorial«.
- 11 Vgl. dazu Gibians »World War 2 in Russian National Consciousness«.
- 12 Georgische Veteranen dachten vielfach noch »sowjetischer« als russische, nicht zuletzt deshalb, weil es kein einheitliches Konzept der georgischen Heimat gibt und im Inneren der Republik nach wie vor starke ethnische Konflikte herrschen.
- 13 Werth, *Russland im Krieg*, S. 129 f.
- 14 Družba [wie Fn. 1], S. 43. Das Fortbestehen dieser Art von Nationalismus zeigte sich bei den Interviews, die ich 2002 und 2003 in Georgien und der östlichen Ukraine führte.
- 15 Die Aussagen in Heft 6/7 der *Rodina* von 1991, bes. S. 61–63, bestätigen, was mir überlebende Mitglieder von Strafbataillonen berichteten.
- 16 Gefter, *Golosa iz mira*, S. 41.

Auswahlbibliographie

- Addison, P. und A. Calder (Hrsg.), *Time to Kill: The Soldiers Experience of War in the West, 1939-1945*, London 1997.
- Afanasev, Ju.N. (Hrsg.), *Drugaja vojna, 1939-1945*, Moskau 1996.
- Alexiyevich, S., *War's Unwomanly Face*, Moskau 1988.
- Andreyev, C., *Vlasov and the Russian Liberation Movement: Soviet Reality and Emigré Theories*, Cambridge 1987.
- Anonyma, *Eine Frau in Berlin. Tagebuch-Aufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945*, Berlin 2005.
- Applebaum, Anne, *Der Gulag*, Berlin 2003.
- Armstrong, J.A. (Hrsg.), *Soviet Partisans in World War II*, Madison (Wis.) 1964.
- Astafev, V., «Tam, vokopach», in: *Pravda*, 25. November 1985.
- ❖ Ders., «Snacala snarjady, potom ljudi», in: *Rodina* 6/7, 1991, S. 55 ff.
- ❖ Ders., *Prokljaty i ubity*, Moskau 2002
- Babicenko, D.L. (Hrsg.), *Literaturnyj front: istorija politiceskoj censury, 1932-1946gg.*, Moskau 1994.
- Bacon, E., *The Gulag at War: Stalin's Forced Labour System in the Light of the Archives*, Houndmills 1994.
- Bartov, O., *Hitler's Army: Soldiers, Nazis and War in the Third Reich*, New York (N.Y.) 1991.
- ❖ Ders., *The Eastern Front, 1941-45: German Troops and the Barbarisation of Warfare*, London 1985.
- Beevor, Anthony, *Berlin 1945. Das Ende*, München 2002.
- ❖ Ders., *Stalingrad*, Niedernhausen 2002.
- Belov, N.E., «Frontovoj dnevniki N. F. Belova, 1941-1944», in: *Vologda*, Bd. 2, S. 431-476, Vologda 1997.
- Bogdanov, V.L. (Hrsg.), *Zivaja pamjat': pravda o vojne*, 3 Bde., Moskau 1995.
- Botting, D., *In the Ruins of the Reich*, London 1985.
- Brent, J. und V.P. Naumov, *Stalin's Last Crime: The Doctor's Plot*, London 2003.
- Brownmiller, S., *Against Our Will: Men, Women and Rape*, London 1975.
- Bukov, K.L.M. Gorinov und A.N. Ponomarev (Hrsg.), *Moskva voennaja: memuary i archivnye dokumenty 1941-1945*, Moskau 1995.

- Burke, J., *Al Qaeda: The True Story of Radical Islam*, London 2004.
- Bykov, V., *Povesti raznych let*, Moskau 1990.
- Caputo, P., *A Rumor of War*, London 1978.
- Chruschtschow, Nikita, *Chruschtschow erinnert sich*, Reinbek bei Hamburg 1992.
- Chuikov, V.L., *The Beginning of the Road*, London 1963.
- ❖ Ders., *The End of the Third Reich*, London 1967.
- Conquest, Robert, *Ernte des Todes*, München 1988.
- Creveld, M. van, *Fighting Power: German and US Army Performance, 1939-1945*, London und Melbourne 1983.
- Dallin, A., *German Rule in Russia, 1941-1945: A Study in Occupation Politics*, 2. Aufl., London und Basingstoke 1981.
- Davies, R.W., *Soviet History in the Gorbachev Revolution*, Houndmills 1988.
- ❖ Ders., *Soviet History in the Yeltsin Era*, Houndmills 1997.
- Dean, M., *Collaboration in the Holocaust: Crimes of the Local Police in Belorussia and Ukraine, 1941-1944*, Houndmills 2000.
- Detwiler, D.S. et al. (Hrsg.), *World War II German Military Studies*, 24 Bde., New York (N.Y.) und London 1979.
- Djilas, Milovan, *Gespräche mit Stalin*, Stuttgart 1963.
- Docherty, L.J. III., «The Reluctant Warriors: The non-Russian Nationalities in Service of the Red Army during World War II», in: *Journal of Slavic Military Studies* 6,3 (1993), S. 426-445.
- Drobjazko, S.L., «Sovetskie grazdane v rjadach Vermachta», in: *Velikaja otecestvennaja vojna v ocenke molodych*, Moskau 1997, S. 128.
- ❖ Ders. und A. Karascuk, *Vostocnye legiony i kasaci casti v Vermachte*, Moskau 1999.
- Drobysev, S. (Hrsg.), *Nemcy o russkikh*, Moskau 1995.
- Druzba, O.V., *Velikaja otecestvennaja vojna v soznanii sovetskogo i posovetskogo občestva: dinamika predstavlenii ob istoriceskom prošlom*, Rostow am Don 2000.
- Duffy, C., *Red Storm on the Reich: The Soviet March on Germany 1945*, London 1991.
- Dunham, V. S., *In Stalins Time: Middleclass Values in Soviet Fiction*, Cambridge 1976.
- Dyke, C. van, *The Soviet Invasion of Finland, 1939-1940*, London 1997.
- ❖ Ders., «The Timoshenko Reforms, March-July 1940», in: *Journal of Slavic Military Studies* 9,1 (1996), S. 69-96.
- Ehrenburg, L., *Russia at War*, London 1943.
- ❖ Ders., *The War, 1941-1945*, Cleveland (Ohio) und New York (N.Y.) 1964.
- ❖ Ders., *Post-War Years, 1945-1954*, London 1966.
- ❖ Ders. und V. Grossman (Hrsg.), *The Black Book*, New York (N.Y.) 1981.
- Ellis, J., *The Sharp End: The Fighting Man in World War II*, London 1980 und 1990.
- Erickson, J., *The Road to Stalingrad: Stalins War with Germany I*, London 1975.
- ❖ Ders., *The Road to Berlin: Stalins War with Germany II*, London 1983.
- ❖ Ders. und L. Erickson, *The Eastern Front in Photographs*, London 2001.
- Ermolenko, V.L., *Voennyj dnevník staršego seržanta*, Belgorod 2000.
- Evdokimov, E.L., *Politiceskie zanjatija v Krasnoj Armii*, Leningrad 1933.
- Fisher, A., *The Crimean Tatars*, Stanford (Kal.) 1978.

- Fitzpatrick, S., *Everyday Stalinism. Ordinary Life in Extraordinary Times: Soviet Russia in the 1930s*, Oxford 1999.
- ❖ Dies., *Stalin's Peasants: Resistance and Survival in the Russian Village after Collectivization*, Oxford 1994.
 - ❖ Dies. (Hrsg.), *Stalinism: New Directions*, London 2000.
- French, D., «Discipline and the Death Penalty in the British Army in the War against Germany during the Second World War», in: *Journal of Contemporary History* 33,4 (1998), S. 531-545.
- Gabriel, R., *The Mind of the Soviet Fighting Man: A Quantitative Survey of Soviet Soldiers, Sailors and Airmen*, Westport (Con.) 1984.
- ❖ Ders., *Soviet Military Psychiatry*, Westport (Con.) 1986.
 - ❖ Ders., *The Painful Field: The Psychiatric Dimension of Modern War*, New York (N.Y.) 1988.
- Garrard, J. und C. Garrard, *The Bones of Berdichev: The Life and Fate of Vasily Grossman*, New York (N.Y.) 1996.
- ❖ Dies. (Hrsg.), *World War 2 and the Soviet People: Selected Papers from the IV World Congress for Soviet and East European Studies, Harrogate, 1990*, Houndmills 1993.
- Garthoff, R.A., *How Russia Makes War*, London 1954.
- Geffer, M. (Hrsg.), *Golosa iz mira, kotorogo uze net 'vypusniki istoriceskogo fakul'teta MGU 1941g. v'pis 'mach i vospominanijach*, Moskau 1995.
- Geiger, H.K., *The Family in Soviet Russia*, Cambridge (Mass.) 1968.
- Getty, J.A. und R. Manning (Hrsg.), *Stalinist Terror: New Perspectives*, Cambridge 1993.
- ❖ Ders. und O. V. Naumov, *The Road to Terror: Stalin and the Self-Destruction of the Bolsheviks*, New Haven (Con.) und London 1999.
- Gilgen, A.R. et al., *Soviet and American Psychology during World War II*, Westport (Con.) 1997.
- Glantz, D.M., *From the Don to the Dnepr*, London 1991.
- ❖ Ders., «From the Soviet Secret Archives: Newly-Published Soviet Works on the Red Army, 1918-1991. A Review Essay», in: *Journal of Slavic Military Studies* 8,1995.
 - ❖ Ders. und J. House, *When Titans Clashed: How the Red Army Stopped Hitler*, Edinburgh 2000.
- Goncarova, A.V. (Hrsg.), *Vojny krovave svety: ustnye rasskazy o vojne*, Moskau 1979.
- Gordon, A.E., «Moskovskoe narodnoe opolcenie 1941 goda glazami ucastnika», in: *Otecestvennaja istorija* 3,2001, S. 158-163.
- Gozman, L. und A. Etkind, *The Psychology of Post-Totalitarian Russia*, London 1992.
- Grinker, R. und J. Spiegel, *Men Under Stress*, Philadelphia (Pas.) 1945.
- Gross, J.T., *Revolution from Abroad: The Soviet Conquest of Poland's Western Ukraine and Western Belorussia*, Princeton (N. J.) 1988.
- Grossman, A., «A Question of Silence: The Rape of German Women by Occupation Soldiers», in: *October* 72, 1995, S. 43-63.
- Grossman, Vasily, *Leben und Schicksal*, München 1984.
- ❖ Ders., *Die Kommissarin*, Kiel 1989.
 - ❖ Ders., *Alles fliesst...*, Berlin 1990.
- Guderian, Heinz, *Panzer-Marsch 324*, München 1957.

- Gudosnikov, J. N. (Hrsg.), *Russkie narodnye pesni i castuski Velikoj Otecestvennoj Vojny*, Tombov 1997.
- Gudsovskij, L., «Iz voennogo dnevnika 1941-2», in: *Rodina* 6/7, 1991, S. 66 f.
- Gusev, S.L., *Uroki grazdanskoj vojny*, Moskau 1921.
- Hagen, M. von, *Soldiers in the Proletarian Dictatorship: The Red Army and the Soviet Socialist State, 1919-1930*, Ithaca (N.Y.) und London 1990.
- ❖ Ders., «Soviet Soldiers and Officers on the Eve of the German Invasion: Towards a Description of Social Psychology and Political Attitudes», in: *Soviet Union/Union Soviétique* 18,1 (1991), S. 79-101.
- Harris, R., «The «Child of the Barbarian»: Race, Rape and Nationalism during the First World War», in: *Past and Present* 141 (1993), S. 170-206.
- Herr, Michael, *An die Hölle verraten*, München 1979.
- Hirschfeld, G. (Hrsg.), *The Politics of Genocide: Jews and Soviet Prisoners of War in Nazi Germany*, London 1986.
- Hodgson, K., *Written with the Bayonet: Soviet Russian Poetry of World War II*, Liverpool 1996.
- Holmes, R., *Acts of War: The Behavior of Men in Battle*, New York (N.Y.) 1987.
- Hynes, S., *The Soldier's Tale: Bearing Witness to Modern War*, London 1988.
- Ignatieff, M., «Soviet War Memorials», in: *History Workshop Journal* 17 (1984), S. 157-163.
- Inozemcev, N., *Cena pobedy v toj samoj vojne: frontevoj dnevnik N. Inozemceva*, Moskau 1995.
- Ivanov, F.I. (Hrsg.), *Voennaja psichiatrija: ucebnik dlja sluzatelej akademii i voenno-meditsinских fakul'tetov medicinskih institutov*, Leningrad 1974.
- Jakovlev, A.N. (Hrsg.), *1941 god*, 2 Bde., Moskau 1998.
- Jakovlev, I.K. (Hrsg.), *Vnutrennie vojska v velikoj otecestvennoj vojne 1941-1945 gg.*, Moskau 1975.
- Jukov, V.I. et al., *OSNAS: Ot brigady osobogo naznacenija k ,vypelu': 1941-1981*, Moskau 2001.
- Keegan, J., *The Face of Battle*, London 1977.
- ❖ Ders., *The Second World War*, London 1989.
- Keep, J.L., *Soldiers of the Tsar*, Oxford 1985.
- Kellett, A., *Combat Motivation: The Behavior of Soldiers in Battle*, Boston (Mas.) 1982.
- Knysevskij, P.N. (Hrsg.), *Skrytaja pravda vojny: 1941 god. Neizvestnye dokumenty*, Moskau 1992.
- Kolomenskij al'manach*, Moskau 2000.
- Kon, I. und J. Riordan, *Sex and Russian Society*, London 1993.
- Kondrat'ev, V., «Oplaceno krov'ju», in: *Rodina* 6/7 (1991), S. 6f.
- Kopelew, Lew, *Aufbewahren für alle Zeit!*, Hamburg 1976.
- ❖ Ders., *Verbietet die Verbote*, Hamburg 1977
- ❖ Ders., *Und schuf mir einen Götzen*, Hamburg 1979.
- Kosurin, V.S. (Hrsg.), *Narod i vlast' 1941-1945: novye dokumenty*, Moskau 1995.
- Kotkin, S., *Magnetic Mountain: Stalinism as a Civilization*, Berkeley und Los Angeles (Kal.) 1995.

- Kozlov, N.D., *Obscestvennoe soznanie v gody Velikoj Otecestvennoj Vojny*, Sankt Petersburg 1995.
- Krivosheev, G.E (Hrsg.), *Soviet Casualties and Combat Losses in the Twentieth Century*, London 1997.
- Krupjanskaja, W.J., *Frontovoj folklor*, Moskau 1944.
- ❖ Dies, und S.I. Minz, *Materialy po istorii pesni Velikoi Otecestvennoj Vojny*, Moskau 1953.
- Lebedeva, N.S., *Katyn: prestuplenie protiv celovecestva*, Moskau 1994.
- Levaseva, S. L., *Moral'nyj oblik sovetskoj vojny. Rekomendatelnyj ukazatel literatury*, Moskau 1950.
- Linz, S.J. (Hrsg.), *The Impact of World War II on the Soviet Union*, Totowa (N. J.) 1985.
- Littlejohn, D., *Foreign Legions in the Third Reich*, San Jose (Kal.) 1987.
- Lukov, G.D., *Psichologija. Ocerki po voprosam obucenija i vospitanija sovetskich vojskov*, Moskau 1960.
- Lynn, J., *The Bayonets of the Republic: Motivation and Tactics in the Army of Revolutionary France, 1791-1794*, Urbana (Ill.) 1984.
- Marshall, S.L.A., *Men Against Fire: The Problem of Battle Command in Future Wars*, New York (N.Y.) 1947.
- Merridale, Catherine, «The USSR Population Census of 1937 and the Limits of Stalinist Rule», in: *Historical Journal* 39,1 (1996), S. 225-240.
- ❖ Dies., «The Collective Mind: Trauma and Shell-shock in Twentieth-century Russia», in: *Journal of Contemporary History* 35,1 (2000), S. 39-55.
- ❖ Dies., *Steinerne Nächte: Leiden und Sterben in Russland*, München 2001.
- Mirskij, M.B., *Objazannyj zizn'ju*, Moskau 1991.
- Moskoff, W., *The Bread of Affliction: The Food Supply in the USSR during World War II*, Cambridge 1990.
- Mosse, G., *Fallen Soldiers: Reshaping the Memory of the World War*, Oxford 1990.
- Naimark, N.M., *The Russians in Germany: A History of the Soviet Zone of Occupation, 1945-1949*, Cambridge (Mass.) 1995.
- «O boevych dejstvijach 6 armii pri vychode iz okruzenija», in: *Voenna-istoriceskij zurnal* 22,7 (2001), S. 108-112.
- O'Brien, T., *The Things They Carried*, London 1991.
- Odom, W.E., *The Soviet Volunteers: Modernization and Bureaucracy in a Public Mass Organization*, Princeton (N. J.) 1973.
- Overy, Richard, *Russlands Krieg*, Reinbek bei Hamburg 2003.
- Ovsjannikov, M.V. (Hrsg.), *55 let Kurskoj bitve*, Kursk 1998.
- Pennington, R., *Wings, Women and War: Soviet Airwomen in World War II*, Lawrence (Kansas) 2001.
- Pervysin, W.G., «Ljudskie poteri v VOV», in: *Voprosi istorii*7 (2000), S. 116-122.
- Pesennik*, kommentierte Ausgabe, Moskau 1950.
- Pis'ma s fronta i na front*, 1941-1945, kommentierte Ausgabe, Smolensk 1991.
- Piterskij, L., «Syn polka», in: *Rodina* 2 (1995), S. 63-68.
- Pochlebkina, V.V., *Velikaja vojna i nesostojavsijsja mir, 1941-1945-1994*, Moskau 1997.
- Politovskaya, A., *A Dirty War*, London 2001.

- Poljan, P., *Ne po svoej vole*, Moskau 2001.
- Porsneva, O.S., *Mentalitet i social'noe pobedenie rabocich, krest'jan i soldat v periode pervoj mirovoj vojny*, Ekaterinburg 2000.
- Puskarev, L.N., «Pis'mennaja forma bytovanija frontovogo folklor», in: *Etnograficeskoe obozrenie* 4 (1995), S. 27-29.
- ❖ Ders., *Po dorogam vojny: vospominanija fol'klorista-frontovika*, Moskau 1995.
- Rabicev, L., «Vojnavse spiset», in: *Znamja* 2 (2005), S. 142-167.
- Rapoport, L., *Stalins War Against the Jews*, New York (N.Y.) 1990.
- Reese, R.R., *Stalins Reluctant Soldiers: A Social History of the Red Army, 1925-1941*, Lawrence (Kansas) 1996.
- ❖ Ders., *The Soviet Military Experience: A History of the Soviet Army, 1917-1991*, London 2000.
- Richards, E., *Old Soldiers Never Die*, London 1933.
- Rokossovskij, K.K., *Soldatskij dolg*, Moskau 1972.
- Rzevszkaja, E.M., *Vecernij razgovor: povesti, rasskazy, zapiski*, Sankt Petersburg 2001.
- Samarin, G., *Patrioticeskaja tema v pesennom tvorcestve russkogo naroda*, Frunse 1946.
- Samoilov, D., «Ljudi odnogo varianta. Iz voennyh zapisok», in: *Avrora* 1/2 (1990), S. 42-83 bzw. 50-96.
- Sapkin, J.M. und I.A. Al'man (Hrsg.), *Chronika civstv*, Jaroslavl 1990.
- Scepetov, K., *Nemcy – glazami russkich*, Moskau 1995.
- Scerbakova, I.L. (Hrsg.), *Celovek v istorii: Rossija-XX vek: vsereossijskij konkurs istoriceskich issledovatel'skich rabot staršklassnikov*, Moskau 2002.
- Schukow, G.K., *Erinnerungen und Gedanken*, Stuttgart 1969.
- Sella, A., *The Value of Human Life in Soviet Warfare*, London 1992.
- Senjavskaja, E.S., *Frontovoe pokolenie. Istoriko-psichologiceskoe issledovanie, 1941-1945*, Moskau 1995.
- ❖ Dies., «Zenskie sud'by skvoz' prizmu voennoj cenzury», in: *Voenna-istoriceskij archiv* 7,22 (2001), S. 81-107.
- Serdcova, A.P. und G.D. Karpov, *22 ijunja 1941 goda. Istorija i sud'by ljudej*, Moskau 1995.
- Service, R., *A History of Twentieth-Century Russia*, London 1997.
- Shalamov, V., *Kolyma Tales*, Harmondsworth 1994.
- Shalit, B., *The Psychology of Conflict and Combat*, Westport (Con.) und London 1988.
- Shephard, B., *A War of Nerves: Soldiers and Psychiatrists, 1914-1994*, London 2000.
- Shils, E. und M. Janowitz, «Cohesion and disintegration in the Wehrmacht in World War II», in: *Public Opinion Quarterly* 12 (1984), S. 280-315.
- Shukman, H. (Hrsg.), *Stalin's Generals*, London 1993.
- Sidel'nikov, V.M. (Hrsg.), *Krasnoarmejskij fol'klor*, Moskau 1938.
- Sidorov, S.G., *Trud voennoplennyh v SSSR 1939-1956 gg.*, Wolgograd 2001.
- Simonov, K., *Soldatskie memuary*, Moskau 1985.
- ❖ Ders., *Glazami celoveka moego pokolenija*, Moskau 1989.
- ❖ Ders., *Tage und Nächte*, Berlin 1946.
- ❖ Ders., *Die Lebenden und die Toten*, Berlin 1981.
- Sindel', A.D. (Hrsg.), *Po obe storony fronta: pis'ma sovetskich i nemeckich soldat*, Moskau 1995.

- Snetkova, E.M., (Hrsg.), *Pis'ma very, nadezdy, ljubvi: pis'ma s fronta*, Moskau 1999.
- Spil'rein, I.N., *Jazyk krasnoarmeica*, Moskau und Leningrad 1928.
- Stafonovskij, G.A. (Hrsg.), *Poslednie i pis'ma s fronta*, 3 Bde., Moskau 1991.
- Stalin, I.V., *O velikoj otecestvennoj vojne sovetskovo sojuza*, Moskau 1947.
- Stites, R. (Hrsg.), *Culture and Entertainment in Wartime Russia*, Bloomington und Indianapolis 1995.
- Stone, N., *The Eastern Front, 1914-1917*, London 1975.
- Stouffer, S.A. (Hrsg.), *The American Soldier*, 2 Bde, Princeton (N. J.) 1949.
- Stroki, opalemye vojnoj: sbornik pisem voennyh let*, kommentierte Ausgabe, Belgorod 1998.
- Suvorov, V., *Inside the Soviet Army*, New York 1982.
- ❖ Ders., Deg M.: *Kogda nacalas vtoraja mirovaja vojna?*, Moskau 1994.
- Sword, K., *Deportation and Exile: Poles in the Soviet Union, 1939-1948*, Houndmills 1994.
- Temkin, G., *My Just War: The Memoirs of a Jewish Red Army Soldier in World War 11*, Novato (Kal.) 1998.
- Terkel, S., *The Good War: An Oral History of Word War 11*, New York (N.Y.) 1984.
- Thomson, A., *Anzac Memories: Living with the Legend*, Melbourne 1994.
- Todd, A.C. und M. Hayward (Hrsg.), *Twentieth-Century Russian Poetry*, London 1993.
- Tolstoy, N., *Victims of Yalta*, London 1977.
- Tomaselli, S. und R. Porter (Hrsg.), *Rape: An Historical and Social Enquiry*, Oxford 1986.
- Tumarkin, N., *The Living and the Déad. The Rise and Fall of the Cult of World War 11 in Russia*, New York (N.Y.) 1994.
- Velikaja Otecestvennaja: Russkij Archiv*, mehrere Bände, Moskau 1997-2005.
- Velikaja Otecestvennaja Vojna, 1941-1945, voenno-istoriceskie ocerkie*, 4 Bde., mehrere Herausgeber, Moskau 1998/99.
- Velikaja Otecestvennaja Vojna v ocenke molodych*, Sammelband, Moskau 1997.
- Volkova, N.B., «Materialy velikoj otecestvennoj vojny v fondach CGALISSR», in: *Vstreci s proslym* 6 (1988), S. 435-459.
- Vserossijskaja kniga pamjati, 1941-1945*, Moskau 1995.
- Vylcan, M.A., «Deportacija naradov v gody velikoj otecestvennoj vojny», in: *Etnograficeskoe obozrenie* 3 (1995), S. 26-44.
- ❖ Ders., «Prikaz i propoved: sposoby mobilisacii resursov derevni v gody vojny», in: *Otecestvennaja istorija* 3 (1995), S. 69-80.
- Weiner, A., *Making Sense of War: The Second World War and the Fate of the Bolshevik Revolution*, Princeton (N. J.) 2001.
- Werth, Alexander, *Russland im Krieg 1941-1945*, München 1965, englische Ausgabe: *Russia at War 1941-45*, London 1964.
- Williams, B.G., «The Hidden Ethnic Cleansing of Muslims in the Soviet Union: The Exile and Repatriation of the Crimean Tatars», in: *Journal of Contemporary History* 37,3 (2002), S. 322-347.
- Zaloga, S. J. und L. S. Ness, *Red Army Handbook, 1939-1945*, Stroud 2003.
- Zubkova, E.J., *Obscestvo i reformy 1945-1964*, Moskau 1993.

Namenregister

- Abakumow, Victor S. 108
Ageew (Nachwuchsoffizier) 193, 204, 210,
260, 265-268, 272, 356 f., 365
Ahmetow (politischer Offizier) 289
Alexandrow, G.E 330
Alexijewitsch, Swetlana 220, 245, 267, 272,
398
Allah 32, 175
Allmendinger, Karl 286
Andreew (Rotarmist) 281 f.
Andrejewitsch, Wasili 276
Anfilow, Wladimir 273
Anisko (Rotarmist) 274
Anonyma (Berlinerin) 343, 349, 360 f.
Aronow, Jakow Sinowiewitsch 328-330,
332, 336-338, 345, 352
Astafew, Victor 256
- Bach, Johann Sebastian 200
Bagration, Pjotr Iwanowitsch 290 f.
Barsow, Viktor 194
Bartov, Omer 26
Batscharow (Major) 284
Bedni, Demian 218
Beiasch, Juri 27
Below, Nikolai 207 f., 230, 242 f., 247, 249,
258, 290, 293-295, 302 f., 346, 363 f. 366
Belowa, Mascha 29
Berggolts, Olga 214
Beria, Lawrenti 288
- Bessmertnij (Imker) 274 f.
Besuglow (Rotarmist) 330, 342
Blair, Tony 34
Blochin (Oberst) 100
Bogomolow (Hauptmann) 227
Boldin, Iwan Washewitsch 49, 103-105
Brandt, Karl-Friedrich 249
Breschnew, Leonid 406, 408, 411, 418
Budjonni, Semjon Michailowitsch 181, 225
Bykow, Basil 155
- Chabibulin (Rotarmist) 156
Chmelnizki, Bogdan 203
Chruschtschow, Nikita 406
Churchill, Winston 117, 378, 410
- Degtjarew, Wasili 83
Denikin, Anton (General) 38
Donskoi, Dmitri 152, 246
Dorodni (Kommandeur) 146
Druzba, O.W 114
Dserschinski, Felix 57
Dsgan, Efim 36, 40
- Ehrenburg, Ilja 129, 207, 330f., 381
Eisenhower, Dwight D. 290, 303
Eisenstein, Sergei 35
Ermolenko, Wasili 255, 295, 302, 304f.,
307 f., 312, 336 f., 352, 365, 376 f.
Ewseew (Marineoffizier) 99f., 171 f.

Fedjuninski (General) 116, 119
 Franco Bahamonde, Francisco 64
 Frunse, Timur 50

Gawrilow, P.M. 383
 Gefter, Michail 372
 Goebbels, Joseph 32, 336, 348
 Goethe, Johann Wolfgang von 200
 Golikow (General) 211
 Golubew (General) 103 f.
 Gorbatschow, Michail 177, 410
 Gordienko (Kommandeur) 87
 Gordon, Abram Ewseewitsch 141-143, 151
 Gorin, Iwan 155, 179, 218, 225 f.
 Göring, Hermann 335
 Gorki, Maxim 392
 Grigorewitsch, Boris 326
 Grischin (Regimentsführer) 282-284
 Gromow, Michail Michailowitsch 38
 Grossman, Atina 342
 Grossman, Wasili 17, 199, 398
 Guderian, Heinz 136
 Gudsowski (Rotarmist) 173
 Gusew, Iwan 239-241, 245

Heine, Heinrich 200
 Heysing, Günter 136-139
 Hitler, Adolf 13 f., 24, 40, 49 f., 64, 67, 88
 f., 102, 108, 116, 118, 124, 135, 194, 219,
 243, 252, 281, 285, 287, 291, 315 f., 326,
 357 f., 362, 408, 413
 Hoepner, Erich 136, 139
 Hoth, Hermann 243 f., 247

Ilf, Ilja 344
 Isaew (politischer Offizier) 289
 Iwanowitsch, Michail 138f., 164f., 397, 415

Jaenecke, Erwin 286
 Jegorow (Feldwebel) 362
 Jeremenko (Marschall) 129

Kalinin, Michail 345, 370, 387, 394
 Kamenschtschikow (Offizier) 100 f.
 Kamera (General) 146
 Kantarija (Feldwebel) 362
 Karp, Alexander 190-192, 194
 Keitel, Wilhelm 364 f.
 Kirillowitsch, Kirill 49f., 138, 272, 326,
 349,354,388
 Kirow, Sergei 58
 Kjun (Moskowiter) 109
 Konew, Iwan 49, 181, 350, 359, 361
 Kopelew, Lew 45, 47, 59, 299, 313, 333-335,
 340 f., 347, 350, 353, 366
 Korneitschuk, Alexander 182
 Kosmodemjanskaja, Soja 214
 Kosygin, Alexei 262
 Kowaltschenko (Kavallerist) 141
 Krupjanskaja, W.U. 221
 Kusnezow (Kommandeur) 103
 Kusnezow, Fedor (Rotarmist) 289
 Kusnezow, Orest (Militärjurist) 265, 368
 Kusnezowa, Natalja 399
 Kutusow, Michail 141,152,246

Lebedew-Kumatsch, Wasili 36 f. 218 f.
 Lenin, Wladimir Iljitsch 14, 41, 57 f., 60, 66,
 80, 100, 152, 185, 344, 358, 370, 373,
 416, 418
 Lewitan, Juri 367
 Liskow, Alfred 100 f.
 Ljachow, Lew Lwowitsch 56
 Longfellow, Henry Wadsworth 221
 Lwowitsch, Lew 175, 178, 215 f., 243, 245 f.

Maglakelidse, Schalwa 163
 Makarow (Kommandeur) 283
 Malaparte, Curzio 14
 Malkow (Politruk) 97
 Malyschkin (Generalmajor) 280
 Martel (Generalleutnant) 65 f.
 Martow (Offizier) 259
 Marx, Karl 100, 200, 332, 344, 416
 Mauritz (Moskauerin) 109

- Mechlis, Lew 78, 87, 126 f., 131, 160, 169f., 180f.
- Michailowna, Walerija 29-33
- Mikojan, Anastas 47, 119
- Mikojan, Sergo 50
- Minin, Kusma 152
- Model, Walter 242 f.
- Molotow, Wjatscheslaw Michailowitsch 65, 88, 99, 103, 106 f., 110, 125, 377, 405
- Montgomery, Bernard Law 227
- Moskwin, Nikolai 117f., 132-134, 148, 152-154, 161, 165 f., 178, 208 f., 280, 282-284, 305, 416
- Mussolini, Benito 141,409
- Napoleon Bonaparte 11, 118, 141, 217, 246, 290
- Natanowitsch, Ilja 59-61
- Nemanow, Ilja 205f., 213 f., 266
- Newski, Alexander 152
- Nietzsche, Friedrich 287
- Nikolaus II. (Zar) 216
- Oktjabskaja, Marija 275
- Orlowa, Raisa 55
- Oserow (Deserteur) 230
- Overy, Richard 16, 385, 403
- Panilow (Kommandeur) 144
- Pankaiko (Marineinfanterist) 198
- Paschin, P.L. 263
- Paulus, Friedrich 196, 199-202
- Pawlow, D. G. (Generaloberst) 100-105, 131
- Petrow, Ewgeni 171
- Ponomarenko (KP-Chef Weissrusslands) 130
- Poscharski, Dmitri 152
- Prokofiew, Sergei 36
- Puschkarew, Lew 222, 388
- Putin, Wladimir 410
- Rabitschew, Leonid 339, 342, 350
- Rachin, Iwan 339
- Raskowa, Marina 188
- Reese, Roger 76, 85
- Reuber, Kurt 201
- Ribbentrop, Joachim von 89, 107
- Richard, Cliff 39
- Rokossowski, Konstantin 85, 200, 207, 234, 243, 316, 328, 340
- Romanow (Zarendynastie) 185
- Rommel, Erwin 227
- Rotmistrow, Pawel 243
- Rudnewa, Schenja 59
- Saizew (Politruk) 81
- Saizew, Wasili (Scharfschütze) 214
- Samoilow, David 25, 105, 189f., 193, 215 f., 224, 257, 259, 274, 276 f., 365
- Schewelew, Anatoli 264f., 411 f., 419
- Schigalow (Moskauer KP-Mitglied) 109
- Schukow, Georgi 49, 140, 181, 197, 227 f., 242, 254, 291, 301-303, 328, 352, 359, 361,364 f., 373 f., 381 f., 394, 416 f.
- Schulenburg, Graf Friedrich Werner von 103
- Schuljak (Rotarmist) 133
- Sebelew, Petr 358
- Semenow (Politruk) 81
- Senjavsckaja, Elena 62
- Serdjuk (Ausbilder) 189f., 193
- Sergii, Metropolit von Moskau und Kostroma 152
- Simon, Max 240
- Simonow, Konstantin 61, 117, 146, 160, 169f., 207, 217f., 221, 256, 269, 370
- Slesarew, Alexander 229, 239, 243 f., 247 f., 250, 260 f., 307, 309, 331 f., 399
- Slesarew, Wasili 167
- Sluzki, Boris 410
- Speer, Albert 238
- Stalin, Josef (Iossif) Wissarionowitsch 16, 18, 22, 24, 27 f., 32, 35, 37, 39 f., 43-45, 51, 53, 59-61, 63, 66, 68-70, 78, 80, 83 f., 88-90, 92, 94 f., 97 f., 101 f., 105-108, 114-118, 121,

128-130, 132, 134, 138, 140, 144 f., 152,
154-156, 164 f., 167-169, 174, 176-180,
182, 185, 197, 193 f., 203 f., 211-213,
216-219, 221f., 224, 226, 228, 242, 250,
252 f., 270. 280f., 284f., 291, 196 f., 306,
308 f., 315-317, 319 f., 322, 326, 330,
336, 340, 342, 351, 359, 361f., 371, 373-
379, 381, 383 f., 386, 390, 394 f., 397,
402, 405-407, 416 f., 419

Stalin, Wasili 50
Steinbeck, John 20
Suworow, Alexander 152

Taranitschew, Vitali 229, 236, 254 f., 268-
271, 285, 346, 353 f., 364, 375 f., 399
Temkin, Gabriel 73, 119, 343 f.
Tennyson, Alfred Lord 221
Timoschenko, Semen 49, 101f.
Timur 174, 193
Todleben, Eduard Iwanowitsch 286
Tolstoi, Lew Nikolaewitsch 65, 216, 413

Truman, Harry 378
Tschernjakowski, Iwan 328, 336, 342
Tschuikow, Wasili 181, 195 f., 198f., 299,
306, 315, 357-359, 361
Tuchatschewski, Michail Nikolaewitsch 58,
84f.
Tulebaew, Ibrai 162E
Twardowski, Alexander 16 f., 220

Wasilewitsch, Iwan 313 f.
Wasilewski, Alexander 176
Wasjukow (Artilleriekommandeur) 146
Watutin, Nikolai 243, 281
Weidling, Helmuth 362 f.
Werth, Alexander 50, 114f., 141, 152, 161f.,
186, 199, 201f., 279, 285, 287, 323 f., 367
Wiktorow, Anatoli 189
Wlasow, Andrei 280, 384-386
Wodopjanow, Michail Wasiliewitsch 38
Wolkow, Mischa 112f., 122, 147f., 194
Woroschilow, Kliment 38, 49, 56, 87, 121,
180

Simon Sebag Montefiore

Stalin

Am Hof des roten Zaren

Aus dem Englischen von Hans Günter Holl

912 Seiten. Gebunden

Mörderische Intrigen, geheime Bündnisse und unablässige Rivalitäten bestimmten das Leben hinter den Kremldauern. Aber man feierte auch, spielte mit den Kindern und fuhr gemeinsam in die Sommerfrische ans Schwarze Meer. Stalins eisige Macht im Kreml wäre ohne seinen «Hofstaat» nicht möglich gewesen. Unveröffentlichte Briefe, u.a. von seiner zweiten Frau Nadja, geheime Tagebücher, Notizen und Protokolle von Ministern und Beratern wie Molotow oder Beria erzählen uns in Simon Sebag Montefiores Bestseller auf höchst anschauliche Weise den Alltag am Hof des roten Zaren.

«Simon Sebag Montefiore hat es geschafft,
uns ein ungewöhnlich persönliches Bild vom alltäglichen
Leben im Kreml zu geben. Eine packende Darstellung.»

Robert Service, Oxford University

S. Fischer

Die Zeit des Nationalsozialismus

Eine Buchreihe

Herausgegeben von Walter H. Pehle

«Die Reihe wirkt als ein mächtiger Sperrriegel gegen das Vergessen und Verdrängen» *Volker Ullrich, Die Zeit*

Thema: Antisemitismus

- | | |
|--|--|
| Ursula Büttner (Hg.)
Die Deutschen und die Juden-
verfolgung im Dritten Reich
Band 15896 | Stephan Malinowski
Vom König zum Führer
Deutscher Adel und Nationalso-
zialismus
Band 16365 |
| Detlev Claussen
Grenzen der Aufklärung
Die gesellschaftliche Genese des
modernen Antisemitismus
Band 16389 | Walter H. Pehle (Hg.) Der Ju-
denpogrom 1938
Von der «Reichskristallnacht»
zum Völkermord
Band 24386 |
| Frank Bajohr
«Unser Hotel ist judenfrei»
Bäder-Antisemitismus im 19. und
20. Jahrhundert Band 15796 | Hans Safrian
Eichmann und seine Gehilfen
Band 12076 |
| Gabriele Lotfi
KZ der Gestapo
Arbeitserziehungslager im Dritten
Reich
Band 15134 | Ernst Simmel (Hg.)
Antisemitismus
Band 15530 |

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Zeit des Nationalsozialismus

Eine Buchreihe

Herausgegeben von Walter H. Pehle

«Die Reihe [...] belebt immer wieder die zeitgeschichtliche Diskussion» *Hans Mommsen*

Thema: Holocaust

Götz Aly «Endlösung» Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden
Band 14067

Ulrich Herbert, Karin Orth, Christoph Dieckmann (Hg.)
Die nationalsozialistischen Konzentrationslager Entwicklung und Struktur Dokumentation
Band 15516

Ulrich Herbert (Hg.)
Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1945 Neue Forschungen und Kontroversen
Band 13772

Raul Hilberg
Die Vernichtung der europäischen Juden Aus dem Amerikanischen von Christian Seeger, Harry Maor, Walle Bengs und Wilfried Szepan Band 24417

Raul Hilberg
Täter, Opfer, Zuschauer Die Vernichtung der Juden Aus dem Amerikanischen von Hans Günter Holl Band 13216

Hermann Langbein, Adalbert Rückeri und Eugen Kogon (Hg.)
Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas Eine Dokumentation
Band 24353

Fischer Taschenbuch Verlag

Die Zeit des Nationalsozialismus

Eine Buchreihe

Herausgegeben von Walter H. Pehle

«Die Schwarze Reihe mit ihren Zeitzeugnissen, Dokumentationen und Analysen ist ein unumgänglicher Bestandteil der Literatur über den Nationalsozialismus – ein Triumph der Aufklärung.» *Raul Hilberg*

Thema: Zeitzeugenberichte

Robert Antelme

Das Menschengeschlecht

Aus dem Französischen

von Eugen Helmlé

Band 14875

Anne Frank

Tagebuch

Band 15277

Willi Graf

Briefe und Aufzeichnungen

Herausgegeben von Inge Jens

und Anneliese Knoop-Graf

Band 12367

Cioma Schönhaus

Der Passfälscher

Die unglaubliche Geschichte ei-

nes jungen Grafikers, der im Un-

tergrund gegen die Nazis kämpfte

235 Seiten. Leinen

Scherz Verlag

Gideon Greif

«Wir weinten tränenlos...»

Augenzeugenberichte der

jüdischen «Sonderkommandos

in Auschwitz

Aus dem Hebräischen

von Matthias Schmidt

Band 13914

Sebastian Haffner

Anmerkungen zu Hitler

Band 23489

Wieslaw Kielar

Anus Mundi

Fünf Jahre Auschwitz

Aus dem Polnischen von

Wera Kapkajew

Band 23469

Fischer Taschenbuch Verlag